



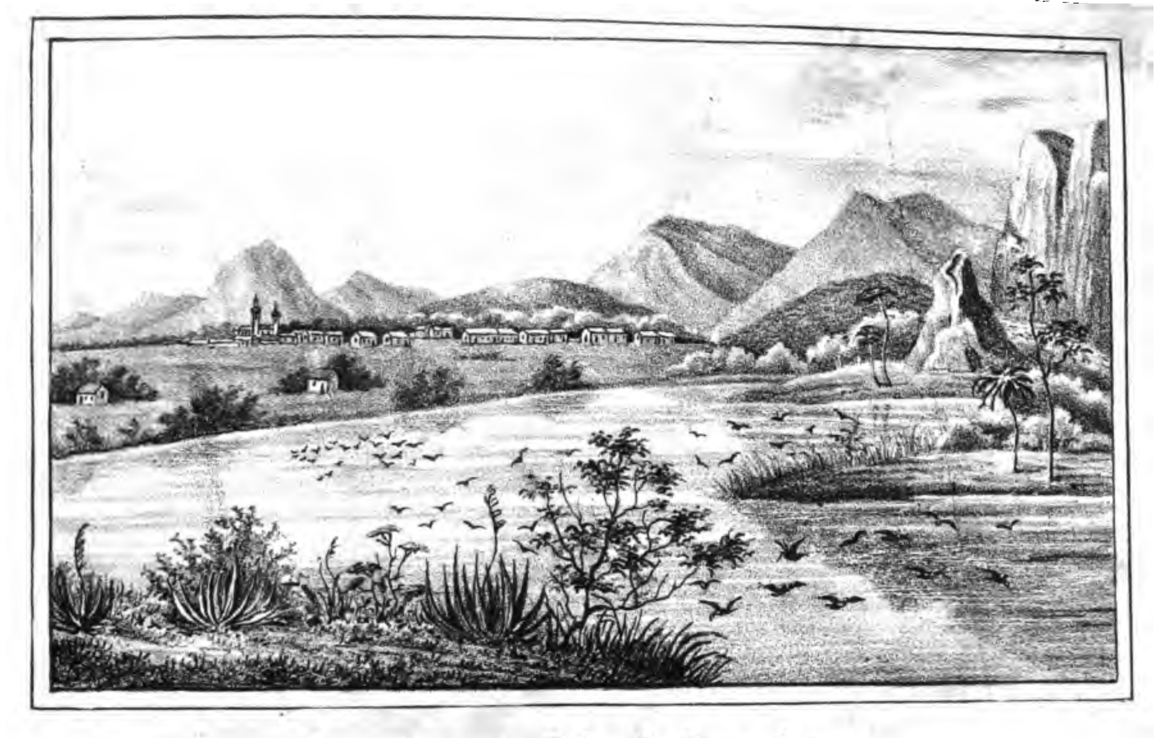

SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868






SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Joazeiro am Rio de Francisco.

Reise in Brasilien

von

Dr. J. Bapt. v. Spix & Dr. C. Fr. Ph. v. Martius.

Für die reifere Jugend bearbeitet

und

mit Worterklärungen versehen

von

Dr. Joseph von Hefner.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Augsburg, 1854.
In George Jaquet's Verlagsbuchhandlung.

Vorwort.

Die rege Theilnahme, die ich jedesmal fand, wenn ich jungen Leuten einzelne Auszüge der eben so interessanten als lehrreichen Reisebeschreibung der Herren von Spix und von Martius mittheilte, veranlaßten mich, den, seinen Mitarbeiter überlebenden Verfasser derselben, Herrn Hofrath von Martius mit der Bitte anzugehen, mir zu erlauben, eine Bearbeitung dieser für die Jugend unternehmen zu dürfen. Die bekannte Humanität des Verfassers bewährte sich auch hier, wie andern Orts.

Die Auswahl dessen, was in dieser Bearbeitung aufgenommen und weggelassen werden sollte, war schwieriger, als man sich wohl denken möchte. Wie in einen magischen Garten versetzt, ist die pflückende Hand unschlüssig, ob sie hier diese Blüthe wähle, die durch Farbenpracht das Auge besticht, oder jene dort, die in bescheidenem Gewande weithin ihr Aroma duftet, überall vermählt sich das Schöne mit dem Guten!

Bei der großen Auswahl der Gegenstände mußte nun der Herausgeber vornehmlich auf den Zweck seiner Bearbeitung, nämlich eine Reisebeschreibung für die reifere Jugend zu liefern, Rücksicht nehmen; dadurch konnte nun

erstens, das rein Wissenschaftliche, Sprach- und Fachstudium Betreffende und

zweitens das, was auf des Sexualverhältniß jener Naturvölker Bezug hat, keine Aufnahme finden.

Rücksichtlich des Zuviel und Zuwenig einer unbelehrenden Erzählung und unzeitiger Gelehrsamkeit glaubt der Herausgeber die Mittelstrasse eingeschlagen und das Rechte getroffen zu haben. Fast überall sind die eigenen Worte des Verfassers beibehalten, da der Herausgeber einerseits nichts Besseres bieten zu können glaubte, andernseits aber dieß der Achtung schuldig zu seyn vermeinte, die er für den Verfasser hegt, den er mit Dankbarkeit und Stolz seinen Lehrer zu nennen, die Ehre hat.

So möge nun in dieser Bearbeitung eine Vorhalle gebaut seyn, die einen sehnsuchtsvollen Blick in den Tempel gestattet, den zu betreten nur die Weihe reiferer Jahre gönnt, welches Glück hiemit allen seinen jungen Lesern von Herzen wünscht

Der Herausgeber.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede.
Abreise von München über Wien nach Triest 1
Abreise von Triest. Fahrt durch das mittelländische Meer bis Gibraltar 5
Aufenthalt in Gibraltar und dessen Umgebungen 20
Fahrt von Gibraltar nach Madeira und durch den atlantischen Ocean nach Rio de Janeiro 26
Aufenthalt in Rio de Janeiro 45
Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro 62
Reise von Rio de Janeiro nach der Stadt S. Paulo . . . 88
Aufenthalt in der Stadt S. Paulo 114
Reise von der Stadt S. Paulo nach der Eisenfabrik von Ypanema 120
Reise von S. João Ypanema nach Villa Rica 138
Aufenthalt in der Stadt Villa Rica 158
Reise von Villa Rica zu den Coroados-Indianern am Rio Xipotó 163
Wanderungen in der Umgegend von Villa Rica 191
Reise von Villa Rica nach dem Diamantendistrikte . . . 197
Aufenthalt in Tejuco und Ausflüge in dem Diamantendistrikte . 207
Reise von Tejuco in den Terma von Minas Novas . . . 221
Reise durch den Sertão an den Rio de S. Francisco. . . . 238

Inhalt des zweiten Bandes.

Reise nach dem Vão de Paranan, an der Grenze von Goyaz und zurück nach Malhada, am Rio de S. Francisco 3
Reise von Malhada durch das Innere der Provinz von Bahia nach der Hauptstadt Bahia de Todos os Santos . . . 15
Aufenthalt in der Stadt S. Salvador oder Bahia 31
Reise nach der Comarca dos Ilheos und zurück nach Bahia . 42
Reise durch den Sertão von Bahia nach Joazeiro, am Rio de S. Francisco . . . . : 62
Aufenthalt in Joazeiro, und Reise von da durch einen Theil der Provinz Pernambuco nach Oeiras, der Hauptstadt von Piauhy 78
Reise von Oeiras über Cachias nach S. Luiz, der Hauptstadt von Maranhão 91
Aufenthalt in S. Luiz de Maranhão und in dessen Umgebungen 109
Seereise von S. Luiz nach S. Maria de Belem, Hauptstadt der Provinz von Gram Pará 114
Aufenthalt in der Stadt S. Maria de Belem do Gram Pará . 117
Ausflüge in die Umgegend von Pará, und Vorbereitungen zur Reise auf dem Amazonenstrome ins Innere 132

	Seite
Reise von Pará durch den Archipel in den Amazonenstrom und auf diesem bis zur Enge von Obydos	147
Reise von der Enge von Obydos nach der Fortaleza da Barra, dem Hauptorte der Provinz von Rio Negro	177
Aufenthalt in der Fortaleza da Barra do Rio Negro und Ausflüge in der Umgegend	197
Reise von der Barra do Rio Negro auf dem Solimoês nach der Villa de Ega	206
Des Dr. Spix. Reise von Ega den Solimoês aufwärts bis nach dem Grenzpresidio de Tabatinga, und zurück nach der Barra do Rio Negro	224
Des Dr. Martius Reise von Ega den Yupura aufwärts bis an den Fall von Arara-Coara, und zurück nach der Barra do Rigo Negro	233
Reise von der Barra do Rio Negro in den Madeirastrom zu den Indianern Mundrucus und Manhés, und zurück nach Pará	272
Letzter Aufenthalt zu Pará, und Rückkehr über Lissabon nach München	284

Erklärung der Abbildungen.

Diamanten-Wäscherei. (Titelbild. Siehe S. 214. des erst. Bds.) — Die nach Diamanten suchenden Negersklaven sitzen der Reihe nach auf einem Brette in einem seichten Teiche. Einige sind beschäftigt, die aus dem Flußbette dieses Gebirges heraus gehobenen und zunächst aufgeschütteten Kies mittelst hölzerner Schüsseln zu waschen; Andere strecken die Arme und offenen Finger in die Höhe, um zu zeigen, daß sie in der nun leer auf dem Wasser schwimmenden Schüssel nichts gefunden haben, oder sie holen nun neuen Kies von dem Haufen herbey. Vor dem Teiche steht eine Schüssel mit klarem Wasser, in welche ein Neger den eben gefundenen Diamanten zu legen im Begriffe ist, nachdem er ihn zwischen den empor gehobenen Fingern gezeigt hat. Rechts und links sitzt etwas erhaben unter einem Sonnenschirme ein Aufseher (Feitor), um die Wäscher zu beobachten. Der Administrator, welcher eben angekommen ist, nimmt die gefundenen Diamanten in einen Beutel auf.

Vogelteich. (Siehe S. 249. d. erst. Bds.) Ein Bild des ursprünglichen Naturzustandes: das Reich der Vögel im vollen Genuße des eingeborenen Triebes. Im Walde, der das reich belebte Gewässer umsäumt, häufige Lianen von Cissus, die Ambaüba, die Macaübapalme und das große Pfeilrohr.

Joazeiro am Rio de Francisco. (Titelbild. Siehe S. 80. des zweit. Bds.) Von dem gegenüber liegenden Ufer des Stroms, in der Provinz Pernambuco, gezeichnet. Im Vordergrunde der weidenartige Baum Mangue branco und Ilha do Fogo, ein kleines Eiland im Flusse; im Hintergrunde die Serras da Batateira und do Salitre.

Amazonenstrom bis zur Enge von Obydos. — (Siehe Seite 175 des zweiten Bds.) Diese Ansicht vom Strome aus gezeichnet, stellt denselben in seiner Enge dar, wo er noch eine Breite von 869 Klafter hat. — **Obydos.** (Siehe S. 177 des zweit. Bds.) Diese Ansicht ist von dem nördlichen Ufer der Obydos gegenüber liegenden Insel Paricatuba aufgenommen.

Abreise von München über Wien und Triest.

Seine Majestät der König von Bayern, dieser großsinnige Beförderer der Wissenschaften, hatte, überzeugt von den Vortheilen, welche für letztere und für die Menschheit überhaupt aus der Kenntniß des erst seit einigen Jahrhunderten entdeckten Amerika's hervorgehen würden, beschlossen, der königl. Akademie der Wissenschaften den Auftrag zu ertheilen, zu einer wissenschaftlichen Reise in das südliche Amerika tüchtige Männer auszuwählen. Die Wahl fiel auf die beiden Mitglieder der königl. Akademie, den Zoologen Dr. v. Spix und den Botaniker Dr. v. Martius.

Die Vermählung Ihrer K. K. Hoheit Karolina, Josepha, Leopoldina, Erzherzogin von Oesterreich, mit Sr. K. Hoheit Don Pedro d'Alcantara, Kronprinzen von Portugal, Algarbien und Brasilien, bot die schönste Gelegenheit zur Ausführung der königl. Absicht dar. Der k. k. Hof gedachte Gelehrte im Gefolge der erlauchten Braut nach Brasilien abgehen zu lassen, und an diese schlossen sich nun jene zwei bayerischen Naturforscher an.

Wir erhielten — so beginnen die beiden Reisenden ihren Reisebericht — am 28. Januar 1817 die Weisung, eiligst nach Wien und von da nach Triest abzugehen, um uns dort auf den bereit liegenden Fregatten nach Rio de Janeiro einzuschiffen.

Nachdem alles möglichst vorbereitet, und die Bücher, Instrumente, die Feldapotheke und der sonstige Reiseapparat direct nach Triest abgeschickt waren, traten wir am 6. Februar die Reise von München nach Wien an, wo wir am 10. Februar

anlangten. Am 4. März verließen wir die Kaiserstadt und reisten nach Triest ab. Von Laibach schlugen wir den Weg nach Idria, zwei Posten seitwärts von der Straße gelegen, ein. Wir brachten hier einige Tage mit der Betrachtung und Untersuchung der berühmten Quecksilberbergwerke zu, welche jährlich dreitausend Centner Quecksilber liefern. Von hier in die Straße zurücklenkend, besichtigten wir bei Adelsberg die im Höhlenkalk bestehenden Grotten, in welchem nicht nur Schädel und andere Knochen von Menschen, sondern auch mit dem Kalkstein verwachsene Reste von Tapirartigen Thieren gefunden wurden.

Die Straße führte uns über die Abdachung der julischen Kalkalpen, auf welcher viele, Muschelversteinerungen enthaltende Felsenblöcke zerstreut liegen, nach der schönen Hafenstadt Triest hinab, wo wir am 10. März anlangten. Von der Höhe des Karstes bei Obczina breitete sich der adriatische Golf, zwischen der italienischen und istrischen Küste, majestätisch vor uns aus, und wir erblickten die beiden österreichischen Fregatten, aus den übrigen Masten hervorragend, zur Abreise bereit, vor Anker liegen.

Triest, die Hauptstadt Illyriens, ist, durch seine Lage am adriatischen Meerbusen, eine der wichtigsten italienischen Seestädte für den levantischen Handel. Die alte Stadt ist längs des Abhanges eines Berges, worauf das Castell steht, die neue am Ufer des Meeres gebaut; letztere besteht aus einigen schönen Straßen mit großen Häusern zunächst einem Kanal, auf welchem die Kaufmannsgüter bequem vom Meere bis ins Innerste der Stadt geführt werden. Die Einwohner sind von griechischer, illyrischer, italienischer, größtentheils aber von deutscher Abkunft. Der Markt, reich an den trefflichsten Südfrüchten, so wie an den sonderbarsten Erzeugnissen des Meeres, beurkundet durch den Zusammenfluß der Producte des Südens und des Nordens die glückliche Lage dieser Stadt. Obgleich sich nahe an ihr, und zwar gegen Norden, ein hoher Berg erhebt, ist doch der Hafen nicht hinreichend vor Winden gesichert, und die Kälte bisweilen empfindlich. Der warme Sirocco, welcher manchmal von Africa herweht, ist sehr betäubend und nicht selten Ursache von Krankheiten. Zur Zeit unserer Ankunft war die Vegetation beinahe noch erstarrt. Das Meer bot jedoch eine reichere Ausbeute an Thieren und Seepflanzen dar. In dem Gasthofe, wo wir abge-

stiegen waren; ergriff uns schmerzlich die Nachricht, welche wir nach den ersten Tagen unseres Aufenthaltes vernahmen, daß das von uns bewohnte Zimmer dasselbe sey, in welchem Winkelmann einst seinen Tod fand. Wir waren hier Nachbarn des Commandanten beider Fregatten, Nicola de Pasqualigo, Nobile di Venezia. Er führte uns sogleich in unseren künftigen Wohnort, die Fregatte Austria, welche nebst der Augusta im Arsenal von Venedig erbaut und ausgerüstet, nach den Befehlen des k. k. österreichischen Hofes die Bestimmung hatte, den größten Theil der Großbothschaft und der Gesandtschaft am brasilianischen Hofe, die Mitglieder der naturforschenden Expedition und einige Abgeordnete für den, mit Brasilien zu eröffnenden, Handelsverkehr aufzunehmen, so wie die für letzteren Zweck herbeigeschafften österreichischen Handelsartikel zu laden. Die Officiere und Mannschaft waren zum Theil Deutsche, meistens aber Venezianer.

Alles war zur Abreise bereit und auch wir hatten unsere Vorkehrungen beendet, als die Nachricht einlief, daß die Gesandtschaft noch länger als eine Woche ausbleiben würde. Wir beschlossen daher, ehe wir den vaterländischen Boden verließen, noch den der Kunst geweihten Venedigs zu begrüßen. Dazu bot die Rücksendung einer kaiserlichen Brigg, welche Nachträge zur Armirung aus dem venezianischen Arsenale gebracht hatte, die beste Gelegenheit dar. Am 5. März in der Nacht segelten wir ab, und schon am Morgen standen wir am Eingang des Hafens von Venedig. Die See ging hoch und die unruhige Bewegung des Schiffes hatte auch in uns nicht verfehlt, die gewöhnliche krankhafte Wirkung hervorzubringen; doppelt froh waren wir daher, die gefährliche Einfahrt überstanden zu haben, und festen Fuß auf den Marcusplatz setzen zu können. Um die Stadt kennen zu lernen, fuhren wir auf einer der hier gewöhnlichen schwarzen Gondeln durch das Labyrinth von Kanälen zu jenen herrlichen Gebäuden, den Denkmälern der Zeit, wo Venedig im Besitze der Herrschaft des Mittelmeeres, alle Schätze des Orients nach dem europäischen Welttheil brachte. Ihr gegenwärtiger Zustand zeugt jedoch von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes. Was aber der Welthandel Rühmliches und Großes hervorbringen konnte, ist in dem architectonischen Monumenten des Marcusplatzes aufbehalten, deren Inneres die Kunst eines Tintoret, Paul Veronese und Titian, durch ihr warmes und lebendiges Colorit, bei dem Verfalle der Republik gleich den letz-

ten Strahlen der untergehenden Sonne, verherrlicht hat. Vom Marcusthurme aus genossen wir die begeisternde Aussicht in die, zwischen den Alpen und Apenninen ausgebreitete Fläche, der an Städten und Universitäten so reichen Lombardei. Es erwachte in uns noch der Wunsch, wenigstens das nahgelegene Padua, mit seiner einst so berühmten Universität zu begrüßen. Nach einer halben Tagreise erreichten wir den alterthümlichen Ort, wo uns das Vergnügen zu Theil ward, die Professoren Brèra, Caldani und Bonato kennen zu lernen. Mit diesem Ausfluge war die uns vergönnte Zeit verflossen, und wir mußten an die Rückreise nach Triest denken. Der Wind hatte sich, seit wir in Venedig verweilten, so fest aus Norden gehalten, daß wir, der sichern Rückkehr wegen, der Reise zu See jene zu Land über Treviso nach Triest vorzogen, wo wir auch, nach zwei angenehmen Tagereisen, glücklich wieder eintrafen.

Die Reisegesellschaft hatte sich nun eingefunden, so daß die Plätze auf den Fregatten angewiesen und das Gepäcke eingeschifft werden konnte, und die ganze Gesellschaft am 7. April das neue Quartier zur See bezog. Auf die Fregatte Austria kamen: Baron v. Neveu, Bothschafter am brasilianischen Hofe, die Gesandtschafts-Cavaliere Graf v. Schönfeld und Graf v. Palffy, Professor Mikan und seine Gattin, die beiden Naturforscher v. Spix und v. Martius und der österreichische Landschaftsmaler Ender. Der Fregatte Augusta wurden zugetheilt: der österreichische Naturforscher Natterer, der Hofgärtner Schott und der Pflanzenmaler Buchberger.

Abreise von Triest. Fahrt durch das mittelländische Meer bis Gibraltar.

Am 10. April, Morgens 2 Uhr, wurden die Anker gelichtet, und die Schiffe verließen im stillen Dunkel der Nacht den Hafen. Das Meer war ruhig und wir liefen mit einem mäßigen Nordostwind 4 bis 5 italienische Seemeilen in einer Stunde. Als sich die Reisegesellschaft mit Aufgang der Sonne auf dem Verdecke begrüßte, erschienen die Gebirge von Friaul schon in duftige Bläue gehüllt. Während des ganzen Tages blieb der größte Theil der Gesellschaft, welcher noch keine Seereise gemacht hatte, auf dem Verdecke versammelt, und heftete in jenem, aus Wehmuth und Fröhlichkeit gemischten Gefühle, das der Abschied vom Vaterlande hervorruft, noch einmal die Blicke auf die verschwindende Heimath, bis gegen Abend die zunehmende Bewegung des Schiffes und der unfreundliche kalte Wind, der über das dunkelnde Meer hinfuhr, die Meisten zwang, sich in ihre Kajüte zurückzuziehen. Die Nacht ging ruhig vorüber, am Morgen aber wurden Alle durch eine ungewöhnlich heftige Bewegung des Schiffes aus dem Schlafe geweckt. Wem die Seekrankheit die Besinnung nicht benommen hatte, der konnte aus dem heftigen Schaukeln, dem Krachen und Rollen des Schiffes, das mit dem brausenden Meere kämpfte, aus dem Aechzen der Mastbäume, dem Toben des Windes, aus dem lärmenden Hin- und Herlaufen der Matrosen und dem Schwirren der befehlenden Pfeifen der Segelmeister schließen, daß wir Sturm hatten.

Die Bora, ein kalter, sehr heftiger Nordnordostwind, welcher, besonders im Frühjahre, häufig aus den istrischen Gebirgen hervorbricht und im nördlichen Theile des adriatischen Meeres wüthet, war plötzlich auf die beiden Schiffe gefallen. Nur die Erscheinung einer sehr tiefhängenden, schwarzen Wolke hatte den wachhabenden Officier unserer Fregatte gewarnt, so daß, ehe die furchtbare Windbraut einfiel, kaum noch Zeit übrig war, die Segel einzuziehen. Nach wenigen Minuten verschwand uns die Au-

gusta, welche bisher ganz nahe an der Austria segelte, aus dem Gesichte. Dichte Nebel umhüllten unser Schiff; ein kalter mit Schlossen vermengter Regen, den der Sturmwind wüthend herabtrieb, füllte das Verdeck mit faustgroßen Kieseln an, und machte die Mannschaft fast erstarren. Das Schiff wurde gewaltig hin und hergeworfen, Segelstangen und Tauwerk wurden zerrissen; die heranstürmenden Wellen stürzten durch die Fenster ins Castell, füllten den Schiffsraum zum Theil mit Wasser an, und endlich in der heftigsten Wuth des Sturmes brach das Bogspriet fast an seinem Grunde. Bis gegen Mittag tobte so der Orcan mit äußerster Heftigkeit; als hierauf das Meer ruhiger ward, und der schneidend kalte Nordnordostwind von einem milderen Ostwinde abgelöst wurde, ließ man mitten im Meere, etwa 3 Meilen von Rovigno, die Anker fallen. In dieser Stellung erwartete man den andern Morgen, und arbeitete inzwischen aufs eifrigste an der Wiederherstellung der Parapeten und des Tauwerkes, welches letztere vorzüglich durch den Sprung des Bogspriets, an dem es größtentheils befestigt ist, locker geworden war. Die schöne Bibliothek des Herrn Baron v. Neveu war von den Wogen, welche die Fenster der Hauptkajüte durchbrochen hatten, gänzlich überschwemmt, und so hatte fast Jeder der Reisenden durch diesen Sturm einen Unfall erlitten; doch gerettet, trösteten wir uns leichter über das eigene Ungemach, als über die Ungewißheit, was aus unserer Begleiterin geworden sey. Allmählig versammelte sich die Reisegesellschaft, welcher diese erste Prüfung sehr hart gefallen war, auf dem Verdecke, wo der Anblick der plötzlichen Zerstörung und der ermatteten, fast erfrornen Mannschaft den Eindruck von der Größe der Gefahr, welcher wir glücklich entgangen waren, vollendete.

Um 12 Uhr Morgens hellte sich der düstere Himmel etwas auf, und das Schiff setzte sich langsam in Bewegung nach Süd-Ost. Mittags erblickten wir die düstern Ufer Istriens, auf welche die eben aus den Wolken hervortretende Sonne ein grelles Licht warf. In diesem Augenblicke konnte es für uns keine angenehmere Erscheinung geben, als die eines noch gleichsam vaterländischen Bodens. Wir liefen an den kleinen, mit Oelbäumen bewachsenen Eilanden, die am Eingange des Hafens von Pola liegen, vorbei und landeten nahe an dem Städtchen. Noch an demselben Abende verließ die Reisegesellschaft das Schiff, um sich auf dem Lande im Anblick der schönen Ueberreste römischer Kunst

zu erholen. Die größte Zierde des verarmten, kaum tausend Einwohner zählenden Städtchens, welches zur Zeit der Römer der wichtigste Ort Istriens gewesen war, ist der Circus. Er hat drei Stockwerke, jedes von zweiundsiebenzig Arkaden, und gehört unter die am besten erhaltenen Denkmäler dieser Art, was vorzüglich dem Baumateriale, einem festen feinkörnigen Kalksteine, zu danken ist. Der Tempel, welchen die Stadt Pola der Roma unter dem Cäsar Augustus geweiht hatte, in einem einfachen edlen Style, mit einem Propyläum von korinthischer Ordnung, ist weniger gut erhalten. Die Porta aurea, ein Triumphbogen mit korinthischer Säulenordnung, dient jetzt als Stadtthor. Die Venezianer hatten, nachdem sie Pola, so wie viele andere Küstenstädte Istriens und Dalmatiens, von der Herrschaft der ungarischen Könige abgerissen, hier ein Castell mit vier Bastionen erbaut, welches aber jetzt ebenfalls in Trümmern liegt. Von ihm aus übersieht man den Hafen mit seinen grünenden Inseln, die Stadt und das kolossale Amphitheater, welches sich zwischen anmuthigen Pflanzungen von Oel- und Lorbeerbäumen erhebt.

Während man beschäftigt war, unsere Fregatte auszubessern, fanden wir Muße, auf mehreren Wanderungen in der Nähe von Pola, die interessante Halbinsel Istriens genauer kennen zu lernen. Die Gebirge bestehen, wie die übrigen Theile des Landes, aus Flötzkalk.

Die Vegetation ist auf dem trocknen und zerklüfteten Boden keineswegs üppig. Die Reize der südeuropäischen Flora, zu welcher auch die istrische gehört, bestehen nicht in jenen dichten, hochbelaubten Wäldern, in jenen frischen Gründen und fetten Grasfluren des Nordens; im Gegentheil überrascht die Kahlheit der Hügel und der baumleeren, nur mit beinahe saftlosen Gesträuchen bewachsenen Ebenen, so wie endlich der Mangel einer gleichverbreiteten Kultur. Die häufig gepflanzten Oel- und Lorbeerbäume tragen in ihrem Ansehen eine Weichheit und einen Glanz, welche der Milde und Durchsichtigkeit des südlichen Himmels entsprechen. Diese größere Durchsichtigkeit und feine Bläue des Himmels bemerkten wir an einigen sonnenhellen Tagen während unsers Aufenthaltes mit Vergnügen, als sicheren Vorboten einer günstigeren Witterung und des nahen Frühlings.

Der Marineofficier, welcher von Pola nach Venedig geschickt worden war, um aus dem dortigen Arsenale ein neues Bogspriet zu bringen, und Erkundigungen über das Schicksal unserer Begleiterin, der Fregatte Augusta, von welcher wir an der einsamen Küste Istriens nichts erfahren konnten, einzuziehen, kam nach einigen Tagen mit dem Bogspriet und der Nachricht zurück, daß sich jenes Schiff, nach Verlust aller Maste, Segel und Schaluppen, an die Insel Chioggia zurückgezogen habe, und von da wohl nach Venedig gehen müsse, um den beträchtlichen Verlust, welcher auf zwanzigtausend Franken angeschlagen sey, aus dem dortigen Arsenale zu ersetzen. Das neue Bogspriet war in kurzer Zeit eingerichtet und am siebenten Tage stand die Augusta wieder segelfertig da.

Am 21. April Morgens 6 Uhr lichteten wir die Anker und verließen unter einem schwachen O. N. O. Wind den Hafen von Pola. Am hellen Morgen waren wir schon auf hoher See. Der Himmel, nur am Horizont mit weißen Wölkchen bekleidet, hatte im Zenith ein lichtes Blau ausgebreitet, und wir vertrauten, voll guter Hoffnung, einem schwachen jedoch günstigen Winde, der uns langsam in den Eingang des Golfo di Quarnero trieb. Um 10 Uhr Morgens hatten wir die südöstliche Spitze von Istrien, in einer Entfernung von zehn Seemeilen, vor uns. Noch einmal begrüßten wir den höchsten Berg der Halbinsel, den Monte maggiore, dessen Gipfel am Tage des Sturms mit Schnee bedeckt und nicht wieder von demselben entblößt worden war. Als wir dieses südlichste Vorgebirg umsegelt hatten, erhoben sich im fernen Hintergrunde nördlich die Gebirge hinter Fiume und vor uns il monte d'Osero, ein steiles, unfruchtbares Kalkgebirge, welches sich der Länge nach durch den größten Theil der Insel gleichen Namens erstreckt, und der Schifffahrt in diesem klippenreichen Theile des Meeres als Wahrzeichen sehr zu Hülfe kommt. Nach Mittag fuhren wir an der Insel Sansego vorüber. Der Wind nahm jetzt zu, und die ganze Nacht liefen wir nie weniger als fünf Seemeilen in einer Stunde, längs den illyrischen Inseln Grossa und Coronata, so daß wir uns am andern Morgen in der Breite von Ortona befanden.

Mit Sonnenaufgang erschien die Insel S. Andrea, Mittags Brasso und darauf der Pomo, ein isolirter Fels von der Gestalt eines Zuckerhutes, mit auf die Nordseite überhängender

Spitze, der uns ein frohes Merkzeichen der schnellsten Reise war. Nachmittags lag er uns in N. N. O. und die größere Insel Lissa, welche uns Lessina verbarg, erhob sich später im Nebel nordöstlich. An der italienischen Küste erblickten wir das südlichste Vorgebirg des Garganus mons, den Monte S. Angelo, der tief herab mit Schnee bedeckt war, eine Erscheinung, welche mit der von uns bemerkten Kälte übereinstimmte. Manfredonia, die zahlreichen Küsten von Salapia und die Mündungen des vielbesungenen Aufidus, in dessen Nähe Hannibal den römischen Stolz gebeugt hatte, verschwanden, während Cuzzola, Cazziol, Agosta und dann im Hintergrunde Meleda, so wie die beiden mitten im Meere stehen Felsen Pelagosa, die von einer unzähligen Menge von Möven bewohnt werden, nach und nach in unsern Gesichtskreis kamen. Letztere ließen wir über dem Winde und schifften zwischen ihnen und dem italienischen Continente hindurch. Der Himmel hatte einigemale Farbe und Wolken gewechselt und Regen sich bisweilen eingestellt; jedoch blieb uns der Wind treu. Monopoli und der lange Saum der apulischen Küste erschienen uns am Morgen des folgenden Tages, und gegen 11 Uhr waren wir in der Nähe des alten Brundusium. Wir erkannten deutlich das Gestade, welches mit Pinien bepflanzt ist, deren breite Kronen weit über das Meer hin sichtbar sind. Zwei kleine Castelle, wie es uns schien, liegen nördlich, und ein drittes südlich von der Stadt, die mehr in den Hintergrund zurücktritt. Mehrere Wachthürme gegen die Barbaresken stehen längs der Küste, Zeugen einer andern Zeit, als die war, wo Brundusium, der östliche Stapelplatz römischer Seemacht, furchtbare Flotten durch die Meere sandte und das unterjochte Griechenland an Italien fesselte. Cicero's klagende Briefe, als er von hier aus, Rom meidend, den Uebergang nach dem Peloponnes suchte, und Cäsar's drohende Gestalt, als er hier den Nebenbuhler Pompejus belagerte, treten vor das Gedächtniß des Reisenden beim Anblicke dieser alten Seestadt. S. Cataldo und die Berge von Lezze wurden sichtbar, ehe wir die äußerste Spitze Apuliens, das Capo della S. Maria, umsegelten, wo unsere Blicke auf der steilen kahlen Küste, die sich in N. W. vor uns hinzog, nichts als eine einsame Kirche entdecken konnten. In dieser Breite, wo die Inseln Merlera und Corfu südöstlich von uns in grauem Nebel, näher aber den Gebirgsrücken der Insel Fano und die Montagne di Cimara auf der Küste von Albanien, welche sich an die höhere Kette von Pegola anschließen, liegen

sahen, erhielt sich die Temperatur den ganzen Tag über höher, als wir sie bisher bemerkt hatten. Die Nacht, während welcher wir uns im Golf von Tarento befanden, brachte jedoch von Neuem auffallende Kälte. Der Horizont umlagerte sich zugleich mit schwarzen Wolken, und häufige Blitze, denen langnachhallende Donner folgten, zeigten sich fast die ganze Nacht durch. Das Meer ist im Busen von Tarento oft stürmisch und besonders für kleine Küstenfahrzeuge sehr gefährlich. In der Nacht vom 25. auf den 26. umsegelten wir Capo Spartivento, das südlichste Vorgebirg Italiens, und gingen mit einem frischen Ost-Süd-Ostwind auf Malta zu. Die Fahrt war so durch den adriatischen Golf glücklich geendigt, und wir entfernten uns von jenen Ländern, in denen vorzugsweise sich die alte und neue Geschichte berühren.

Bald erschien der furchtbar erhabene Aetna vor unseren Blicken; seine beschneiten Gipfel waren in dichte Nebel gehüllt. An der sicilianischen Küste stand etwas später, im Norden etwa zehn Seemeilen entfernt, das gepriesene Syrakus, die Vaterstadt Theokrits und Archimedes, vor unseren Augen. Wir unterschieden mit Hülfe der Fernröhre die Mauern und Thürme auf der Ostseite der Stadt und die Dächer mehrerer Hauptgebäude, an welchen freilich wenig von der Pracht jenes reichen Syrakus, das Cicero als eine der schönsten Städte des Alterthums schildert, erhalten zu seyn schien. Erinnerungen an den freisinnigen Timoleon, an den Tyrannen Dionysius, an die Größe und den Glanz, womit sich Syrakus, nach der Besiegung des wetteifernden Agrigents, geschmückt hatte, gehen hier an dem Geiste des Betrachters vorüber.

Das Meer hat in dieser Breite, wie im Busen von Tarent, eine schöne hellgrüne Farbe, welche vorzüglich von geringerer Tiefe herrührt. Da die Beleuchtung der Sonne diese Färbung verändert, so ist es nicht wohl möglich die verschiedenen Grade der blauen, grünen und grauen Farbe durch den Farbenmesser genau zu bestimmen; das Meer zeigt nämlich an demselben Orte eine viel hellere Farbe, wenn es grell von der Sonne erleuchtet wird, als wenn der Himmel mit schweren Wolken bedeckt ist. In dieser Gegend war es auch, wo wir die ersten Spuren einer Phosphorescenz des Meeres erblickten. Sie war indessen viel matter und zerstreuter, als wir sie später an den spanischen Küsten, bei Gibraltar und auf den hohen Ocean beobachteten. Das unge-

stüme Wetter hatte vielerlei Vögel von der sicilianischen Küste hergetrieben, welche auf der Fregatte auszuruhen kamen. Man fing mehrere Turteltauben, einen kleinen Sperber, Ziegenmelker, Seeschwalben und Fliegenschnapper, sämmtlich Vögel, die dem südeuropäischen Continente eigen sind, und zum Theil von hier aus ihre jährlichen Wanderungen über das Meer anstellen. Der Aberglaube der venezianischen Seeleute sah in den Tauben ein Zeichen sicherer Fahrt; der Ziegenmelker dagegen wurde von ihnen als Unglücksvogel verfolgt und fand keine sichere Freistätte auf den Segelstangen.

Am folgenden Morgen befanden wir uns schon vierzig Seemeilen westlich von Malta, als plötzlich der Wind sich in N. N. W. festsetzte. Bald nahm er so an Gewalt zu, daß sich hohe Wellen erhoben und es unmöglich ward, das Schiff in der Richtung von S. W. zu halten. Die rollende Bewegung der Fregatte war hiebei so heftig, daß in kurzer Zeit das Tauwerk der schwankenden Masten locker wurde, alles Bewegliche im Schiffsraum hin und her fiel, und es gefährlich schien, das Schiff dem heftigen Wogendrange länger auszusetzen. Da überdies dieser Wind anzuhalten drohte und man, belehrt von ähnlichen Erfahrungen in dieser Gegend, durch Widerhalten nur Verzögerung voraussah, so beschloß der Commandant, nach Malta zurückzufahren, um dort einen bessern Wind abzuwarten. Es wurde daher, nachdem uns der Sturm einige Stunden sehr heftig hin und her geworfen hatte, die Richtung verändert, und wir gelangten, von dem für die Rückfahrt günstigen Winde getrieben, mit großer Schnelligkeit auf die Höhe von Malta, umschifften die kleine und große Gozzo, und warfen um 2 Uhr nach Mittag in dem schönen Hafen von Lavaletta Anker. Kaum hatte die Fregatte durch die gewöhnliche Salve ihre Gegenwart verkündet, so waren die hochgelegenen Mauern der Stadt mit Zuschauern aller Art angefüllt; mehr aber als dieser Anblick überraschte uns jener eines Haufens nackter Menschen, welche zunächst dem Ufer in den ausgehöhlten Kalkfelsen ihre nothdürftigen Kleider trockneten. Es war die Mannschaft eines Schiffes, das am vorhergehenden Tage im Hafen selbst Schiffbruch gelitten hatte. Wir mußten uns doppelt glücklich schätzen, der drohenden Gefahr bei der Einfahrt in diesen engen Hafen entgangen zu seyn, und jetzt die, durch ihre Lage zwischen Africa und Europa so merkwürdige Insel besichtigen zu können.

Lavaletta gehört unter die ruhmvollsten Denkmäler jenes zur Zeit der Kreuzzüge gestifteten, geistlich-weltlichen Ordens der Johanniterritter, dessen Großmeister, seit Carl V. bis in die neueste Epoche, hier ihren Sitz hatten, nachdem sie von Palästina aus immer mehr westwärts vertrieben worden waren. Dieser welthistorische Bund war die schönste Frucht des alten Rittergeistes, und seine Glieder, durch christlichen Glauben und heldenmüthige Thaten zur Sicherung Europa's gegen die Ungläubigen vereinigt, haben in ihm ein Document universell-europäischer Bildung hinterlassen. Die Einfahrt in den Hafen von Lavaletta flößt Ehrfurcht und Bewunderung ein. Auf den Seiten des schmalen Einganges erheben sich, über den hohen Kalksteinfelsen, steile Bastionen und Castelle, welche drohende Reihen von Feuerschlünden auf das Meer richten. Hinter denselben führt eine breite Straße in die Höhe und dann erscheint die Stadt mit ihren flachen Dächern in abwechselnden Terrassen erbaut. Vom Pallaste des General-Gouverneurs auf der Höhe der Stadt genießt man einer schönen Aussicht auf das Meer. Er enthält noch viele Erinnerungen an den Orden, unter andern die Porträte der Großmeister, die Ordensbibliothek, welche an ältern Werken aus dem Fache der Theologie, Archäologie und Jurisprudenz reich seyn soll, und das Zeughaus, in welchem man noch viele von den Ungläubigen erkämpfte Trophäen, und unter andern den kleinen, aber schweren Harnisch des edlen Meisters Lavalette erblickt. Die Kirche des heiligen Johannes auf einer niederen Anhöhe der Stadt, in einem manierirten Style erbaut und mit Verzierungen überladen, zeichnet sich besonders durch ihren Reichthum an italienischen, griechischen und morgenländischen Marmorarten, so wie an ägyptischen Porphyren und Serpentinen aus. Die Gemälde, unter welchen die des Math. Preti, genannt il Calabrese, die vorzüglichsten sind, gehören größtentheils neapolitanischen Meistern an. Die einzelnen Zungen des Ordens haben abgesonderte Seitenkapellen in der Kirche, welche, wie auch die Gruft, manche schöne Denkmäler enthalten.

Von Lavaletta führt der Weg nach Citta vecchia über kahle Felder zwischen einer unzähligen Menge kleiner Landhäuser hin. Hier in der alten Stadt zeigt man den Fremden vor Allem die Kirche des heiligen Apostels Paulus, welcher gemäß der Apostelgeschichte an dem Orte einer Gegenströmung, nach der Tradition des Volkes nahe an der Insel, Schiffbruch gelitten hat. Alle

Umgebungen haben hiedurch ein frommes Interesse für das Volk gewonnen. Auch der vorgebliche Mangel an Schlangen auf der Insel wird von dem Volke als Folge der bekannten Begebenheit bei der Ankunft des Apostels erklärt; wogegen wir indessen bekennen müssen, auf dem Felde eine Schlange gesehen zu haben. Die Kirche des heil. Paulus ist in neuerem Style, jedoch mit Ueberladung aller denkbaren Zierathen von Vergoldung, Lapis Lazuli und Marmor erbaut. Nicht weit von der Kirche befindet sich die Grotte des heil. Paulus, in welcher der Apostel in Lebensgröße abgebildet ist. Der Stein, aus dem die Höhle besteht, nach der Meinung der Bewohner mit der Wunderkraft begabt, alle Fieber zu heilen, ist ein sehr neuer, mergelartiger, leichter, weißer, zerbrechlicher Kalk, in welchem man Spuren von Versteinerungen noch jetzt lebender Seemuscheln findet. Wir durften die alte Stadt nicht verlassen, ohne die berühmten Katakomben gesehen zu haben. Ihr Eingang ist nahe bei der S. Pauls-Kirche in einem Garten. Es sind sehr weitläufige, vielfach verschlungene, bald nur wenige Fuß breite und mannshohe, bald sich in große Gewölbe erweitende Gänge, die in den weichen Felsen gegraben wurden. Die Sage des Volkes hält sie für das Werk der ersten maltesischen Christen, welche sich, um den Verfolgungen zu entgehen, hier eine unterirdische Stadt erbaut hätten, und will daher die Kirche mit Altar und Weihbecken, die Wohnungen der Familien mit Küche, Wiegen und Tischen, im Felsen eingehauen erkennen. Andere sehen sie als die Lagerstätten der, während der Kreuzzüge hieher gebrachten, verwundeten Gläubigen, oder als die Grüfte der in jener Epoche Verstorbenen an; sie setzen die Entstehung derselben in eine frühere Zeit, und halten sie veranlaßt theils durch das Bedürfniß von Bausteinen, theils durch die von der punischen Mutterstadt ererbte und zur Zeit der Römer fortdauernd geübte Sitte, solche weite Säle für die Verstorbenen auszugraben, indem sie unter andern auch die bisweilen vorfindlichen Knochenreste auf jene Zeit beziehen.

Von der Verwandtschaft Malta's mit dem alten Carthago oder mit den Mauren, welche früher, bis sie von den Normännern vertrieben wurden, die Insel in Besitz hatten, scheinen jetzt noch Spuren in der Gesichtsbildung der Malteser übrig zu seyn. Das gelbbraune Colorit des von einem schlichten, schwarzen, vernachlässigten Haupthaare und schwarzen Barte beschatteten Ge-

sichtes, die schwarzen enggeschlitzten Augen unter den hohen buschichten Augenbraunen, welche ihnen ein tückisches Ansehen geben, die spitzigen, doch nicht unverhältnißmäßig hervorstehenden Backenknochen, die kräftige, aber stumpf endende Nase, die starken Lippen, der schlanke, magere, ziemlich behaarte Körper scheinen zum Theil auf orientalische Herkunft, zum Theil auf Verwandtschaft mit den Neapolitanern und Sicilianern hinzudeuten. Jene Abkunft aus dem Orient wird wenigstens auffallend bestätigt durch die Eigenheit der maltesischen Sprache, welche, von den europäischen sehr wesentlich abweichend, dem Ankömmlinge schwer macht, die italienische Mundart des gemeinen Volkes zu verstehen, und, nach den neueren Sprachforschungen, unverkennbar in den Grundzügen, sowohl den Worten als den grammatischen Formen, den Typus der älteren phönicischen, mehr aber noch der arabischen Sprache darstellen soll. Die Bewohner scheinen übrigens auch in der Beweglichkeit und dem rührigen Fleiße jenem verwandten alten Handelsvolke ähnlich. Der gemeine Mann beschäftigt sich theils mit Fischerei, unter andern auch mit der von Corallen, theils mit Schiffahrt, oder er widmet sich dem Ackerbau. Die ganze Insel ist auf das sorgfältigste angebaut, und die Landschaft um die Stadt, so wie um die zahlreichen Dörfer, trägt den Charakter mühsamer Kultur. Das Auge erblickt überall Felder, umgeben von drei Fuß hohen Steinhaufen, auf denen sich die amerikanischen Cactus angesiedelt haben, und dazwischen zahlreiche steinerne Landhäuser von wenig ausgezeichneter Größe und Bauart. Im Frühling erfreut das frische, allgemein verbreitete Grün; im hohen Sommer aber, wo sich nur die feuchten Niederungen frisch erhalten, soll die Insel ein ödes Ansehn bekommen. Der Boden erhebt sich weder zu Bergen, noch kann die dünne, oft mühsam zubereitete oder fern hergeholte Schichte von Dammerde über den Felsen Wälder ernähren. Der lieblichste Ort der Insel ist das Boschetto, ein kleines, von den Seewinden gekühltes und von einem Bache bewässertes Thal mit einem Orangenhain, der in aller Fülle der südlichen Vegetation prangt. Das daneben liegende, in edlem Style erbaute Landhaus, Eigenthum des Königs, gewährt eine entzückende Aussicht auf das Meer und die Umgegend. Auf dem Rückwege von Citta vecchia besuchten wir auch den Landsitz des Lord Maitland bei S. Antonio. Wir sahen hier einen sehr schönen afrikanischen Strauß und eine Löwin, Seltenheiten, die hier häufiger vorkommen, da die Malteser bekanntlich einen Handelszweig aus leben-

den Thieren machen. Der Garten des Lords, im französischen Geschmacke angelegt, grenzt auf der einen Seite ans Meer und ist mit vielen Zierpflanzen aus der Levante und vom Cap geschmückt, welche hier im Freien wie im eigenen Vaterlande wuchern. Die Güte der maltesischen Orangen ist bekannt; mit Recht hält man sie für die edelsten, welche in Europa gebaut werden. Citronen von der größten Mannichfaltigkeit und Pompelmusäpfel sind eben so häufig in den Gärten, als Caroben und edles Steinobst, welches, obgleich vom Caucasus und Pontus stammend, hier unter dem fast afrikanischen Himmel dennoch zu ausgezeichneter Vortrefflichkeit gelangt. Die Insel baut etwas Wein, jedoch bei weitem weniger, als sie selbst bedarf; man hat aber hier köstlichen Salerner und die heißen Weine des benachbarten Siciliens. In den Gärten und an den dürren Mauern sieht man häufig die indischen Fackeldisteln, welche mit der Aloe dem Charakter der Landschaft etwas Fremdartiges geben. Das gemeine Volk ißt die Früchte des Cactus, und die zerschnittenen Blätter giebt man bisweilen dem Vieh. Aus den Fasern der Aloe wird hier, wie in Calabrien, ein sehr dauerhafter, seidenartiger Zwirn bereitet. Auf den Feldern sieht man Mais, Gerste, Hafer, Buchweizen und Feldbohnen. Das Getreide soll in den schlechtesten Gegenden sechszehn-, in den besten vierundsechszigfältig tragen, eine Furchtbarkeit, welche die von Sicilien übertrifft. Auch die Baumwolle, welche meist gesponnen nach Spanien ausgeführt wird, der Kreuzkümmel und der Anis, insgesammt durch die Kreuzzüge aus dem Orient hieher gebracht, werden auf Malta und den benachbarten Gozzos, deren eine, sogar vom Kümmel den Namen Comino trägt, häufig angebaut.

Ueberhaupt kommt dem Beobachter überall die Erscheinung der sorgsamsten Benützung auch des kleinsten Vortheils entgegen, welcher dem, fast aller Dammerde entblößten, steinigen Boden von den fleißigen Bewohnern abgewonnen werden kann. Geschähe aber auch dieses nicht, so würde das kleine Land, von 6,12 Quadratmeilen Oberfläche, nicht im Stande seyn, eine Bevölkerung von mehr als siebenzigtausend Seelen aufzunehmen. Doch soll seit der Besitznahme der Engländer, und vorzüglich in den letzten Jahren, sowohl durch Handelsstockungen als durch Krankheiten, die Bevölkerung abgenommen haben. Im Allgemeinen ist zwar die Lage der Insel sehr gesund; allein der Süd-

Ost-Wind (Sirocco), welcher während des Sommers und Herbstes häufig weht und auf dem kurzen Wege von der afrikanischen Küste bis hieher die bösartigen Dünste, mit denen er erfüllt ist, nicht an das Meer abgeben kann, bringt nicht bloß bei den meisten Einwohnern unangenehme Gefühle und eine sehr merkliche Erschlaffung hervor, sondern hat auch bisweilen, besonders wenn er längere Zeit andauert, einen noch schlimmeren Einfluß auf den Körper, indem er große Nervenschwäche, Säfteverderbniß und putride Zustände, wie Ruhren und Faulfieber herbeiführt. Die Pest, welche im März 1813 von Alexandria nach Malta gebracht wurde, und fast ein Jahr lang anhielt, raffte eine große Menge Einwohner, besonders von der niedrigsten Classe, hinweg, und man hat diese Krankheit hier nicht minder tödtlich befunden, als in der Levante. Von dem letzten Hundert die davon ergriffen wurden, blieben nur Vier am Leben.

Der widrige Wind, welcher uns bestimmte, in Malta zu verweilen, sprang in der Nacht des 30. Aprils in einem schwachen S. O. um, und die Fregatte eilte, sogleich den Hafen zu verlassen. Am Morgen des 1. Mai um 5 Uhr hatten wir das Capo di S. Dimitro gegen W. N. W., Lavaletta etwa zehn Seemeilen entfernt. Der Wind ward den Tag über immer stärker, so daß wir am folgenden um halb 8 Uhr Morgens schon den Mittelpunkt des Capo Maritimo, die südlichste Spitze der alten Trinacria O. g. S. ungefähr sechs Seemeilen entfernt sahen. Das Schiff wurde hier wieder von vielen Vögeln, Sperbern, Schwalben, Turteltauben, Golddrosseln und Motacillen besucht. Es scheint, als ob diese Thiere, von dem Instincte zu Wanderungen getrieben, die Endspitzen, an welchen sich zwei Länder am nächsten sind, aufsuchen, und die vorübersegelnden Schiffe als Ruhepuncte auf der weiten Reise benützen. Am 3. Mai erschien uns nicht weit von der sardinischen Küste der Toro, ein kahler, aus dem Meere hervorragender Fels, und bald darauf S. Pietro, der westliche Punct jener Insel. Viele Delphine spielten um unser Schiff, und kündigten, den Beobachtungen der Schiffleute gemäß, ein Nachlassen des Windes an, welches auch bald erfolgte.

Mehrere eintretende Erscheinungen wiesen darauf hin, daß wir dem großen Ocean näher rückten, unter andern vorzüglich die stärkere Phosphorescenz des Meeres. Auf der Reise von Triest bis hieher hatte man nur kleine einzelne Leichtpuncte im

Meere wahrgenommen, jetzt aber schien bei Nacht das Schiff in sprudelndem Feuer zu schwimmen, und das Verdeck ward, bei jedem Hinabgleiten und Schlagen des Schiffes gegen die Wogen, von einem hellen Lichte umleuchtet. Der Anblick dieser majestätisch-zauberischen, nächtlichen Erscheinung reißt jeden Zuschauer zur Bewunderung hin, besonders, wenn er noch niemals Gelegenheit gehabt hat, das flüssige Element in solcher Herrlichkeit zu befahren. Das Meer wimmelte von haselnuß-großen leuchtenden Kugeln, und mit jedem Schlage, welchen das fortsegelnde Schiff auf die heranstürzenden Wellen that, sprühte es Funken, gleich glühendem Eisen, wenn es gehämmert wird, oder gleich einem glühenden kreisenden Feuerrade, und erleuchtete die nächsten Umgebungen. Außer jenen unzähligen Feuerkugeln waren auch noch einzelne größere leuchtende Blasen, und zwar am häufigsten zunächst dem Schiffe, jedoch auch ferner von demselben an Stellen, wo sich die Wellen des Meeres schäumend brachen, bemerkbar. Je dunkler die Nacht ward, desto herrlicher zeigte sich dieses Phänomen, weshalb es auch in Mondnächten weniger und nur auf der Schattenseite des Schiffes sichtbar war. In vielen Beschreibungen von Seereisen ist dieses schöne Schauspiel auch ein Gegenstand der Untersuchung gewesen. Forster erklärt es theils als Folge der durch die gewalsame Reibung des Schiffes erregten Elektricität, theils als Phorphorescenz, von fauligen animalischen Stoffen oder von leuchtenden Gewürmen herrührend. Adanson, und mit ihm die neueren Naturforscher, wie v. Humboldt und Person, schreiben diese Erscheinung lediglich den Molusken, Zoophyten und andern Seethieren zu. Auch wir versäumten nicht, diesen wichtigen Gegenstand auf das sorgfältigste zu erforschen. Wir ließen in der Nacht einige Gefässe mit dem leuchtenden Meerwasser füllen. Die Hand und Alles, was mit diesem Wasser benäßt wurde, leuchtete, und in den Gefässen wimmelte es, sobald sie geschüttelt wurden, von feurigen Puncten. Am folgenden Tage, mit Hülfe eines trefflichen Mikroscops von Utzschneider und Fraunhofer beobachtet, zeigte dies Wasser eine Menge blasiger, sich bald rundender, bald verlängernder Körperchen von der Größe eines Mohnsaamens. Jedes derselben hatte an einem Ende oder im Scheitel eine kleine nabelartige Oeffnung, mit sechs bis neun zarten Fäden besetzt, womit das Thierchen sich an fremde Körper anzuhalten und seine Nahrung einzunehmen scheint. Im Innern dieser Bläschen sah man zuweilen viele sehr kleine Puncte auf der einen Seite zusammengedrängt,

und hie und da einige etwas größere, welche entweder von aussen aufgefangene Reste ähnlicher Geschöpfe oder die noch auszuscheidende junge Brut sein möchten. Diese Kugelthierchen schwimmen in dem zur Nachtzeit aufgefangenen Meerwasser mehr oder weniger häufig umher, und erscheinen dem unbewaffneten Auge, in der Sonne betrachtet, als kleine Fetttropfen. Sobald das Wasser nicht mit frischem erneuert wird, oder die Untersuchung zu lange dauert, halten sie sich nicht mehr in der Mitte des Glases auf, sondern fallen todt zu Boden. Merkwürdig ist, das diese animalischen Kügelchen, wenn sie sich nahe kommen, einander unwillkührlich anziehen und ganze Gruppen bilden. Ein gleiches Phänomen sahen wir auch im Großen bei Tage, hier sowohl als im Ocean. In langen, gelbbraunen Streifen schwammen nämlich ganze Züge dieser Thierchen auf dem Meere einher und hatten das Ansehen eines mit Sägespänen bestreuten Baches. Diese Erscheinung zeigte sich jedoch immer nur da, wo der Himmel mit dichten, das Meer verdunkelnden Wolken überzogen war. Es scheint, als scheuen diese Seeinfusorien das Sonnenlicht und ziehen sich bei Tage in die Tiefe hinab, um mit eintretendem Dunkel wieder auf die Oberfläche herauf zu kommen; wenigstens waren sie in dem Wasser, welches man bei Tage schöpfte, nicht zu treffen, sondern immer nur in dem während der Nacht aufgenommenen. Im Hafen von Gibraltar waren sie so häufig, daß, sobald wir mit der Hand im Wasser spielten, ein heller Lichtsaum entstand, und die herausgezogene Hand an unzähligen Puncten leuchtete. Sämmtliche Thatsachen scheinen somit darzuthun, daß es Thiere sind, welche die Phosphorescenz des Meeres vorzugsweise verursachen. Die ansehnlichen, oft einen Schuh großen Feuerkugeln, welche einzeln über das Wasser aufsteigen oder in demselben herumschwimmen, sind vermuthlich größere Mollusken oder Medusen, oder auch durch den Phosphorschein dieser Thiere erleuchtete Wasserblasen. Ausser dieser vereinzelnten oder sprudelnden Phosphorescenz aber bemerkt man noch eine andere, welche bisher nicht genugsam nach ihren physischen Merkmalen unterschieden worden zu seyn scheint. In einiger Entfernung von dem Schiffe nämlich sieht man überall da, wo zwei Wellen zusammenstoßen, oder übereinander stürzen, einen flachen bläulichen Lichtsaum, gleich dem Abglanze des Wetterleuchtens im Wasser, dahinschweben. Dieses Licht unterscheidet sich von dem der Kugelthiere dadurch, daß es nicht aus einzelnen Funken oder sprudelnden Lichtmassen von hellgelber Farbe besteht, sondern viel-

mehr gleichmäßig ausgebreitet ist, und jenem matten Lichte, das beim Verbrennen des Weingeistes entsteht, gleicht.

Schnell hatte der frische Wind unser Schiff vor dem gefährlichen Golf von Lyon vorbei getrieben, so daß wir uns am 4. Mai in der Nähe der Insel Minorca befanden; an dem folgenden Tage passirten wir Majorca und Iviça, und am 6. standen wir um Mittag vor dem Capo Palos, welches im W. g. N., etwa acht Seemeilen entfernt lag. Die Luft war nebelig und erlaubte uns keine genaue Ansicht des Landes. Mehrere Riesenschildkröten schwammen schlafend an uns vorüber, eben so mehrere der oben erwähnten großen Züge von Zoophyten, welche gelbliche Streifen auf dem Meere bildeten. Am nächsten Tage erhob sich nordöstlich von uns die Insel Alboran wie ein ebenes Felsengebäude aus dem Meere. Sie ist ein unfruchtbarer, unwirthlicher, nur von Seevögeln und der Orseilleflechte bewohnter Kalkfelsen. Die Mauren sollen zuweilen an ihr landen, um Fische zu trocknen oder jenen geschätzten Färbestoff zu sammeln. Nur selten wurden die Gebirge der Barbarei sichtbar, dagegen hatten wir fast immer den malerischen Gebirgszug von Granada im Gesichte, welcher am Abend, vom Wetterleuchten erhellt, feierlich vor uns stand. Der Wind hatte nachgelassen, und wir konnten uns einige Tage lang an dem Anblicke der lieblich grünen Thäler weiden, welche sich, mit vielen Dörfern und Flecken geschmückt, vom Meer aus geg'n die Gebirge hinziehen. Besonders schön ist die Ansicht von Velez Malaga, in dessen Nähe wir einen Aquäduct und die sich durchs Gebirg schlängelnde Straße von Gibraltar, so wie anmuthige Gärten unterschieden, in welchem die Rebe des feurigen süßen Weins neben der friedlichen Olive gebaut wird. Abwechselnde schwache Winde halfen uns allmählig vorwärts, bis wir am 11. Mai das langgestreckte Gebirge von Morabella zu Gesicht bekamen, und endlich durch einen etwas frischeren Wind, am 12. Mai Mittags in den Hafen von Gibraltar getrieben wurden, wo wir, unter dem Donner der Kanonen, glücklich Anker warfen.

Aufenthalt in Gibraltar und dessen Umgebungen.

Der erste Theil der Seereise war so vollendet, und wir befanden uns an den Säulen des Hercules, in denen man die Schranken der kühnsten Unternehmungen des Alterthums zu sehen pflegt. Viele Glieder der Reisegesellschaft begaben sich noch an demselben Tage an das Land, welches in so vieler Beziehung unsere Aufmerksamkeit fesselte. Der Felsen vor Gibraltar, Mons Calpe, bildet den Kern einer schmalen Landzunge, die sich von Nord nach Süd ins Meer erstreckt und nur durch einen niedrigen Sandgrund mit dem Continente zusammenhängt. Er erhebt sich auf der nach Süden gewendeten Spitze, Europa-Point, und auf der Westseite terrassenförmig; gegen Nord und Ost machen ihn steile Wände schlechterdings unzugänglich. Die Stadt liegt auf dem westlichen, dem bewohnbarsten und ebensten Theile der Landzunge. Die Seebatterien und die furchtbaren Reihen von Kanonen, welche aus den, im obern Theile des Felsens gehauenen, Casematten hervordrohen, beschützen dieselbe. Ausserdem nehmen fast den ganzen Umkreis des Felsens Batterien ein, und fehlen nur da, wo die Steilheit der Klippen jeden Angriff des Feindes unmöglich macht. Die auf allen Puncten gleich trefflichen Vertheidigungsanstalten sichern dem Platze die Unüberwindlichkeit, deren Ruf sie, seit Generals Elliot's muthiger Vertheidigung gegen die vereinte spanische und französische Flotte, in den Jahren 1779 und 1782, gewonnen hat. Auch haben Jahrhunderte daran gebaut, um der nördlichen Säule des Hercules ihre gegenwärtige Stärke zu verleihen.

Die Stadt selbst, größtentheils seit der letzten dreijährigen Belagerung von neuem aufgebaut, besteht aus niedrigen, in einer Hauptstraße und mehreren, mit dieser parallel laufenden Seitenstraßen zusammengedrängen Häusern, von welchen aus sich das alte Gemäuer des maurischen, im Jahre 725 errichteten Castells, gegen die Spitze des Berges hinziehet. Südlich von der Stadt, in Red Sands, sind neuerlich schöne, zu öffentlichen Promena-

den bestimmte Gartenanlagen gemacht worden. Man sieht unter der glühenden Sonne dieser Gegend viele Kinder der Flora von den glücklichen Inseln, der Nordküste Africa's, dem Cap der guten Hoffnung und von West- und Ost-Indien mit bewunderungswürdiger Ueppigkeit wuchern. Die Alleen längs den Seebatterien beleben den Boden von dieser Seite des Berges, dessen oberen felsigen Theil einige Gesträuche und die Zwergpalme mit spärlichem Grün bekleiden. Auf der Höhe des Berges lebt eine africanische Affenart, welche mehrere Glieder unserer Gesellschaft gesehen haben wollen. Wahrscheinlich ist solche durch die Mauren hieher gebracht worden. Wendet man sich von jener Anlage auf der Straße noch weiter den Berg hinauf, so gelangt man auf eine steile Anhöhe, welche durch eine unbeschreiblich schöne Aussicht auf das Meer, die Gebirge des Atlas in S. W. und jene von Granada in N. O. überrascht. Der Anblick zweier Welttheile und des sie trennenden Meeres führt der Seele des Reisenden eine Fülle von Gedanken zu. Längs der Nord-Ostseite läuft ein schmaler Weg am Meere hin, auf welchem man aber den ganzen Felsen nicht umgehen kann, indem sich bald die fürchterlichen Klippen vom Meere aus steil bis zu einer solchen schwindelnden Höhe erheben, daß jeder Pfad unmöglich wird. Hier in dem äussersten, noch zugänglichen Winkel dieser Seite steht ein einsames Landhäuschen des Gouverneurs, welches durch die reizende Aussicht auf das, vor ihm weitausgebreitete, Mittelmeer und durch seine Abgelegenheit und Stille ganz besonders einladend ist. Man zeigte uns hier mit patriotischem Stolze die Meubles, welche Lord Elliot aus den, durch seine glühenden Kugeln vernichteten, schwimmenden Batterien der vereinigten Belagerer hatte verfertigen lassen. Von diesem Puncte an bis an das nördliche Ende des Felsens, gegen den neutralen Grund hin, welcher Gibraltar von den spanischen Linien trennt, kann das Vorgebirg nur zu See umgangen werden. Die kühne, gigantische Form des kahlen Felsens bereichert die Phantasie des Malers mit einer, in ihrer Art einzigen Anschauung. Das Meer bricht sich in gewaltiger Brandung an den steilen Ufern, die hie und da zu tiefen Grotten, wilden Tauben zum Aufenthalte dienend, ausgehöhlt sind. Ausserdem beleben Tausende von kleinen Seekrabben, Seesternen, Seeigeln, Actinien und eßbarem Mytilus diese öden Klippen, welche kein anderes lebendes Wesen zu beherbergen vermögen. Den einzigen Ort, der eine Landung zuläßt, und von den Einwohnern Gibraltars zu Belustigung häufig

besucht wird, hat eine Ansiedlung von Fischern, la Caletta genannt, besetzt. Ein schmaler Fußsteig führt von hier um den übrigen Theil des Berges herum, bis zu dem nördlichen Thore der Stadt. Auf diesem Wege wird der Wanderer durch den fast senkrechten Abfall des Felsens, gerade da, wo er seine größte Höhe hat, beinahe erschreckt. Von dem gefährlichen Steige am Abhange gelangt man endlich auf einen gepflasterten, künstlichen Damm über eine Meeresbucht zum Stadtthore.

General Donn, der Gouverneur des Platzes, hatte uns die Erlaubniß gegeben, alle Gegenden des Felsens, selbst die Befestigungen zu besuchen, und war überhaupt bemüht, der Gesandtschaft alle Unterhaltungen zu verschaffen, welche die isolirte Seestadt nur irgend bieten kann. Auf einem Balle sahen wir den zärtlichen Fandango und Bolero der Andalusier mit den Tänzen des Nordens wechseln, und in den festlich erleuchteten Laubengängen am Pallaste ertönte bald die sanfte Klage spanischer Madrigale, bald ein melancholisches Lied nordischer Barden. Dieser Contrast zwischen dem Süden und Norden tritt hier dem Reisenden auf eine überraschende Art überall entgegen. In dem Gemische spanischer und englischer Bewohner bemerkt man auch sehr viele Genueser und Calabresen, die besonders dem Gewerbe der Fischer und Schiffer obliegen. Die Anzahl der Juden, welche größtentheils spanisch sprechen, ist beträchtlich. Noch hat der Besitz der Engländer spanische Sitten und Sprache nicht verdrängen können; vielmehr gibt der große Handelsverkehr und die Gegenwart sehr vieler Fremden diesem Stapelplatze für den Commerz des Mittelmeeres einen allgemeinen und großartigen Charakter. Was aber das bunte Gemälde, welches die Bewohner Gibraltars darbieten, vollendet, ist die Gegenwart der Asiaten und Nordafricaner. Von letztern befinden sich besonders sehr viele Marokkaner hier, welche Südfrüchte und feine Lederarbeiten auf der Straße verkaufen. Der blonde Nord- so wie der gelbliche Süd-Europäer unterscheiden sich durch auffallend verschiedene Züge in Gesichtsbildung und Körperbau von diesen Fremdlingen orientalischer Abkunft. Die Physiognomie der hier erscheinenden Marokkaner und anderer Africaner spricht Festigkeit und Klugheit aus, doch ohne jenen Zug von Verschmitzheit, dessen man die semitischen Abkömmlinge zu beschuldigen pflegt, vielmehr gepaart mit einer angenehmen Offenheit, Behäglichkeit und Seelenruhe. Eine hohe Stirne, ein ovales Gesicht, große, feurige,

schwarze Augen von gewölbten, gelben Augenbraunen beschattet, eine feine, längliche, doch nicht zu spitzige Nase, ziemlich breite, in einen engen Winkel zusammenlaufende Lippen, dichte, schwarze, schlichte Haupthaare, ein ähnlicher Bart, bräunlichgelbes Colorit, kräftiger Hals und fester Knochen- und Muskelbau bei mehr als mittlerer Größe, charakterisiren den Bewohner Nordafrica's, wie man ihn häufig in den Straßen von Gibraltar erblickt. Unter die gefährlichsten Krankheiten, welche sich in dieser, durch ihre Lage sehr heißen und besonders dem Südwind ausgesetzten, Bucht des Mittelmeeres einstellen, gehört auch das gelbe Fieber. Kurz, ehe wir hier ankamen, wurden eine Menge Menschen als Opfer dieser Krankheit dahingerafft.

Gegen das Meer hin verflacht sich der Berg allmählig in den niedrigen Sandgrund des Ufers.

Wir durchwanderten diese kleine Sandwüste, als wir von Gibraltar aus die spanischen Linien und Algesiras besuchten. An dem Grenzposten, wo eine geringe Mannschaft spanischer Linientruppen in kleinen Häusern garnisonirt, und ohne Schutz vor den Sonnenstrahlen mitten in dem Sandufer während der Sommermonate einen sehr lästigen Aufenthalt hat, erhielten wir die Erlaubniß, das spanische Gebiet auf unsern naturhistorischen Ausflügen zu durchstreifen. Man erblickt, außer einigen kleinen Gärten zunächst den Wohnungen, auf diesem Strande nichts, als einzelne Uferpflanzen, welche nur spärlich die Armuth dieses, vom Winde in Sandhügel erhobenen, Landstriches bedecken. Eidechsen, mehrere Arten von Pimelia, Copris und Scarites sind in diesem sandigen Boden die vorzüglichen Bewohner aus dem Thierreiche. Man setzt auf diesem Wege längs der Küste über zwei unansehnliche Bäche. Näher an Algesiras tritt man in einen lichten Wald von niedrigem Nadelholz. Das Städtchen selbst, ein gutgebauter, freundlicher Ort, genießt einer sehr reizenden Lage. Westlich von ihm erheben sich sanftsteigende, mit frischem Grün, zerstreuten Pinien und Korkeichen gezierte Hügel, von deren Gipfel sich eine liebliche Aussicht ins Thal eröffnet. Durch die Fluren führt der Stadt ein hoher, gemauerter Aquäduct aus dem Gebirge Wasser zu. Die Bay von Gibraltar, von unzähligen Schiffen belebt, dehnt sich hier vor dem Blicke des Wanderer aus, und die hochragende Calpe begrenzt mit ihren steilen Klippen den Gesichtskreis.

Südwestlich von Algesiras liegt Tarifa, der südlichste Punct von Andalusien und von dem ganzen europäischen Continente. Der Weg dahin, durch Wiesengründe und über dünnwaldige Sandsteinhügel, bietet viele Abwechslung dar. Das Städtchen ist größtentheils von alter Bauart, und besitzt noch von den Mauren herrührende Festungswerke, welche jedoch gegenwärtig viel weniger bedeutend sind, als zur Zeit, wo die Saracenen den Ort zum Hauptpuncte ihrer Verbindung mit Africa gemacht hatten. Auf diese Verbindung, welche Tarifa mit den Mauren hatte, scheint selbst die Physiognomie der jetzigen Einwohner hinzudeuten. Mehr als bei den übrigen Andalusiern soll ihr Colorit und ihre Gesichtsbildung der arabischen ähnlich seyn. Man rühmt vorzüglich die Schönheit des weiblichen Geschlechts von Tarifa, welches den Reiz seiner Gestalt durch das schwarzseidene Gewand, und seiner feurigen Augen dadurch zu erhöhen weiß, daß es nur eines derselben aus dem, das Angesicht umhüllenden, Schleier hervorblicken läßt. Schon die Römer hatten die Wichtigkeit dieses Platzes erkannt, und die Stadt, welche sie Julia Joza oder Traducta nannten, mit Colonisten punischer Abkunft von Tingis (Tanger) her bevölkert. Gegenwärtig hat der menschenleere und gewerblose Ort nur durch seine Lage an der Straße, von welcher er, durch Sandhügel und Sandbänke getrennt, noch beinahe eine Viertelstunde entfernt liegt, ein allgemeines Interesse.

Von den Thürmen der Stadt erblickt man die gegenüberliegende Küste von Africa. Die südliche Säule des Hercules, Mons Abyla oder der Affenberg, an dessen Fuß Ceuta liegt, erhebt sich fast Gibraltar gerade gegenüber; gegen Westen erscheint die Gebirgskette, welche sich hinter Tanger hinzieht, und in das Vorgebirg des Espartel ausläuft. Hier in der Meerenge bemerkt man deutlich die Strömung, die beständig Wasser des Oceans in das Becken des Mittelmeers führt. Diese Strömung rinnt vier bis fünf Seemeilen in einer Stunde, und ist so beträchtlich, daß besonders größere Schiffe nur mit frischem östlichen Winde aus der Straße nach Westen segeln können, weshalb sie oft lange Zeit im Hafen von Gibraltar liegen bleiben, während Schiffe aus dem atlantischen Meere selbst bei widrigem Winde hereinkommen. Innerhalb des Mittelmeeres verspürt man die Strömung bis an die Küste von Malaga, zwanzig Seemeilen, oder nach Andern bis Cabo de Gata, siebenzig Seemeilen von Gibraltar.

Unter den spanischen Fischern ist die Meinung allgemein, daß sich die Straße allmählig erweitere, und sie stimmt mit den historischen Ueberlieferungen über die Breite der Straße vollkommen überein.

Nachdem wir die Umgegend von Tariffa besichtigt hatten, beschloß die Gesellschaft, in welcher sich auch der Hr. Baron v. Neveu befand, von hier auf einem leichten Fischerboote nach Algesiras zurückzukehren. Wir Alle fühlten uns durch die Anschauung des südlichen Landes, besonders aber durch den eigenthümlichen romantischen Geist des spanischen Volkes, der sich hier, wie überhaupt in den mittägigen Gegenden, freier ausspricht, in eine angenehme Stimmung versetzt und unsere Sehnsucht nach den Tropenländern gesteigert. Herrlich war der Abend, klar und heiter die Nacht, und die Gestirne der nördlichen Hemisphäre, in den sanftbewegten Wellen der Straße sich spiegelnd, schienen uns hier, an der Mündung des Weltmeeres, mit freundlichem Lichte gleichsam schon den letzten Abschiedsgruß zuzuwerfen. In Algesiras kaum angelangt, erhielt der Gesandte die Bestimmung des Wiener Hofes, vermöge welcher die Fregatte Austria ihre Reise nach Rio de Janeiro allein antreten sollte, ohne länger auf die übrigen dahin bestimmten Schiffe zu warten. Wir waren nur noch einen Tag in Algesiras anwesend, als plötzlich der Ostwind sich einstellte, und uns ein Kanonenschuß auf der Austria und die dort ausgesteckte Signalflagge an Bord rief. Gegen Mittag erschien ein Boot mit der Nachricht, daß die Fregatte in einer Stunde absegeln werde, und brachte uns dem zufolge eiligst auf dieselbe zurück. Alles war zur Abreise bereit; nur unser Kollege, Herr Mikan, der sich auf einer botanischen Streiferei zu weit von Algesiras entfernt hatte, war noch nicht am Bord eingetroffen; wir fingen daher schon an, über sein Ausbleiben unruhig zu werden, als er, da man eben die Anker gelichtet und die Segel entfaltet hatte, noch glücklich das Schiff bestieg.

Fahrt von Gibraltar nach Madeira und durch den atlantischen Ocean nach Rio de Janeiro.

Am 3. Junius verließen wir Mittags die Rhede von Gibraltar, begleitet von mehr als fünfzig größeren und kleineren Fahrzeugen, die ebenfalls auf den zur Ausfahrt günstigen Wind gewartet hatten, und nun mit uns, in einem majestätischen Zuge, durch die Meerenge dem Ocean entgegensegelten. Der Ostwind wehte frisch, und unsere rasche Seglerin gewann bald allen übrigen Schiffen den Vorrang ab. Schon nach einer Stunde hatten wir die östliche Spitze des Cabo Carnero umschifft, und befanden uns mitten in der Straße, wo beide Welttheile nur wenige Seemeilen von einander entfernt liegen. Während wir auf der dunkelgrünen Fluth der Meerenge dahinsegelten, lag die spanische Küste in einer trüben Bläue vor uns; man konnte deutlich zwei Reihen von Bergen unterscheiden, welche von O. N. O. nach W. S. W. laufen. Die hintere ragt beträchtlich über die vorderen grünen Hügel hervor, welche, sanft emporsteigend, an die schrofferen und kahlen Rücken jener sich anlegen, und von vielen kleinen Thälern durchschnitten, ohne steile Abhänge an das Meer herabziehen. An zweien der äußersten Puncte dieser Vorgebirge stehen noch maurische Wachthürme, und weiter gegen Westen erblickt man das sandige Vorgebirge von Trafalgar, berühmt durch Nelson's Sieg. Ein blauer Streif höher gegen N. W., der in das schmale Cabo de S. Sebastian ausläuft, war der letzte Punct des europäischen Continents, den wir begrüßen konnten. Die Gebirge an der africanischen Seite der Straße waren größtentheils in Nebel eingehüllt; jedoch schienen sie uns, wie jene an der spanischen Küste, eine längliche, auf dem Rücken durch sattelförmige Ausschnitte bezeichnete Bildung zu haben. Um 4 Uhr fuhren wir an Tanger in einer Entfernung von drei bis vier Seemeilen vorüber. Man unterschied deutlich die, terrassenförmig aus kleinen platten Häusern erbaute, mit Mauern und niederen viereckigen Thürmen umgebene Stadt, hinter welcher sich steile Kalkberge, und

hie und da herabgestürzte Felsenblöcke erheben. Um fünf Uhr war uns Cabo Spartel in O. S. O. ungefähr sechs Seemeilen entfernt. Der Gedanke, von zwei Welttheilen einem dritten zuzusteuern, bewegte uns Alle. Die Nähe des alten Africa's, das schon seit Jahrhunderten ohne Fortbildung in starrer Einförmigkeit ruht; die Erinnerungen an die Grenzen, welche das kühne Alterthum in der Meerenge seiner Thätigkeit gesetzt glaubte; die Sage von der glückseligen Atlantis, welche wir in dem üppigen, an Naturwundern so reichen America wieder zu finden hofften; der Gedanke, von dem gebildeten und geistig hohen Europa Abschied nehmen zu müssen; Alles vereinigte sich, uns die Fahrt durch die Säulen des Herkules hinaus in das große Weltmeer zu einem unvergeßlichen Momente des Lebens zu machen.

Um sechs Uhr Abends waren die letzten Puncte der europäischen und africanischen Küste aus unseren Augen verschwunden, und wir befanden uns auf dem hohen Ocean. Majestätisch thürmten sich die spiegelnden Wellen empor, und schienen die, in ihre tiefen Furchen hinabgleitenden Fahrzeuge zu verschlingen; das Weltmeer selbst zeigte, wie das klare Firmament über ihm, in dem dunkeln Blau gleichsam ein Bild seiner unergründlichen Tiefe. Jedes der mit uns ausgelaufenen Schiffe verfolgte von nun an, auf dem alle Continente trennenden und vereinigenden Ocean, vom Compaß begleitet, den Weg seiner Bestimmung; unsere treffliche Seglerin, allen voraneilend, durchschnitt mit unglaublicher Schnelligkeit die hohen, gleichförmig dahinrollenden Wogen noch in der Richtung nach West. Der frische Ostwind dauerte fort, und Segel und Verdeck wurden mit Thau benetzt; wir legten gewöhnlich neun Seemeilen in einer Stunde zurück. Obgleich der erste Anblick des grenzenlosen Elementes, der auf ihm so herrlich auf- und untergehenden Sonne, so wie des Mondes und des gestirnten Himmels begeisternd auf das Gemüth des Betrachters wirkte, so bot doch das gegenwärtige Seeleben wenig Abwechslung und Unterhaltung dar. Die Phosphorescenz war in dieser Breite sehr unbedeutend und gewährte, da sie nur von wenigen einzelnen Thieren herrührte, nicht jenen imposanten Anblick, den wir im Mittelmeere gehabt hatten. Um so angenehmer war es uns aber, daß sich, je frischer und günstiger der Wind wurde und je schneller das Schiff dahineilte, die Seekrankheit, woran so Viele von uns während der Fahrt durch das Mittelmeer gelitten hatten, immer mehr verlor, und

es jetzt Allen erlaubt war, ohne Uebelbefinden auf dem Verdeck zu verweilen.

Die Seekrankheit ist ein lästiges Uebel für Reisende auf dem Meere. Nicht Alle werden von ihr auf gleiche Weise ergriffen; im Allgemeinen scheinen Personen von starker Constitution und an Seeküsten lebende weniger von ihr zu leiden, als Leute von schwächlichem Körperbaue und Bewohner des innern Continentes oder der Gebirge. Man sieht jedoch auch Beispiele von dem Gegentheile, ja daß sogar Matrosen durch viele Seereisen abgehärtet, bei heftigen Stürmen von ihr befallen werden. Gewiß ist es, daß die Ursache dieser Krankheit weniger in dem Anblicke des unermeßlichen Gewässers, in der dadurch erregten Furcht vor Gefahr, in dem üblen Geruche, welcher sich aus dem im Schiffsraume eingeschlossenen und faulenden Wasser entwickelt, in dem Heimweh u. s. w., sondern hauptsächlich, wenn nicht allein, in der schaukelnden Bewegung des Schiffes liegt. Der Eindruck, den der Reisende durch die schwankende Bewegung des großen, flüssigen Elementes erhält, ist ganz dem ähnlich, welchen manche Personen beim Fahren oder Schaukeln zu Lande empfinden, und Viele verläßt er selbst dann nicht immer, wenn sie sich schon wieder einige Stunden auf dem festen Lande aufgehalten haben. Gewöhnlich beginnt die Krankheit mit einem dumpfen Drucke im Kopfe und mit Beklommenheit, und geht bald durch eine Reihe der unangenehmsten Empfindungen bis zu mehr oder weniger schmerzhaften Krämpfen des Magens über, welche mit heftigem fortwährenden Erbrechen endigen. Bisweilen ist letzteres so stark, daß es Blutsturz zur Folge hat, oder es geschieht wohl auch, daß die Kranken bei andauerndem Ekel, der selbst schon durch Geruch oder Anblick von Speisen erregt wird, aus Mangel hinreichender Nahrung in Abzehrung und, bei langwierigen Seereisen, in Lebensgefahr gerathen. Wer die Marter dieser Krankheit erfahren hat, weiß, daß man von ihr befallen, alle irdische Glückseligkeit mit einer einzigen Stunde auf dem Lande vertauschen möchte, und wird sie daher als einen nicht unwichtigen Gegenstand in der Beschreibung einer Seereise ansehen. Zur Beseitigung oder Linderung dieser lästigen Krankheit hat man verschiedene Mittel vorgeschlagen. Die Seeleute empfehlen vorzüglich den Genuß der Pomeranzen und des Rostes vom Anker. Die bewährtesten Regeln zur Abwendung dieses Uebels sind diätetisch, und fordern vor allem, sich so viel als

möglich auf dem Verdeck in freier Luft und zunächst dem Mittelmaste, wo die schaukelnde Bewegung weniger empfunden wird, aufzuhalten, die Oberfläche des Meeres gar nicht, oder doch nicht mit fixirtem Blicke, zu betrachten, sich, statt flüssiger, besonders warmer, an feste, kalte, vorzüglich an saure und viele Verdauungskraft erfordernde Speisen, z. B. an gesalzene Fische, Schinken u. s. w. zu gewöhnen, überhaupt aber die ersten Anwandlungen der Krankheit, ja selbst sich einstellendes Erbrechen sogleich durch den, mit Ueberwindung zu erzwingenden Genuß schwerer Speisen, und durch eine muntere Zerstreuung zu besiegen. Vor Allem hüte man sich, das Verdeck des Schiffes zu verlassen, und sogleich beim ersten Kopfwehe seine Zuflucht zu dem dumpfigen und übelriechenden inneren Schiffsraum oder nach der Cajüte zu nehmen. Hat sich aber demungeachtet die Krankheit so eingestellt, daß man muthlos sich kaum mehr zu bewegen vermag, so ist nur von einer horizontalen Lage und dem dann eintretenden Schlafe Erleichterung zu erwarten. In derselben Lage ist es nach einiger Erholung räthlich, Porterbier, feste und kalte Speisen, z. B. Schinken, zu sich zu nehmen, und darauf in die frische Luft zurückzukehren. Vorsatz und Zerstreuung vermögen hier Vieles, so wie umgekehrt Nachdenken und geistige Anstrengung, besonders bei schwächlichen Personen, die Krankheit herbeirufen und verlängern können. Je weniger man auf sich reflectirt, und je häufiger man sich durch vielerlei Beschäftigung, durch Spazierengehen auf dem Verdeck, ja selbst durch Fechten und Matrosenarbeit unterhält, desto leichter gewöhnt man sich an die schaukelnde Bewegung, am meisten bei einer langen Seereise. Auch wir wurden so allmählig immer seltener von dieser unangenehmen Krankheit heimgesucht, und vermochten, von einem freundlichen Wetter begünstigt, den ganzen Tag auf dem Verdeck zuzubringen. Nur wenn die See sehr hoch ging, und die Bewegungen des Schiffes heftig wurden, traten die ersten Empfindungen derselben, obgleich vorübergehend, ein; je gleichförmiger aber der Wind und die Bewegung des Schiffes waren, desto leichter gewöhnten wir uns an letztere, und desto reizender wurde uns das Seeleben.

Der anhaltend frische Wind brachte uns mit größter Schnelligkeit in die Nähe von Madeira. Am 5. Junius Abends, als sich der Himmel mit dünnen Wolken zu überziehen anfing, bemerkten wir mehrere Vögel, unter andern die auf den Wellen

dahinschwebende Procellaria pelagica, als Anzeichen des nahen Landes. Wir segelten daher die Nacht hindurch mit wenigern Segeln. Am folgenden Tage um 6 Uhr Morgens erblickten wir die drei verlassenen Inseln, Ilhas desertas, welche mit zur Gruppe von Madeira gehören, sechs Seemeilen südlich von uns, gleich eingefallenen Pforten oder ungeheuren Bögen aus dem grenzenlosen Meere hervortreten. Die Nebel, welche uns bis jetzt Madeira in S. W. verhüllt hatten, zertheilten sich, als die Sonne höher stieg, und um 9 Uhr erkannten wir deutlich das östliche Vorgebirg, Capo de S. Lourenço, dessen vielförmige und steil über einander gethürmte, röthliche Felsenklippen weithin in die See ragen. Nachdem wir es in Norden gelassen hatten, erfreute uns die Aussicht auf das in jugendlicher Frische vor uns ausgebreitete Thal von Porto novo; seine vom Meere aus ansteigenden, grünen Seitenabhänge sind mit zerstreuten, blendendweißen Häusern besetzt. Die braunen oder rothen Wände und steilen Kanten des schroffen Gebirges, das durch die Insel hinzieht, stehen anmuthig ab gegen das lebhafte Grün der blumenreichen Gründe. Nichts ist reizender, als der Anblick dieser Insel, welche wie ein lieblicher Garten auf dem Meere zu schwimmen scheint. Bald sahen wir in N. W. die Stadt Funchal und hinter ihr den steil emporragenden Pico da Cruz. Als am Abend die Fregatte sich nicht weit vom Lande befand, wurde die Flagge aufgesteckt, und sogleich eilte ein portugiesisches Boot von der Stadt herbei, um die nöthigen Erkundigungen einzuholen. Des stärkeren Windes wegen, der sich erhob, und die Ankerung auf dem sehr abhängigen Felsengrunde noch unsicherer und gefährlicher machte, hielt der Commandant für gut, noch in der See zu bleiben; es wurde daher das Boot ausgesetzt, um die Gesandtschaft und die Naturforscher ans Land zu bringen, während die Fregatte die Nacht hindurch bordegirend auf der Rhede verweilte. Die offene Lage dieses Hafens, in welchem die Schiffe bei heftigen Winden, besonders aus S. O. und S. W., leicht gegen die Klippen des Ufers getrieben werden, macht eine solche Vorsicht nöthig. Erst am Mittag des folgenden Tages, als wir Beide schon den gebirgigen Theil der Insel bestiegen hatten, und uns an dem großartigen Anblicke des Oceans weideten, verkündete die Salve der Fregatte, daß sie Anker geworfen hatte.

Es waren auf diesem schönen Eilande, der ersten portugiesischen Besitzung, welche Ihre K. K. Hoheit die Erzherzogin be-

treten sollte, festliche Zubereitungen für Ihren Empfang gemacht worden, und die Gesandtschaft wurde wiederholt eingeladen, hier einige Tage zuzubringen. Man hatte jedoch bestimmt, nur so lange zu verweilen, als nöthig sey, um von dem köstlichen Rebensafte der Insel einzuschiffen, und da dieses am Tage der Ankunft geschah, so war den Naturforschern nur ein einziger Tag vergönnt, die nächste Umgebung von Funchal zu besuchen. Noch am Abend besichtigten wir die Stadt. Die Hauptstraße zieht sich nahe an der Seeküste hin, die engen Seitengassen, aus kleinen, zum Theil alten und baufälligen Häusern bestehend, steigen an dem Abhange des Berges hinauf. Ein offener Platz mitten in der Stadt, der Kirche gegenüber, ist mit Reihen ausländischer Bäume geschmückt. Der Gouverneur der Insel, welcher auch das nahe Porto santo befehligt, wohnt in einem sehr geräumigen, schönen Castelle, ganz nahe am Hafen. Dieses sowohl, als die nächsten Umgebungen der Hauptkirche wurden in der Nacht, wo der Gouverneur der Gesellschaft ein glänzendes Ballfest gab, feierlich beleuchtet. Die Damen ließen sich in reichvergoldeten Palankins und in kostbar verschleierten, an Stangen befestigten Netzen nach dem Pallaste tragen, und zwar von Negern, deren bedeutende Anzahl unter den übrigen Bewohnern uns um so mehr auffiel, als wir sogar einige Geistliche von dieser Farbe wahrnahmen. Was im Allgemeinen den physiognomischen Charakter des gemeinen Mannes auf Madeira betrifft, so ist er mager, muskulös, von braunem Teint, schwarzen vernachlässigten Kopfhaaren, buschigen Augenbraunen und dunklen Augen. Er erregt in der groben Matrosenkleidung mit seiner spitzigen rothen Mütze mehr Furcht, als Zuneigung. Die nicht selten bis ins Schwärzlichbraune spielende Hautfarbe erinnert an die sonst häufigere Vermischung der Weißen mit Negern, welche ehemals in großer Anzahl aus Guinea eingeführt wurden. Daß Zarko, der Entdecker Madeira's, keine Spur von menschlichen Bewohnern hier fand, ist bekannt. Wie in den Ländern des südlichen Europa's, ist auch hier der Esel das vorzüglichste Hausthier, auf welchem die Lasten von einem Orte zum andern geschafft werden. Aeußerst selten erblickt man daher in diesem Gebirgslande Lastwägen, die hier die Form von Schlitten haben und mit vielen Ochsen bespannt werden, noch seltener aber eine Chaise.

Die Naturforscher zogen dem Genusse jenes Festes die Bekanntschaft mit dem Innern der Insel vor. Wir Beide besan-

den uns mit Anbruche des Tages schon auf dem Wege nach der Höhe, welche sich vom Hafen aus amphitheatralisch erhebt, und von mehreren Thälern durchschnitten, klare Bäche herabführt. Zwischen Gärten und Weinbergen liegt eine Menge kleiner Landhäuser zerstreut, und überall begegnet dem Wanderer ein freundliches Bild von dem beharrlichen Fleiße der Einwohner, welche selbst schroff ansteigende Hügel urbar gemacht, mit Reben bepflanzt und durch weit verbreitete Canäle bewässert haben. Längs einer solchen gemauerten und vielfach verästelten Wasserleitung, die mehrere Quellen aus dem höchsten Theile der Insel herabbringt; gelangten wir auf einen kuppelförmigen Hügel, dem nordöstlichen Theile der Stadt gegenüber, von wo aus man eine reizende Aussicht auf das tiefe Thal, die Stadt mit ihren frisch grünenden Umgebungen, den Hafen und das Meer genießt. Am Fuße des Berges prangen, einzeln um die Landhäuser gepflanzt, die wogende Dattelpalme, der breitblättrige Pisang, das saftige Zuckerrohr, die eßbaren Injamen, Mais und Melonen; höher am Berge erscheinen über Gitter gezogene Weinlauben, die von Aloe und Cactus umzäunet, gleichsam einen grünen Teppich über die schöne Insel ausbreiten; noch weiter am Berge aufwärts folgt ein schattenreicher Wald von süßen Castanien und Lorbeerbäumen; die höchsten Puncte endlich sind mit Heide, Ginster, Farrnkräutern und Gräsern besetzt. Faßt man das Ganze in einem Blicke zusammen, so glaubt man in diesen tiefen Gebirgsschluchten, geschmückt mit dem sanftigen Grün der Rebe, diesen steil ansteigenden Grasmatten, welche sich an erhabene Basaltwände anlehnen, diesen herrlichen schattenreichen Wäldern, belebt von mehreren klaren, rauschend über die Felsen sich herabstürzenden Quellen, das Bild einer europäischen Alpengegend vor sich zu haben, der alle Reize des südlichen Himmels zur schönen Zugabe geworden sind. Die schwarzen Basaltwände verleihen jedoch dieser Landschaft einen Zug von Melancholie, welcher, wenigstens zur Zeit unserer Anwesenheit, durch die auffallend geringe Anzahl von Thieren noch bemerkbarer wurde. Außer einigen europäischen Singvögeln, Bachstelzen, einigen Schmetterlingen und wenigen andern Insecten, die das nahrungslose Gestein bewohnen, fanden sich fast gar keine Thiere vor. Die Vögel wandern vermuthlich zwischen den Inseln und dem europäischen und africanischen Continente hin und her. Auch finden sich an den kahlen, selbst sandlosen Ufern der Inseln keine Muscheln und Seesterne, so wie nahe an der Küste nur wenige

Fische, weswegen hier die getrockneten Fische von Nordamerika in großer Menge abgesetzt werden. Diesen Mangel an Thieren hat die Insel mit vielen vulkanischen Gegenden gemein.

Von einem der höchsten Puncte der Insel, welcher mit Stämmen von Pinus canariensis Smith und mit Farrenkräutern bewachsen ist, kamen wir schon am Abend, durch mehrere tiefe Schluchten und einen dichten Hain von schönen Lorbeeren und Castanien, zu einer einsamen Kirche der Nossa Senhora de monte herab. Eine breite Treppe führt zu dem Tempel, welcher sich auf einem Vorsprung des Berges, zwischen schattigen Castanienbäumen erhebt. Eben vergoldete die untergehende Sonne das Meer und bestrahlte die entfernteren Gegenden der Insel mit einem magischen Lichte, während die weithin tönende Glocke der Kirche die Wanderer nach dem Wallfahrtsorte einlud. Die Umgebung desselben ist durch fromme Sorgfalt mit Blumengebüschen besetzt. Das Klima dieses glücklichen Eilandes begünstigt die Producte einer jeden Zone mit gleichem Erfolge; nur vermißt der Europäer hier seine Eichen, Tannen, Birken und Weiden, sieht aber dagegen mit Erstaunen neben den Getreide- und Obstarten caucasischer Abkunft, neben dem Feigenbaum, dem Zuckerrohr und dem Pisang des Orients, neben der Dattelpalme, dem Tomate, dem zahmen Rohre Africa's, auch die Injame, den eiertragenden Nachtschatten, die Cactus, Agaven und die Kartoffel America's gedeihen. Daß das Zuckerrohr durch den Infanten D. Henrique Navegador aus Sicilien hieher verpflanzt wurde, ist bekannt. Wenn den älteren Berichten zu trauen ist, so muß die Zuckerfabrikation hier sehr frühzeitig mit großem Erfolge betrieben worden seyn, und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam vielleicht der größte Theil des in Europa verbrauchten Zuckers aus Madeira. Als man aber die bei weitem größere Fruchtbarkeit der portugiesischen Colonien in Amerika kennen lernte, hörte die Cultur des Zuckerrohrs in Madeira allmählig wieder auf. Als die Insel den da Camaras übergeben wurde, fingen diese an, die Cultur des Weinstocks vorzüglich zu begünstigen, der zuerst aus dem griechischen Archipelagus, ebenfalls durch den Prinzen Heinrich, eingeführt worden war. Der Weinbau nahm seitdem so schnell zu, daß er schon vor einhundert und fünfzig Jahren das wichtigste Geschäft der Colonie wurde. Der größte Theil der Trauben ist weiß, mit länglichen Beeren, und eine der geschätztesten die sogenannte Verdelho. Die Be-

handlung der Reben ist hier von der in Portugal üblichen in so weit verschieden, als man die, auf steinigen und der Sonne ausgesetzten Orten gepflanzten Stöcke sich an einem, mehrere Schuhe hoch vom Boden angebrachten, hölzernen Gitterwerke ausbreiten läßt. Sie bilden ein anmuthiges Laubendach, unter welchem nicht selten der Weg von einer Winzerhütte zur andern führt. In dem warmen Klima der Insel, deren nackter, schwarzer Basaltboden viele Wärme aufnimmt und an die Reben zurückgiebt, scheint diese Art der Cultur besonders zweckmäßig zu sein, während sie in kälteren Ländern von geringerem Erfolge ist. So tragen z. B. in mehreren Gegenden Italiens die Weinlauben minder reichlich, als die guirlandenförmigen Stöcke. Man baut den Weinstock vom Ufer des Meeres an bis zu zwei Fünftheilen der Höhe der Insel. Der jährliche Ertrag wird auf fünf und zwanzig bis dreißigtausend Pipen angenommen. Als den besten Wein nennt man den Malvasier, dessen Traube aus Griechenland stammt.

Wäre uns mehr, als ein eintägiger Aufenthalt auf der Insel gestattet gewesen, so könnten wir vielleicht noch mehrere interessante Beiträge beifügen. Als der Entdecker Zarco von Porto Santo aus die Insel zuerst erblickte, war sie vom Meere an bis zur höchsten Spitze mit einer düsteren, fast undurchdringlichen Waldung bedeckt, welche erst nach einem siebenjährigen Brand vertilgt ward. Viele der eigenthümlichen Formen der Insel mögen bei jener Gelegenheit zerstört worden seyn.

Reich an Naturschätzen aller Art, aber von der großen Anstrengung ermattet, kamen wir am späten Abend, auf einer zwischen den Weinfeldern gebahnten Straße, zur Stadt zurück. Da die Fregatte schon eine bedeutende Menge von dem köstlichen Weine der Insel eingenommen hatte, und zur Abreise fertig war, mußten wir sogleich wieder an Bord zurück.

Am 8. Junius Morgens 4 Uhr lichtete man die Anker, und ging in die See. Wir waren hiebei glücklicher als das Schiff, welches einige Zeit später Ihre K. K. Hoheit die Frau Kronprinzessin hieher brachte, und durch einen plötzlich eintretenden Süd-Wind zu nahe an das Ufer getrieben, eilig die beiden Ankertaue kappen mußte, um die hohe See gewinnen zu können. Das Meer ist rings um die Insel so tief, daß man nur

ganz nahe am Ufer, in einer Tiefe von fünfunddreißig bis fünfzig Faden, Grund für die Anker findet, welche sich in den Basaltklippen leicht festhängen. Deshalb wird es hier oft nöthig, mit Verlust der Anker in See zu gehen, besonders in den Monaten November bis Februar, wo Stürme aus S. W. oder S. O. die Schiffe gegen die Küste zu werfen drohen. Wir gingen aus der Rhede von Funchal unter einem schwachen Nord-Wind, der aber bald in O. und in N. O. umsetzte und den ganzen Tag hindurch günstig wehte. Mittags hatten wir den Mittelpunct der Insel in N. O. g. N. Da der Wind während der Nacht zunahm, befanden wir uns am nächsten Morgen schon auf der Höhe der canarischen Inseln. Palma erschien uns mit dichten Regenwolken bedeckt. Sie wird fast immer im Nebel gehüllt wahrgenommen, welches eine Folge der hier gewöhnlichen westlichen Winde und der mit diesen eintretenden Regen ist, die auf keiner der Canarien so häufig seyn sollen, als auf ihr. Ihre südliche Spitze war uns Mittags in S. O. g. O.; bald darauf entzogen sie dichte Nebel und ein kurz andauernder Regen unsern Blicken. Eine englische Brigg, welche Colonisten für Neuholland an Bord hatte, fuhr in dieser Breite ganz nahe an uns vorüber. Es befand sich eine große Zahl von Frauenspersonen auf ihr, die, obgleich aus dem Vaterlande verwiesen, getrosten Muthes ihrer neuen Bestimmung entgegenzureisen schienen. Am Abend desselben Tages kam auch die Insel Ferro in unsern Gesichtskreis, jedoch wie fast immer in Nebel gehüllt. So hatten wir denn die Grenze der früheren Schifffahrt, von welcher aus der kühne Unternehmungsgeist eines Bartholomäus Diaz, Columbus, Magalhäns einst neuen Welten zugesteuert war, überschritten, und segelten, menschlicher Kunst und Wissenschaft vertrauend, auf dem unabsehbar um uns sich ausbreitenden Ocean dem Ziele unserer Reise entgegen. Wenn der Bewohner des kleinen Fahrzeuges sich beim Anblicke des bewegten, unermeßlichen Elementes von Schauder ergriffen fühlt, so staunt er bei der Betrachtung, wie das künstliche Gebäude über Luft und Wasser triumphirend dahingleitet, die Größe und Macht menschlicher Erfindung an. Die Vervollkommnung der Nautik und der Schiffsconstruction in unserer Zeit flößt dem Reisenden ein Gefühl von Sicherheit und Behaglichkeit ein, welches den Gedanken an jede Gefahr verscheucht. So lernten denn auch wir, auf einem trefflich gebauten, mit Vorsicht und Kenntniß geleiteten Fahrzeuge, umgeben von einer sich vielseitig anregenden Gesellschaft, die an-

genehmste Seite des Seelebens kennen. Unter abwechselndem Genusse von Spiel, Musik und literärischen Beschäftigungen eilten uns die Stunden eben so geschwind vorüber, als unsere treffliche Seglerin auf dem Wellenspiegel dahinglitt.

Die kleinen, schnell entstehenden und vorübergehenden Gewitter und Windstöße, welche von jetzt an bisweilen eintraten, schienen gleichsam nur mehr Abwechslung in das ruhige Seeleben zu bringen, indem sie, zugleich erhaben und Gefahr-drohend, die verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen hervorriefen. Gerade in der Breite von Ferro stürzte plötzlich ein heftiger Windstoß über das Schiff herein, der mehrere Segelstangen zerknickte und herabwarf, wodurch einige Matrosen beschädigt, außerdem aber keine weiteren unangenehmen Folgen veranlaßt wurden. In der Nähe jener schönen Inseln, welche schon das Alterthum mit dem Namen der glücklichen bezeichnete, regte sich besonders in den Naturforschern der stille Wunsch, durch irgend eine günstige Veranlassung auf einer derselben landen zu können. Gerne hätten wir den Pic in der Nähe gesehen, und unter andern Merkwürdigkeiten mit vorzüglichem Interesse die Ueberreste der Guanchen untersucht, welche, unseren späteren Beobachtungen gemäß, durch ihre schlanke Gestalt, scheinbar wulstige Lippen und breitgedrückte Nase mit der Bildung der Neger übereinstimmen, durch die spitzig hervorstehenden Backenknochen und längeren, schlichten Kopfhaare aber mehr den alten Aegyptiern ähnlich sind. Der Wind führte uns jedoch mit stets vermehrter Geschwindigkeit an der schönen Inselgruppe vorüber. Nach wenigen Tagen befanden wir uns in der Breite des grünen Vorgebirges. Am Abend des 14. Junius erblickten wir die Insel Boa Vista, welche sich als ein langes, nicht sehr erhabenes Land darstellte; die südlichste Spitze des Eilandes blieb uns in N. g. W. zwölf Seemeilen entfernt liegen. Von den übrigen Inseln war keine zu sehen, da graue Wolken den Himmel während des ganzen Tages bedeckten.

Je näher wir den Inseln des grünen Vorgebirges kamen, desto verschiedener ward der Charakter der Elemente. Noch in der Breite der Canarien empfanden wir schnelle Veränderlichkeit in der Lufttemperatur, und jene plötzlichen, einzelnen Windstöße und Wirbelwinde, die hier häufig beobachtet werden. Erst als wir an jener Inselgruppe vorüber, zwischen dem 11. und 12.

Junius, in der Länge 21°, 31' w. von Paris, den Wendekreis des Krebses passirt waren, vereinigten sich der Nord- und der Ostwind, die früher spielend miteinander abwechselten, zu einem Nordost- und endlich zu Nordnordost-Wind, der Tag und Nacht in gleichmäßiger Stärke dem Aequator zuströmte. Bei dieser Stetigkeit des beständigen Nordost-Winds legten wir in vier und zwanzig Stunden hundert und fünfzig Seemeilen zurück. Hier, in der heißen Zone, wogte das indigoblaue Meer in gleichmäßigen Wellen, und fing, was bisher weniger zu bemerken war, des Nachts allgemein und feierlich zu leuchten an. Diese majestätische Erscheinung, das sich bald häufig einstellende Wetterleuchten und unzählige Sternschnuppen schienen, nebst der stärkeren Schwüle, auf eine höhere elektrische Spannung der Elemente hinzuweisen. Auch in unserer nächsten Umgebung ging hier allmählig eine auffallende Veränderung vor, die unsere Personen mit den übrigen Gegenständen theilten. Wir sahen uns nämlich Mittags immer mehr von unserem Trabanten, dem Schatten, befreit, welcher sich verkleinert zwischen die Füße zurückzog, gleichsam, als würde Alles in diesem Kreise der Schöpfung unabhängiger und weniger beschwert von dem Schattenreiche, wovon immer die Schiefe und Einseitigkeit begleitet ist. Eben in dieser Breite ist es, wo die fliegenden Fische heerdenweise an der Oberfläche des Meeres erscheinen und dem einsamen Betrachter ein belustigendes Schauspiel darbieten. Um dem segelnden Schiffe und den Nachstellungen der Raubfische zu entgehen, erheben sie sich, bald einzeln, bald in Schaaren zusammengedrängt, einige Fuß hoch über die Wasserfläche, und fallen nach einem, dem Winde entgegengesetzten, Fluge von vierzig bis fünfzig Schritten Länge wieder in die Wogen zurück; zuweilen werden sie dabei durch den Wind auf das Verdeck geworfen und hier eine Beute der Matrosen. Ihre Feinde, die Thunfische und Boniten, wetteifern im Laufe mit dem pfeilschnell dahinsegelnden Schiffe. Sie zeigen eine unglaubliche Schwimmkraft, indem sie aus der schnellsten Bewegung plötzlich mehrere Fuß über den Meeresspiegel senkrecht emporspringen, und kopflings in denselben zurückstürzen. Hier waren sie in solcher Menge vorhanden, daß die Schiffsmannschaft unsere Tafel fortwährend damit versehen konnte, indem sie solche harpunirte, oder mittels starker Angeln, an welchem ein, den fliegenden Fischen ähnlicher, Federbüschel befestigt war, fingen. Der größte dieser Fische, welcher an Bord gezogen wurde, wog siebenzig Pfunde.

Nachdem wir in diese Region des Friedens und der Ruhe zwischen den Wendekreisen eingetreten waren, wurden die zuvor um die Tische gelegten Polster, welche das Herabfallen der Gläser, Flaschen und Teller verhüten sollten, abgelöst, und der Seemann vertraute sich von jetzt einer ruhigen und sicheren Fahrt. Unser Schiff segelte, von dem regelmäßigen Winde geführt, Tag und Nacht gleich rasch dahin, und die Matrosen fanden auf dieser, einer Spazierfahrt gleichenden, Reise Muße genug, sich mit Spielen und Lustbarkeiten zu unterhalten. Sie geriethen auf den Einfall, ein Marionettentheater zu errichten, und, abentheuerlich genug zusammengestellt, erschienen der muthwillige Pollicinello, der pedantische Dottore und die anmuthige Colombina auf dem großen Ocean. Nur einmal ward dieses heitere Schiffsleben unterbrochen. Man erblickte nämlich, als wir uns in 8°, 12′ n. Breite befanden, in der Ferne ein großes Schiff, dessen Bewegungen verdächtig schienen. Diese Gegend wird so häufig von Freibeutern aus Buenos-Ayres und Nordamerika beunruhigt, daß besonders portugiesische und spanische Schiffe sehr auf ihrer Hut seyn müssen. Doch verschonen jene Seeräuber auch englische Schiffe nicht. Beim Anblicke jenes Schiffes waren sogleich die nöthigen militärischen Anstalten getroffen worden; jedoch zeigte sich bald vermöge der Richtung, welche es gegen die Küste von Africa nahm, daß es keine feindlichen Absichten hatte. Vermuthlich war es ein portugiesisches Sclavenschiff, das nach Guinea segelte.

Während die Zusammenwirkung der Elemente sich immer harmonischer und großartiger darstellte, begann auch der gestirnte Himmel für die Bewohner des kleinen Fahrzeuges immer mehr ins Gleichgewicht zu treten. Am 15. Junius, in der Breite 14°, 6′, 45″, erschien uns zum ersten Male jenes herrliche Sternbild des südlichen Himmels, das Kreuz, welches jedem Seefahrer ein Zeichen des Friedens, und, nach seiner Stellung, ein Weiser der nächtlichen Stunden ist. Schon lange hatten wir auf dieses Gestirn, als einen Führer zur andern Hemisphäre, gehofft; unbeschreiblich war daher unsere Freude, als wir dessen an dem feierlich glänzenden Himmel ansichtig wurden. Von Allen ward es, als ein Zeichen des Heils, mit den Regungen tiefer Andacht betrachtet. In eben dem Grade, als sich der südliche Sternenhimmel über unsern Horizont erhob, sank jener der nördlichen Hemisphäre hinab. Nur mit schmerzlichen Em-

pfindungen blickten diejenigen, welche Europa ausschließend ihr Vaterland nannten, auf den immer tiefer sinkenden Polarstern hin, bis er endlich in den dichten Nebeln des Horizonts verschwand.

Glänzend taucht in dieser Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die, den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in großartigen und mannichfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulcanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen scheinen. Allmählig rückt das Gestirn des Tages an dem ätherisch blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen nieder; das Meer ruht, oder steigt und fällt sanft mit spiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle, blaß schimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen, doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platzregen, unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über dem Ocean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturschauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von neuem seine durchsichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die bundtfarbigsten Bewohner des Oceans, unter denen der Haifisch, steigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchsichtigen, Elemente herauf. Sonderbar gestaltete Medusen, die blasenförmige Fregatte mit ihren blauen, ätzenden Bartfäden, lange, schlangenähnliche Stränge aneinander geketteter Salpen treiben sorglos dahin, und viele andere der mannigfaltigsten kleinen Seethiere ziehen langsam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungslosen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmählig an dem bewegten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennende Roth, Gelb, Violett glänzen, in unendlichen Schattirungen und Contrasten, verschwenderisch an dem azurnen Grund des Firmamentes, und strahlen noch bunter von

der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ocean still und feierlich in den nebellosen oberen Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab; häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft; das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, selbst von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer.

Groß und herrlich sind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Nacht und dem Frieden der Elemente erhält; fremd aber und ungewohnt der heißen Zone, empfindet er auch unangenehm die Nässe und Kühle des Morgens und Abends, und die drückende Schwüle des Mittags. Die gesammte Mannschaft fing daher in dieser Breite an, über Kopfweh und Colik zu klagen, und nur künstliche Mittel, wie Weinstein und Rhabarbar, mußten den Organismus wieder ins Gleichgewicht mit einer Natur bringen, auf welche die Sonne perpendiculär wirkt. Langsam kamen wir endlich aus dieser Region der schwülen Hitze und der lästigen Calmen, indem die, nach den mittägigen Gewittern eintretenden, Winde das Schiff jedesmal etwas weiter vorwärts führten.

Wie früher von dem Nordost-, so jetzt von dem Südost-Winde mit fast gleicher Geschwindigkeit geführt, segelten wir dem Erdtheiler zu. Am 28. Junius erschienen einige Tropicvögel und Pelikane, hoch über der Fregatte hinschwebend. Diese Vögel können zwar auf den Wellen ausruhen, pflegen jedoch, besonders die letztern, sich nur da zu zeigen, wo das Land nicht zu weit entfernt ist. Da wir uns mitten auf dem hohen Meere befanden, so mußten wir aus der Erscheinung derselben vermuthen, daß in der Nähe Felsen vorhanden seyn möchten. Wirklich fanden sich auf einigen unserer Seekarten in der Länge, wo wir den Aequator durchschneiden sollten, solche Felsen verzeichnet. Am Abend glaubte der Commandant schon an dieser Gefahr vorüber zu seyn, als plötzlich gegen 9 Uhr das Geschrei der Wachen vom Mastkorbe erscholl: Brandung vor dem Schiffe! Alle stürzten auf diesen Ruf voll Verzweiflung aufs Verdeck, und rannten blind durcheinander; die Einen riefen Feuer, die Andern Schiff-

bruch. Der Commandant verlor jedoch die Kaltblütigkeit und Besonnenheit nicht, und ordnete schleunigst an, die Segel des Schiffes gegen einander (in Kapp) zu stellen, um es in seinem Laufe aufzuhalten. Die Nähe der vermutheten Gefahr beflügelte die Manövers, und das Schiff wurde augenblicklich auf die von den Klippen abgewandte Seite gebracht. So waren wir nun zwar der Gefahr glücklich entgangen, und ein Jeder athmete wieder freier nach einem Momente, der durch das Bild eines so nahen Untergangs auf Alle mächtig und erschütternd gewirkt hatte; um indessen mit größerer Sicherheit während der Nacht zu segeln, wurde für nöthig erachtet, eine kleine Schaluppe zur Untersuchung des vermeintlichen Felsens auszusetzen. Jetzt kam es nur darauf an, ob sich einer der Seeoffiziere in einem so kleinen Boote dem unermeßlichen, hochwogenden Ocean aussetzen würde. Dem Aufruf des Commandanten folgend, trat der Schiffslieutenant Logobetti hervor und bestieg, nebst einigen Matrosen, mit Compaß, einer brennenden Laterne und einigen Lebensmitteln versehen, die schaukelnde Schaluppe, um gegen die muthmaßliche Brandung hinzusteuern. Als dieses vorging, war der Mond aus den Wolken hervorgekommen, und beleuchtete die von einem Südost-Winde bewegte See. Die gesammte Mannschaft des Schiffes, welches seither mit wenigen Segeln etwas rückwärts gefahren war, hing mit erwartungsvollen Blicken an dem Boote, dessen Weg durch seine Laterne angezeigt wurde. Das Schicksal der, in einem offenen, kleinen Nachen dem großen Ocean, ja vielleicht einer nahen Felsenklippe ausgesetzten, Reisegefährten beunruhigte Alle; bald sah man mit Bangigkeit das ferne Licht verschwinden, bald erfüllte sein Wiedererscheinen mit der lebhaftesten Freude; endlich aber entzog es sich auf einmal unseren Blicken und schien gänzlich verschwunden zu seyn. Indem wir uns den verschiedensten Muthmaßungen überließen, ruderte das Boot glücklich die ganze Nacht hindurch in steter Aufmerksamkeit auf die besorgte Gefahr, und kam am andern Morgen glücklich und wohlbehalten zur Fregatte mit der Nachricht zurück, daß die von den Wachen angegebene vermeintliche Brandung nur dem Rauschen und dem Wiederscheine einer starken Strömung zuzuschreiben sey.

Es war am 29. Junius, einem Sonntage, wo wir, gemäß unserer Schiffsrechnung, den Erdtheiler durchschneiden sollten. Da die See ziemlich ruhig war, wurde dieser Tag mit

einer Messe gefeiert. Die Einsamkeit des Orts, die ernste Stille und Größe der Elemente, welchen hier, in der Mitte der beiden Erdhälften und des unermeßlichen Oceans, das kleine Fahrzeug preisgegeben war, mußten in dem Momente, als die Verwandlung mit militärischen Trommelschlag angekündigt wurde, jedes Gemüth tief erschüttern, besonders aber diejenigen, welche dabei an die Allmacht in der Natur und an die geheimnißvolle Metamorphose aller Dinge dachten. Der Tag ging unter anhaltendem Südost-Winde ruhig vorüber; selbst der betheerte Neptun mit seinen abentheuerlichen Gesellen durfte das Schiff durch die sonst gewöhnliche Taufe nicht in Aufruhr bringen. Die Nacht war hell und klar; der Vollmond stand in herrlichem Lichte über unserem Haupte; Vega, Arctur, Spica, Scorpion, in welchem eben Jupiter glänzte, die Füße des Centauren leuchteten hehr am Firmamente; das südliche Kreuz hatte die senkrechte Stellung angenommen und zeigte auf Mitternacht, als wir uns, der Berechnung zufolge, am Orte des Gleichgewichts von Himmel und Erde befanden, und den Aequator durchschneidend, in die südliche Hemisphäre hinüber steuerten. Mit welchen lebhaften Hoffnungen, mit welchen unaussprechlichen Gefühlen traten wir in diese andere Welthälfte ein, die uns eine Fülle neuer Erscheinungen und Entdeckungen darbieten sollte! Ja, dieser Moment gehört zu den feierlichsten und heiligsten unseres Lebens. In ihm sahen wir die Sehnsucht früherer Jahre gestillt, und gaben uns, in seliger Freude und ahnender Begeisterung, dem Vorgenusse einer fremden, an Wunder so reichen Natur hin.

Erst nachdem wir die Mittellinie passirt hatten, begann der beständige Südost-Wind an Kraft dem Nordost-Wind der nördlichen Hemisphäre gleich zu werden. Die Platzregen erschienen seltener; statt ihrer thürmten sich aber einzelne vielfach gestaltete Wolkengruppen in dem blauen Aether auf. Die Nächte im Gegentheile wurden um so heiterer, und die südlichen, für uns Nordländer neuen Sternbilder funkelten, wenn gleich an Zahl und Glanz jenen der nördlichen Halbkugel weit nachstehend, hell an dem dunkelblauen Firmamente. Sternschnuppen erleuchteten häufiger, als in der nördlichen heißen Zone, die Nacht, und pflegten um Mitternacht gegen Süden, am Morgen gegen Nord-Ost hinzufallen. Schnell durchschnitt unsere Fregatte die tiefblauen Fluthen des südlichen Meeres, die, gegen das Vordertheil des Schiffes emporgeworfen, an wolkigen Tagen in vielfa-

chen Regenbogen niederfielen, oder Nachts mit unzähligen Leuchtthierchen angefüllt, feurig emporflammten. Wie in der nördlichen Trope flogen auch hier Heerden von fliegenden Fischen umher und pfeilschnelle Thunfische jagten dem Fahrzeuge zur Seite dahin. Ein majestätisches Schauspiel bot uns die, hinter dichten Nebeln in rother Gluth erscheinende Sonne oder der blaßschimmernde Mond dar, wenn sie in dem Ocean auf- und niedertauchten. Je weiter wir aber im Süden vorrückten, desto bemerkbarer ward die Differenz der Elemente.

Mit der Breite 18°, 4' und der Länge 35°, 20' nahm die Wärme der Luft beinahe um einen Grad ab, und der Thermometer wechselte zwischen 17° und 18°. Wir befanden uns nun in der Breite der Abrolhos und auch die Erscheinung mehrerer Seevögel: des Phaëton äthereus und Procellaria capensis, deuteten auf die Nähe jener gefährlichen Felsen, welche zwischen dem 16° und 19° südlicher Breite längs der brasilianischen Küste liegen. Der Commandant ordnete öfter das Senkblei auszuwerfen an, und hielt, obgleich man nur in einer Tiefe von siebenhundert Fuß Grund fand, doch für räthlich, während der Nacht ferner von der Küste zu bleiben. Die kleinen Küstenfahrer, welche im ganzen Jahre zwischen Bahia und Rio de Janeiro hin- und hersegeln, pflegen die Reise nicht immer östlich von jener gefährlichen Reihe von Untiefen und Klippen zu machen, sondern halten sich, wenn der günstige Wind mangelt, oft ganz nahe an die Küste, wo sie auch ohne Gefahr zwischen den vier kleinen Felseninseln, Ilhas Abrolhos, den zwei Meilen breiten Canal durchfahren können. Bei Gelegenheit dieser sehr häufigen Schifffahrt haben die portugiesischen Küstenfahrer eine Reihe von Untiefen von neunzehn bis fünfzig Faden verfolgt, welche, südlich von der Bahia de todos os Santos anfangend, sich längs der Küste von der Comarca dos Ilheos hin erstrecken, mit den eigentlichen Abrolhos zusammenhängen, und von deren östlichstem Ende gegen S. O. nach den Felseneilanden von Trinidad und Martin Vas fortziehen. Sehr selten geschieht es jedoch, daß sich portugiesische Schiffer von der brasilianischen Küste bis in diese Länge entfernen, und an den unwirthbaren Klippen ankern, um Wasser einzunehmen oder Schildkröten zu fangen, die dort sehr häufig seyn sollen. Ein französisches Schiff, welches fast zu gleicher Zeit mit uns Europa verlassen hatte, nahm, da es durch unvorsichtige Verpackung seiner Ladung von Vitriol leck geworden

war, seine Zuflucht auf Trinidad. Die Mannschaft sendete die Schaluppe um Hülfe nach Rio de Janeiro, fand aber, bevor noch diese von dort her eintraf, Befreiung aus der schaudervollen Einsamkeit durch einen vorübersegelnden Nordamerikaner, der sie an das Cap der guten Hoffnung brachte.

Am Abend des 13. Julius verkündete der Commandant, daß wir am andern Morgen Cabo frio erblicken würden. Mit welcher Sehnsucht sahen wir dem Moment entgegen, wo uns, nach einer Reise von zwei und vierzig Tagen, wieder der Anblick eines Continentes zu Theil werden sollte! Auf das genaueste bestätigte sich die Aussage des Capitäns, und am Morgen des 14. Julius erschien im Westen, gleichsam im Nebel schwimmend, eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmählig zertheilten sich die täuschenden Wolken und wir erkannten in grauer Ferne deutlicher das waldige Gebirge von Cabo frio, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde.

Der Tag war entzückend klar und helle, und ein günstiger Wind trieb uns an dem hohen Cap vorüber; alsbald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erheben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben, Pâo d'açucar, in Form eines Zuckerhutes emporragend, ist das bekannte Wahrzeichen für ferne Schiffe. Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu jenen colossalen Felsenthoren, und endlich durch sie hindurch in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte, und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, wie ein paradiesischer Garten voll Ueppigkeit und Majestät, emporgrünten. Von dem Forte de S. Cruz aus, durch welches der Stadt unsere Ankunft signalisirt wurde, brachten uns einige Seeoffiziere die Erlaubniß weiter zu segeln (Pratica.) Bis dieses Geschäft beendigt war, weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannichfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten. Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze, und aus ihrem lebendigen Grün blin-

len zahlreiche weiße Häuser, Capellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühn, in grosartigen Formen Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Ueppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen köstlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen, mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unseren erstaunten Blicken, bis endlich die Hauptstadt des jungen Königreiches, von der Abendsonne festlich beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag, und wir, an der kleinen Insel das Cobras vorbei, ganz in ihre Nähe gelangt, Abends 5 Uhr die Anker fallen ließen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unserer Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continentes hinabrauschte; und der Donner der Kanonen mit einfallender Kriegsmusik das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise begrüßend verkündete.

Aufenthalt in Rio de Janeiro.

Am Morgen des folgenden Tages, den 15. Julius, ließen wir uns, durch das bunte Gewimmel europäischer Schiffe und kleiner, mit Negern und Mestizen bemannter, Canots hindurchsegelnd, ans Land bringen. Man steigt hier die Stufen eines sehr schönen Molo von Granitquadern hinan, und befindet sich dann auf dem freien Hauptplatze der Stadt, welcher durch die königliche Residenz und mehrere ansehnliche Privatgebäude gebildet wird. Mit vieler Mühe nur konnten wir uns der lärmenden Menge schwarzer und brauner, halbnackter Menschen befreien, welche uns, mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit, ihre Dienste anboten. Durch mehrere gerade und rechtwinklige Straßen gelangten wir endlich zu dem italienischen, damals in der Hauptstadt Brasiliens einzigen, Gasthause, wo wir für das erste Bedürfniß Unterkunft fanden. Nach einigen Tagen mietheten wir ein kleines Haus in der Vorstadt de S. Anna, welches sich uns durch die Aussicht auf die Vorgebirge des Corcovado empfahl. Unsere Bücher, Instrumente und andere Effecten wurden auf

den Schultern der Schwarzen dahingebracht. Das Zollamt (Alfandega) machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, sobald es erfuhr, daß wir mit der Fregatte Austria und unter dem Schutze Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich angekommen seyen. Ueberhaupt schien sich Vieles zu vereinigen, um uns Neulingen die ersten Geschäfte einer häuslichen Einrichtung auf amerikanischem Boden zu erleichtern. Wir trafen bald zu unserem großen Vergnügen den äußerst gefälligen, durch seine Weltumseglung mit Cap. v. Krusenstern bekannten, kaiserl. russischen Staatsrath und General-Consul v. Langsdorff, welcher uns mit Herzlichkeit empfing. Auch mehrere deutsche Landsleute, die sich in merkantilischen Geschäften zu Rio de Janeiro niedergelassen hatten, suchten uns, wo immer möglich, nützlich zu seyn. Nebst dem gemeinschaftlichen Vaterlande waren wir mit ihnen auch durch das Interesse verbunden, welche sie für eine ihnen neue, fremdartige und reiche Natur hegten. Auf Veranlassung des österreichischen Ministers, Freih. v. Neveu, welcher sich mit der thätigsten Theilnahme und in ächt literärischem Sinne für unsere Unternehmung verwendete, erhielten wir alsbald einen königlichen Geleitsbrief (Portaria), welcher uns freie Bereisung und Untersuchung der Provinz von Rio de Janeiro erlaubte, und uns in jedem vorkommenden Bedürfnisse der Hülfe der Autoritäten auf das kräftigste empfahl.

Wer mit dem Gedanken an den neuen, erst seit drei Jahrhunderten bekannten Welttheil jenen einer durchaus und überall noch rohen, gewaltthätigen und unbesiegten Natur verbindet, möchte sich wenigstens hier in der Hauptstadt Brasiliens, fast außer demselben wähnen; so sehr haben die Einflüsse der Cultur und Civilisation des alten, gebildeten Europa's den Charakter amerikanischer Wildniß von diesem Puncte der Colonie verdrängt, und demselben das Gepräge höherer Bildung ertheilt. Sprache, Sitte, Bauart und Zusammenfluß der Industrieproducte aus allen Welttheilen geben dem Platze von Rio de Janeiro eine europäische Aussenseite. Was jedoch den Reisenden alsbald erinnert, daß er sich in einem fremden Welttheile befindet, ist vor Allem das bunte Gewühl von schwarzen und farbigen Menschen, die ihm, als die arbeitende Classe, überall und sogleich begegnen, wenn er den Fuß ans Land setzt. Uebrigens war dieser Anblick uns weniger angenehm, als überraschend. Die niedrige, rohe Natur dieser halbnackten, zudringlichen Menschen verletzt das Ge-

fühl des Europäers, der sich so eben aus dem Vaterlande feiner Sitte und gefälliger Formen hieher versetzt sieht.

Rio de Janeiro, oder eigentlich S. Sebastião, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief nach Norden in das Continent erstreckt, als man bis zum Ankerplatze rechnet. Es nimmt den nordöstlichen Theil einer unregelmäßig viereckigen, an dem westlichen Ufer gelegenen Erdzunge ein, welche sich nach Norden erstreckt und gegen Süden mit dem Continente zusammenhängt. Die östliche Spitze der Landzunge ist die Punta do Calabouço; die nördlichste, welcher die kleine Ilhas das Cobras gegenüber liegt, die des Armazem do Sal. Zwischen beiden Puncten ist der älteste und wichtigste Theil der Stadt längs dem Ufer, in der Richtung von N. W. nach S. O. und in der Gestalt eines länglichen Viereckes erbaut. Das Terrain ist größtentheils eben, am nördlichsten Ende aber erheben sich fünf längliche Hügel so nahe am Meere, daß sie nur für eine einzige Straße am Ufer Raum lassen; gegen S. und S. O. wird die Stadt durch mehrere Hügel, die letzten Vorgebirge des Corcovado, eines waldigen Gebirges, beherrscht. Der ältere, nordöstliche Theil der Stadt ist von acht geraden, ziemlich engen, parallelen Straßen durchschnitten, und durch viele rechtwinklige Querstraßen in Quadrate abgetheilt. Ein großer Platz im Westen der Altstadt, Campo de S. Anna, trennt diese von der Neustadt. Letztere meistentheils erst seit der Ankunft des Hofes entstanden, hängt mittels der, über den Meeresarm des Sacco d'Alferes führenden, Brücke de S. Diogo mit dem südwestlichen Viertel, oder dem Bairro de Mato-porcos, und durch die ausgedehnte Vorstadt von Catumbi, mit dem nordwestlich gelegenen königlichen Lustschloß S. Cristovão zusammen. Mato-porcos lehnt sich unmittelbar an die Vorhügel des, sich südwestlich von der Stadt erhebenden, Corcovado an. Wo diese Hügelreihe an der See endigt, prangt auf ihr die, den südlichsten Theil der Stadt beherrschende, Kirche Nossa Senhora da Gloria. Von hier weiter gegen Süden nehmen nur abgerissene Häuserreihen die beiden halbrunden Buchten von Catête und Bota-Fogo ein, und einzelne Häuser liegen in den pittoresken Nebenthälern zerstreut, welche von dem Corcovado auslaufen und unter denen das Thal Laranjeiras das anmuthigste ist. Die Stadt mißt in ihrer größten Ausdehnung schon über eine halbe Meile. Die Häuser, von

verhältnißmäßig geringerer Höhe und Fronte, als Tiefe, sind meistens aus Granittrümmern, oder im obern Stock aus Holz gebaut, und mit Ziegeln gedeckt. Statt der früherhin vergitterten Thüren und Fensterläden, sieht man jetzt schon überall vollständige Thüren und Glasfenster, und die düsteren, nach orientalischer Sitte verschlossenen Erker vor den Fenstern haben, auf königlichen Befehl, offenen Balcons Platz gemacht. Die Straßen sind größtentheils mit Granitsteinen gepflastert und mit Trottoirs versehen; jedoch sehr sparsam, und fast nur einige Stunden der Nacht mittels der, an den Muttergottesbildern befindlichen, Laternen beleuchtet. Bei der Regelmäßigkeit der Straßen thut es dem Auge wohl, auf mehrere freie Plätze, wie den vor dem königlichen Pallast, vor dem Theater, an dem öffentlichen Spaziergange oder den des Campo de S. Anna zu stoßen. Die Hügel längs dem nordöstlichen Ufer sind zum Theil mit großen Gebäuden besetzt; vorzüglich gewähren das ehemalige Collegium der Jesuiten, das Klostergebäude der Benedictiner auf dem nordöstlichsten Hügel, dann der bischöfliche Pallast und das Forte da Conceição, besonders vom Meere aus, eine großartige Ansicht. Die Residenz der ehemaligen Vicekönige, welche, nach Ankunft des Hofes von Lissabon, durch das Carmelitenkloster vergrößert und für die königliche Familie eingerichtet wurde, steht in der Ebene, dem obenerwähnten Molo gegenüber. Dieses Gebäude ist keineswegs in dem großen Style europäischer Residenzen erbaut, und erscheint im Aeußern nicht würdig des Monarchen eines so hoffnungsvoll aufblühenden Reiches. Ueberhaupt ist der Charakter der Bauart von Rio kleinlich und dem des älteren Theiles von Lissabon ähnlich. Doch scheint es, daß die Baukunst, deren Werke so unmittelbar einem der größten Lebensbedürfnisse abhelfen, sich auch hier schneller, als die übrigen Künste, vervollkommnen werde. Die Anwesenheit des Hofes fängt schon an, günstig auf den Geschmack der Architectur zu wirken, wie unter andern das neue Münzgebäude und mehrere Privathäuser in Catête und Mato-porcos beweisen; noch fortwährend werden auch Granithügel mit Pulver gesprengt, theils um die Stadt ebener und zusammenhängender zu machen, theils um sie durch neue Gebäude zu verschönern. Unter den Kirchen, welche sämmtlich weder schöne Gemälde noch bildhauerische Werke, sondern nur reiche Vergoldungen darbieten, zeichnen sich besonders die da Candelaria, de S. Francisco de Paula durch gute Bauart und die da nossa Senhora da Gloria durch ihre erha-

bene Lage aus. Das schönste und zweckmäßigste Denkmal der Baukunst aber, welches Rio bis jetzt aufweiset, ist der im Jahre 1740 vollendete Aquäduct, ein Nachbild des in seiner Art einzigen Werkes Johanns V. in Lissabon, durch dessen hochgewölbte Bogen das, von dem Corcovado herabgeleitete, Trinkwasser zu den Fontainen der Stadt geführt wird. Die größte dieser Fontainen, auf dem Residenzplatze unmittelbar am Hafen gelegen, versorgt die Schiffe, und ist stets mit Haufen von Matrosen aus allen Nationen umlagert. Capt. Cook erhob mit Unrecht Zweifel gegen die Güte dieses Wassers für lange Seereisen, denn portugiesische Schiffer haben es versuchsweise nach Indien und von da nach Rio de Janeiro unverdorben zurückgebracht. Noch ist man immer beschäftigt, neue Fontainen in der Stadt anzulegen, und während unseres Aufenthaltes wurden Anstalten getroffen, den großen Platz von S. Anna mit einem Brunnen zu versehen, und eine neue Wasserleitung in den südwestlichsten Theil der Stadt zu führen. In einer so heißen und volkreichen Stadt richtet sich die Aufmerksamkeit der Regierung mit vollem Rechte auf die reichliche Herbeischaffung von kühlem Trinkwasser; allein die Verbreitung desselben durch unreinliche Neger, welche es in offenen Gefässen oder in Schläuchen, oft Stunden lang der Sonne ausgesetzt, feilbieten, verdiente eine Abänderung der Gesundheitspolizei. Ueberhaupt würde die Regierung sich ein großes Verdienst um das Wohl der Einwohner erwerben, wenn das Wasser in mehrere Privathäuser geleitet würde.

Die Bai von Rio de Janeiro, einer der schönsten, geräumigsten Häfen der Welt und der Schlüssel zu dem südlicheren Theile Brasiliens, ist von den Portugiesen seit längerer Zeit mit Sorgfalt befestigt worden. Die plötzliche Einnahme der Stadt durch die Franzosen unter Duguay-Trouin (1710), der sie um 246.500,404 Reis (gegen 800,000 fl.) brandschatzte, mag zuerst auf die Nothwendigkeit solcher Anstalten aufmerksam gemacht haben. Der Eingang wird vorzüglich durch die Festung de S. Cruz, welche auf einer östlichen Landzunge an dem steilen Berge Pico gebaut ist, und durch die, derselben gegenüber nördlich vom Zuckerhut liegenden, Batterien von S. Joao und S. Theodosio vertheidigt. Die durch beide Puncte gebildete Enge, nur fünftausend Fuß breit, wird überdies durch die Kanonen eines Forts auf der niedrigen, fast mitten im Eingange gelegenen Felseninsel, Ilha da Lagem, bestrichen. Im Innern der Bai sind das Forte

de Villegagnon und das der Ilha das Cobras beide auf kleinen Inseln nicht weit von der Stadt, die wichtigsten Vertheidigungsanstalten. Auf der letzteren Insel werden auch die Staatsverbrecher in Haft gebracht. In der Stadt selbst befinden sich das Forte da Conceiçaõ im nordwestlichen und die Batterien von Monté im südöstlichsten Theile derselben; sie sind jedoch nicht im besten Zustande. Die Bucht von Bota-Fogo wird durch die Linien der Praya vermelha gedeckt

Das Binnenwasser von Rio de Janeiro theilt mit dem Ocean Ebbe und Fluth. In den Voll- und Neumonden tritt das Hochwasser, welches eine Höhe von vierzehn bis fünfzehn Fuß erreicht, um 4 Uhr dreißig Minuten ein. Die Ebbe dauert bisweilen ohne Unterbrechung einen ganzen Tag an, wobei die Strömung auf der Westseite der Bai stärker ist; dagegen wird, mit Beginn der Fluth, eine wirbelnde Strömung längs der Ostseite bemerkt. Die Fluth dauert kürzere Zeit, als die Ebbe, und pflegt mit einer Geschwindigkeit von drei bis vier Seemeilen in der Stunde zu rinnen. Durch diese mächtige Fluth haben sich schon einige Male Schiffer verleiten lassen, zu nahe am Ufer zu ankern, und litten, bei eintretender Ebbe, Schiffbruch, indem ihre Fahrzeuge nicht mehr hinreichende Wasserhöhe hatten. Ein englisches Schiff, welches mit einer sehr glücklichen Fahrt von Liverpool, während unserer Anwesenheit, angekommen war, und ganz nahe der Ilha das Cobras geankert hätte, verunglükte auf diese Weise im Hafen selbst, und die größte Anstrenaung der zu Hülfe gerufenen Mannschaft der Fregatte Austria konnte nur einen Theil der Waaren retten, weil das Schiff in wenigen Stunden an dem Felsengrunde zerschellte. – Die See nimmt, wenn sie hoch steht, besonders während der Aequinoctien, an mehreren Gegenden um die Stadt die sandigen Vertiefungen und Lagunen ein. So verwandelte sich auch die Sandebene zwischen der S. Anna-Vorstadt, wo wir wohnten, dem Busen von Sacco d'Alferes und der Hauptstraße nach St. Christoph einigemal in einen See und beschränkte unsere Ausflüge durch das Thal. Der Salzgehalt dieses Meerwassers ist etwas geringer, als der des Oceans an den äußeren Küsten, und es wird deshalb, so wie auch, weil der verunreinigenden Beimischung zu viel ist, in der Nähe von Rio kein Salz bereitet. Der größte Theil des zu verbrauchenden Salzes wird aus den reichen Salzlagungen von Setuval eingeführt.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, als der hiesige, ist es natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse, die Märkte und die dem Meere nächsten, meistentheils mit europäischen Waarenlagern versehenen, Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin- und hertragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen, zweirädrigen Ochsenkarrens, auf welchen Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Castellen und den, aus allen Weltgegenden einlaufenden, Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, — vereinigen sich zu einem verworrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei weitem größten Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro machen Portugiesen, oder deren Abkömmlinge, sowohl weißer, als gemischter Farbe, aus. Americanische Ureinwohner sind hier beinahe nie zu sehen. Sie vermeiden wo möglich die Stadt, und erscheinen nur äußerst selten und zufällig, gleich Zugvögeln in dem ihnen fremdartigen Geräusche. Die nächsten sollen der Mission von S. Lourenço an der Bai von Rio de Janeiro angehören, von wo aus sie Töpferwaaren feilbieten; andere kommen zuweilen weiter her aus der Gegend von Campos im Districte von Goytacazes, oder von Arêas, einer kleinen Villa am Wege nach S. Paulo, oder von Minas Geraës in Begleitung der Maulthiercaravanen, welche diese Orte mit der Hauptstadt beständig in Verbindung setzen. Die braunen Bootführer im Hafen, die manche Reisende für Indianer angesehen haben, sind Mulaten oder Mischlinge von diesen. Der erste ursprüngliche Americaner, den wir hier sahen, war ein Knabe vom menschenfressenden Stamme der Botocudos in Minas Geraës; er befand sich in dem Hause unseres Freundes v. Langsdorff. Der vormalige portugiesische Staatsminister, Conde da Barca, hatte nämlich von dem Districtscommandanten der Indianer in Minas Geraës einen indianischen Schädel für unsern berühmten Landsmann, Hrn. Hofrath Blumenbach, verlangt; da Jener nicht Gelegenheit fand, eines solches Documentes hab-

haft zu werden, so schickte er dem Grafen zwei lebendige Botocudos, welche bei einem plötzlichen Ueberfalle von seinen Soldaten gefangen worden waren; Hr. v. Langsdorff erhielt nun den Einen derselben, welcher ihm bald sehr lieb wurde, und nicht nur als lebendiges Cabinetsstück, sondern auch als Einsammler von Naturalien diente.

Vor der Ankunft des Königs bestand die Gesammtbevölkerung von Rio aus etwa fünfzigtausend Seelen, so zwar, daß die Zahl der farbigen und schwarzen Einwohner jene der weißen um ein Beträchtliches überstieg. Im Jahre 1817 dagegen zählte die Stadt, und was zu ihr gerechnet wird, über einhundert und zehntausend Einwohner. Man darf annehmen, daß seit dem Jahre 1808 nach und nach vier und zwanzigtausend Portugiesen aus Europa hiehergekommen sind. Diese bedeutende Einwanderung von Portugiesen, wozu noch eine Menge Engländer, Franzosen, Holländer, Deutsche und Italiener kommen, welche sich nach Eröffnung des Hafens hier theils als Kaufleute, theils als Handwerker niederließen, mußte, abgesehen von jeder andern Rücksicht, schon allein dadurch auf die Veränderung des Charakters der Einwohner wirken, daß das früher bestehende quantitative Verhältniß der weißen Menschen zu den schwarzen und farbigen ganz umgekehrt wurde. Vorzüglich aber ist in dem Stande der reicheren Kaufleute der Hauptstadt und selbst des Innern der benachbarten Provinzen von Minas Geraës und S. Paulo bemerkbar, wie die Civilisation, die Bedürfnisse des Lebens und somit die Betriebsamkeit durch die Eingewanderten einen neuen Umschwung erhalten haben. Brasilien hat eigentlich keinen Adel; die Geistlichen, Beamten und die wohlhabenden Familien im Innern, also Gutsbesitzer und Bergbauer, besaßen vor der Ankunft des Königs gewissermaaßen Alle adelige Vorrechte und Auszeichnungen. Die Verleihung von Titeln und Aemtern durch den König zog einen Theil derselben nach der Hauptstadt, von wo aus sie, bekannt mit dem Luxus und der Lebensweise der Europäer, einen, von dem früheren sehr verschiedenartigen, Einfluß auf die übrigen Classen des Volkes zu äußern anfingen. Auch die entfernteren Provinzen des jungen Königreiches, deren Einwohner von Neugierde, Eigennutz oder Privatverhältnissen bestimmt, Rio de Janeiro besuchten, gewöhnten sich bald, in dieser Stadt die Hauptstadt zu erkennen, und die Sitten und Denk-

weise, welche nach der Ankunft des Hofes als europäisch auffielen, anzunehmen.

Ueberhaupt ist der Einfluß des k. Hofes zu Rio auf Brasilien in jeder Beziehung nicht zu berechnen. Die Gegenwart des höchsten Staatsoberhauptes mußte alle Brasilianer mit einem patriotischen Gefühle beleben, das ihnen unbekannt gewesen war, so lange sie, unter den Verhältnissen einer Colonie, von Delegaten des Königs regiert wurden. Brasilien gewann in Aller Augen eine neue Würde; da es den König in seiner Mitte hatte, und diplomatische Verhandlungen jenseits des Weltmeeres betrieb, trat es gewissermaßen in den Kreis der europäischen Mächte ein.

Der König bezeichnete seine Gegenwart in dem jungen Reiche alsbald durch Errichtung derselben Obertribunale und Behörden, welche in Portugal bestehen. Ein wichtiger Anfang zur Bethätigung der Industrie ist mit dem Arsenale gemacht worden, von welchen ein kleiner Entwurf zwar schon vor der Ankunft des Königs vorlag, das jedoch erst im J. 1811 förmlich organisirt und in volle Thätigkeit gesetzt wurde. In der langen Reihe von Häusern am Hafen, welche der Fabrication der Schiffsbedürfnisse gewidmet sind, sieht man jetzt aus russischem Hanfe Taue drehen, aus schwedischem Eisen Geräthe schmieden, aus nordischem Tuche Segel schneiden. Die wichtigsten Materien, welche Brasilien selbst liefert, sind das treffliche Bauholz, Werg und Pech.

Für die Erziehung der Jugend ist in der Hauptstadt durch mehrere privilegirte Lehranstalten gesorgt. Wohlhabende lassen ihre Kinder durch Privatlehrer auf den Besuch der Universität Coimbra vorbereiten, was, wegen Seltenheit tauglicher Lehrer, hier sehr kostspielig ist. In dem Seminario de S. Joaquim werden die Anfangsgründe des Lateins und des Kirchengesangs gelehrt. Die beste Lehranstalt aber ist das Lyceum oder Seminario de S. Jozé, worin nebst der lateinischen, griechischen, fanzösischen und englischen Sprache, der Rhetorik, Geographie und Mathematik, auch Philosophie und Theologie vorgetragen werden. Die meisten Lehrer gehören der Geistlichkeit an. Eine sehr nützliche Schöpfung der neuen Zeit ist die Schule der Chirurgie, welche, in einem ähnlichen Geiste wie die landärztlichen Schulen im Königreiche Bayern, in dem ehemaligen Jesuitenkollegium errichtet wurde, um practische Aerzte hier zu bilden, an

denen es im Innern ganz fehlt. Nach einem fünfjährigen Studium können die jungen Aerzte hier zu Magistern der Chirurgie gemacht werden. Man befolgt hierin strenge Ordnung und sorgt für die Erwerbung positiver Kenntnisse du.ch die Klinik in dem benachten k. Militärhospital. Die meisten Lehrer dieser Anstalt sind zugleich practische Aerzte in der Stadt und folgen theils den französischen, theils den Callen'schen Lehrbüchern in den Vorträgen. Naturgeschichte, besonders aber Botanik, wird den Schülern von Frey Leandro do Sacramento, einem gelehrten Carmeliten aus Pernambuco und Zögling des ehrwürdigen Brotero, vorgetragen. Das mineralogische Cabinet, unter der Oberaufsicht unseres Landsmannes, des Hrn Oberlieutenants v. Eschwege, ist, weil sich derselbe meistentheils nicht in Rio de Janeiro aufhält, in keinem vortheilhaften Zustande. In dem Locale dieser Sammlung wird auch ein höchst unbedeutender Anfang eines zoologischen Cabinets aufbewahrt, der in einigen wenigen ausgestopften Vögeln und einigen mit bunten Schmetterlingen ausgeschmückten Kästen besteht. Die im Jahre 1810 gegründete Militäracademie hat wissenschaftliche Ausbildung jener zum Zwecke, welche sich von Jugend auf dem Kriegsdienste widmen wollen; obgleich aber mit guten Lehrern ausgestattet und vom Könige besonders begünstigt, hat sie dennoch fast keine Wirksamkeit, da es ihr an Schülern fehlt. Um so thätiger hingegen werden in der neuerrichteten Aula do Commercio die auf den Handel Bezug habenden Gegenstände, und auch Chemie vorgetragen.

Der Sinn für Malerei und Bildhauerkunst ist hier fast noch gar nicht rege; man sieht deshalb auch in den Kirchen, statt eigentlicher Kunstwerke, nur mit Gold überladene Zierathen. Dagegen wird die Musik bei den Brasilianern und besonders in Rio de Janeiro mit mehr Vorliebe geübt, und in ihr mag man wohl am frühesten zu einer gewissen Vollendung kommen. Der Brasilianer hat mit dem Portugiesen einen feinen Sinn für angenehme Modulation und regelmässige Fortschreitungen gemein, und wird darin durch die einfache Begleitung des Gesanges mit der Guitarre befestigt. Die Guitarre (Viola) ist auch hier, wie im südlichen Europa, das Lieblingsinstrument; dagegen gehört ein Fortepiano zu den seltensten Meubles und wird nur in reichen Häusern angetroffen.

Das gastfreie Haus des Hrn v. Langsdorff war für viele

in Rio de Janeiro anwesende Europäer am Abend ein sehr angenehmer Vereinigungspunct. Es herrschte hier stets der Geist froher und belebter Unterhaltung, die durch das musikalische Talent der Hausfrau und die Mitwirkung Neukomm's noch mehr erhöht wurde. Eine so große Menge von Naturforschern oder Naturfreunden, wie gerade zur Zeit unseres Aufenthaltes, war hier noch niemals vereinigt gewesen. Die gegenseitige Mittheilung der Beobachtungen und Gefühle, welche uns Allen der Reichthum und die Eigenthümlichkeit der Natur einflößte, gewann doppelten Reiz durch die Anmuth der Umgebung. Herr v. Langsdorff bewohnte nämlich ein kleines Landhäuschen am Abhange der Hügelreihe, welche sich südwestlich von der Stadt hinzieht, und genoß von da aus, mitten zwischen den duftenden Gebüschen Brasiliens, einer entzückenden Aussicht auf die Stadt und einen Theil der Bai. Nichts läßt sich mit der Schönheit dieses Ortes vergleichen, wenn die heißesten Stunden des Tages vorüber sind und leichte Zephyre, erfüllt mit den Balsamdüften des nahen Waldgebirges, die Luft abkühlen. Dieser Genuß steigt immer höher, sobald die Nacht sich über das Land und die aus der Ferne glänzende See ausbreitet, und die ruhig gewordene Stadt sich allmählig erleuchtet. Wer den Zauber stiller Mondnächte hier in diesen glücklichen Breiten nicht selbst erlebt hat, den vermag wohl auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Gefühlen zu erheben, welche eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Betrachters hervorruft. Ein zarter, durchsichtiger Nebelduft liegt über der Gegend; der Mond steht hell leuchtend zwischen schweren, sonderbar gruppirten Wolken; die von ihm bestrahlten Gegenstände treten mit hellen und scharfen Umrissen hervor, während eine magische Dämmerung die beschatteten dem Auge zu entfernen scheint. Kaum regt sich ein Lüftchen und die nahen Mimosenbäume haben die Blätter zum Schlafe zusammengefaltet und stehen ruhig neben den düsteren Kronen der Manga, der Jaca und der ätherischen Jambos; oder ein plötzlicher Wind fällt ein, und es rauschen die saftlosen Blätter des Acajú; die blüthenreichen Grumijama und Pitanga lassen ein duftendes Schneefeld niederfallen; die Wipfel der majestätischen Palmen wallen langsam über dem stillen Dache, welches sie, wie ein Symbol friedlicher und stiller Naturbetrachtung, beschatten; helle Töne der Cicaden, Grillen und Laubfrösche schwirren dabei beständig fort und versenken durch ihre Einförmigkeit in süße Melancholie. Fast unvernehmlich murmelt dazwischen ein

Bach den Berg hinab und der Macuc ruft mit seiner menschenähnlichen Stimme gleichsam um Hülfe aus der Ferne. Mit jeder Viertelstunde wehen andere balsamische Düfte, und stets abwechselnd öffnen andere Blüthen der Nacht ihre Kelche und betäuben fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches; bald sind es die Lauben von Paullinien, bald der nahe Orangenhain, bald die dichten Gebüsche von Eupatorien, bald plötzlich enthüllte Blumenbüschel der Palmen, die ihre Blüthen aufschließen, und so eine Ebbe und Fluth von Wohlgerüchen unterhalten. Während die stille Pflanzenwelt, von den hin- und herschwärmenden Leuchtkäfern wie von tausend beweglichen Sternen erhellt, durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlicht, schimmern am Horizonte ohne Unterlaß feurige Blitze und erheben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Gestirnen, welche, feierlich still am Firmamente über Continent und Ocean prangend, es mit Ahnungen von Wundern höherer Art bereichern. Im Genusse solcher friedlichen, zauberhaft wirkenden Nächte gedenkt der vor Kurzem eingewanderte Europäer seiner Heimath mit Sehnsucht, bis ihm endlich die reiche Natur der Tropen ein zweites Vaterland geworden ist.

Man kann in Rio de Janeiro diese schönen Nächte ohne Besorgniß vor jenen Krankheiten genießen, welche in manchen tropischen Gegenden, wie z. B. in Guinea, fast unausbleibliche Folge der Einwirkung des Abenthaues, oder der dann eintretenden Landwinde sind; jedoch ist es auch hier rathsam, jene Momente, wo nach Sonnenuntergang eine plötzliche Abkühlung der Atmosphäre eintritt und der erste Nebel fällt, nicht im Freien zuzubringen. Der frühe Morgen scheint übrigens auf den Körper immer weniger nachtheilig zu wirken, als der Abend, weil mit der wiederkehrenden Sonne die unterdrückte Transspiration sich sogleich wieder herstellt. Rio de Janeiro ist zwar im Allgemeinen als eine der ungesunderen Städte Brasiliens, doch wohl mit Unrecht verrufen. Das Klima ist heiß und feucht, was größtentheils von der Lage abhängt, indem ein hohes, mit Waldung bedecktes Gebirge, der enge Eingang und die vielen Inseln der Bai den freien Wechsel der Winde hindern; jedoch treten sehr schnelle, der Gesundheit so schädliche Abwechslungen der Temperatur hier nicht ein. Feuchte, kalte Winde, welche leichte Rheumatismen veranlassen, sind indessen nicht selten. Obgleich die sumpfigen Niederungen am Meere zur Zeit der Ebbe dessel-

den einen unerträglichen Uebelgeruch verbreiten, so bleiben sie, zum Glücke für die benachbarten Bewohner, doch nicht lange genug vom Wasser unbedeckt, um durch ihre faulenden Ausdünstungen endemische Fieber hervorzubringen. Auch giebt die Nahrung der niedrigen Volksklassen wenig Veranlassung zu Krankheiten. Das Mandiocca- (Cassava-), das Mais Mehl und die schwarzen Bohnen, welch meistentheils mit Speck und gesalzenem, an der Sonne getrockneten Rindfleisch gekocht werden, sind die hauptsächlichsten Bestandtheile seiner, obgleich rohen und schwer verdaulichen, doch, bei starker Bewegung und dem Genusse von portugiesischem Weine oder Zuckerbranntwein, gesunden Kost. Fische werden hier nicht so häufig genossen, als an den nördlichen Küsten. In heißen Ländern, wo die Speisen schneller Verderbniß ausgesetzt sind, scheint der Genuß von Fischen immer in gleichem Verhältnisse mit der Trägheit, der Armuth, so wie den Krankheitsanlagen des Volkes zu- oder abzunehmen; so fanden wir wenigstens auf unserer Reise immer das tiefste Elend da, wo die Bewohner lediglich auf den Genuß der Fische beschränkt waren. In dem Mittelstande der Bürger von Rio, welcher die Sitten Portugals noch nicht ganz angenommen hat, genießt man verhältnißmäßig nicht viele animalische Nahrung, indem man sich mit den trefflichen Früchten und dem aus Minas eingeführten Käse, welcher nebst Bananen auf keiner Tafel fehlt, begnügt. Selbst das Weizenbrod ißt der Brasilianer nur sparsam, und zieht ihm seine Farinha vor. Das Mehl, welches aus Nordamerika und Europa eingeführt wird, erhält sich hier etwa fünf bis sechs Monate lang. Auch die feineren mannichfaltigen Gemüsearten Europa's, welche insgesammt mit Leichtigkeit gezogen werden können, machen noch keinen wichtigen Theil der Nahrung des Volkes aus; um so mehr liebt man aber Pomeranzen, Cujaben, Wassermelonen und Bataten. Neben der Einfachheit der brasilianischen Küche ist es auch hier die rühmliche Mäßigkeit beim Mahle, die der Gesundheit der Bewohner eines so heißen Landes zu Statten kommt. Der Brasilianer ißt von seinen wenigen Schüsseln wenig, trinkt größtentheils Wasser, und genießt überdies von Allem mit großer Regelmäßigkeit, wobei er jene strenge Ordnung befolgt, die hier zwischen den Tropen in allen Naturerscheinungen sichtbar ist. Am Abend nimmt er weislich fast Nichts zu sich; höchstens trinkt er eine Tasse Thee, oder in dessen Ermanglung Caffee und meidet besonders Nachts den Genuß kühler Früchte. Nur eine solche Diät und Uebereinstim-

mung mit der Natur des Klima's bewahrt ihn vor vielen Krankheiten, denen sich der Ankömmling aus Leichtsinn oder Unwissenheit aussetzt. Vor allen Dingen ist deshalb dem Fremden zu rathen, eine gleiche Diät wie der Brasilianer zu halten, sich weder durch Bewegung im Freien während der heißesten Tageszeit, wo alle Straßen von Menschen leer sind, dem tödtlichen Sonnenstiche, noch bei nächtlichem Thaue den gefährlichen Folgen der Erkältung auszusetzen. Auch in der Befriedigung des fast nicht zu stillenden Durstes durch Wasser ist Vorsicht nöthig. Man rieth uns, das Wasser mit Wein oder Branntwein vermischt zu trinken; allein obgleich wir uns, bei geringer Bewegung und im Schatten, dieses Mittel mit Vortheil bedienten, so verbot uns doch bald der heftige Andrang des Blutes nach dem Kopfe während der Reise, wo wir der Sonne sehr ausgesetzt waren, besonders im ersten Jahre, den Genuß aller geistigen Getränke; wir labten uns daher vorzüglich an dem frischen Bachwasser ohne Zusatz, wovon wir niemals unangenehme Folgen empfanden, wenn wir uns sogleich der Hitze wieder aussetzten.

Rio de Janeiro besitzt gegenwärtig, nachdem das Hospital dos Lazaros auf eine benachbarte Insel verlegt ist, zwei große Krankenhäuser, das der Barmherzigkeit (Hospital da Misericordia) und das königliche Militärkrankenhaus (Hospital da militar), beide in der alten Stadt, nicht weit vom Meere gelegen.

Nahe am Meere liegt die öffentliche Promenade, ein kleiner, mit Mauern umgebener und durch einen senkrechten Kai von Quadern gegen das Meer geschützter Garten. Seine schattenreiche Alleen von Manga, Jaca oder dem ostindischen Brodbaum, dem Ytó und dem Rosenäpfelbaum, zwischen welchen die prächtigen Blumenbüsche der Poinciane prangen, sind am Abende, wenn die Seewinde die Hitze mildern, allerdings sehr einladend. Früher bestand in diesem Garten eine Zucht von Cochenelle auf indischen Feigenbäumen, welche zu dem Ende längs dem Seeufer gepflanzt worden waren; gegenwärtig aber beschäftigt man sich mit diesem Producte, welches zu einem äußerst vortheilhaften Handelszweige erhoben werden könnte, in ganz Brasilien nicht mehr.

In der Nachbarschaft dieser Promenade bieten auch die Victualienmärkte dem europäischen Ankömmling einen interessanten

Anblick dar. Vorzüglich reich an den sonderbarsten Gestalten von allerlei Fischen, Krebsen und Seeschildkröten ist der neue, zunächst dem Meeresufer gelegene Fischmarkt. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Platzes zieht das lärmende Geschrei der zum Verkaufe ausgestellten Papageien, anderer einheimischer Thiere und aus fremden Welttheilen hergebrachter Vögel im schönsten Federschmucke die Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Gemüsemarkt werden neben den in Europa gebräuchlichen Arten von Kohl, Gurken, Salat, Lauch, Zwiebeln, auch Vegetabilien von indischer und africanischer Abkunft feilgeboten. Die Cajanbohne und mehrere Arten von Wassermelonen, die Ingwerwurzel u. a. verdankt Brasilien dem Verkehre der Portugiesen, mit Ostindien; eben so die trefflichen Früchte der Jaca, der Manga und den Rosenapfel. Aus den africanischen Colonien dagegen scheinen die meisten jener mannichfaltigen rothen, schwarzen und gefleckten Bohnenarten und die mandelartige Mundubibohne eingeführt worden zu seyn. Verschiedene Arten von Bataten und Inhame, die Mandiocca- und die Aypimwurzel, eine milde, nicht giftige Abart der ersteren, das Mais- und Mandioccamehl endlich, als die vorzüglichsten vegetabilischen Nahrungsmittel, sind hier immer in großen Vorräthen aufgehäuft. Als Futter für das Vieh, besonders für Pferde und Maulthiere, bringt man frisches Gras auf die Märkte, welches in benachbarten Gärten gebaut wird. Für das beste Futtergras wird das Guineagras gehalten; jedoch kennt man in den einzelnen Provinzen von Brasilien unter diesem Namen mehrere ganz verschiedene Arten.

Wenige Tage nach unserer Ankunft wurden wir von Einem unserer Landsleute eingeladen, einem Kirchenfeste beizuwohnen, welches die Neger am Tage ihrer Schutzpatronin Nossa Senhora do Rozario anstellten. Eine Capelle auf dem Vorsprung des Landes in die Bai, nicht weit von dem königlichen Landhause S. Cristóvâo gelegen, bei der wir uns eingefunden hatten, füllte sich gegen Abend mit einer unzähligen Menge brauner und schwarzer Leute, und das Orchester der Neger von S. Christoph stimmte eine fröhliche, fast lustige Musik an, auf die eine pathetische Kanzelrede folgte; Raketen und Prasselfeuer vor der Kirche, im Angesicht der stillen See, mußten die Feierlichkeit erhöhen. Dem Beobachter erregt der Anblick der unter die edleren Verhältnisse europäischer Civilisation versetzten Söhne Africa's zwei ganz verschiedenartige Gefühle: er bemerkt nämlich einerseits die Spuren

von Humanität, welche sich allmählig in dem Neger durch die Nähe der Weißen entwickeln, andererseits muß er darüber trauern, daß es eines so grausamen und die Menschenrechte verletzenden Institutes, wie der Sklavenhandel ist, bedurfte, um jener erniedrigten, in ihrem Lande selbst verwahrlosten Raçe die erste Schule für Menschenbildung zu geben. Dieselben Gefühle wurden noch lauter in uns, als wir auf dem Sclavenmarkte einen jungen Neger für uns zum Kaufe aussuchen mußten. Die meisten Negersclaven, welche gegenwärtig nach Rio de Janeiro gebracht werden, sind von Cabinda und Benguela. Sie werden in ihrem Vaterlande auf Befehl der Häuptlinge eingefangen und im Tausche gegen europäische Waaren verhandelt; vor der Ablieferung an die Sclavenhändler läßt ihnen der Gewalthaber ein gewisses Zeichen im Rücken oder an der Stirne einbrennen. Mit einem Stücke wollenen Tuches um die Lenden bekleidet, packt man sie dann, oft in underhältnißmäßig großer Anzahl, in die Schiffe und führt sie ihrer neuen Bestimmung zu. Sobald solche Sclaven in Rio de Janeiro anlangen, werden sie in der Straße Vallongo, nahe am Meere, in hiezu gemietheten Häusern einquartirt. Man sieht hier Kinder vom sechsten Jahre an und Erwachsene beiderlei Geschlechtes von jedem Alter. Sie liegen halbnackt, der Sonne ausgesetzt, in dem Hofraume oder außerhalb der Häuser umher, oder sind, nach den Geschlechtern getrennt, in einzelne Zimmer vertheilt. Ein Mulatte, oder ein alter, durch langen Dienst erfahrner Neger besorgt die Nahrung und die nöthige Pflege der Ankömmlinge. Ihre hauptsächliche Nahrung ist Mandiocca- oder Maismehl, mit Wasser gekocht, seltener Salzfleisch von Rio grande do Sul; die Zubereitung dieser einfachen Speisen, welche sie in ausgehöhlten Kürbissen oder Schaalen des Cuitébaumes genießen, überläßt man, so viel möglich, ihnen selbst. Negern und Negerinnen, die sich gut aufführen, wird zur Belohnung Schnupf- und Rauchtaback gereicht. Die Nächte bringen sie auf Strohmatten, mit wollenen Decken versehen, zu. Sehr viele dieser Sclaven gehören dem Regenten und werden als Tribut aus den africanischen Colonien hierher geschickt. Wer nun Sclaven kaufen will, begiebt sich, um die Auswahl zu treffen, nach Vallongo, wo jeder Aufseher die Sclaven in Reihe und Glied zur Prüfung ausstellt. Der Käufer sucht sich theils durch Befühlung des ganzen Körpers, theils durch die raschen Bewegungen, besonders Ausstreckung der geballten Hände, welche er die Neger vornehmen läßt, von der Kör-

perkraft und Gesundheit derselben zu überzeugen. Verborgene organische Fehler, vorzüglich die so häufige Anlage zum Staar, fürchtet man am meisten bei diesem Kaufe. Ist die Auswahl getroffen, so wird der Kaufpreis, welcher sich hier für einen gesunden männlichen Neger auf dreihundert und fünfzig bis siebenzig Gulden beläuft, festgesetzt, wobei der Verkäufer gewöhnlich noch für die innerhalb vierzehn Tage zu entdeckenden körperlichen Gebrechen gut steht. Der Käufer nimmt hierauf seinen Clienten, den er nach Bedürfniß zu einem Handwerker, Eselstreiber oder Bedienten bestimmt, mit sich hinweg. Der neue Eigenthümer ist jetzt unumschränkter Herr über die Verwendung, Arbeit und Erzeugnisse des Sclaven. Bei unmenschlicher Behandlung desselben ist er aber, wie bei anderen civilen Vergehen, der Strafe der Polizei oder der Gerichte unterworfen. Letztere sorgen dagegen auch durch besondere Anstalten, entflohene Sclaven den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zurückzustellen, und bestrafen die Flüchtlinge bei wiederholter Flucht durch Anlegung eines eisernen Ringes um den Hals. Will der Herr die Unarten seines Sclaven nicht selbst strafen lassen, so geschieht dieses, nach Erledigung einer gewissen Summe, von der Polizei in der Calabouço. Uebrigens bürgern sich die Neger hier, wie in Brasilien überhaupt, leicht ein. Es ist dieses die Folge ihres leichtsinnigen Temperamentes sowohl, als der Aehnlichkeit des Klimas mit dem ihres Vaterlandes, und der Milde, womit sie in Brasilien behandelt werden.

Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro.

Den Lockungen jener schönen Natur, welche sich unmittelbar vor unseren Fenstern in allem Glanze des Südens entfaltete, widerstanden wir nur so lange, bis wir die dringendsten Bedürfnisse unserer häuslichen Einrichtung befriedigt hatten. Vorzüglich war es das benachbarte, in dichtes Grün gehüllte Gebirge, was uns mächtig anzog, und dorthin unternahmen wir auch unsere erste Wanderung. Der Weg führte uns, noch innerhalb der Vorstadt, über jene sumpfige Ebene, welche sich besonders im Neu- und Vollmond mit der Fluth des Binnenwassers bedeckt, nebst dem Morast des Meeres auch allen Unrath der Stadt, gefallene Thiere u. s. w. beherbergt und daher von Tausenden der Aasgeier belebt wird. So scheuslich auch der Anblick, und so ungesund die Ausdünstungen dieser Ebene sind, welche statt hoher Wälle und Schleußen nur mit seichten Abzugsgräben versehen ist, so verweilten wir doch einige Zeit auf ihr, von manchen interessanten Gegenständen gefesselt. Ueberall, wo das Seewasser über dem Boden gestanden war, sah man diesen jetzt von unzähligen Löchern durchbohrt, welche der eßbaren Landkrappe zum Aufenthalte dienen. Wir durchschnitten hierauf die Hauptstraße die durch das Viertel von Mato-Porcos nach den königlichen Landsitzen S. Cristovâo und S. Cruz führt, und stiegen, an einem schönen, dem Bischofe gehörenden Landhause vorbei, die Vorhügel des Corcovado hinan. Kaum hatten wir die Gassen und das Geräusch der Menschen hinter uns, so standen wir wie bezaubert mitten in einer fremden, üppigen Natur. Bald waren es buntfarbige Vögel, bald blendende Schmetterlinge, bald die wunderbaren Formen der Insecten und der von den Bäumen herabhängenden Nester von Wespen und Termiten, bald die lieblichsten, durch das enge Thal und an den sanft ansteigenden Hügel zerstreuten Gestalten der Pflanzen, welche unsere Blicke auf sich zogen. Umgeben von hohen, luftigen Cassien, breitblättrigen, weißstämmigen Cecropien, dichtbelaubten Myrten, großblüthigen Bignonienbäumen, schlingenden Büschen der

honigduftenden Paullinien, weitverbreiteten Ranken der Passifloren und des blumenreichen Beilstrauchs, zwischen denen die wallenden Wipfel der Macaúbapalme hervorragen, glaubten wir uns in die hesperidischen Gärten versetzt zu sehen. Ueber mehrere sorgfältig benützte Bäche und mit jungen Waldanflug bedeckte Hügel gelangten wir endlich auf die Terrasse der Anhöhe, längs welcher das Quellwasser für die Stadt herabgeleitet wird. Eine entzückende Aussicht auf die Bai, die in ihr schwimmenden grünen Inseln, auf den Hafen mit seinen zahlreichen Masten und Flaggen, und auf die am Fuße der anmuthigsten Hügel ausgebreitete Stadt, deren Häuser und Thürme im Sonnenglanze schimmerten, entfaltete sich vor unsern Augen. Lange fesselte uns der magische Anblick einer großen europäischen Stadt, welche sich hier mitten in dem Reichthum einer tropischen Natur erhebt. Wir verfolgten hierauf den Weg längs den Krümmungen der Wasserleitung. Der Canal ist größtentheils aus Granitquadern, die gewölbte Decke aber, innerhalb welcher der Naturforscher eine Menge der sonderbarsten Phalangien findet, aus Backsteinen gebaut. Zwischen den waldigen Hügeln eröffnen sich bunt abwechselnd romantische Aussichten in die Thäler hinab. Manchmal wandelt man über freie Plätze, wo ein grelleres Sonnenlicht von dem blumenreichen Boden, oder dem glänzenden Laube der benachbarten hohen Bäume zurückstrahlt; manchmal tritt man in ein kühles, schattenreiches Laubgewölbe. Hier rankt ein dichtes Gewinde von Paullinien, Securidaken, Mikanien, Passifloren in unglaublicher Mannichfaltigkeit der Blumen prangend, durch die üppigen Kronen der Celtis, der blumenreichen Rhexien- und Melastomenbäume, frischer Bauhinien, zartgefiederter Mimosen, glänzender Myrten; dort bilden buschige Solanen, Sebastianen, Eupatorien, Crotonen, Aegiphilen und unzählige andere Pflanzengestalten ein undurchdringliches Dickicht, woraus sich ungeheure Stämme von wolletragenden Bombax, von silberblättrigen Cecropien, stacheligen Brasilienholzbäumen, der Lecythis mit ihrer wunderbaren topfähnlichen Frucht, schlanke Säfte der Kohlpalme und viele andere, zum Theil noch namenlose Coryphäen der Wälder erheben. Der majestätische Anblick, die sanfte Ruhe und Stille dieser Wälder, welche nur durch das Schwirren der bunten, von Blume zu Blume fliegenden Colibris und durch die wunderbaren Töne fremdartiger Vögel und Insecten unterbrochen wird, wirken mit einer Magie von ganz eigener Art auf das

Gemüth des gefühlvollen Menschen, der sich hier im Anblicke des herrlichen Landes gleichsam neugeboren fühlt.

Die Quelle, welche der Aquäduct nach der Stadt führt, stürzt an einer Stelle in schönen Cascaden über die Granitfelsen herab. Stauden von schiefblättrigen Begonien, von schlanken Costus und Heliconien, deren rothe Blüthenschäfte mit einem eigenen Glanz aus der Nacht des Waldes hervorschimmern, baumartige Gräser und Farnkräuter, überhängende Gebüsche von blumenschweren Vernonien, Myrten und Melastomen zieren die kühle Umgebung. Groß- und kleinflüglige Schmetterlinge spielen mit dem dahin rieselnden Gewässer, und Vögel von buntem Gefieder wetteifern Morgens und Nachmittags das Geräusch des Baches durch ihre mannichfaltigen Töne zu überstimmen. Diese Quelle heißt Caryoca, und von ihr haben die Eingebornen der Provinz von Rio de Janeiro den Namen der Caryocas. Oft labten wir uns hier, von Anstrengung und Hitze ermattet, an dem frischen Gewässer und musterten, von den belebten Bäumen beschattet, im Angesichte der fernen See, unsere reiche Ausbeute an Vögeln, Insecten und Pflanzen. Unvergeßlich bleiben uns die Gefühle, welche hier in uns erwachten, und nur der ruhige, in der Natur sich glücklich fühlende Mensch kann den Umfang der Seligkeit ermessen, welche wir Fremdlinge aus Norden in so prachtvoller Umgebung genossen. Nicht weit von der Quelle senkt sich das Thal von Laranjeiras gegen die Vorstadt von Catête hinab. Der Wanderer wird erfreut durch die bunte Mannichfaltigkeit, in welcher Gärten, neue Pflanzungen, Urwald und zerstreute Landhäuschen in demselben abwechseln. In der Mitte des grünen Abhanges und unweit von dem Wege schimmerte uns aus dem Gebüsche eine einsame Hütte entgegen. Sie gehört dem Grafen v. Gogendorp, der, bedrängt von den Schicksalen der letzten Zeit, hier fern von Menschen und Politik, im Umgange mit der freien Natur seine Tage verlebt, und es nicht unter seine Würde hält, seine Subsistenz durch Bereitung von Kohlen aus Bäumen seines Landgutes für die Stadt zu sichern.

Bei der Cascade der Caryoca verläßt der Weg die Wasserleitung und geht über eine trockene, mit niedrigen Bäumen und Gesträuchen besetzte Anhöhe zu dem Urwalde, womit der Rücken des Corcovado bedeckt ist. Der schmale und stille Pfad leitet über mehrere Waldbäche. Die Vegetation ist von unglaublicher

Frische und Kraft; je höher man aber steigt, desto seltener werden allmählig die grossen Stämme, und desto mehr treten Bambusen und Farnkräuter, darunter auch ein schöner Farnbaum von fünfzehn Fuß Höhe, hervor. Hat man sich endlich durch das letzte Dickicht hindurch gearbeitet, so gelangt man auf die grüne Kuppe des Berges, auf welcher einzelne Gesträuche und zwischen denselben eine prächtige baumartige Lilienform, eine den höher liegenden Campos von Minas entsprechende Vegetation darstellen. Ueber die Urwälder, Hügel, Thäler und die Stadt hinwegschauend genießt man von hier aus einer herrlichen Aussicht auf das Meer, dessen Spiegelfläche sich im Nebel des Horizonts verliert. Gegen Süden hin ist der Berg abgerissen und das Auge verliert sich in einen steilen Abgrund, den die blaue Bucht von Bota-Fogo umsäumt; weiterhin begrenzen die kühn aufgethürmten Felsenmassen des Zuckerhutes den Gesichtskreis. In dieser Höhe, von etwa zweitausend Fuß, ist der Unterschied der Temperatur schon so merklich, daß man sich in eine kältere Zone versetzt glaubt. Mehrere auf dem Rücken des Berges entspringende Quellen zeigen stets einige Grade weniger Wärme, als das im Aquäduct hinabgeleitete Wasser, und kaum hat sich die Sonne zum Untergange geneigt, so ist schon der Scheitel des Berges mit Wolken umgeben, welche längs dem Gebirgszuge allmählig ins Thal niedersinken.

Den Gipfel dieses hohen Gebirges bestiegen wir nur einmal; um so öfter wiederholten wir aber die Ausflüge nach dem Aquäduct, dessen Umgebung die reichste Ausbeute an Thieren und Pflanzen gewährt. Besonders angelegen war es uns, da sich in der heißen Zone alles Lebende nach dem Wasser hindrängt, die Quelle Caryoca weiter zu verfolgen. Bei dieser Gelegenheit geriethen wir auf eine einsame Caffeeplantage, damals, wie wir später erfuhren, Eigenthum des englischen Consuls, Hrn. Chamberland, der sich auch mit Entomologie beschäftigt und eine reiche Sammlung von Insecten der Umgegend besitzt. Man hatte eben, als wir hier ankamen, eine schöne carmoisinrothe, mit schwarzen und kleinen weißen Querbinden gezierte Schlange, die man aus Vorurtheil für giftig hält, auf dem Felde ausgegraben. Von diesem ländlichen Wohnsitze, der hart am Abhange des Berges liegt, hat man eine andere großartige Fernsicht auf die Bai und ihre schönen grünenden Inseln. Die Caffeebäume waren hier an den Seitenwänden eines engen Thales gepflanzt,

deren Gipfel die brasilianische Fichte mit ihren grotesken, dunklen, gleich Candelabern ausgebreiteten Aesten krönte.

Einen nicht minder interessanten Ausflug pflegten wir nach Tijuca, einen ehemals von den Einwohnern häufig besuchten Ort, der eine Meile von der Stadt entfernt liegt, zu machen. Der Weg führt auf der großen Straße an dem königlichen Lustschlosse von S. Cristovão vorbei, welches nach der Ankunft des Monarchen erbaut und durch die Verschönerung der umgebenden Gärten zu einem lieblichen Aufenthaltsorte gemacht worden ist. Man geht zwischen üppigen Hecken von Cactus, Lantanen, Bougainvilleen, Cordien, Tournefortien und Mimosa Lebbeck hindurch, aus denen hie und da die Agaven ihre hohen Blüthenschäfte erheben. Bis an das Gebirge ist die Gegend eben; nur ein isolirter begrünter Kegelfelsen in der Nähe des k. Lustschlosses ragt pittoresk aus den üppig bunten Gärten und Pflanzungen hervor. Westlich von der Straße bringt eine neue Wasserleitung eine Quelle aus dem Gebirge zur Stadt herab. Städter und Landleute, zu Fuß und zu Pferde, und zwar nicht selten zwei Personen auf einem einzigen Thiere, beleben den Weg, welcher für die Wagen der Vornehmen von der Stadt nur bis S. Cristovão fahrbar ist. Es ist erfreulich, in dieser paradiesischen Gegend schon die Spuren europäischer Betriebsamkeit, fleißig angebautes Land und schöne Landhäuser zu erblicken. Ueber den grünenden Abhang des Berges und zwischen häufigen Landsitzen hindurch, längs einem mehrere Mühlen treibenden Gebirgsbache, gelangt man endlich auf die Höhe, auf welcher man durch eine herrliche Aussicht nach der Ebene der Vorstadt von St. Cristovão belohnt wird. Der Tag neigte sich bereits, als wir hier ankamen, und wir wünschten, von unserer Fußreise müde, ein Nachtquartier zu finden. Zwar stand eine Bude am Wege, sie bot jedoch nur Taback, Rum, Zwieback, Minas-Käse, aber keine Herberge dar; wir waren daher gezwungen, in dem seitwärts gelegenen Landgut eines uns bekannten französischen Particuliers Unterkunft zu suchen. Der schmale Pfad führte uns zunächst einem tiefen Thale aufwärts und endlich zu dem Häuschen mitten im Walde, wo wir mit einigen gerösteten Bataten und einer hölzernen Bank als Nachtlager vorlieb nehmen mußten. Der Himmel war majestätisch gestirnt; ein blaßes Licht lag auf den dunklen Wäldern; nur das Rauschen ferner Gewässer unterbrach die Stille dieser Einsamkeit, und in Betrachtung dieser Herrlichkeiten ver-

senkt, überließen wir uns heiteren Gemüthes dem erquickenden Schlafe.

Vor Anbruche des Tages zogen wir jenem Geräusche des Wassers nach und standen, als eben die Sonne aufging, an einem hohen Felsenabhange, von dem sich ein krystallheller Bach, zum Theil in Staubregen aufgelöst, fast hundert Fuß tief in das Rinnthal hinabstürzt. Im Grunde des Thales und zunächst dem Wasserfalle steht eine einfache freundliche Hütte, in der uns Herr Tonay, ein sehr achtungswerther französischer Maler, begrüßte, welcher in die stille Einsamkeit zurückgezogen, mit seiner Familie der schönen Natur lebt. Nur ungern verließen wir den lieblichen Ort und setzten unsere Wanderschaft nach dem entgegengesetzten Abhange des Berges in S. S. W. fort. Ueber Hügel, die mit dichter Waldung bedeckt sind, gelangten wir in ein tiefes Thal und endlich an den Fuß der Cavia, eines pittoresken Granitgebirges, das sich zunächst dem östlichen Ufer des Sees Camorim erhebt und durch seine dunkelnden, über die Fläche des stillen Wassers hereinhängenden Felsen und Waldungen an die einsamen Seen der Schweiz und des Salzburger Landes erinnert. Der Camorim, ein salziges Binnenwasser, hängt gegen Süden mit dem Meere zusammen, dem er mehrere Gebirgsbäche zuführt und von welchem er dagegen bei hohem Wasserstande angeschwellt wird. In den Niederungen um den See, wo das Dickicht der Manglebäume nicht jede andere Vegetation verdrängt, wuchern die herrlichsten Sumpfpflanzen und große Büsche von Farnkräutern. Unter andern fanden wir an dem kühlen Grunde pittoresker Felsengruppen die schönen blauen Glocken der Glorinie, welche von hier durch englische Gärtner nach Europa gebracht worden ist. Nur wenige ärmliche Hütten von Fischern, die sämmtlich gemischter Farbe sind, liegen zerstreut in dieser Einsamkeit, aus welcher europäische Gartenkunst eine an Mannigfaltigkeit und Neuheit der Formen unendlich reiche Schöpfung hervortreten lassen könnte. Bei dem Ueberflusse des Sees an Fischen denken die Bewohner dieser Gegend selbst nicht einmal daran, durch Anbau des sie umgebenden fruchtbaren Waldes den nöthigen Unterhalt zu gewinnen; kaum pflanzen sie hinlänglichen Mais, um so mehr aber Wassermelonen, Bataten und Zuckerrohr, welches letztere jedoch nicht ausgepreßt, sondern roh von ihnen ausgesogen wird. Bei dieser dürftigen Lebensart in einer feuchten, keinem Windwechsel ausgesetzten, dagegen an ungesunden Aus-

dünstungen reichen Gegend, darf man sich nicht wundern, die Bewohner kränklich und blaß herumschleichen zu sehen.

Als wir, von diesem merkwürdigen Thale zurückkehrend, die Ebene von S. Cristovão wieder zu erreichen suchten, kamen wir auf dem andern Abhange des Berges zur Caffeeplantage des Hrn. Dr. Lesesne, der ein großes Stück Landes gepachtet und mit sechszigtausend Bäumchen bepflanzt hat. Nach der Anweisung dieses erfahrnen Pflanzers säet man die frischen Bohnen vorzüglich im Schatten anderer Caffeebäume, und hebt die Pflänzchen sammt der Erde aus, sobald sie eine Höhe von zehn bis zwölf Zollen erreicht haben. Man will bemerken, daß Abstreifung der Erde von den zarten Wurzeln das Wachsthum um ein ganzes Jahr zurücksetzte, denn man erhält von den auf diese Weise behandelten Bäumchen die ersten Früchte erst nach zwei und dreißig Monaten, während andere solche schon nach zwanzig liefern. Die jungen Pflanzen werden im Quincunx gesetzt. Man läßt die Bäume, durch Ausschneidung ihrer geilsten Schößlinge in der Mitte, nur zwölf Fuß hoch wachsen, damit die Früchte leichter zu pflücken sind, und die Aeste sich mehr in die Breite ausdehnen. Nach vier bis fünf Jahren sind die Lesen schon beträchtlich genug, und man stellt dann je für tausend Bäume einen Neger an. Früher, so lange die Bäume noch nichts oder wenig tragen, reicht ein Neger hin um zweitausend Bäume in Ordnung zu halten und das Unkraut auszujäten. Es giebt drei Lesen, welche fast das ganze Jahr hindurch beschäftigen; die erste fängt in Rio de Janeiro im Monat April an. Man nimmt nur die ganz reifen rothen Beeren, die sich leicht vom Stiele ablösen und deren Saamen sich ohne Mühe vom Fleische trennen. Diese Kirschen werden nun nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, auf einen Haufen geschüttet und der Fäulniß überlassen, sondern die ganze Frucht wird, wenn man besonders sorgfältig verfahren will, mit ihrem Fleische getrocknet, außerdem eine Art von Oelmühle angewendet, um das Fleisch wegzunehmen, und die nackten Saamen werden bis zur vollkommenen Trocknung über einen Monat lang der Sonne ausgesetzt. Zu diesem Zwecke baut man auch Tennen von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß im Gevierte von Backsteinen oder von gestampftem Lehm, die zum Ablaufen des Regens convex gemacht sind, wobei man die Bohnen vor dem plötzlichen Regen durch tragbare Strohdächer zu sichern sucht. Auf jede Tenne von jener Ausdehnung können

etwa dreissig Arrobas aufgeschichtet werden. Die Zahl der Neger, von denen jeder täglich eine Arrobe auflesen kann, bestimmt so die Zahl der nöthigen Tennen. Der ganz dürre Caffee wird in geflochtenen Körben an trockenen, dem Winde ausgesetzten Orten aufbewahrt. Die Pflanzer in Brasilien, besonders in Rio, genießen den Vortheil vor jenen auf den Antillen, daß die Reife der meisten Beeren in die trockene der Einsammlung günstige Jahreszeit fällt.

Einigemale verfolgten wir die Straße von der Bucht Bota-Fogo gegen die eine Stunde entfernte Lagoa de Roderigo Freitas, an welcher die königliche Pulverfabrik und eine Pflanzschule für ausländische Gewächse liegt, die den Namen eines botanischen Gartens führt. Der Weg bald am Abhange des Granitgebirges zwischen anmuthigen Blüthengebüschen von Myrten, Tournefortien, Securidaken und Paullinien, auf welchen Gesträuchen wir zum ersten Male den Juwelenkäfer lebendig erblickten, bald am Ufer des Meeres sich hinziehend und mit hohen Farnkräutern, tropischen Gräsern und Orchideen bedeckt, bietet die lieblichste Abwechslung dar und ist, weil mehrere Einwohner der Stadt in dieser Gegend Landhäuser besitzen, fast nie menschenleer. Die Meeresküste lieferte uns einige Ausbeute an Seesternen, Seeigeln, mehreren Muscheln, Insecten und Seekräutern. Die Pulverfabrik und die Wohnung des S. João Gomez Abreu, Obersten beim Geniecorps, eines liebenswürdigen kenntnißreichen Brasilianers aus Minas Gereas, der jener Fabrik und dem Pflanzengarten vorsteht, liegen auf der einen Seite von waldigen Granithügeln, auf der andern von dem See des Roderich Freitas umgeben in einer engen Ruhe und Stille athmenden Gegend. Hinter den Häusern ist der erwähnte botanische Garten angelegt. Mehrere schöne Alleen von Brodbäumen aus der Südsee, den dichtschattigen Ytó- und Manga-Bäumen führen durch die, in regelmäßige Quadrate getheilte Anlage, deren wichtigster Culturgegenstand die chinesische Theestaude ist. Bis jetzt sind sechstausend Stämmchen derselben, drei Schuhe weit von einander entfernt, in Reihen gepflanzt. Das Klima scheint ihrem Wachsthume günstig zu seyn; sie blühen in den Monaten Julius bis September und ihre Saamen reifen vollkommen aus. Auch diese Erscheinung bestätigt nebst anderen Culturversuchen mit asiatischen Pflanzen in America, daß vorzüglich die Gleichheit der Breiten das Gedeihen der vegetabilischen Zöglinge bedingt.

Der Thee wird hier vollkommen auf dieselbe Weise wie in China selbst gepflanzt, gepflückt und gedörrt. Die portugiesische Regierung hat auf die Cultur dieses Gewächses, von dessen Product aus China nach England jährlich um den Werth von zwanzig Millionen Thaler eingeführt wird, ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Der vorige Minister, Conde de Linhares, hat einige hundert chinesische Colonisten hieher berufen, um durch sie die Vortheile des Baues und der Zubereitung des Thees bekannter zu machen. Die meisten dieser Chinesen wohnen jedoch gegenwärtig nicht am botanischen Garten, sondern in der Nähe des königlichen Landgutes von S. Cruz bis auf einige wenige, welche hier unter der Leitung des Colonels Abreu zur Pflege der Theestaude und zur Einsammlung und Zubereitung der Blätter verwendet werden. Man bricht die Blätter dreimal im Jahre, und bringt sie auf gelind erhitzte Darröfen von Thon, worauf sie getrocknet und gerollt werden. Der Vorstand der Anstalt gab uns Proben der verschiedenen Arten, welche auch hier besonders nach der Zeit der Lese unterschieden werden. Der Geschmack war kräftig, doch bei weitem nicht so ätherisch und fein aromatisch, wie der von besseren chinesischen Sorten, sondern etwas erdig und rauh. Diese unangenehme Eigenschaft darf aber bei keinem Zweige der beginnenden Cultur entmuthigen, denn sie ist eine natürliche Folge der noch nicht vollendeten Acclimatisation. Ausser der Theestaude zeigte man uns noch mehrere ostindische Gewächse, den Zimmtbaum, den Gewürznelkenbaum, den Pfefferstrauch, den Muskatnußbaum u. a. m.

Die Gegend an der Lagoa de Roderigo Freitas wird, wie die benachbarten Vorstädte von Bota-Fogo und Catête, für besonders gesund gehalten und viele reiche Einwohner von Rio besitzen auf dieser Seite Landhäuser (Chacras), in denen sie die Monate der schönen Jahreszeit zubringen. Die Straße dahin wird häufig zu Spazierritten oder Fahrten benützt. Auch die Plage der Mosquiten ist hier, wo die Buchten der See minder tief und mehr vom Winde bestrichen sind, geringer als an der entgegengesetzten Seite der Stadt und unter andern in dem Viertel von S. Anna. Jene belästigenden Insecten bewohnen vorzüglich gerne die dichten Gebüsche des Manglebaumes und seine schlammige Umgebung, und pflegen besonders vor Sonnenauf- und Untergang die Menschen zu verfolgen.

Unser Freund Hr. Generalconsul v. Langsdorff hatte kurze Zeit zuvor, ehe wir nach Rio de Janeiro kamen, ein großes Landgut am Wege von der Nordseite der Bai nach Minas Geraes gekauft, auch eben angefangen, daselbst Mandioccapflanzungen anzulegen und ein Landhaus für sich nebst den nöthigen Wirthschaftsgebäuden herzustellen. Wir folgten gerne seiner Einladung, diese neue Schöpfung, von deren Reichthum an naturhistorischen Merkwürdigkeit er uns ein reizendes Bild entwarf, in seiner Gesellschaft zu besichtigen. Wegen der großen Frequenz zwischen der Hauptstadt, und dem, von allen nach Minas Reisenden besuchten Hafen, Porto de Estrella, gehen täglich, sobald zwischen eilf und zwölf Uhr der Südwind eintritt, Boote nach letzterem ab, welche am Abend dort ankommen; dagegen laufen regelmäßig Boote von Porto de Estrella nach Sonnenuntergang aus, fahren die Nacht hindurch und gelangen mit Tagesanbruch vor die Stadt. Auf einem dieser breitgebauten und mit einem einzigen Segel versehenen Boote schifften wir uns eines Nachmittags ein. Der Wind war schwach und trieb uns langsam an den kahlen Klippen, welche nicht weit von der Küste unter dem Namen der Enchados aus der See hervorragen, und von einer Menge Seeadler und Seemöven umkreist werden, dann an mehreren mit dichter Waldung bedeckten Inseln, die in der Bai zerstreut liegen, vorbei. Auf der größten dieser Inseln, Ilha do Governador, die sich fast mitten in der Bai von O. nach W. zwei Meilen lang erstreckt, hat sich der König die Jagd vorbehalten; sie soll mit Rehen und wilden Schweinen besetzt seyn, ist aber noch nie von ihm besucht worden. In Ländern, wo den Jägern nebst den Gefahren von reissenden Thieren noch die von giftigen Schlangen und Insecten drohen, und das Dickicht der Wälder nur selten erlaubt zu Pferde zu bleiben, um dadurch jene minder sichtbaren feindlichen Thiere zu vermeiden, hat die Jagd wenig Anziehendes. Als Merkwürdigkeit wird hier auch ein Bär gezeigt, den der König aus Rußland zum Geschenke erhalten hat.

Wenn man jene niedrigen Inseln der Bai von Rio de Janeiro betritt, so erstaunt man über die Kraft und Ueppigkeit ihrer Vegetation, welche durch die niedrige Lage, die umgebende Feuchtigkeit und die beträchtliche Hitze hervorgebracht wird. Die Wälder, in welchen größtentheils dieselben Baumarten, wie am festen Lande, zwischen ihnen aber eine verhältnißmäßig viel

größere Anzahl von Palmen, besonders der beliebten Kohlpalme vorkommen, werden durch ein dichtes Gehölz fast undurchdringlich gemacht. Die Raschheit, mit welcher die Pflanzenwelt hier ihre verschiedenen Entwickelungen durchlebt und endlich ihrem Untergange durch Fäulniß entgegengeht, ist eben so groß als der Trieb, mit welchem sich neue Bildungen aus und über den Resten der untergegangenen erheben. Auf und neben den größten Stämmen, die gleich ungeheuren Skeleten hingestreckt, plötzlich in den Zustand vegetabilischer Erde zurückkehren, sieht man hier ein Heer von vielfarbigen Pilzen entstehen, eine unendliche Zahl von Saamen zu gleicher Zeit keimen und sich mit unglaublicher Eile entfalten. Die wenigen vom Urwalde freien unbebauten Gegenden dieser fruchtbaren Inseln bieten wahre Marschländer oder Savannen dar. Das Gras wächst äußerst dicht und erreicht eine unglaubliche Höhe und Vollsaftigkeit. Demungeachtet haben die Bewohner dieser und der beiden größeren Inseln Ilha grande und Marambaya, welche in der Angra dos Reys liegen und ähnliche Beschaffenheit zeigen, sich bis jetzt noch wenig mit der Zucht von Mastvieh, sondern mehr mit dem Anbau von Mais, Indigo, Zucker und Taback beschäftigt. An den Ufern, wo das Meer die Granitfelsen hie und da von der Decke guter Dammerde entblößt hat, tragen diese Inseln nicht selten dichte Haufen von Agave und stacheligen Cactus, deren steife blattlose Stämme wunderbar gegen den formenreichen üppigen Urwald abstechen. Die ländlichen Hütten sind größtentheils an der Küste angelegt und mit Bataten, Wassermelonen und einem Wald von Acajú, Cuyaba, Pisang, Orangen, Jasmin und Rosen umgeben.

Als wir Nachmittags Rio de Janeiro verlassen hatten, waren wir der Meinung gewesen, noch am späten Abend die entgegengesetzte Küste der Bai zu erreichen; allein ein plötzliches Nachlassen des Windes, nachdem wir uns fast in der Mitte derselben befanden, benahm uns die Hoffnung, die Nacht am festen Lande zubringen zu können. Wir folgten daher dem Rathe unseres freundlichen allzeit munteren Führers, uns das Nachtlager auf den harten Bänken der Cajüte einigermaßen bequem zu machen. Scherzend wünschte er uns Glück zu den Erfahrungen einer mühseligen Campagne, welchen wir von heute an in dem neuen Lande entgegengingen; wir hatten jedoch Gelegenheit an der immer frohen Laune des Weltumseglers das zweckmäßigste Gegenmittel gegen die unangenehmen Erfahrungen, die noch vor

uns lagen, kennen zu lernen. Die Nacht verstrich schnell unter Entwürfen über unsere Thätigkeit während des Aufenthaltes in der Mandiacco und bei den exstatischen Lobpreisungen, in welche unser Freund ausbrach, wenn er von der friedlichen Einsamkeit seines Landgutes und von der Fülle und Schönheit der dortigen Natur redete. Zum Leidwesen der trägen Neger blieben wir die ganze Nacht hindurch munter und ermahnten sie zu rudern, da wir uns nur auf diese Art, obgleich äußerst langsam fortbewegen konnten. Die Nacht war feucht und trübe; einige Male wurden wir von dichten Schwärmen kleiner Mosquiten besucht, die jedoch abwechselnd wieder vorüberzogen. Der Morgen dämmerte, und wir sahen uns endlich in der Nähe eines sehr niedrigen, sumpfigen Landstriches, mit kleinen Seeuferbäumen besetzt, zwischen denen der Inhumerim, ein beträchtlicher Fluß, ins Meer herabschleicht. Wir verließen nun die Bai, und das Canot ward von den Negern mittels langer Stangen aufwärts geschoben. Bald sahen wir uns überall von dichtem Gesträuche umgeben und konnten uns an dem mannichfaltigen Wechsel der schönsten Gruppen erfreuen, welche die vom Wasser eingefaßten Hecken darbieten.

Porto de Estrella ist der gemeinsame Hafen zwischen Rio de Janeiro und der Provinz Minas Geraës. Man sieht hier lange Züge von Maulthieren mit Küsten und Gepäcke beladen aus dem Innern ankommen oder dahin zurückkehren. Der Europäer, gewöhnt an den Transport beträchtlicher Lasten auf Wägen, die er nicht unrichtig mit Landschiffen vergleicht, erstaunt bei dem Anblick so vieler in kleine Massen vertheilter Ladungen, welche der Willkühr des Lastthieres oder eines ungeschickten Treibers überlassen sind, täglich mehrere Male entweder im Freien oder in offenen Hangards (Ranchos) auf- und abgepackt, nur nothdürftig gegen Regen und Witterung gedeckt, und auf diese Weise oft mehrere hundert Meilen fortgebracht werden. Nicht ohne Kummer dachten wir bei der Betrachtung des verworrenen Treibens der auf- und abladenden Karavanen daran, daß künftig unsere Instrumente, Bücher und Sammlungen eben so nicht der eigenen Sorgfalt, sondern dem blinden Geschick überlassen werden müßten. Doch sind die Karavanen (Tropas), besonders auf dem besseren Wege von S. Paul und Minas nach der Hauptstadt so gut organisirt, daß hier verhältnißmäßig wenig dabei zu befürchten ist. Eine jede Tropa, die aus zwanzig bis fünfzig

Maulthieren bestehen kann, wird von einem Arieiro zu Pferde angeführt. Letzterer giebt Befehl zum Aufbruch, zum Rasten oder Uebernachten der Truppe, sieht auf das Gleichgewicht der Lasten, auf die gute Beschaffenheit der Tragsättel, bessert diese aus, wenn sie verwunden, heilt die kranken Thiere und sorgt für das Beschläge. Ihm sind die Treiber, deren jeder gewöhnlich einen Haufen von sieben Maulthieren besorgt, untergeordnet. Sie gehen zu Fuße, laden auf und ab, füttern und tränken die Thiere, führen sie auf die Weide und besorgen die Küche. Der Arieiro, gewöhnlich ein freier Mulatte, wacht auch häufig über den Verkauf und Einkauf der Waaren in der Stadt und handelt als Commissionär des Eigenthümers der Truppe. Die Treiber sind meistentheils Schwarze, die sich bald in diese Beschäftigung finden und solche wandernde Lebensart den Arbeiten der Goldwäschereien und der Pflanzungen vorziehen. Der wichtigste Handelsartikel, welchen die Bewohner von Minas Gereas (Mineiros) hieher bringen, ist rohe Baumwolle; ausserdem aber werden eine beträchtliche Menge sehr groben Baumwollenzeuges zur Kleidung der Negersclaven und zur Ausfuhr nach Rio grande do Sul und Buenos Ayres, ferner Käse, Speck und Tafeln von Quittenzucker aus Minas Gereas durch die Karavanen auf dieser Straße herbeigeführt. Auch vielerlei Edelsteine kommen aus dem Innern hieher und es wird hier, wie man uns versicherte, ein starker Contrabandhandel mit Goldstaub und Diamanten getrieben, obgleich zahlreiche Polizeibeamte strenge dagegen zu wachen pflegen. Da alle Waaren, welche von Rio nach Minas, Goyaz und Mato-Grosso versendet werden, ihren Weg ebenfalls über Porto de Estrella nehmen, so herrscht hier stets eine große Handelsthätigkeit; um so auffallender ist es aber noch kein einziges gutes Wohnhaus und selbst keine andere Unterkunft für die Waaren zu finden. Jedermann muß sich bequemen, in einer ärmlich bedeckten Scheune, welche auch die Ladung beherbergt, Schutz zu suchen. Wenn der Reisende nicht selbst, wie es gewöhnlich ist, Nahrungsmittel mit sich führt, so muß er sich aus den Buden (Vendas), deren es hier einige giebt, mit dem Vorräthigen versehen und für die Zubereitung der Speisen sorgen. Gewöhnlich besteht das Mahl aus Bohnen mit Speck gekocht oder aus trocknem gerösteten Rindfleisch; zum Nachtische kauft man Bananen und Käse. Als Nachtlager dient eine Ochsenhaut, oder ein in der Erde befestigtes Gerüste von Latten mit einem Strohgeflechte, oder eine Hangmatte und statt der Decke die eigene Kleidung des Reisenden.

Nachdem unser freundlicher Führer die nöthigen Pferde und Maulthiere für unsere Landreise besorgt hatte, verließen wir das geschäftige Dörfchen und verfolgten die Straße, welche von hier nördlich gegen Minas führt. Bald sahen wir uns in einer ganz neuen Umgebung. Wir ritten in einem niedrigen Lande auf einer breiten jedoch ungepflasterten Straße, zwischen Hecken von den mannigfaltigsten, reich mit Blüthen geschmückten Gesträuchen hin; zu unserer Linken hatten wir ein mit dichter Urwaldung bekleidetes Gebirge und vor uns ein mit diesem verbundenes höheres, dessen kühn hervorragende nur abwärts bewaldete Felsengruppen der Landschaft einen eigenen majestätischen Charakter verleihen. Auch auf diesem Wege begegneten wir, wie früher in der Nachbarschaft der Stadt, keinen großen Pflanzungen und Anlagen, indem diese entfernter von der Straße in den Waldungen liegen; doch bewiesen uns einzeln stehende Häuser mit umzäunten Gärten umgeben, daß man die Fruchtbarkeit dieser reizenden Gegend zu schätzen wisse. In den Niederungen wuchert das Zuckerrohr mit unglaublicher Ueppigkeit, und einen besondern Beweis von der Kraft dieses Bodens gab uns die Erscheinung von fast fußdicken Stämmen, die der Aeste und Wurzeln beraubt und in mehrere Stücke getheilt, nachdem sie zur Umzäunung eingegraben waren, sogleich Wurzel geschlagen und neue Aeste hervorgetrieben hatten.

Bei Piedade, einem aus mehreren zerstreuten Häusern bestehenden Oertchen mit einer Capelle, das kaum eine Meile von Porto de Estrella entfernt ist, traten wir aus den dichten Hecken längs der Straße in eine grünende, von Gärten, Pflanzungen und Wiesen begrenzte Ebene, über welche sich eben jetzt die glänzenden Strahlen der Morgensonne ausbreiteten, während der Hintergrund, die massigen Kuppen des Orgelgebirges, noch in die Dunkelheit des unbeleuchteten Waldes gehüllt war. Der Weg erhebt sich allmählig; als wir über waldige, niedrige Hügel gegen Abend am Fuße des Gebirges angekommen waren, begrüßte uns der gastfreundliche Führer auf seinem eigenen Grund und Boden. Herr v. Langsdorff hatte erst angefangen diese Fazenda, welche die beträchtliche Ausdehnung von mehr als einer Quadratmeile hat, aber ganz vernachläßigt worden war, urbar zu machen. An der Straße waren hier eine geräumige Remise (Rancho) zur Aufnahme der häufig einkehrenden Karavanen von Minas, eine Branntweinschenke, eine Mühle zur Bereitung des Mehles

aus türkischem Korn und ein Häuschen für den Besitzer in der hier üblichen Bauart errichtet. Diese kleinen Landsitze enthalten einige über dem kühlen Boden erhabene schmucklose Zimmer mit Gitterfenstern oder Läden; das Dach läuft gewöhnlich auf der einen Seite einige Fuß über die Wände hinaus und bildet, auf Pfeilern und einer niedrigen Mauer ruhend, das Vorhaus (Varanda). Meistens errichtet man solche Gebäude von Latten, welche durch zähe Schlingpflanzen (Sipó) verbunden, mit Letten beworfen und mit Kalk bemalt werden. Der lehmige Boden läßt sich fast überall zu guten Ziegeln verarbeiten, oder wenn man diese für zu kostbar hält, gewähren die breiten Blätter mehrerer Palmen ein zwar leichtes aber ziemlich dichtes Dach. Die freigebige Natur bietet hiezu alles nöthige Material im Ueberflusse dar und nur der Kalk wird von Cabo frio hergebracht.

Das Landgut Mandiocca, wird wegen der trefflichen Mandioccawurzeln, die es bauet, so genannt. Nordwestlich begrenzt es ein Gebirgszug von mehreren Rinnthälern durchschnitten und bedeckt mit Waldung, die sich vom Thale bis zu den erhabenen Spitzen des Orgelgebirges ausbreitet. Mitten in dieser ausgedehnten Urwaldung befinden sich die Schläge (Rossados), welche von den Pflanzern nach Abbrennung der gefällten Stämme mit Mandiocca, Mais, Bohnen, Caffee u. s. w. bebauet werden. Diese Anbauungen (Rossas) werden gewöhnlich nach einigen Erndten verlassen und bedecken sich sodann binnen wenigen Jahren von neuem mit einem dichten Anflug (Capoeira), der sich besonders durch den Mangel großer und langsam wachsender Baumarten auszeichnet. Die Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continentes in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder (Mato-Virgem). In ihnen weht dem Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmählern ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannichfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander

stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinem Nachbarn. Während die Wollbäume, zum Theil mit mächtigen Stacheln bewaffnet nur in beträchtlicher Höhe weithin ihre dicken Aeste verbreiten und ihre gefingerten Blätter zu leichten, beweglichen Massen gruppiren, treiben die mächtig wuchernden Lecythen und der brasilianische Spreubaum schon aus geringerer Höhe viele dicht mit Blättern bedeckte Aeste aus, die sich zu einem rund belaubten Gewölbe vereinigen. Die Jacaranda zieht das Auge durch den leichten Wurf ihrer gefiederten Blätter an; die großen goldgelben Blumen dieser und der Ipé strahlen feurig durch das dunkle Waldgrün. Auch die Spondias wölbt ihre gefiederten Blätter in leichte längliche Formen zusammen. Ganz eigenthümlich und von größter Wirkung in dem Gemälde steht die Ambaúba zwischen den anderen hohen Gestalten der Urwälder da. Die glatten weißgrauen Stämme erheben sich unter geringer Krümmung zu einer sehr bedeutenden Höhe, und senden an der Spitze unter rechten Winkeln quirlförmige Aeste aus, die an den Enden mit großen tiefgelappten weißen Blättern besetzt sind. Die blüthenreichen Cäsalpinien, die luftigen Lorbeerbäume, die hochstämmigen Geoffräen und Andiren, die Seifenbäume mit ihren glänzenden Blättern, die schlanken Cedrelen, die fiederblättrigen Ormosien, die Tapia mit heftig nach Knoblauch riechender Rinde, die Maina und tausend noch nicht gekannte Bäume stehen in bunter Reihe neben einander. Hie und da blickt zwischen dem frischen Grün die düstere Krone einer chilesischen Fichte hervor, die gleichsam fremd und verirrt in dem tropischen Kreise erscheint, und einzig und unvergleichbar ragen die schlanken Palmen mit ihren wogenden Wipfeln in die Höhe, eine Zierde der Wälder, deren Schönheit und Majestät jede Beschreibung übertreffen. Wendet sich das Auge von den erhabenen Formen jener ältesten Urbewohner zu den bescheideneren und niedrigeren, welche den Boden mit dichtem Grün bekleiden, so wird es von dem Glanze der Blumen entzückt, die hier in bunter Mannichfaltigkeit unter einander stehen. Die violetten Blüthen der Rhexien, die vollen Blumentrauben der Melastomen, Myrten und Eugenien, das zarte, mit niedlichen Blumen geschmückte Laub vieler Rubiaceen und Ardisien, dazwischen die sonderbare Blattbildung der Theophrasta, des Conchocarpus und rohrartiger Erdpalmen, die glänzenden Blüthenkolben des Costus, die sparrigen Hecken der Maranten, aus welchen sich ein schuppiger Farnbaum erhebt, prächtige Stiftien, stachelige Solanen, großblüthige Gardenien und

Coutareen, alle durch die Guirlanden der Mikanien und Bignonien, die weitläufigen Ranken der honigduftenden Paullinien, der brennenden Delachampien und der Bauhinien mit seltsam gelappten Blättern dicht verflochten, die Schnüre blattloser, milchiger Lianen, welche von den erhabenen Gipfeln frei herabfallen oder die stärksten Stämme eng umschlingen und allmählig tödten, endlich jene parasitischen Gestalten, durch welche veraltete Bäume wie mit dem Kleide der Jugend geschmückt sind, die grottesken Pothos und Arumarten, die prachtvollen Blumen der Orchideen, die das Regenwasser aufbewahrenden Stauden der Bromelien, die gleich Baumflechten herabhängenden Tillandsien und eine Vielzahl von wunderlich geformten Farnkräutern, alle diese herrlichen Producte einer so jungen Erde vereinigen sich zu einem Bilde, das den europäischen Naturfreund in stetem Wechsel von Erstaunen und Entzücken erhält.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thier-Welt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwin-

gen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme festsitzend den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacús, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau und roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischen Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insecten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Am-

bose ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespenstartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Von Mandiocca zieht sich die Straße für die Karavanen nach Minas Gereas zwischen grotesken Schäften der Agaven (Fourcroaea gigantea Vent.) und bunten Blumenbecken durch den Urwald an steilen Abhängen und düsteren, eng verwachsenen Schluchten vorüber bis auf die Höhe des Gebirges, zu welcher eine kostspielige und bis jetzt in Brasilien einzige gepflasterte Straße fast in der Ausdehnung von einer Meile führt. Mit dem Ende dieser Straße hört aber auch die Möglichkeit auf, Wagen zu gebrauchen, die auf dem ungleichen Wege nur mit Gefahr geführt werden könnten. In Brasilien denkt man eben so wenig an die Erleichterung des Handels durch fahrbare Straßen und Wagen, als in Deutschland an die Construction von Eisenbanen, indem die Fortbewegung der Güter auf Maulthieren dem Bedürfnisse der Einwohner Genüge leistet. Von der Höhe des Gebirges, der sogenannten Serra de Estrella, 3376 Par. Fuß über dem Meere, übersieht man die Bai mit ihren grünenden Inseln und der Hauptstadt im Hintergrunde. Die entgegengesetzte Seite bietet die beschränktere Ansicht eines hügeligen, sehr unebenen, mit dichter Waldung bedeckten Landes dar, das sich von hier gegen die Ufer des Rio Paraiba hinerstreckt. Die Bergstraße führt auf der Nordseite zuerst nach Corrego Seco, einem ärmlichen Dörfchen. Hier brachten wir einmal die Nacht in der elenden Schenk-

bude zu, welche uns im vollsten Maaße einen Vorgeschmack von den Beschwerlichkeiten der Reise ins Innere gab. Ein Gericht aus trockenem Mehl der Mandioccawurzel und an der Sonne getrocknetem, zähem Rindfleisch bestehend, eine harte Bank ohne Polster und Decken als Schlafstätte stellten die Geduld und Fähigkeit für eine Campagne auf die Probe. Die Nacht wäre für Deutschland eine des schönsten Sommers gewesen, da der Thermometer nicht unter 14° R. herabfiel, und doch war es uns fast unmöglich vor empfindlicher Kälte des Schlafes zu genießen.

Wir verfolgten von Corregо Seco die Landstraße durch ein hohes, zerschnittenes, zum Theil von massigen Granitbergen beschränktes Land, passirten Belmonte und gelangten endlich zu dem Landsitze des Padre Correa. Dieser würdige Geistliche, ein geborner Brasilianer, ist rücksichtlich seiner ökonomischen Thätigkeit ein Muster seiner Nachbarn. Er hat durch die Anlagen von bedeutenden Baumschulen bewiesen, daß das kältere Klima dieser höher liegenden Gegenden die Cultur europäischer Früchte begünstige. In seinen Pflanzungen sieht man besonders Feigen, Pfirsiche und Weintrauben reifen, und zwar in solchem Ueberflusse, daß der Besitzer hiemit den Markt in der Hauptstadt versorgt und aus dem Erlöse jährlich große Summen beziehet. Einen andern Erwerbszweig hat dieser unternehmende Mann auf die Geschicklichkeit seiner von ihm sehr menschenfreundlich behandelten Sclaven gegründet, welche eine beträchtliche Menge von schwedischem Eisen zu Hufeisen und anderem Geräthe zum Verkaufe verarbeiten. Ueber Hügel von Gneiß und Granit, die mit einer Lage von rothem Thon bedeckt sind, kamen wir Abends in Sumidouro, einem Oertchen von wenigen Häusern mitten im Walde an der Quelle eines Gebirgsbaches gelegen, an. Man nahm uns gastfreundlich auf und gab uns die Auskunft, daß von hier noch eine halbe Tagreise bis zu dem Wachtposten von Paraiba sey, wo alle aus Minas Geraës herziehenden Karavanen wegen des Unterschleifes mit Goldstaub, und die Pässe von fremden, ins Innere jenes Goldlandes Reisenden auf das strengste untersucht werden. Um dieser Untersuchung zu entgehen, durchzogen wir die hier so menschenleeren und düstern Wälder nur bis zu einer einsamen Fazenda, welche nicht weit mehr von dem Flusse Paraiba liegt. Nachdem wir Erfrischungen erhalten, und alle uns wissenswerthen Erkundigungen sowohl durch den Wirth als durch einige von dem Registo des Paraiba patroullirenden, mit

Flinte und Säbel versehenen Mulatten eingezogen hatten, machten wir Anstalten zur Rückreise und kamen über Soumidouro wieder auf dem Landgute des Hrn. v. Langsdorff an.

Während unseres Aufenthaltes in der Mandiocca wurde unser freundlicher Wirth von Nachbarn besucht, welche mit Verwunderung und nicht ohne Eifersucht auf das schnelle Voranschreiten seiner Einrichtungen sahen. Da der erste Versuch, mit einem europäischen Pfluge die abgebrannten und gereinigten Schläge umzureißen, aus Ungeschicklichkeit der Neger und aus Mangel dazu abgerichteter Ochsen mißglückte, so gab ihnen dieses hinreichenden Stoff, die Unanwendbarkeit europäischer Landwirthschaft auf den brasilianischen Boden zu beweisen. Viele hatten noch keinen Pflug gesehen; Einige wollten die Bemerkung, daß der Boden durch das Auflockern und die chemische Einwirkung der Atmosphäre an Fruchtbarkeit gewönne, nicht gelten lassen, weil die jungfräulichen Wälder, deren Oberfläche seit Jahrtausenden immer dieselbe sey, die fruchtbarsten Ländereien darböten; Andere bezweifelten, ob die Stiere, welche Hr. v. Langsdorff aus Minas hatte kommen lassen, die Fähigkeit oder Ausdauer besäßen, auch nur einige Tage lang die schwere Arbeit des Ackerns zu ertragen; Andere bedauerten den Zeitaufwand der dabei nöthigen Neger. Allerdings scheint sich die Anwendung des Pfluges in diesen und den nördlicheren Gegenden, welche keine Cerealien bauen und bis jetzt noch nicht ihre ursprüngliche Fruchtbarkeit verloren haben, weniger zu empfehlen als in den Capitanien von S. Paulo und Rio grande do Sul. Da die hier gewöhnlichen Feldfrüchte nicht gesäet sondern gesteckt werden, und also keine so gleichförmig zubereite Oberfläche des Bodens nöthig machen, arbeitet der Neger mit der Hacke zweckmäßiger und leichter, als es mit dem Pfluge möglich wäre, dessen Anwendung ohnehin durch die häufigen Wurzeln und die nicht verbrannten, in den Pflanzungen zurückgebliebenen Stämme erschwert wird. Obgleich unser gastfreundlicher Oekonom vorerst nur einige zwanzig Neger besaß, so hatte er doch schon durch den Anbau des Mais und der Mandiocca nicht nur den Bedarf seines Hauses gesichert, sondern verschickte auch von seinem Erzeugnisse zum Verkauf in die Stadt. Seine größte Hoffnung war jedoch auf die Caffeeplantage gesetzt, die er so eben angelegt hatte. Als Beweis der vielseitigen Fruchtbarkeit seines Gutes bewirthete er uns einige Male mit Kartoffeln, welche trefflich gerathen waren. In der That kann der Land-

bauer in diesen Gegenden sich nicht über Mangel an Fruchtbarkeit und Empfänglichkeit des Bodens beklagen, sobald er nur solche Orte, die gehörig bewässert werden können, für die Pflanzungen auswählt, und das für jeden Zweig des Landbaues zweckmäßige Erdreich, wie die zur Bestellung desselben schickliche Zeit hinreichend kennt. Der Mais, welcher hier gewöhnlich zweihundertfältige Früchte bringt, wird mit Anfang der Regenzeit gesteckt und am Ende des vierten oder fünften Monats geerndtet; noch schneller reifen manche Bohnenarten. Gartenkräuter, Bataten und Melonen hat man das ganze Jahr hindurch, vorzüglich jedoch während der nassen Jahreszeit. Die Pisang, Gujaben, Pomeranzen u. s. w. blühen in der Regenzeit vom October bis zum März und geben in der trockenen Jahreszeit Früchte.

Wie in allen Klimaten fehlt es aber auch hier nicht an ungünstigen Einflüssen, die den Pflanzungen schädlich werden. Oft sieht man den schönsten Orangenhain als Beute der braunen Ameisen, welche die Rinde zernagen, oder der Gryllotalpen, welche die Wurzeln abfressen, dahinwelken. Die jungen Mandiocca- und Zuckerplantagen werden bisweilen von ähnlichen Feinden in unglaublicher Anzahl überzogen, entblättert und zerstört, oder von den in der Erde wohnenden Wespen der Wurzeln beraubt. Ist aber auch die Erndte glücklich gereift, so muß der Besitzer sie mit vielen fremden Gästen theilen. Heerden von Affen, Papagaien und anderen Vögeln fallen über die Pflanzungen her; die Paca, Aguti und die übrigen Arten von wilden Schweinchen fressen Blätter, Stengel und Früchte hinweg, und Myriaden von Blattwespen u. dgl. verkümmern die Erndte. Der Pflanzer selbst, besonders erst aus Europa eingewandert und der hiesigen Natur ungewohnt, hat durch belästigende Thiere manche harte Prüfung zu bestehen. Hält er seine Wohnung nicht immer, besonders Morgens, Abends und Nachts verschlossen, so giebt es kleine und große Schnacken in Menge, die ihn mit ihren Stichen selbst durch dicke Kleider hindurch quälen, und nur Gaze oder seidene Stoffe können ihn gegen diese feindseligen Sänger sichern. Die häufig im Sande verborgenen Erdflöhe nisten sich unter die Nägel der Hände und Füße ein und verursachen, indem sie eine mit Eierchen gefüllte Blase erzeugen, die schmerzhaftesten Empfindungen, zu denen sich bei Vernachlässigung sympathische Anschwellung der Inguinaldrüsen ja manchmal der Brand gesellen. Die anschwellende Blase muß, sobald sie schmerzt, mit

Vorsicht herausgenommen und sodann die Wunde mit Schnupf-taback eingerieben werden. Noch hat der Bewohner nicht selten andere Feinde im Hause; die weißbauchige Ameise, eine reichliche Anzahl Blatten und anderes Ungeziefer machen durch ihre Zerstörungswuth immer neue Einrichtungen nöthig. Die ersteren richten, wo sie auf ihren Zügen durchwandern, die furchtbarste Verheerung an; denn Metalle ausgenommen widersteht fast nichts ihrem Nagen und in wenigen Tagen sieht man die Balken des Hauses mürbe, die Wäsche, Bücher und jedes Hausgeräthe zerstört. Die Blatten sind vorzüglich den Victualien gefährlich, und pflegen sogar Nachts an den Fingerspitzen der Menschen zu nagen. Besonders ist der Schade empfindlich, welchen diese Thiere dem Naturforscher zufügen; öfters findet er seine Sammlungen, die er wohl verschlossen und an der Wand aufgehängt sicher glaubte, in einer einzigen Nacht vernichtet. Durch mehrere Erfahrungen belehrt, haben wir nur die Anwendung der Buffon-schen Arseniksalbe, die Einwickelung der Pakete in Leinwand mit Terpentinöl bestrichen und ihre Verwahrung in blechernen Kisten, welche vor der Absendung verlöthet wurden, als zuverläßige Sicherungsmittel erprobt. Auch außer dem Wohnhause ist man hier vielen feindseligen Thieren ausgesetzt. Nicht zu gedenken der reissenden Onzen, der giftigen Schlangen, Eidechsen, Scorpionen, Tausendfüße und Spinnen, welche zum Glücke nicht überall häufig angetroffen werden und nur gereizt die Menschen verwunden, sind schon die sogenannten Carabatos als eine der furchtbarsten Plagen anzusehen. Diese kleinen Thierchen von der Größe eines Mohnsaamens bis zu der einer Linse, leben gesellig und zu hunderten an einander gedrängt auf dem Grase und auf dürren Blättern. Sobald der Wanderer an solche Pflanzen anstreift, verbreiten sich jene mit sehr großer Schnelligkeit durch die Kleider auf die Haut, wo sie sich besonders an den zarteren Theilen einfressen, ein qualvolles Jucken, das durch unvermeidbares Reiben noch vermehrt wird, und endlich entzündete Beulen verursachen. Die sichersten Mittel, sich gleich Anfangs von diesen lästigen Feinden zu befreien, sind, sie vom Körper abzulesen, oder, wenn sie sich nicht schon zu tief eingefressen haben, durch Reiben mit Branntwein, mit Taback in Wasser eingeweicht, oder über Feuer durch Tabackräucherungen zu tödten. Nur wer selbst dieses in der heißen Zone so häufige Uebel empfunden hat, kann sich eine Vorstellung von den Leiden machen, welche der immer im Freien lebende Naturforscher erdulden muß. Uebrigens sind alle diese

Beschwerden zum Glücke von der Art, daß man sie durch Kenntniß des Landes und Anwendung der erprobten Gegenmittel wenn nicht ganz beseitigen doch vermindern kann. Mit der fortschreitenden Bevölkerung und Bildung des Landes werden sie immer mehr verschwinden. Haben die Bewohner Wälder ausgehauen, Sümpfe ausgetrocknet, Straßen gezogen, allenthalben Dörfer und Städte gegründet, und so allmählig den Sieg über die zu üppige Vegetation und die schädlichen Thiere errungen, dann werden alle Elemente der menschlichen Thätigkeit willig entgegenkommen und sie reichlich belohnen. Bis jedoch diese Epoche für Brasilien eingetreten seyn wird, mag das uncultivirte Land freilich noch das Grab von tausend Einwanderern werden. Angezogen durch die regelmäßige Herrlichkeit des Klima, den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens verlassen Viele ihre angebornen Wohnsitze, um sich eine neue Heimath in einem fremden Welttheile, in einer ganz verschiedenen Zone zu suchen. So wahr auch die Voraussetzungen sind, worauf sie einen günstigen Erfolg ihrer enthusiastischen Unternehmung gründen, so wenig entspricht doch derselbe, besonders den Auswanderern aus dem nördlichen Europa. Wie soll auch der Bewohner der kalten Zone, plötzlich als Landbauer nach Rio de Janeiro oder wohl gar an die Ufer des Amazonenstroms in fremdes Klima, fremden Boden, fremde Lebensart und Nahrung versetzt und im Verkehr mit Portugiesen, deren Sprache er weder versteht noch leicht erlernt, wie soll er sich in diesem Lande gefallen und erhalten? Und was müssen vorzüglich Leute aus den niedrigeren Ständen, ohne allgemeinere Bildung für neue Sprache, Lebensart und Klima fühlen, wenn selbst Ankömmlinge von feinerer Bildung und Constitution, zurückgeschreckt von den Unannehmlichkeiten des heißen Klima, über die Hülfslosigkeit, Armuth und Plagen des Landes klagen, wie man es neuerlich so oft vernimmt? Findet der gemeine Mann, welcher aus nördlichen Gegenden einwandert, hier keinen Landsmann zum Führer, der vertraut mit der Lebensart und der Bearbeitung des Bodens, in den ersten Jahren väterlich mit Rath und That für ihn sorgt, so wird er selbst in diesem reichen Lande beinahe dem Hungertode preisgegeben, und bei den zunächst entstehenden Gefühlen der Reue und des Heimwehs ein Opfer seiner Unternehmung. Wer jedoch die ersten Prüfungen glücklich überstanden, seinen Heerd in dem schönen Brasilien gesichert und sich an das tropische Klima gewöhnt hat, der wird solches gerne als sein zweites Vaterland erkennen; ja hat er erst Europa noch ein-

mal besucht, so wird er sich mit gesteigerter Neigung dorthin zurücksehnen, und Brasilien, wie sehr man auch an der Bewohnbarkeit der heißen Zone zu zweifeln pflegt, als das schönste und herrlichste Land der Erde preisen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte kehrten wir von der Mandiocca auf demselben Wege nach der Stadt zurück.

Seit unserer Ankunft hatten wir das herrlichste Wetter genossen. Allmählig schien sich aber die Regenzeit vorzubereiten; die Witterung wurde abwechselnd; Nebel, dichte Wolkengruppen und plötzliche Windstöße wurden häufiger und am 3. October begann ein heftiger Platzregen, welcher drei Tage unausgesetzt anhielt. Von nun an regnete es mehr oder weniger Nachts oder Nachmittags, im November endlich gestaltete sich die nasse Jahreszeit ganz regelmäßig. Man pflegt sie in diesem Theile Südamerica's vom October an bis zum März zu rechnen; der frühere oder spätere Eintritt in den einzelnen Orten aber wird durch die Breite derselben und durch die physische Lage, näher oder entfernter von der Küste, höher oder niedriger, modificirt. Zu Rio selbst regnet es am meisten im Monate Februar. Die Regenzeit in Rio de Janeiro abzuwarten schien bei der Kürze des uns gesetzten Reisetermins nicht räthlich, und obgleich eine Reise während der nassen Monate mit doppelten Beschwerlichkeiten verknüpft seyn mußte, entschlossen wir uns dennoch zur baldigen Abreise ins Innere, indem wir berücksichtigten, daß eigentlich gerade mit der Regenzeit die Thier- und Pflanzenwelt von neuem erwache und in der reichsten Fülle hervortrete. Von der Capitanie von S. Paul aus gedachten wir durch das Innere von Minas Geraës bis an den Rio de S. Francisco und nach Goyaz zu reisen, endlich von hier entweder auf dem Flusse Tocantins nach Pará hinabzufahren oder aus dem Innern nach Bahia und an die Küste zurückzukehren, dort unsere Sammlungen nach Europa einzuschiffen und dann nochmals in das Innere der Capitanien von Piauhy und Maranhão einzudringen, um so endlich nach Pará, dem Ziele unserer Wünsche, zu gelangen. Auf dieser Reise durch einen Theil der gemäßigten sowohl als durch die gesammte heiße südliche Zone hofften wir letztere und ihre mannichfaltigsten Producte übersehen und interessante Vergleiche über die Natur verschiedener Breiten anstellen zu können. Muthig und schnell ward dieser Plan entworfen. Unsere des Landes kun-

digen Freunde zweifelten zwar an der Ausführung eines Unternehmens, das sie mit dem Fluge des Icarus verglichen; sie vermochten jedoch nicht unser eigenes Vertrauen zu mindern, von welchem inneren Gefühle geleitet wir uns mit Zuversicht der angenehmen Hoffnung eines glücklichen Erfolgs hingaben. Der Aufenthalt in der Mandiocca und die Wanderungen in der Umgegend hatten uns mit den meisten Bedürfnissen einer solchen Landreise bekannt gemacht. Wir dachten daher vorerst an die Anschaffung einer Truppe von Maulthieren, der wichtigsten Lebensmittel und Geräthe, welche man auf Reisen hier zu Lande mit sich führen muß, wobei wir auch die Rathschläge mehrerer Mineiros benützten, die mit ihren Karavanen gerade jetzt in Rio angekommen waren. Als das erste Bedürfniß nannte man uns einen Arieiro, welchem wir die Sorge für die Thiere und die Bagage übertragen sollten. Wir bemerkten aber bald, daß es schwer sey einen brauchbaren Mann dieser Art aufzufinden, noch schwerer ihn an unser Interesse zu ketten. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, uns ein entsprechendes Individuum zu verschaffen, waren wir, da sich die zur Abreise bestimmte Zeit näherte, genöthigt die Truppe einem Mulatten anzuvertrauen, welcher sich obgleich ohne sichere Bürgschaft des Geschäftes kundig erklärte, und wir gesellten ihm unseren Negersclaven nebst einem anderen freien Neger als Gehülfen bei. Wie sehr diese nothgedrungene Einrichtung die Reise in einem fremden Lande erschweren und uns oft in die unangenehmsten Lagen versetzen werde, konnten wir freilich damals nicht ahnen, sonst hätten wir den Besitz eines unterrichteten und gutgesinnten Führers gerne mit einiger Wochen Verzögerung erkauft. Dieser Mangel eines zuverlässigen, der Wege kundigen Anführers ward uns noch fühlbarer, als auch unser deutscher Diener am Abend vor der Abreise erklärte, daß er uns auf einer so weiten und gefährlichen Expedition bis zu den wilden Menschen schlechterdings nicht folgen, sondern lieber hier unter Christen zurückbleiben wolle.

Während unserer Vorbereitungen zur Abreise traf am 5. November Ihre K. K. Hoheit die Frau Erzherzogin in Rio de Janeiro glücklich ein. Welch frohes Gefühl beseelte uns, als wir die erhabene Prinzessin ihren glorreichen Einzug in die junge Königsstadt halten sahen und Zeugen des Jubels waren, womit ein glückliches Volk die erste deutsche Fürstin auf einem Throne des neuen Continentes begrüßte! Auch unsere längst erwarteten

Collegen, die österreichischen Naturforscher, waren nun hier angelangt, und wir hofften jetzt gemeinschaftlich mit ihnen unsere Reise anzutreten. Dieser Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung, indem die k. k. österreichische Gesandtschaft erklärte, daß sich unsere gelehrten Landsleute noch längere Zeit in der Capitanie von Rio de Janeiro aufhalten sollten. Wir mußten daher unsern Plan in die Provinzen von S. Paulo, Minas Geraës, Goyaz und Bahia zu reisen Beide allein verfolgen, und erhielten auch alsbald auf Antrag der k. k. österreichischen Gesandtschaft von der k. brasilianisch-portugiesischen Regierung die dazu nöthigen Pässe und Empfehlungsbriefe. Alle Vorbereitungen zu dieser Unternehmung waren bis zu den ersten Tagen des Decembers geendigt, und der Zeitpunct jetzt gekommen die Hauptstadt zu verlassen. Mit gerührtem Herzen nahmen wir Abschied von Freunden und Landsleuten, denen uns innige Zuneigung, Dankbarkeit und gleichartige Bestrebung verband, und traten die Reise ins Innere des Landes und zwar nach S. Paulo an.

Reise von Rio de Janeiro nach der Stadt S. Paulo.

Wir verließen Rio de Janeiro am 8. December 1817. Mehrere unserer Landsleute und Freunde gaben uns das Geleite bis auf eine halbe Meile von der Stadt. Der Anfang dieser Expedition war nicht geeignet, uns mit frohen Hoffnungen zu erfüllen. Kaum hatten wir von dem Nebenwege in die breite Hauptstraße von S. Cruz eingelenkt, als unsere Lastthiere sich theils niederwarfen, theils zwischen den Häusern und Gärten zerstreuten, auch mehrere sich der Kisten, die sie trugen, entledigten, und das Weite zu gewinnen suchten. Die Verwirrung nahm zu, als Hr. Dürming, k. preußischer Consul zu Antwerpen, welcher sich damals in Rio de Janeiro aufhielt und uns jetzt begleitete, von seinem scheu gewordenen Thiere abgeworfen wurde, und am Arme stark beschädigt nach der Stadt zurückgebracht werden mußte. Dieses Schauspiel zügelloser Wildheit giebt im Anfange jede Karavane, bis die Thiere sich an die Last und an einen zusammenhängenden Zug gewöhnt haben. Nur unser Landsmann Herr v. Eschwege, der hier zu Lande schon viele

Reisen gemacht hatte, blieb hiebei gleichgültig, wir Neulinge aber wurden mit Angst und Besorgnissen erfüllt. Letztere stiegen noch mehr, als wir bemerkten, daß eines der Maulthiere, welches überdies eine kostbare Ladung hatte, gar nicht mehr zum Vorschein kam. Es war mit seinem Gepäcke in die Stadt zurückgelaufen, wo es wahrscheinlich bald einen andern Herrn gefunden hätte, wäre der Arieiro nicht so glücklich gewesen, es endlich am Hafen und zwar schon unter fremden Händen anzutreffen und zu uns wieder zurückzuführen. Ermattet von dem unruhigen Suchen und Hin- und Herreiten mußten wir daher, obgleich kaum eine Stunde von der Stadt entfernt, unweit des königlichen Landshauses S. Cristovâo anhalten, um die zerstreuten Thiere und Treiber wieder zu sammeln. Nachdem wir hier unter ängstlichem Harren den größten Theil des Tages zugebracht hatten, brachen wir endlich mit der neugeordneten Truppe auf, passirten die nach Santa-Gallo und Minas führende Seitenstraße und erreichten mit Sonnenuntergang Campinho, eine drei Legoas von Rio gelegene Fazenda nebst einer Venda, welche die Hauptbedürfnisse für die vorüberziehenden Karavanen feil hat. Solche Buden finden sich auf dem größten Theil des Weges von Rio de Janeiro nach S. Paul und nach den wichtigsten Orten in Minas Geraës, und sind, da die Pflanzungen in feuchten Gründen oder in den Urwäldern von der Straße entfernt liegen, sehr häufig die einzigen Plätze, welche den Reisenden noch an Europa und an europäische Einrichtungen erinnern. Die Straße zieht sich in der Richtung von S. S. W. hieher durch niedriges Land, in welches hie und da die See bei Hochwasser tief eintritt. Unser Nachtlager nahmen wir auf den Ochsenhäuten, welche bei Tage über die Ladung der Maulthiere gespannt waren, nun aber in dem von einer Oellampe kärglich erleuchteten Vorhofe ausgebreitet wurden. Die Thiere entließ man, nachdem sie mit Mais mittels ihnen angehängter Säcke gefüttert und aus der nächsten Pfütze getränkt waren, auf die Weide. Zu diesem Zwecke dienen hier wie auf der ganzen Straße nach S. Paul entweder offene freie oder eingezäunte Plätze. Damit sich die Thiere nicht verlaufen können und des andern Tages sogleich aufzufinden sind, zieht der Reisende gewöhnlich die Weide in eingeschlossenen Orten vor, welche gegen eine nur geringe Bezahlung eingeräumt werden. Wo die Weide nicht umzäunt ist, pflegt man sich der Lastthiere zu versichern, indem man ihnen Schlingen an die Vorderfüße legt. Unsere Leute schleppten indessen Holz und Wasser

herbei und bereiteten das frugale Mahl aus getrockneten Bohnen mit Speck und dürrem Ochsenfleisch. Die Nacht war sternenhell, das Firmament aber dunkelte finsterer als in der europäischen Zone. Der Thermometer zeigte 14,60° R. während des größten Theils der Nacht, eine Temperatur, die zugleich mit dem nicht weichlichen Lager auf kalten Steinen uns an spanische Herbergen erinnern konnte. Mit Tagesanbruch setzten wir die Reise über niedriges Land fort, erreichten jedoch das königliche Lustschloß S. Cruz, welches fünf und eine halbe Legoa von Campinho entfernt liegt, nicht, indem unser Arieiro darauf drang, die ersten Tagreisen abzukürzen, um die Lastthiere allmählig und ohne Schaden anzugewöhnen. Wir übernachteten daher in der Venda O Santissimo, deren alter Besitzer, ein Italiener von Geburt, uns erzählte, wie er mit einem französischen Schiffe, das zu einer Entdeckungsreise in die Südsee ausgesandt worden war, nach Rio gekommen, von dort desertirt sey und sich dann im Lande niedergelassen habe.

Am 10. December Morgens langten wir über lauter wasserreiche Wiesen in S. Cruz an, und wurden von unserem Landsmanne, Hrn. Oberstlieutenant Feldner, welcher sich eben hier befand, auf das freundschaftlichste empfangen. Dieses Oertchen von einigen hundert Einwohnern, welches erst neulich von dem König den Titel und die Vorrechte eines Fleckens (Villa) erhalten hatte, liegt auf einer sandigen flachen Anhöhe in einer sehr ausgedehnten, ringsum moorigen Ebene, und besteht, das königliche Schloß ausgenommen, aus lauter schlechten Lehmhütten. Das Hauptgebäude, früherhin Eigenthum des Jesuitencollegiums zu Rio de Janeiro und gegenwärtig Privatbesitzthum des Kronprinzen Don Pedro d'Alcantara, dem es von seinem Vater geschenkt wurde, enthält die nöthigen Wohnungen für den Landaufenthalt der königlichen Familie, und ist von einigen Wirthschaftsgebäuden umgeben. Ungeachtet eines ausgedehnten Wiesengrundes, eines außerordentlich großen Viehstandes von mehreren tausend Stücken, einer Anzahl von fast tausend Negersclaven, welche für die Bearbeitung der Fazenda bestimmt sind, und ungeachtet der Vorliebe des Hofes für diesen Landsitz befindet sich die reiche Besitzung fast noch ganz in demselben Zustande der Vernachlässigung, in welchem sie Mawe vor mehreren Jahren antraf und schilderte. Man hat es bis jetzt noch nicht dahin gebracht, hier eine Schweizerei nach europäischer Art zu er-

richten, und der König, welcher in seiner nächsten Nachbarschaft eine der schönsten Heerde von Kühen besitzt, muß sich mit irländischer gesalzener Butter begnügen, die eine Seereise von mehreren Monaten gemacht hat. Der Vortheil, den ein solches landwirthschaftliches Institut für die Cultur der ganzen Provinz haben könnte, wenn sie als Musterwirthschaft bestünde, ist nicht zu berechnen. Der größte Theil des hier gezogenen Rindviehes stammt von solchen her, das vor langer Zeit aus Portugal eingeführt worden war; man hat jedoch nicht Sorge getragen, dasselbe durch Stiere von Rio grande do Sul zu veredlen, welche in dem Zustande einer gänzlichen Freiheit so vorzüglich groß und stark werden. Dieses Vieh ist deshalb in der Regel kleiner und unansehnlicher als jenes, das wir in den Triften von S. Paulo halbwild weiden oder aus Rio grande in zahlreichen Heerden nach Norden treiben sahen. Die Farbe der Haare ist meistentheils dunkelbraun und die Hörner sind wenig gewunden und nicht groß. Daß übrigens die Kühe in heißen Klimaten weniger Milch geben als bei uns, ist gewiß, und man pflegt daher oft letztere den Kälbern, welche sehr lange saugen, zu überlassen. Selbst europäische Kühe verlieren hier allmählig ihre Milchhaltigkeit.

Um die Anlage von S. Cruz zu begünstigen, hatte der vorige Minister Conde de Linhares einem Theil der ins Land gerufenen chinesischen Colonisten hier Wohnungen angewiesen. Wenige derselben waren jetzt anwesend, indem die meisten in die Stadt gegangen waren, um als Tabuletkrämer kleine chinesische Fabricate, besonders Baumwollenzeuge und Feuerwerk zum Verkaufe umherzutragen; Krankheiten und Heimweh hatten Viele auch schon hinweggerafft, Unlust an der Umgebung Andere zerstreut. Diejenigen, welche noch hier wohnen, haben um ihre niedrigen, im Innern sehr reinlich gehaltenen Hütten kleine Pflanzungen angelegt, welche sie mit Caffee und ihren Lieblingsblumen, dem Basilik und dem Jasmin zieren. Es ist bekannt, daß die Chinesen in ihrem Vaterlande mit großer Sachkenntniß und Umsicht den Ackerbau treiben, und sogar in den Künsten der feineren Gärtnerei wohl unterrichtet sind. Wir erstaunten daher hier, wo bereits früher eine beträchtliche Anzahl Chinesen dem Ackerbau obzuliegen bestimmt war, noch so geringe Spuren von ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit zu finden. Der an dem Abhange eines Hügels angelegte botanische Garten oder die Pflanzschule stellt beinahe eine verwilderte Einöde dar, und der zunächst dem k.

Hause angebaute Hofgarten wuchert bei seiner tieferen und wasserreicheren Lage zwar mit mehr Ueppigkeit, ist aber eben so wenig gepflegt.

Unser Landsmann, der Oberstlieutenant Feldner befand sich schon seit mehreren Monaten in S. Cruz, um die Kohlenbrennereien, welche daselbst auf königliche Rechnung und besonders zum Gebrauche des Hofes in Rio de Janeiro errichtet worden waren, zu leiten. Obgleich auf einem königlichen Landgute und in königlichen Geschäften mußte er sich doch mit einer elenden Lehmhütte als Wohnung und mit einer spärlichen Kost begnügen. Beides theilten wir gerne mit unserem wackeren Freunde, indem die Gespräche über das Vaterland und manche angenehme Erinnerungen jede Entbehrung vergessen machten. Wir durchwanderten in seiner Gesellschaft die Umgebungen von S. Cruz, größtentheils sumpfige, von einzelnen niedrigen Waldparthien unterbrochene Wiesengründe, auf denen wir zum ersten Male den hochbeinigen americanischen Storch in großer Anzahl umherschreiten sahen. Ueber unserem Haupte schwebte mit eintönigem Geschreie der Wiedhopf und die an den Sümpfen sich aufhaltenden Spornflügler liefen haufenweise herum. Es war uns jedoch versagt auf sie Jagd zu machen, weil solche eine Legoa im Umkreise von S. Cruz verboten ist. In dieser Gegend wachsen auch viele Seifenbäume, deren Früchte häufig nach der Stadt gebracht werden. Die ärmere Volksclasse bedient sich derselben statt der Seife, da die feinere, größtentheils aus Nordamerica eingeführte unter die kostbareren ökonomischen Bedürfnissen gehört. In manchen Jahren liefert ein einziger dieser Bäume, gemeiniglich von der Größe unserer Nußbäume, viele Scheffel der durch die Menge des seifenartigen Schleimes ausgezeichneten Früchte. Es finden sich hier mehrere Arten noch höherer Bäume, welche das Material für die hiesigen Kohlenbrennereien geben.

Noch unerfahren mit dem Reisen hier zu Lande hatten wir in Rio viel überflüssiges Gepäck mitgenommen, und sahen uns jetzt in die Nothwendigkeit versetzt die Thiere an Last zu erleichtern. Nachdem daher alle unnöthige Bürde ausgewählt und zurückgelassen war, brachen wir am 11. December von S. Cruz auf und wurden eine Strecke von unserem Freunde begleitet. Die schön gebahnte Straße führt südwestlich fast in gerader Linie bis zu einer Brücke, wo eine Barrière (Registo Real) zur Controlle der innerhalb Rio de Janeiro und S. Paul Reisenden, vorzüglich aber zur Verhütung des Unterschleifes von Goldstaub

aus dem Innern nach der Küste errichtet wurde. Die Gegend ist offen, eben, durch häufige Bäche und Teiche bewässert und wird im S. und W. von der Serra do mar begrenzt.

Die Nacht vom 12. auf den 13. December brachten wir in Taguahy, einer großen Zuckerfabrik, zu, deren Umgebungen in einer unglaublichen Mannichfaltigkeit von Vegetation prangen. Eine kleine Kirche auf der Anhöhe beherrscht das Thal. Nicht weit von derselben ist ein großer See, welcher von den verschiedensten Wasservögeln belebt wird. Zum ersten Male bemerkten wir hier eine Art Specht, welche sich nur in den Campos ähnlichen Gefilden aufhält, und mit zänkischem und verrätherischem Geschreie dem Reisenden voraneilt. Am folgenden Morgen, als wir unsere Maulthiere beladen ließen, mußten wir eine neue traurige Erfahrung von der Schwierigkeit des Transportes in diesem Lande machen. Ein Lastthier, welchem man den blechernen Cylinder mit Barometerröhren aufgebunden hatte, ward plötzlich scheu, rannte in den nahen Wald und konnte nicht eher eingefangen werden, als nachdem es alle Bürde abgeworfen und die Instrumente vernichtet hatte. Dieser Verlust war uns um so schmerzlicher, da er während der ganzen Reise bis S. Paul nicht wieder ersetzt werden konnte, wohin wir jedoch glücklicher Weise einige Barometerröhren zu Wasser gesendet hatten. Die physikalischen Wissenschaften haben selbst in den Hauptstädten Brasiliens bis jetzt nur wenig Pflege gefunden, die Barometer und andere Instrumente, welche man noch hie und da vorfindet, werden daher von den Wenigen, die sich mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigen, als die kostbarsten Werkzeuge angesehen.

Am Fuße des Gebirges, welches wir nun zu übersteigen hatten, befand sich das Haus eines holländischen Pflanzers. Während man in den Wald schickte ihn zu holen, und unsere Karavane vorausging, hatten wir Gelegenheit einen Reichthum von Pflanzen und den schönsten Insecten, besonders Cetonien, einzusammeln. Hr. Dufles, so heißt dieser Pflanzer, betreibt mit großem Erfolge den Zucker- und Caffeebau, welcher durch die Feuchtigkeit des Thales und die sonnige Lage des Gebirges äußerst begünstigt wird. Glücklicher Weise verweilten wir hier nicht lange und erreichten bald unsere Lastthiere, die sich auf dem lettigen, zu tiefen Löchern ausgerissenen Boden in gänzlicher Unordnung befanden. Die meisten hatte ihre Last abgeworfen oder

waren in den Gruben stecken geblieben. Es mußten daher sogleich Faschinen gemacht werden, um diese auszufüllen und den Thieren festen Fuß zu verschaffen. Nach anstrengender Arbeit war endlich der Gipfel des Berges erreicht, wo uns eine weite Fernsicht auf die Ebenen von S. Cruz die Mühe vergessen ließ. Unter mancherlei Gefühlen nahmen wir hier den letzten Abschied von der Seeküste und schlugen den Weg ins Innere ein. Das Gebirge besteht aus Granit von ziemlich feinem Korn und röthlicher Farbe, der bisweilen in Gneiß übergeht, und mit dichtem Urwald bedeckt ist. Der steile Weg windet sich im Gebirge von S. nach W. und führt durch mehrere angenehm bewässerte, aber einsame und wegen Mangels an Cultur traurige Thäler zu einem ärmlichen Dorfe mitten im Gebirge, das den reizendsten Aufenthalt für einen Naturforscher gewähren könnte, weil seine Umgebungen eine Fülle der reichhaltigsten Vegetation und der mannichfaltigsten Thiere zur Schau tragen. Ehe wir zu unserem Nachtlager, der Fazenda S. Rosa, gelangten, passirten wir einen königlichen Meierhof, welcher von dem in S. Cruz abhängig ist und vorzüglich zum Fällen edler Holzarten mittelst königlicher Sclaven benützt wird. Die Fortsetzung des Weges wird wegen der Steilheit des Gebirges, der häufigen Hügel und lehmigen Abgründe, welche große Windungen nöthig machen, immer unbequemer und gefährlicher. Auf allen Seiten schließen sich die engen, mit dunkler Urwaldung besetzten Thäler, durch welche bisweilen ein kühler klarer Bach herabkommt. Die tiefste Einsamkeit herrscht hier, und außer einigen elenden Lehmhütten oder neuen Holzschlägen begegnet dem Wanderer kaum etwas, das ihn an menschliche Einwirkungen auf diese majestätisch wilde Natur erinnert. Als wir von der steilen Anhöhe herab aus dem ersten Dunkel des Urwaldes hervortraten, erblickten wir den kleinen Flecken Villa de S. João Marcos, und später eine einsame aber stattliche Fazenda im Thale. Die neuen Schläge der Wälder bedecken sich vorzüglich auf sonnigen lichten Anhöhen in kurzer Zeit mit einem unglaublich dichten Kleide von einer Art Saumfarn, welche wegen der Verbreitung ihrer zähen Wurzeln in dem Grunde, ähnlich unserem Adlerfarn, zu einem verderblichen Unkraute wird und nur mit Mühe auszurotten ist. Die Neigung dieser Pflanze, sich immer nur auf eben erst urbar gemachtem Lande niederzulassen, ist beachtungswerth für die Geschichte der Pflanzenverbreitung. In den Breiten, welche wir jetzt durchreisten, bemerkten wir noch mehrere andere Pflanzen

unmittelbar nach dem Abtriebe der Wälder entstehen. In Nordamerika werden die dichten Gehäge der Farnkräuter wegen ihres großen Gehaltes an Kali zu Pottasche verwendet; in Brasilien hat man aber noch nicht versucht, die Farnkräuter und jene ungeheueren Holzmassen, welche jährlich gefällt werden, darauf zu benützen, da man die nach dem Abbrennen der Waldung zurückgebliebene Asche zur Düngung des Bodens für nothwendig hält.

In Retiro, einer ärmlichen Fazenda seitwärts von S. Marcos, in einem ringsum von waldigen Bergen eingeschlossenen sumpfigen Thale brachten wir die erste Nacht unter freiem Himmel zu. Der Ambosschläger hatte seine zauberhaft klingenden Töne vollendet, das Heer der Cicaden schrillte mit dunkelnder Nacht in stetiger Monotonie fort, dazwischen erschallten die paukenartigen Töne eines großen Frosches, die Klage der Capueira und der düstere Ruf des Ziegenmelkers. Durch die stets wiederkehrenden Eindrücke angeregt, fühlten wir uns in der einsamen Wildniß in eine seltsam feierliche Stimmung versetzt, die sich noch steigerte, als das Firmament in aller Pracht der südlichen Sternbilder auf die dunkeln Wälder herabglänzte, und Millionen leuchtender Käfer irre Lichtkreise durch die Hecken zogen, bis endlich ein heftiger Platzregen ringsum Alles in dichte Finsterniß hüllte. Das Waldgebirge, welches wir bisher durchreist hatten, ist der höchste Theil jenes Astes der Serra do mar, der sich im Ganzen ungefähr dreitausend Fuß hoch von dem gegen Norden laufenden Hauptstocke nach der Meeresküste hinwendet. Die darauf folgenden, von uns überstiegenen Berge sind niedriger, und erheben sich in größeren Zwischenräumen. Der Weg ist bisweilen tief in dem aus rothem Lehm bestehenden Boden eingehauen, sehr enge und wenn sich, wie dieses hier häufig geschieht, mehrere Maulthiertruppen begegnen, gefährlich. Diese Art von Straßen ist übrigens in den üppigen Urwaldungen willkommen, weil durch Beschränkung aller Reisenden auf einen schmalen Pfad die sonst schnell eintretende Verwilderung desselben verhindert wird. Für gepflasterte Wege und Brücken ist natürlich in diesen Einöden nirgends gesorgt, obgleich der Boden in der Nähe der häufigen Bäche besonders zur Regenzeit beinahe grundlos wird. In diesen Wäldern fiel uns zum ersten Male der Ton eines graulich braunen Vogels, wahrscheinlich einer Drossel, auf, der sich in den Gebüschen und auf dem Boden feuchter Waldgründe aufhält und in häufigen Wiederholungen die Tonleiter von H¹ bis A²

so regelmäßig durchsingt, daß auch kein einziger Ton darin fehlt. Gewöhnlich singt er jeden Ton vier= bis fünfmal, und schreitet dann unmerklich zu dem folgenden Viertelstone fort. Man ist gewöhnt, den Sängern der americanischen Wälder allen harmonischen Ausdruck abzusprechen und ihnen nur die Pracht der Farben als Vorzug zuzugestehen. Wenn aber auch im Allgemeinen die zarten Bewohner der heißen Zone sich mehr durch Farbenpracht als durch Fülle und Kraft der Töne auszeichnen, und an klarem und melodischem Gesange unserer Nachtigall nachzustehen scheinen, so beweist doch außer anderen auch dieser kleine Vogel, daß ihnen die Fundamente der Melodie wenigstens eigen sind. Neben den Vögeln des Waldes nehmen hier auch häufige Schlangen, besonders die schöngefärbte Ahaetulla, die quer über den Weg sich schlängelnd oder von den vorüberziehenden Karavanen getödtet vorkommen, die Aufmerksamkeit des Zoologen in Anspruch. Auf Bäumen, vorzüglich an feuchten Orten wächst hier eine Flechte, die durch ihre prächtige Rosenfarbe ein wahrer Schmuck der Stämme wird. In dem Hauptthale zwischen den bis jetzt überstiegenen Gebirgsreihen und dem folgenden fließt der Pirahy (Fischfluß), dessen Wasser, des sandigen und sumpfigen Bettes ungeachtet, ziemlich klar ist. Da er weder Brücke noch Fähre hat, so mußten die Lastthiere abgeladen werden und durchschwimmen und die Bagage wurde von den Leuten auf den Schultern übergetragen. An der tiefsten Stelle war früher ein schmaler Balken für Fußgänger angebracht gewesen, unglücklicher Weise aber jetzt vom Wasser hinweggerissen worden, so daß Hr. Ender im Uebersetzen zu Pferde zu unserem Schrecken plötzlich in ein tiefes Loch gerieth, aus dem er nur mit Lebensgefahr wieder ans Ufer kam.

Bei der Fazenda dos Negros, vier Legoas von Retiro, wo wir übernachteten, begegnete uns der unangenehme Zufall, daß einer von unseren Leuten von einer Vogelspinne gebissen wurde. Obgleich diese Thiere allgemein als giftig verschrieen sind, so hatte doch die Wunde, nachdem sie auf glühenden Kohlen ausgebrannt wurde, keine weiteren Folgen. Die zahlreichen Sclaven der Fazenda feierten ein Fest, daß bei Tanz, Gesang und lärmender Musik von Sonnenuntergang bis tief in die Nacht andauerte. Das Getöse ihres Atabaque, einer Art Trommel, und des Canza, eines mit eisernen Querleisten versehenen dicken Rohres, auf dem sie durch Hin= und Herfahren mit einem Stocke einen

schnarrenden Ton hervorbringen, störte uns eben so sehr, als der heftige Platzregen, welcher durch den Sturmwind von allen Seiten unter unsern Hangard getrieben, uns oft plötzlich die Lagerstätte zu verändern nöthigte. Mit dieser Nacht begannen für uns die Unannehmlichkeiten einer Reise während der Regenzeit, welche sich von jetzt an in strengerer Continuität nicht bloß Nachts, sondern auch Nachmittags einzustellen schien. Für die Bewohner selbst erschien die nun eintretende nasse Jahreszeit willkommen, denn die abgetriebenen Waldplätze waren während der letzten trockenen Monate in Asche gelegt worden und wurden jetzt für die neuen Pflanzungen benützt. Uns dagegen mußte der die Nacht hindurch bald in reichlichen Strömen, bald in feinem Nebel herabkommende Regen und die ihn begleitende Kälte sehr lästig seyn. Unser Gepäck, unter den gesammelten Naturkörpern am meisten Insecten und Pflanzen, litt sehr durch diese plötzlich zunehmende Feuchtigkeit und überzog sich mit einem gelblichen Schimmel, dessen plötzliche Entstehung durch keine Sorgfalt abgewendet werden konnte. Wir hofften zwar nach Uebersteigung der zweiten Gebirgskette, die sich in der Richtung von N. W. nach S. O. gegen das Meer hin erstreckt, ein günstigeres Klima zu finden, sahen uns aber hierin getäuscht, denn das anhaltende Regenwetter verfolgte uns von jetzt an mehrere Wochen hindurch. Die Wege, meistens im schweren Thonboden gebahnt, wurden grundlos, und die Anschwellung der reissenden Waldbäche, durch welche die Bagage sehr oft auf dem Rücken der Treiber gebracht werden mußte, verzögerte die Reise ungemein.

Dieser zweite Gebirgszug, aus dessen nördlichsten Thälern zwei der Hauptquellen des Paraiba, der Paratininga und der kleinere Rio Turbo herabkommen, besteht wie der erstere ganz aus Granit. Man erblickt hie und da sehr ausgedehnte Pflanzungen von Mais, dem wichtigsten Erzeugnisse in diesen Bergen, das hier fünfzig- bis sechszigmal die Aussaat wiedergiebt. Mehrere europäische Ansiedler haben in den kälteren Regionen dieser Berge auch den Anbau des Leines mit sehr günstigem Erfolge versucht, doch möchte die Cultur dieser Pflanze bei der Häufigkeit der Baumwolle und dem geringeren Absatze der Leinenzeuge, welche bei dem Brasilianer jetzt weniger im Gebrauche sind, sobald noch nicht große Fortschritte machen. Südlich von Bananal laufen noch mehrere Gebirgszüge fast parallel mit einander und insgesammt dicht bewaldet von W. gegen den Ocean hin. Die

ersteren derselben von mehr abgerundeten Umrissen und gefälligem Charakter, zwischen denen sich einige lichte Thäler mit Teichen und üppigen Grasfluren öffnen, überstiegen wir in zwei Tagmärschen. In den Thälern haben sich an kleinen Bächen mehrere Colonisten niedergelassen, deren weitläufige Anpflanzungen von türkischem Weizen den ersten Character von Cultur über diese einsamen Gegenden verbreiten. Der dritte Gebirgsrücken, Morro formozo, erinnert durch eine kühnere Bildung, größere, freiere und eckige Massen an die Berge um Rio und macht die Grenze zwischen der Capitanie von Rio und S. Paulo. Für die Mühseligkeiten, welche uns die verdorbenen Wege und häufigen Regengüsse erdulden ließen, wurden wir durch den Reichthum der Natur entschädigt; besonders erschienen diese Gegenden als das Vaterland der schönsten Schmetterlinge, die zu Tausenden mit ihren glänzenden bunten Flügeln um die von der Sonne beschienenen Waldbäche gaukelten.

Am dritten Tage, nachdem wir Bananal verlassen, den Fluß und das Oertchen Barreiro passirt hatten, erreichten wir S. Anna das Arêas, einen ziemlich ausgedehnten Flecken, welcher erst seit Kurzem vom Könige zu einer Villa erhoben worden war. Die Regierung sucht überhaupt die Vereinigung mehrerer Colonisten durch Verleihung solcher Titel und der damit verbundenen Vorrechte zu begünstigen, indem sie dabei von dem doppelten Gesichtspuncte ausgeht, daß durch gegenseitige Nähe sowohl die Ansiedler an Civilisation und Bürgersinn, als der Staat an Leichtigkeit der Verwaltung, der Steuerperception und der Regulirung der Milizen und Ordonanzen (des Landsturmes) gewinnen. Die Villa das Arêas, seit höchstens fünf und dreißig Jahren mitten in diesem mit dichten Wäldern bedeckten Gebirge aus den Ansiedlungen einiger armen Colonisten entstanden, kann natürlich noch kein Bild glänzender Wohlhabenheit darstellen. Die niedrigen Häuser aus leichten Latten gezimmert, durch einfache Geflechte von Gerten verbunden und mit Thon beworfen, und die kleine, auf gleiche Weise construirte Kirche haben einen sehr ephemeren Charakter, so daß diese Wohnplätze nur gleichsam als Zufluchtsörter für Wanderer auf kurze Zeit erbaut erscheinen. Der Ausdruck des Heimischen und der auf lange Dauer berechneten Solidität europäischer Wohnungen wird hiebei gänzlich vermißt, freilich nicht ganz unangemessen einem Klima, in welchem die Einwohner, deren Niederlassung keine Stetigkeit hat, eines

dauerhaften Daches so wenig bedürfen. Aehnlich diesem Orte fanden wir den bei weitem größeren Theil aller Flecken im Innern Brasiliens, und die Seltenheit eines gut gebauten und heimischen Hauses erregte öfters die Sehnsucht nach den Reizen vaterländischer Bequemlichkeit und Reinlichkeit. In der Nähe von Areas befindet sich noch gegenwärtig eine unbedeutende Aldea von Indianern, Ueberresten jener zahlreichen Horden, die vor der Besitznahme der Serra do mar durch die Paulisten den ganzen ausgedehnten Wald dieses Gebirges bewohnten und jetzt entweder ausgestorben sind, oder vermischt mit Negern und Mulatten in einem Zustande von Halbcultur zerstreut zwischen den Colonisten wohnen. Sie unterscheiden sich noch durch die Indolenz und den fast unbezähmbaren Starrsinn ihrer Vorfahren, und stehen wenig im Verkehre mit den Colonisten, deren Pflanzungen und Viehstand bisweilen die räuberischen Eingriffe ihrer bösen Nachbarn zu empfinden haben. Die Einwohner bezeichnen diese Indianer gemeiniglich mit dem Namen der Capoculos und unterscheiden sie dadurch von den wilden und gänzlich uncivilisirten. Es ist wahrscheinlich, daß diese Reste, welche längs der Küste wohnen, mehreren Volksstämmen angehören, deren Namen zum Theil verloren gegangen sind, indem die Portugiesen sie nicht von einander unterschieden, sondern mit dem gemeinschaftlichen Namen der Coroados oder Geschornen bezeichneten, weil sie das Haar auf der Mitte des Scheitels abzuschneiden und nur einen Kranz von Haaren ringsum die Schläfe zu tragen pflegen. Gegenwärtig ist der Hauptsitz der Coroados an den Ufern des Rio da Pomba, eines Seitenastes des Paraiba, und da die Indier ihre Wanderungen immer längs den Flüssen zu machen pflegen, scheint es, daß sie sich ursprünglich aus dem Innern nach dem Meere hin ausgebreitet haben. Ueberreste derselben Nation sind es auch, welche in der Aldea de Valença, nicht weit von dem Wege von Rio nach Villa Rica zwischen den Flüssen Paraiba und Rio preto beisammen wohnen. Dieser Ort war noch vor wenigen Jahren der einzige in der Capitanie von Rio de Janeiro, an welchem sich eine ansehnliche Zahl sowohl getaufter als heidnischer Indianer aufhielt. Die Lage des Etablissements begünstigte die Neigung dieser Naturmenschen, von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit der großen Urwälder am Paraiba und weiter nördlich gegen Minas Geraës hin zurückzukehren, von wo aus sie sich aber immer wieder bei dem Geistlichen der Mission einstellten. Die Einführung einer Schweizercolonie nach Rio

de Janeiro, die bald, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, erfolgte, und der Befehl der Regierung, daß jene Indianer die Waldschläge für diese neuen Ankömmlinge machen sollten, wird als Ursache angegeben, warum sich neuerlich ein großer Theil der ersteren für immer von der Aldea entfernt habe.

Der Capitão môr in Arêas, erfreut über die Erscheinung mehrerer Fremden von der Nation seiner Kronprinzessin und aus so weiter Entfernung, bot uns bei unserer Durchreise auf eine sehr freundliche Weise seine Dienste zur Weiterschaffung der Effecten an, indem sein geübtes Auge bald den schlechten Zustand unserer Maulthiere erkannte, welche durch die Vernachlässigung des ungeschickten Arieiro fast schon unbrauchbar geworden waren. Da uns aber letzterer versicherte, daß wir fremder Hülfe gar nicht bedürften und sich die Lastthiere, wenn auch etwas vom Sattel gedrückt, doch in vollkommen guten Zustande befänden, so setzten wir unsern Weg sogleich fort. Die Landstraße führt immer südwärts durch mehrere dicht bewachsene enge Thäler, die von einigen nach Süden dem Paraiba zufließenden Bächen durchschnitten werden. Von dem höchsten Puncte des Berges erblickten wir hinter uns drei in ungeheueren Stufen parallel nach einander aufgethürmte Gebirgszüge, vor uns aber die einzige niedrigere Serra do Paraiba. Mit Sonnenuntergange von dem hohen Gebirge herabgestiegen erreichten wir in dem tiefen Thalgrunde von Tacasava an einem starken Bache, der in den Paraiba fällt, einige ärmliche Hütten. Viele Karavanen hatten sich hier schon gelagert, welche Hühner nach Rio zum Verkaufe führten. Das Mißverhältniß zwischen dem Bedürfnisse der großen Stadt und der geringen Productivität einer größentheils noch unangebauten Umgegend macht die Zufuhr aus sehr entfernten Bezirken nothwendig. Die betriebsamen Paulisten bringen deshalb aus einer Entfernung von mehr als hundert Legoas ihre lebendigen Vorräthe auf den Markt von Rio, wo sie dieselben vortheilhaft absetzen. Wir mußten dieses Mal die Nachbarschaft der gefiederten Wanderer mit einer unruhigen Nacht erkaufen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten wir, daß das Geschrei der aus Europa abstammenden Hühner, ein einfacher schnarrender oder pfeifender Ton, der allmählig an Stärke und Höhe nachläßt, rauher und unangenehmer ist als das der unsrigen. Diese Hühner werden in großen Körben aus Timbó, den geschmeidigen Stengeln und Ranken mehrerer Arten von Paullinien, eingesperrt, und die

Tröge für dieselben aus den dicken Rohren der baumartigen Gräser (Bambusa) verfertigt.

Als wir am folgenden Morgen von Tacasava aufbrechen wollten, fanden wir, daß der Capitão mór von Arêas nur zu gut den schlechten Zustand unseres Truppes erkannt hatte. Die Lastthiere waren durch die Tragsättel, welche der ungeschickte Arieiro ihnen nicht anzupassen wußte, so bedeutend verletzt worden, daß sie zu allem weiteren Dienste jetzt unfähig uns Halt zu machen nöthigten. Die Geschwulst, welche die Thiere durch Unebenheiten des Sattels oder Ungleichheit der Last erhalten, ist oft so bösartig, daß sie gangränös wird, und den Tod nach sich zieht; es war daher die größte Sorgfalt anzuwenden, um uns nicht dem Verluste des ganzen Truppes auszusetzen. Der Anführer schob zwar das ganze Uebel auf die dichten Nebel während der Nacht, auf den starken Morgenthau und besonders auf das die Wunde des Thieres verschlimmernde Mondlicht, denn diese sind die Hauptelemente in der Krankheitstheorie des gemeinen Volkes; allein wir wollten doch nicht die Heilung, wie er vorschlug, den Sonnenstrahlen überlassen, und so ging der Tag unter den unangenehmen veterinärischen Beschäftigungen von Brennen, Scarificiren, Waschen der Wunden mit einem Absude von Taback oder mit Urin und mit Aderlassen vorüber, wobei uns die hier gleichfalls Rast haltenden Arieiros durch Rath und That gutmüthig beistanden. Am Abend sahen wir ein stattliches Convoy vorüber ziehen. Es war der Trupp des Bischofs von Neu-Cordova, welcher durch die politischen Umwälzungen in den spanischen Besitzungen vertrieben, unter portugiesischer Escorte von Monte-Video nach Rio de Janeiro reiste, um von da nach Europa zurückzukehren. Er befand sich schon seit fast vier Monaten auf dem Wege, um eine Landsstrecke von eilf Graden zu durchreisen. Zur See hätte er in weniger Zeit sein europäisches Vaterland erreichen können. Erst am Abende des folgenden Tages erhielten wir die neuen Lastthiere, welche uns der gefällige Capitão mór von Arêas sendete. Wir entschlossen uns nun, um das Versäumte nachzuholen, die Reise sogleich im Mondscheine fortzusetzen, was wir aber bald zu bereuen Ursache hatten. Noch waren wir in dem Dörfchen, als eines der neuen Thiere die Last mitten im Bache abwarf und davon rannte, was einen neuen und noch unangenehmeren Verzug gab. Mit vieler Mühe brachte man die zerstreuten Stücke der darauf gepackten

botanischen Sammlungen wieder zusammen. Es fehlte am Ende nur eine Flasche mit Blüthen in Weingeist, aber auch diese ward von dem Eigenthümer der Venda später gefunden, unserem Begleiter Herrn Ender auf seiner Rückreise von S. Paul nach Rio übergeben und gelangte durch ihn glücklich nach München. Wir erwähnen dieses kleinen Umstandes mit Vergnügen, weil auch er ein Beweis jenes günstigen Geschickes ist, welches über alle unsere naturhistorischen Sammlungen waltete, die, obgleich so unzähligen Zufälligkeiten und Gefahren unterworfen, doch alle ohne Ausnahme den Ort ihrer endlichen Bestimmung erreicht haben, ein Glück, dessen sich Reisende selten erfreuen können. Das Reisen bei Nacht hat in den Tropenländern, besonders durch die angenehme Kühle, die den Wanderer nach der austrocknenden Hitze des Tages erquickt, einen großen Reiz. Auch die Landschaft erscheint unter neuen oft frappanten Bildern, welche durch das Unbestimmte ihrer Umrisse die Phantasie der Europäer auf eine eigenthümliche Weise aufregen. Nur ist das Nachtreisen den Lastthieren nicht zuträglich, weil sie am liebsten von Mitternacht bis zum Morgen auszuruhen pflegen. Wir waren in den letzten Tagen aus den engen Waldthälern immer tiefer herabgekommen, und erblickten jetzt bisweilen im Mondlichte rechts vor und neben uns die Höhen eines Theiles der Serra Mantiqueira, welche von Minas aus hinter der Serra do mar nach Süden zieht. Ihre bläulichen Umrisse bildeten einen magischen Hintergrund mit der Landschaft, in welcher Gehölz und freie Plätze abwechselten. Die hohen Bäume des Waldes, durch welchen wir zogen, standen in schwarzen Schatten, und mancherlei wunderliche noch nie gehörte nächtliche Stimmen ertönten; alles vereinigte sich, uns in eine eben so seltene als sonderbare Stimmung zu versetzen. Die Führung des Truppes bei Nacht verlangte eine doppelte Aufmerksamkeit der Treiber, damit sich keines der Lastthiere zwischen den Gebüschen verstecke und zurückbleibe. Unsere Begleiter, muntere Paulisten, ließen es daher nicht an gegenseitiger Aufmunterung durch Zurufen und Gesang fehlen. Sie scherzen über die Möglichkeit einer im Wege liegenden giftigen Schlange, bis der Aelteste unter ihnen mit wichtiger Miene versicherte, dies sei unmöglich, weil er durch ein tägliches Gebet an St. Thomas alles böse Gewürm fern halte. Allerdings ist die Begegnung giftiger Schlangen, die während der Nacht auf Raub ausgehen und die helleren Wege dem Gebüsche vorziehen, eine bedeutende Gefahr für die bei Nacht Reisenden,

besonders in diesen Gegenden, wo die kleine Schiraraca sehr häufig ist. Wenige Tage vorher hatten wir während der Mittagshitze an einem hohlen Baume ruhend, auf einer von diesen bösartigen Schlangen gelegen; zum Glücke wurde sie noch zur rechten Zeit gefangen und in Weingeist hinterlegt. Bei Mellada, einigen armen Hütten, verlangten wir vergebens ein Nachtquartier, denn der gemeine Mann in Brasilien wacht nur bei Gelegenheit seiner Feste (Funçoẽs) bis in die tiefe Nacht. In Silveira, zwei Legoas von Tacasava, einem ähnlichen Ruhepuncte für Karavanen, fanden wir endlich einen eingepferchten Weideplatz für die Lastthiere, und einen geräumigen Rancho, in dem wir unsere Matten aufhingen.

Zwar befanden wir uns hier immer noch im Gebirge, doch treten die runderen Gipfel mehr aus einander und machen, da sie statt der düsteren Urwaldungen schon freundliche Pflanzungen von Mais, Mandiocca und Zuckerrohr in größeren Flächen tragen, einen angenehmen Eindruck auf den Reisenden, der sich durch die stille Einförmigkeit des Waldes wider seinen Willen beengt und niedergedrückt fühlt. Wir athmeten daher viel freier, als wir am Tage darauf, immer in der Richtung nach S. S. W. fortgehend, uns endlich auf der letzten Höhe dieses zur Serra do mar gehörenden Gebirgszuges befanden, und ein freundliches tiefes Thal sich vor uns ausbreitete. In einer Entfernung von etwa zwei Meilen wird letzteres gegen Westen von einem Theile der Serra de Mantiqueira gebildet, welche hier im Allgemeinen in der Richtung von S. W. nach N. O. läuft. Sie erscheint von da als ein langer ununterbrochener Gebirgszug ohne steile Abhänge und Schluchten, aber von angenehmen malerischen Umrissen, mit vielen sanft ansteigenden Höhen, zum Theil dicht bewaldet, zum Theil mit Wiesenfluren bedeckt. Das Thal selbst, in welches wir endlich eintraten, nachdem wir die Hütten von Pajol und den Iripariba, einen in den Paraiba fallenden Fluß, passirt hatten, erstreckt sich zwischen den letzten Abhängen der Serra do mar und den erwähnten der Mantiqueira nach Süden. Der Paraiba strömt in ihm, nachdem er aus den engen Thälern des ersteren Gebirgszuges hervorgetreten ist, gegen Norden, und nimmt bei Jacarehy eine seiner früheren gerade entgegengesetzte Richtung; seine Ufer sind theils mit niedriger Waldung theils mit frischen Wiesenfluren bedeckt.

Gegen Mittag zogen wir an einer Seitenstraße vorüber, welche nach Minas führt und daher Mineiro heißt, und erreichten endlich den Flecken Lorena, einen unbedeutenden, ungeachtet seiner fruchtbaren Umgebung und des Verkehrs zwischen den Provinzen von S. Paul und Minas Geraës ärmlichen, aus etwa vierzig Häusern bestehenden Ort. Der Weg von S. Paul nach Minas führt hier an zwei Puncten, Porto da Caxoeira und Porto do Meyra genannt, über den Paraiba, welcher eine halbe Viertelstunde westlich von der Villa fließt. Der größte Handel aus S. Paul nach Minas wird mit Maulthieren, Pferden, Salz, Carne seca, Eisenwaaren und allen übrigen Fabricaten, die von der Küste nach dem Innern zu gehen pflegen, getrieben. Bei unserem Weiterziehen in dem üppigen Thale südlich von Lorena, das die untergehende Sonne magisch beleuchtete, bemerkten wir auffallende Veränderungen in der Vegetation. Der wilde Charakter der Urwaldungen verschwand, und die freie, offene, milde Natur der Fluren (Campos) trat allmählig mehr und mehr hervor, je weiter wir vorrückten. Statt der dichten und hohen Gebirgswälder hatten wir nun abwechselnd Ebenen und sanft ansteigende Hügel vor uns, welche mit einzelnen Gebüschen und ausgedehnten Grasflächen bedeckt sind. Die sonderbar gebildeten braunen Blumen der Jarinha und einer weißen Trichterwinde, zwei gigantische Blumenformen, rankten hier über die Hecken hin, welche aus mancherlei Prachtpflanzen der Melastomen-, Myrten- und Euphorbienfamilien bestehen. Die Ebene gehört, obgleich zum Theile sehr sumpfig, doch unter die fruchtbarsten Gegenden von S. Paul. Vorzüglich gedeiht in ihr der Taback ganz vortrefflich, und seine Cultur ist eine der Hauptbeschäftigungen der Bewohner von Lorena und dem zwei Legoas entfernten Flecken Guaratinguetá, wo wir übernachteten. Die Behandlungsweise der Blätter, welche mehrere Male im Jahre gebrochen werden, ist ganz einfach. Nachdem sie an der Luft getrocknet sind, werden sie in Packe zusammengelegt, oder in große Rollen gedreht, welche einen der wichtigsten Tauschartikel der Guineafahrer beim Sclavenhandel ausmachen.

Guaratinquetá liegt in einer ausgedehnten Grasflur, unweit des Flusses Paraiba, auf einem angenehmen Hügel, ringsum von Bananen- und Pomeranzenbäumen umgeben. Der indische Name des Fleckens giebt ein günstiges Zeugniß von der Beobachtungsgabe der Ureinwohner; das lange Wort bedeutet

nämlich den Ort, wo die Sonne umkehrt. In der That läuft der Wendekreis des Steinbocks kaum einen Grad südlich von der Villa, die durch ihr einfaches und freundliches Aeußere und einige Spuren feinerer Lebensweise Wohlgefallen erregt. Seit unserer Abreise von Rio bemerkten wir hier die ersten Glasfenster, die in Brasilien immer Wohlhabenheit, im Innern des Landes sogar Luxus anzeigen. Um so auffallender ist dagegen dem Reisenden der Mangel aller Regelmäßigkeit und Ordnung in dem Gewerbewesen. Man findet hier wie fast überall im Innern, die bevölkerten Orte ausgenommen, sehr wenige Gewerbe durch Gilden oder Handwerkszünfte ausgeübt. Auf der andern Seite kann man auch nicht sagen, daß Freiheit der Gewerbe herrsche, denn die Gewerbe selbst fehlen noch, wenigstens größtentheils. Nur reiche Gutsbesitzer vermögen die Handwerker hinreichend zu beschäftigen, und der Arme befriedigt alle Bedürfnisse dieser Art durch seine eigene Geschicklichkeit. Erstere vereinigen unter ihren Sclaven meistentheils alle jene Handwerker, welche einem Hauswesen nothwendig sind. Es durfte uns daher nicht befremden, selbst in einem Orte von einigen tausend Einwohnern, mit dem spärlichen Mahle eines Armadills, welches wir unterwegs geschossen hatten, vorlieb nehmen zu müssen. Das Fleisch dieses Thieres schmeckt zwar angenehm, fast wie Hühnerfleisch, ist aber sehr fett.

Von der Villa führt der Weg südwestlich immer durch das Thal des Paraiba fort. Man hat eine anmuthige mit Bohnen, Mais, Mandioccawurzeln und Taback bepflanzte, gut cultivirte Hügelreihe zur Linken. Rechts breitet sich das weite Thal bis an die Berge der Serra de Mantiqueira aus und gewährt, fast ohne Spuren von Cultur, mit dichtem niedrigen Gesträuche von Myrten, Gujaven u. s. w. bedeckt, einen öden traurigen Anblick. Nur die Hoffnung, daß einst Tausende glücklicher Menschen diese so reich begabten Gegenden bewohnen werden, vermag den Reisenden zu erheitern. Nach einer Meile gelangten wir zu dem Wallfahrtsorte Nossa Senhora Apparecida, einer Capelle auf der Anhöhe, von wenigen Häusern umgeben. Dem Capitão mór von Guaratinguetá, der hier wohnt, brachten wir Briefe aus Rio mit. Er nahm uns mit sichtbarer Freude auf, und bewirthete uns mit Allem, was sein Haus vermochte. Die Herzlichkeit im Empfang eines Unbekannten, die geschäftige Eile, mit welcher alles im Hause zur Bedienung herbeiströmt, bringen eine

angenehme Empfindung im Gemüthe des europäischen Wanderers hervor. Gewohnt in der Fremde alles zu kaufen, was nicht umsonst angeboten wird, glaubt man sich hier in die patriarchalischen Verhältnisse der orientalischen Vorzeit versetzt, wo der Name des Gastfreundes gleichsam einen Rechtsanspruch auf jenen theilnehmenden Empfang ertheilte und die veranlaßte Störung der häuslichen Ruhe mehr als entschuldigte. Vor Allem zeigte man uns hier die Capelle. Sie datirt sich auf siebenzig Jahre, eine in diesem Lande schon lange Zeitperiode, zurück, ist nur zum Theile von Stein gebaut, und mit Vergoldung, schlechten Fresco- und einigen Oelgemälden verziert. Das wunderthätige Marienbild zieht viele Wallfahrten aus der ganzen Provinz und aus Minas hieher. Solcher Wallfahrer begegneten uns mehrere, als wir am Christabende weiter wanderten. Man reist hier, und zwar Frauen sowohl als Männer, immer zu Pferde oder auf Maulthieren; oft führt auch der Mann die Frau hinter sich auf demselben Sattel. Die Tracht dieser Pflanzer ist ganz den Ortsverhältnissen angemessen: ein grauer Filzhut mit sehr breiter Krämpe, welcher zugleich als Sonnen- und Regendach dient, ein blauer, langer, sehr weiter Mantel (Poncho), in dessen Mitte oben eine Oeffnung für den Kopf angebracht ist, Jacke und Beinkleider von dunklem Baumwollenzeuge, hohe ungeschwärzte Stiefel, unter dem Knie mit einem ledernen Band und einer Schnalle befestigt, ein langes Messer mit silbernem Griffe, das als Schutz- und Trutzwaffe am Knie im Stiefel, oder im Gürtel steckt, und sowohl bei Tische als bei vielen anderen Gelegenheiten dienen muß, charakterisiren den reisenden Paulisten. Die Weiber tragen lange weite Ueberröcke von Tuch, und runde Hüte. Alle, welche an uns auf Maulthieren vorüberzogen, bewährten sich als treffliche Reiter, besonders bei der Eile, mit welcher sie den von allen Seiten drohenden Gewittern zu entgehen suchten. Unser langsamer Zug dagegen mußte drei gewaltige Regengüsse über sich ergehen lassen und kam, als es eben dunkelte, zu einem elenden Hangard mit einer Venda, As Taibas, wo wir kaum Platz fanden, um die durchnäßte Bagage unterzubringen. Der Regen strömte die ganze Nacht mit Ungestüm herab, und die Frösche der benachbarten Sümpfe, in ihr Element versetzt, vereinigten sich zu einem düsteren Unisono. Obgleich die Umgebung nichts weniger als anmuthig war, so brachte sie doch durch ihre behagliche Sicherung vor der Wuth der Elemente bald eine fröhliche und lebenslustige Stimmung in uns hervor. Unter

angenehmen Erinnerungen hielten wir die Leiden in Brasilien an diesem Christabend mit den Genüssen zusammen, welche er in dem gebildeten Europa zu bringen pflegt, und unsere gute Laune wußte ihnen selbst eine angenehme Seite abzugewinnen.

Am Christtage setzten wir die Reise in der Richtung von S. S. W. nach Pendamhongaba, fünf Legoas von Guaratinguetá, fort. Die drei Bäche, Parapitinga, Agoa preta und Ribeirâo da Villa waren so sehr angeschwollen, daß wir sie nur mit Gefahr für unsere Sammlungen passiren konnten. Der Regen stürzte ohne Unterlaß in Strömen herab, und das ganze Thal war fast immer mit dichtem Nebel angefüllt. Wir hatten daher weder Lust noch Gelegenheit, die waldige und wasserreiche Gegend genau zu betrachten. Das Reisen in Tropenländern während der Regenzeit hat neben vielen andern Ungemächlichkeiten und Gefahren auch noch die doppelte Unannehmlichkeit, daß sowohl die Beobachtung der Umgebungen dem Reisenden sehr erschwert ist, als auch seine Bücher, Instrumente und die gemachten Sammlungen kaum selbst durch die angestrengteste Sorgfalt und Aufmerksamkeit vor Verderbniß gesichert werden können. Pendamhongaba besteht aus einigen, auf einem Hügel zerstreut liegenden Reihen niedriger Hütten, und zeigt wenig Wohlstand. Der Capitâo mór des Orts empfieng uns von Nässe triefende Gäste sehr artig und lud uns später die Kirche zu sehen ein, die erst zur Hälfte vollendet und mit hölzernen Zierrathen ohne Geschmack beladen ist. Wir fanden sie festlich beleuchtet und mit einer Krippe, worin das Christuskind lag, geschmückt. Diesen sinnbildlichen religiösen Gebrauch auch hier zu finden, hatte für uns etwas Rührendes, indem wir gerne bei dem Gedanken verweilten, daß auch in diesen menschenleeren wildschönen Gegenden sich die Lehre des Heils niedergelassen habe und der christliche Sinn immer reiner sich entwickeln werde. Seit wir aus dem Gebirge nach dem Thale des Paraiba herabgestiegen waren, hatte sich die Physiognomie der Landschaft immer mehr und mehr umgestaltet und der verschiedenartige Charakter trat um so selbstständiger und reiner hervor, je mehr wir uns von den dunklen Urwäldern der Serra do mar entfernten. Der Weg führte uns von nun an in dem weiten Flußthale des Paraiba über platte Hügel, welche anfänglich mit allerlei niedrigem Gesträuche und einzelnen Bäumen bewachsen waren, weiterhin aber immer offener, freier wurden und nur von Gräsern und Kräutern bekleidet,

oder mit langen Zügen von Ananas besetzt erschienen. Heerden von Maulthieren und Rindvieh weideten in diesen gefälligen Gegenden. Der Brasilianer unterscheidet die beiden physiognomischen Hauptformen des Pflanzenwuchses, Wald und Flur, mit dem Namen Matto und Campo. Der größte Theil des Thales vom Paraiba ist mit eigentlichen Graswiesen (Campos) bedeckt, welche sich von den Höhen herabziehen, und selten durch niedrige Wälder unterbrochen werden. Wenn gleich diese Wiesen dem Auge nicht jenes frische liebliche Grün unserer nordischen Grasfluren darbieten, so setzen sie doch durch die bunte Menge und die Neuheit ihrer Pflanzenformen den Betrachter in Bewunderung. Auf dem meisten rothen, mit vielen Quarztrümmern vermengten harten Lehmboden stehen einzelne starke Büsche graulich grüner, behaarter Gräser bald näher bald entfernter von einander; zwischen ihnen erhebt sich ein Heer der niedlichsten krautartigen Rubiaceen, Malpighien, Apocyneen und Compositae von größter Verschiedenheit in Färbung und eleganter Blumenbildung. Wo zwischen diesen niedrigen Kindern der Flora ein kräftigeres Wachsthum gedeihet, da treten einzeln stehend, selten über fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe, dickrindige Bäume mit weit abstehenden, vielfach gekrümmten Aesten und trocknen mattgrünen Blättern auf, einen lichten niedrigen Wald bildend, in welchem man leicht den Umriß eines jeden einzelnen unterscheidet. Letztere Waldform nennt man in Brasilien Tabuleiro und, wenn die Bäume so nahe beisammen wachsen, daß sie sich mit ihren Aesten berühren, Tabuleiro coperto. Außer den einzeln stehenden Bäumen treten blüthenreiche Myrten, rankende Banisterien, dickbuschige Erythroxylen, mehrere Arten der wohlschmeckenden Guabiroba hie und da in dichtverschlungene Wäldchen zusammen, aus denen sich nur selten ein grotesker Cactusstamm erhebt. Diese letztere, Amerika so sehr bezeichnende Form ist hier weniger häufig als in den glühenden Steppen von Pernambuco, Seqrá und Caracas. Fast Alles, was wir hier aus dem Gebiete der Flora sahen, war uns neu und unsere Aufmersamkeit blieb stets gespannt auf diese lieblichen Gestalten der Campos, welche im scharfen Gegensatze mit den massigen saftreichen Bildungen der Urwälder stehen, und vielmehr Aehnlichkeit mit den zarten Sprößlingen nordischer Alpenwiesen haben.

Taubaté, das wir am späten Abend erreichten, liegt auf einem flachen Hügel drei Meilen südöstlich von Pendamhongaba,

Man übersieht von der Höhe aus einen großen Theil der Flur, durch welche kleine Wäldchen und Gebüsche zerstreut sind. Das Franziskanerkloster links am Wege, mit einigen Reihen von majestätischen Palmen umgeben, macht einen sehr angenehmen Eindruck und läßt einen bedeutenden Ort erwarten. Allerdings ist Taubaté, das aus einer weit auslaufenden, dicht mit Hütten zu beiden Seiten besetzten Haupt- und einigen Nebengassen besteht, einer der wichtigsten Flecken der ganzen Provinz. Er wetteifert im Alter mit der Hauptstadt. In der Zeit, als der Hang nach Gold eine Menge Paulisten zu gefährlichen und abentheuerlichen Streifereien durch Minas und Goyaz antrieb, zeichneten sich die Bewohner von Taubaté aus. Es wurde deshalb auch hier eine königliche Goldschmelze angelegt. Die Taubaténos geriethen aber dadurch in eifrigen Wettstreit und in unversöhnliche Fehde mit den benachbarten Paulisten, so daß es, wo immer nur beide Partheien auf ihren Zügen sich begegnen mochten, zu blutigen Händeln kam. Diese Feindschaft soll selbst bis jetzt noch im Stillen fortdauern, obgleich die Taubatener den Betrieb von Goldwäscherei in der Fremde jetzt gänzlich aufgegeben haben und in ihrer goldarmen Heimath nur Feldbau und Viehzucht treiben. Die Weiber verfertigen aus einer großen Aristida und aus anderen in der Nähe wachsenden Grasarten Matten, die durch den Handel nach Rio verführt werden.

Wir hielten in Taubaté einen Rasttag, um unsere durchnäßte Equipage wieder trocknen zu lassen. Das Haus, welches ein Bürger des Fleckens mit uns theilte, war übrigens wenig geeignet, uns ein bequemes Obdach zu gewähren. Die Häuser überhaupt sind selten mehr als einen Stock hoch, die Wände fast durchgängig von dünnem Gebälk oder von Latten durch Flechtwerk verbunden, mit Lehm beworfen und mit weißem Thon, der sich hie und da an den Ufern der Flüsse findet, bemalt; das Dach ist mit Hohlziegeln oder Schindeln, selten mit Maisstroh nachläßig bedeckt, nnd die Wand nach aussen durch ein oder zwei hölzerne Gitterfenster geöffnet. Das Innere entspricht der ephemeren Anlage und dem dürftigen Materiale. Die äußere, gewöhnlich halb oder ganz vergitterte Thüre, führt sogleich in das größte Gemach des Hauses, das ohne Fußdielen und oft ohne geweißte Wände einer Tenne ähnlich ist. Diese Abtheilung dient als Wohn- und Gesellschaftszimmer. Vorrathskammern, oder auch wohl ein Nebenzimmer für Gäste nehmen die übrige Fronte

des Gebäudes ein. Die Rückseite enthält die Gemächer für die Frau und die übrige Familie, die sich nach portugiesischer Sitte bei Anwesenheit von Fremden sogleich hieher zurückziehen müssen. Von diesen tritt man in das bedeckte Vorhaus, welches gewöhnlich an der ganzen Länge hinläuft und in den Hof geöffnet ist. Bisweilen ist auch eine ähnliche Varanda an der Vorderseite des Hauses. Die Küche und die Gesindewohnungen, meistens armselige Schoppen, liegen dem Hause gegenüber im Grunde des Hofes. Die Geräthe dieser Häuser sind ebenfalls auf das Nothdürftigste beschränkt; oft findet man nur einige hölzerne Bänke und Stühle, einen Tisch, eine große Lade, ein Lager von einer Strohmatte oder einer Ochsenhaut auf den über vier Pflöcke gelegten Brettern. Statt der Betten bedienen sich die Brasilianer fast allgemein der gewebten oder geflochtenen Hangmatten die in den Provinzen von S. Paul und Minas am schönsten und dauerhaftesten von weißen und gefärbten Baumwollenfäden verfertigt werden. Eben so sieht der Reisende noch nirgends gegrabene Brunnen, und er muß sich daher mit gesammeltem Regen-, Quell- oder Flußwasser zu jedem Gebrauche behelfen. Die Einwohner von Taubaté verrathen übrigens mehr Wohlhabenheit und Bildung als die der kleinen Flecken, welche wir früher durchreist hatten, was wohl von einem lebhafteren Handelsbetriebe mit Rio de Janeiro und S. Paul herrührt. Man baut hier auch einige Weinstöcke, deren Früchte eben jetzt reif und von angenehmen Geschmacke waren.

Südlich von Taubaté erhebt sich der Weg durch das Thal des Paraiba über mehrere waldige und feuchte Hügel mit prächtigen Farnbäumen, wasserliebenden Aroiden und Melastonen geschmückt. Die tiefe Ebene desselben ist ebenfalls reich an den schönsten Pflanzen und Insecten; unter anderen trafen wir hier den Cerambyx longimanus, von Vögeln einen neuen, lang geschwänzten braunen Tyrannus und den Cuculus Guira an. Nach zwei Tagereisen durch grünende, mit niedrigem Wald abwechselnde Fluren, in welchem wir die Vendas von Campo grande, Sahida do campo, Paranangaba und den kleinen Flecken S. Jozé passirt hatten, kamen wir zu der Villa von Jacarehy (Crocodillenfluß in der Lingua geral), wo wir uns einige Erholung gönnten. Hier fanden wir den Paraiba wieder, der eine große Krümmung macht, und statt ferner nach Süden in seiner ursprünglichen Richtung fortzulaufen, nach Norden umkehrt. Die

Personen wurden in einem Nachen übergesetzt, die Maulthiere aber mußten schwimmen; um ihnen die geeignete Richtung zu zeigen, wurde eines derselben an einem Stricke vom Kahne aus geführt, und die übrigen durch lärmendes Rufen von den begleitenden Kähnen aus immerwährend ermuntert. Der Paraiba war gegenwärtig durch den häufigen Regen auf hundert und siebenzig Fuß Breite angeschwollen und sehr reissend. Die Schiffahrt auf diesem Flusse ist jetzt noch sehr unbedeutend, vermuthlich weil er vorzüglich in seinem unteren Theile mehrere beträchtliche Wasserfälle hat, oder weil der Handel in seiner Nähe noch geringe ist, und die Anwohner wegen Mangels an Brücken ihre Producte sich nicht leicht zuführen können. Am lebhaftesten wird er zwischen Aldea da Escada und Pendamhongaba befahren. Unter den Einwohnern dieser Gegend bemerkt man eine endemische Anschwellung der Halsdrüsen in einem so hohen Grade, als sie vielleicht nirgends in Europa vorkommen möchte. Oft ist der ganze Hals von der großen Geschwulst eingenommen, was diesen größtentheils farbigen Leuten, die ohnehin keine angenehme Bildung haben, ein scheusliches Ansehen giebt. Doch scheint man hier zu Lande diesen Auswuchs mehr für eine besondere Schönheit als für Verunstaltung zu halten; denn nicht selten sieht man Frauenzimmer den ungeheuren Kropf mit goldenem oder silbernem Schmucke geziert und gleichsam zur Schau tragend, mit einer Tabackspfeife oder mit einer Spindel in der Hand, um Baumwolle zu drehen, vor ihren Häusern sitzen. Neger, Mulatten und Abkömmlinge von Weißen mit Indianern (Mamelucos), die den größten Theil der dortigen Bevölkerung bilden, sind diesem Uebel vorzugsweise unterworfen; unter den Weißen trifft es mehr die Frauen als die Männer. Die Ursachen dieser Mißbildung scheinen hier ganz dieselben zu seyn, wie in andern Ländern. Es sind nämlich nicht die hohen, kälteren und luftigen Gebirgsgegenden, sondern das tiefe, oft mit dichten Nebeln bedeckte Thal des Paraiba, wo die Krankheit vorkommt. Die Richtung der beiden Gebirgszüge von S. nach N. erlaubt nämlich keinen hinlänglichen Abzug der Dünste; dieselben Nebel, welche während des Tages von dem Flusse und aus den benachbarten, zum Theile dicht bewaldeten Sümpfen aufziehen, fallen bei Nacht wieder in das Thal zurück; dabei ist die Wärme beträchtlich, und das oft sehr trübe, unreine und laue Wasser des Flusses muß die Stelle des klaren Quellwassers vertreten; auch sind die Wohnungen unreinlich, feucht und windig. Die Nah-

rung von rohem Maismehl, das hier häufiger als Mandioccamehl genossen wird, und zwar nahrhafter, aber auch schwerverdaulicher ist, und der Genuß von vielem Schweinespeck mögen zur Entwickelung der Krankheit ebenfalls das ihrige beitragen.

Wir übernachteten in Tarumá, einem einsamen Rancho auf einer mit Wald umgrenzten Ebene, weil wir den Flecken Mogy das Cruces nicht mehr erreichen konnten. In dieser Gegend bemerkten wir mehrere Familien von sogenannten Cafusos, welche Mischlinge von Schwarzen und Indianern sind. Ihr Aeußeres gehört zu den auffallendsten, welches einem Europäer begegnen kann. Sie sind schlank, breit und von kräftiger Musculatur, besonders sind die Brust-, auch die Armmuskeln sehr stark, die Füße dagegen verhältnißmäßig schwächer. Ihre Farbe ist ein dunkles Kupfer- oder Caffeebraun. Die Gesichtszüge erinnern im Ganzen mehr an die äthiopische als an die americanische Raçe. Das Antlitz ist oval, die Backenknochen sind stark hervorragend, doch weniger breit und abgesetzt als bei den Indianern, die Nase breit und niedergedrückt, jedoch weder aufgeworfen noch sehr gekrümmt, der Mund breit mit dicken, aber dabei gleichen und eben so wie der Unterkiefer wenig vorspringenden Lippen, die schwarzen Augen selbst offeneren und freieren Blicks als bei den Indianern, jedoch noch etwas schief- wenn auch nicht so stark einwärts stehend als bei diesen, dagegen nicht so nach aussen gerichtet wie bei den Aethiopiern. Was aber diesen Mischlingen vorzüglich ein frappantes Aussehen giebt, ist das übermäßig lange Haupthaar, welches sich, besonders gegen das Ende hin halbgekräuselt, von der Mittelstirne an auf einen bis anderthalb Fuß Höhe beinahe lothrecht emporhebt, und so eine ungeheure, sehr häßliche Frisur bildet. Diese auffallende Haarbildung, welche beim ersten Anblicke mehr künstlich als natürlich erscheint und fast an den Weichselzopf erinnert, ist keine Krankheit, sondern lediglich Folge der vermischten Abkunft, und hält das Mittel zwischen der Haarwolle des Negers und dem langen straffen Haupthaare des Americaners. Oft ist diese natürliche Perücke so hoch, daß die sie tragenden Personen sich tief beugen müssen, um durch die gewöhnliche Thüre ihrer Hütten ein- und auszugehen; auch sind die dichten Haare gegen die Spitze zu so in einander verwickelt, daß an eine Reinigung derselben mittelst des Kamms nicht zu denken ist.

Die niedrigen Berge bei Aldea da Escada sind die letzten Verzweigungen der Serra do mar. Die Vegetation ist ungemein reich und üppig, sie vereinigt mit den Formen des Waldgebirges auch die zarteren der Campos und der Sümpfe. An Thieren, besonders an Insecten erschienen jedoch diese Fluren zur Zeit unserer Reise arm. Das Gebirge besteht aus Gneiß, bisweilen mit vielem schwarzen Schörl. Man steigt allmählig beträchtlich abwärts und findet in der Tiefe den Fluß Tieté, dessen schwarzbraunes Wasser hier einen viel langsameren Lauf hat als weiter nordwestlich, wo er bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Paraná viele Fälle macht. In Mogy wurden wir von der Familie des Capitão mit großer Herzlichkeit und Theilnahme aufgenommen. Diese guten Leute hatten von den Deutschen ähnliche Begriffe, wie einst die Griechen von den Hyperboräern. So war ihnen denn nicht bloß die Entfernung unseres nördlichen Vaterlandes, sondern auch unser Aeußeres interessant. Der weibliche Theil der Familie musterte mit der den Paulisten eigenen Naivität und Grazie unseren Anzug, wobei man auch die hier so sehr geschätzte weiße Haarfarbe unserer Personen rühmte. Wenige Tage vorher war ein Arbeiter des Hauses von einer giftigen Schlange gebissen worden und gestorben. Ein Fläschchen mit Eau de Luce, das wir in dem gastfreien Hause als Mittel gegen ähnliche Unfälle zurückließen, erwarb uns die Segnungen der ganzen Familie.

Am letzten Tage des Jahres eröffnete sich, nachdem wir einen Wald nebst einer öden, größtentheils sumpfigen Wiesengegend, und ein niedliches Landhaus, Caza pintada genannt, drei und eine halbe Legoa von der Hauptstadt, hinter uns gelassen hatten, von der Anhöhe de Nossa Senhora da Penha aus, vor uns die Aussicht auf die Cidade de S. Paulo, welche sich auf einem Hügel in der hie und da mit Gebüschen oder Wäldchen besetzten Ebene erhebt. Mehrere große Gebäude geben ihr von dieser Seite aus eine sehr stattliche Ansicht, vorzüglich zeichnen sich das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt die Wohnung des Gouverneurs, das Carmelitenkloster und der bischöfliche Pallast aus. Als wir in der Stadt ankamen, fanden wir durch die gütige Aufmerksamkeit eines Landsmanns ein Haus zu unserem Empfange bereit und, so viel es die Umstände erlaubten, eingerichtet. Hr. Dan. Pet. Müller, Obristlieutenant bei dem k. p. Ingenieurcorps, dessen Vater anfänglich Geistlicher der protestan-

tischen deutschen Gemeinde, dann Secretär der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon gewesen war, hat, obgleich von frühester Jugend an in Portugal erzogen, doch die theilnehmendsten Gesinnungen für seine ursprünglichen Landsleute behalten und empfing uns mit einer deutschen Offenheit und Freundschaft.

Aufenthalt in der Stadt S. Paulo.

Die Stadt S. Paulo liegt auf einer Erhöhung in der ausgedehnten Ebene von Piratininga. Ihre Bauart weist durch die häufigen vergitterten Balkons, welche hier noch nicht wie in Rio de Janeiro verschwunden sind, auf ein Alter von mehr als einem Jahrhundert zurück; jedoch sind die Straßen sehr breit, helle und reinlich, und die Häuser meistens zwei Stockwerke hoch. Man pflegt hier selten von Backsteinen, noch weniger von Quadern zu bauen, sondern errichtet meistens die Mauern aus zwei Reihen starker Pfosten oder Flechtwerke, zwischen denen Thon eingestampft wird, eine mit der Piséarbeit in Frankreich sehr verwandte Methode. Die Residenz des Gouverneurs, sonst das Jesuitencollegium, ist im gutem Styl erbaut, jetzt aber sehr baufällig; auch der bischöfliche Pallast und das Carmelitenkloster sind große stattliche Gebäude; die Cathedrale und einige andere Kirchen sind groß, wenn auch nicht geschmackvoll verziert, außerdem aber ist der Charakter der Bauart unansehnlich und bürgerlich. Die Stadt besitzt drei Mönchs- (Franciscaner-, Carmeliten-, Benedictiner-), zwei Nonnenklöster und zwei Spitäler. Herr Obristlieutenant Müller hat einen hölzernen Circus zu Stiergefechten vor der Stadt, wie es scheint, in recht guten Verhältnissen erbaut, und sich durch Anlegung drei steinerner Brücken über die beiden, unterhalb der Stadt zusammenfließenden Bäche, Tamandatahy und Inhagabahy, verdient gemacht.

Viele Paulisten haben sich ohne Vermischung mit Indiern erhalten, und diese sind eben so weiß, ja weißer als reine Abkömmlinge der Europäer in den nördlichen Provinzen Brasiliens. Die mit Indiern erzeugten Mestizen, Mamelucos, haben nach den verschiedenen Graden ihrer Mischung eine fast caffeebraune

hellgelbe oder beinahe weiße Hautfarbe. Vor allem aber bleibt in dem breiten gerundeten Gesichte mit hervorstechenden Backenknochen, in den schwarzen, mit großen Augen und in einer gewissen Unsicherheit des Blickes mehr oder weniger ein Verräther der indianischen Mischung zurück. Uebrigens sind eine hohe und dabei breite Statur, stark ausgesprochene Gesichtszüge, die Freiheitssinn und Unbefangenheit ankündigen, braune, selten blaue Augen voll Feuer und Unternehmungsgeist, volles, schwarzes und schlichtes Haar, kräftige Musculatur, Raschheit und Bestimmtheit in der Bewegung die Hauptzüge in der Physiognomie der Paulisten. Mit Recht hält man sie für die stärksten, gesundesten und rüstigsten Einwohner Brasiliens. Die Muskelkraft, mit welcher sie unbezähmte Pferde bändigen und wild herumlaufendes Hornvieh mittelst Schlingen fangen, ist eben so bewunderungswürdig, als die Leichtigkeit, mit welcher sie fortgesetzte Arbeiten und Strapazen, Hunger und Durst, Kälte und Hitze Nässe und Entbehrungen jeder Art ertragen. Bei ihren Reisen auf den Binnenströmen nach Cujabá und Matto-Grosso entwickeln sie jetzt noch, wie ehemals, die größte Kühnheit und Ausdauer in Gefahren und Mühseligkeiten aller Art, und eine unbesiegbare Reiselust treibt sie noch immer fort aus dem Vaterlande. Aus keiner Provinz findet man daher so viele einzelne Ansiedler durch ganz Brasilien zerstreut als durch S. Paul. Diese wandernde Lebensart ist Vielen als Erbtheil der Väter zum Bedürfniß geblieben. Die Paulistinnen sind von schlanker, aber doch starker Körperbildung, in ihren Bewegungen anmuthig, und haben in den Zügen ihres schön zugerundeten Gesichtes eine angenehme Mischung von Heiterkeit und Offenheit. Auch ihr Colorit ist weniger blaß, als das der meisten Brasilianerinnen, und man hält sie deshalb für die schönsten Frauenzimmer Brasiliens. Nachdenken und Neigung zu subtilen Untersuchungen wird den Paulisten vorzugsweise zugeschrieben; auch haben sie und die Pernambucaner unter den Brasilianern die meisten erfinderischen Köpfe und Gelehrten aufzuweisen. Das Studium der Theologie ward hier früherhin durch die Jesuiten sehr befördert, aus deren Collegium mehrere ausgezeichnete Männer hervorgingen. Die römischen Classiker werden auf dem hiesigen Gymnasium, wenn man das für den Unterricht junger Leute bestehende Institut so nennen darf, mit Eifer gelesen. Die einzige Bibliothek der Stadt nebst der der Carmeliten ist die des ehrwürdigen Bischofs, der, obgleich hochbejahrt, noch viele Lebhaftigkeit für wissenschaft-

liche Gegenstände erhalten hat, und uns mit dem Ausdrucke inniger Freude selbst in dieselbe führte. Sie enthält eine gute Anzahl historischer, canonischer Werke, alter Classiker, und ist ein wichtiges Bildungsmittel für die jungen Geistlichen, welche in dem hiesigen theologischen Seminarium einige Jahre lang ihre Studien fortsetzen, bis sie die Weihen erhalten, in deren Ertheilung man jedoch hier weniger strenge seyn soll, als in Rio, Pernambuco und anderwärts.

Die Zahl der Einwohner der Stadt S. Paulo beträgt nach den neuesten Zusammenstellungen, die abhängigen Kirchsprengel mit eingerechnet, etwas über dreißigtausend, von denen die eine Hälfte weiße oder sogenannte weiße, die andere schwarze oder farbige Leute sind.

Unter den Bewohnern von S. Paulo ist der Sinn für europäischen Luxus noch bei weitem nicht so sehr entwickelt als bei den reicheren Bahianern, Pernambucanern und Maranhoten. Bequemlichkeit und Reinlichkeit werden bei der häuslichen Einrichtung mehr bedacht als Eleganz und Pracht, und statt der leichten nordamerikanischen Meubles und der französischen Spiegel jener Provinzen findet man in dem Besuchzimmer (Sala) eine Reihe schwerfälliger Stühle, die sich auf längst verflossene Decennien zurückdatiren, und einen kleinen Spiegel, worin der Deutsche an der Nürnberger Fassung einen Landsmann zu erkennen glaubt. Statt großer Glaslampen oder Wachskerzen prunkt eine messingene Lampe auf dem Tische, in welcher gemeiniglich das Oel des Wunderbaumes (Ricinus communis) gebrannt wird. In dem gesellschaftlichen Tone bemerkt man eben so sehr noch den verhältnißmäßig geringen Einfluß Europa's. Seltener als in den übrigen Capitanien dient hier das Kartenspiel die Unterhaltung zu beleben, um so lauter ist aber das Gespräch, das mit Gesang und Tanz wechselt. Während unseres Aufenthaltes wurde ein Stiergefecht im Circus gegeben. Man bezieht die Stiere aus dem Süden der Provinz, besonders von Curitiba, wo sie durch die freie Lebensart in den ausgedehnten Grasfluren die nöthige Wildheit beibehalten haben. Dieses Mal jedoch schienen die Thiere nicht sehr muthig zu seyn und auch die Matadores an Gewandtheit und Muth ihren spanischen Collegen nachzustehen. Dem Charakter des Portugiesen ist diese Belustigung ohnehin fremd, und in einem Lande, wo die Natur so manchen

kräftigen Feind gegen den Menschen bewaffnet, sieht man doppelt ungern das nützliche Hausthier zum Werkzeuge eines so grausamen Spiels gemacht. Auch an dramatischen Festen fehlte es damals in S. Paulo nicht. Wir sahen in dem nach moderner Art erbauten Schauspielhause die französische Operette le Déserteur in portugiesischer Sprache vorstellen. Der Hauptacteur, ein Barbier, rührte seine Mitbürger aufs tiefste. Daß auch die Musik dabei gleichsam noch chaotisch in ihren Urelementen herumsuchte, durfte uns nicht befremden, da außer der beliebten Guitarre zur Begleitung des Gesanges fast gar kein Instrument mit Fleiß geübt wird. Für den Gesang selbst ist der Geschmack des Paulisten schon mehr entwickelt.

Die ganze Provinz von S. Paul ist ein für Viehzucht vorzugsweise geeignetes Land. Sie besitzt die ausgedehntesten Fluren, auf denen fast alle Arten Viehes, besonders aber Rindvieh, Pferde und Maulthiere trefflich gedeihen.

Der Zustand der Fabriken in S. Paul entspricht ganz dem des Handels. Außer der häuslichen Verfertigung grober wollener Zeuge, die zu Kleidern für das Landvolk verarbeitet werden, und groben weißen Filzhüten, kennt man hier noch nichts anderer Art. Die begütertsten Viehhirten gerben einen beträchtlichen Theil der Häute selbst, oder salzen sie roh ein, um sie zu verschicken. Sie gebrauchen zum Gerben wie in Rio de Janeiro die Rinde der Rhizophora Mangle. Die nöthigen Handwerker sind, wenn auch nicht immer geschickt und zunftmäßig, doch vorhanden. Wenige Monate vor unserer Ankunft ward von der Regierung eine Gewehrfabrik, die früher in Rio bestanden hatte, hieher verlegt und der Leitung des Hrn. Oberstlieutenants Müller übergeben. Die acht arbeitenden Meister waren alle Deutsche und vor mehreren Jahren aus der Potsdamer Fabrik berufen worden. Sie hatten unter ihrer Leitung Mulatten und Neger, welche sie zwar als gelehrig und gewandt, hinsichtlich ihrer Trägheit und Unachtsamkeit aber als eigentliche Antipoden deutscher Tüchtigkeit schilderten. Eine unserer Flinten, die unterwegs im Kampfe mit einer großen Schlange unbrauchbar geworden war, wurde von einem schwarzen Lehrlinge recht zweckmäßig hergestellt. Man verarbeitet gewöhnlich englischen Stahl oder solchen, der hier selbst aus dem Eisen von Sorocaba gemacht wird.

Der Bischof Don Mattheus de Abreu Pereira beschäftigt sich in seinem Garten auch mit der Zucht der Seidenraupe, welche sich leicht vermehrt und einen ausgezeichnet schönen Faden liefert. Da der Maulbeerbaum in dem hiesigen Klima trefflich gedeiht, so kann man mit Zuversicht erwarten, daß die Seidenzucht einst mit großem Vortheile betrieben werde. Es giebt übrigens im Lande eine andere Seidenraupe, welche besonders in Maranhão und Pará häufig auf einen lorbeerartigen Gesträuche gefunden, jedoch noch nirgends benützt wird, obgleich sie leicht zu cultiviren wäre, und das Gespinnst ihrer Puppenhülle eine noch glänzendere Seide als die europäische verspricht. Was aber hier einen noch einträglicheren Culturzweig abgeben könnte, ist die Cochenillezucht, denn man findet den Cactus coccinellifer mit dem ihm eigenthümlichen Insecte an vielen Orten der Provinz von S. Paul, besonders auf sonnigen Triften. Doch möchte die Scheu der Einwohner beschwerliche Arbeiten zu unternehmen, während sie andere reiche Gaben der Natur ohne Mühe erndten können, der Cultur der Cochenille vorerst entgegenstehen.

Die Umgebungen von S. Paul sind schön, jedoch in einer mehr ländlichen Art als jene von Rio. Für den großartigen Anblick des Meeres und massiger Berge, die sich unter malerischen Formen dort erheben, wird der Wanderer hier durch die weite Aussicht auf ein Gebiet entschädigt, dessen abwechselnde Hügel und Thäler, lichte Wälder und sanft grünende Grasmatten alle Reize einer gefälligen Natur darbieten. Vielleicht hat nebst dem glücklichen Klima die Schönheit der hiesigen Natur den Sinn der Paulisten für Gartenanlagen geweckt, deren mehrere sehr anmuthige sich in der Nähe der Stadt befinden. Nebst den inländischen Früchten baut man hier auch Wassermelonen, Orangen, Feigen und andere Früchte Europa's. Besonders gut gedeihen die Quitten, die Kirschen und Weichseln, die Pfirsiche und einige Arten von Aepfeln. Auch mit Wallnüssen und Castanien hat man günstige Versuche angestellt. Dagegen scheinen der Weinstock und der Oelbaum das neue Vaterland zu verschmähen, oder bis jetzt der zweckmäßigen Pflege zu entbehren. Die Trauben, welche wir kosteten, waren säuerlichen Geschmackes. Für den Weinstock möchte der Boden zu stark und feucht seyn. Der Oelbaum trägt fast nie Früchte, vielleicht auch weil seine Fruchtreife gerade in die nassen Monate fällt. Europäische Küchenkräuter kommen vortrefflich fort; die Zwiebeln von S. Paul

sind, wie die der Insel S. Catharina, wegen ihrer Größe und Menge berühmt. Obgleich der Unterschied der Jahrszeiten hier schon bemerkbar ist, und sich auch in der Entwickelung der Blumen und der Ausbildung der Früchte kund thut, so scheint er doch noch keinen Einfluß auf die Bildung des Holzes zu haben. Man findet auch hier, wie unmittelbar unter der Linie, das Holz von der größten Dichtigkeit und fast ohne Spur von Jahrringen.

Das Klima der Stadt S. Paul ist eines der angenehmsten auf der Erde. Sowohl die Lage, fast gerade unter dem Wendekreise des Steinbockes, der nur anderthalb Meilen nördlich von ihr läuft, als auch ihre Erhöhung von zwölfhundert Fuß über dem Niveau des Meeres bei Santos, verschaffen der Stadt alle Reize eines tropischen Himmels, ohne die Unannehmlichkeiten der Hitze in einem beträchtlichen Grade zuzulassen. Nicht selten sieht man, wenn auch nicht unmittelbar um die Stadt, doch in den höheren Gegenden Reif während der kalten Jahreszeit; die Kälte wird jedoch niemals so empfindlich und anhaltend, daß man darauf denken müßte, neben den gebräuchlichen Kohlenpfannen auch Oefen anzulegen. Die Regenzeit beginnt längs der Küste, wie in Rio de Janeiro, mit den Monaten October oder November und dauert bis April; der meiste Regen fällt im Januar. In diesem Monate, wo wir in der Stadt wohnten, fanden wir am Morgen oft die nächsten Hügel mit einem dichten und sehr kalten Nebel bedeckt, der sich nur gegen die Mittagsstunden hin mit dem Hervortreten der Sonne zerstreute. Im Innern des Landes, in den Sertões, stellt sich die nasse Jahreszeit später ein. Anfänglich regnet es nur bei Nacht, späterhin auch Nachmittags, und endlich abwechselnd bei Tag und Nacht, oder auch wohl mehrere Tage und zuweilen Wochen hintereinander ohne Absatz und in Fülle.

Reise von der Stadt S. Paulo nach der Eisenfabrik von Ypanema.

Die Regenzeit stellte sich während unserer Anwesenheit in S. Paulo mit großer Regelmäßigkeit ein. Die Nächte hindurch regnete es fast unausgesetzt, und bey Tag überzog sich der Himmel von Mittag an mit dichten Wolken, nach deren plötzlicher Entladung er für kurze Zeit wieder eine schöne, klare Bläue annahm; die Luft war dabey selten sehr schwül, ja wir empfanden Nachts eine so schnelle Verminderung der Temperatur, daß wir uns nach wärmerer Bedeckung umsehen mußten. Unserem Wunsche, die naturhistorischen Merkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen, war die gegenwärtige Zeit höchst ungünstig, denn sobald wir unsere Wanderungen weiter als in die nächste Umgebung der Stadt ausdehnten, mußten wir ganz durchnäßt nach Hause zurückkehren. Die Pflanzenwelt begann zwar allmählig mit verjüngter Kraft zu erwachen, Thiere erschienen jedoch noch minder häufig. Wir beschlossen daher, den für Naturforscher ohnehin etwas lästigen Aufenthalt in der Stadt abzukürzen und uns nach der zwanzig Legoas entfernten Eisenfabrik von S. João de Ypanema zu wenden, deren schöne Umgebung und beträchtlichen Reichthum an Pflanzen und Thieren uns der Director derselben, Herr Oberstlieutenant Varnhagen, zu Rio de Janeiro sehr anziehend geschildert hatte. Das Gouvernement versah uns mit Empfehlungsschreiben an die Behörden, welche wir zu treffen hatten, und unser thätiger Landsmann Hr. Müller verschaffte uns einen Paulisten, welche als Führer der Karavanen in gutem Rufe stehen. So ausgerüstet verließen wir, nachdem die Lastthiere von der Weide, wohin man sie während unserer Anwesenheit dahier zur Erholung getrieben hatte, nach S. Paulo zurückgeführt waren, am 9. Januar 1818 diese Stadt, die uns durch die herzliche Offenheit und Gastfreundschaft ihrer Bewohner sehr werth geworden war.

Der Weg nach Ypanema zieht sich über hügeliges, zum Theil angebautes Land nach S. S. W. Zur Rechten hatten

wir den Berg von Jaraguá. Dieser Berg bildet einen der südlichsten Strahlen der Serra de Mantiqueira, die sich nach einer Ausdehnung von mehr als fünfzig Meilen gegen Norden in dieser Breite verliert. Die dortigen Goldwäschereien bearbeiten ein eisenschüssiges Sandstein-Conglomerat, worin das Metall bald in Körnern, bald in kleinen Schüppchen vorkommt. Man steigt von Jacarehy, einem kleinen Oertchen, allmählig bergan. Das Land zeigt anmuthig gruppirte Hügel, die mit engen Thälern abwechseln. Die Erhöhungen sind mit graugrünem, hohem Grase bewachsen, zwischen denen zerstreut Gebüsche von Myrten, Melastomen, Rhexien u. s. w. sich erheben; die frischeren Niederungen dagegen sind von niedriger Waldung besetzt. In Cutia, einem Kirchspiele fünf Legoas von S. Paulo, verließen wir unsern Trupp und eilten voraus, um Ypanema sobald als möglich zu erreichen. Fast hätten wir Ursache gehabt, diesen Schritt zu bereuen, indem, wie wir später erfuhren, einige unserer Leute die Absicht geäußert haben sollen, unsere Koffer zu öffnen und mit dem Raube zu entwischen. Wir erkannten hierin eine Warnung, uns in diesem Lande niemals mehr von dem Trupp zu entfernen. Das Gebiet, durch welches wir hinritten, wurde immer bergiger und häufiger mit Waldung bedeckt; die Straße war zwar breit und durch die vielen, oft tausend Stück zählenden Heerden von Maulthieren, welche aus der Provinz von Rio grande do Sul hier durchziehen, ziemlich gebahnt, doch befanden wir uns einmal plötzlich außer derselben und verloren uns in dem Dickicht. Die Stille dieser Waldung, welche nur bisweilen von den klingenden Tönen der Uraponga unterbrochen wird, macht einen sehr traurigen Eindruck auf den Verirrten, welcher sich mit jedem Schritte weiter von seiner Richtung zu entfernen fürchtet. Nachdem wir einige Stunden lang im Walde umhergeritten waren, stießen wir endlich auf einem Nebenwege zu einem freundlichen Mann, der uns mit großer Bereitwilligkeit zu der entlegenen Straße zurückführte. Es war der Pfarrer von S. Roque, dem Ort unserer heutigen Bestimmung, welcher noch am Abend sein Landgut besuchte. In der Tracht eines Paulisten, einem weiten Regenmantel (Poncho), breiten weißen Filzhut und mit dem Säbel an der Seite würde man in anderen Ländern den friedlichen Verkünder des Evangeliums nicht vermuthen. Hier zu Lande ist es jedoch nöthig so zu reisen, weil man auf den einsamen Wegen durch die Wälder bisweilen einer Onze, einer

giftigen Schlange, oder wohl auch einem entlaufenen räuberischen Sclaven begegnet.

In S. Roque, einem unbedeutenden Dörfchen, sorgte der Cabo das Ordenanças, als die erste Person des Ortes, uns sogleich in einer kleinen baufälligen Hütte unterzubringen, bewirthete uns mit einem frugalen Mahle, und wies uns endlich ein von Latten zusammengebundenes Gerüste zur Lagerstätte an. Am folgenden Morgen hatten wir abermals mehrere niedrige, jedoch dichte Wälder zu passiren, in welchem wir den kleinen Atlas und eine neue Käferart von Lamprima mit sehr gebogenen, nach vornen zweigabeligen Mandibeln erbeuteten. Gegen Abend traten wir aus der Waldung heraus, und gelangten über hohe, mit einer üppigen Grasvegetation bedeckte Campos nach der Villa de Sorocaba. Dieser freundliche Flecken liegt an dem nicht beträchtlichen, westlich davon in den Tieté fallenden Fluß gleichen Namens, über welche eine hölzerne Brücke führt. Man erwartete hier seit längerer Zeit deutsche Arbeiter für die benachbarte Eisenfabrik von Ypanema, und bestürmte uns gleich bei unserem Eintritte mit Fragen über deren Ankunft, ihre Geschicklichkeit und die Art, nach welcher das Metall in Deutschland verarbeitet wird. Ein so unverkennbarer Zug von allgemeinem Interesse für eine königliche Anstalt flößte uns eine günstige Meinung von dem bürgerlichen Charakter der Sorocabaner ein. Später erfuhren wir auch, daß sie überall den Ruf der Zuverläßigkeit und Ehrlichkeit genössen, wo immer sie mit den Trupps ungezähmter Maulthiere erscheinen, deren Verkauf ihren wichtigsten Handelszweig ausmacht. Der Capitão mór bewirthete uns sogleich mit frischen Weintrauben, bei deren Genusse wir uns die Frage aufwarfen, warum diese Früchte hier zu Lande so wenig Zuckerstoff in sich erzeugen, während doch die Ananas in der Provinz von S. Paul so ausgezeichnet süß und wohlschmeckend werden. Vielleicht kommt diese Erscheinung davon her, daß der Boden zu wenig kalkartig, sondern vielmehr thonig oder granitartig, und daß der Weinstock überhaupt noch zu wenig acclimatisirt ist. Früherhin nämlich verboten eigene Gesetze den Weinbau hier zu Lande, um einer Beeinträchtigung des Handels von Portugal vorzubeugen. Jetzt ist er freigegeben, ohne jedoch noch viele Liebhaber gefunden zu haben. Wir erwarteten nun in Sorocaba den kühlen Abend, um den Weg nach der Eisenfabrik von S. João de Ypanema, welche noch zwei Legoas von hier liegt, anzutreten. Ueber flach-

hügelige, mit kurzem Gras und einzeln stehenden zwergartigen Bäumen bedeckte Campos, in deren Thalgründen sich hie und da dichtes und niedriges Gehölz erhebt, gelangten wir mit Sonnenuntergange in das Oertchen. Es liegt, an eine amphitheatralische Erhöhung gelehnt, an dem Ufer des Flusses Ypanema, welcher sich hier seeartig ausbreitet; schöne Campos-Ebenen bilden den Vordergrund, das Eisengebirge von Araasojava mit dunkler, sich auf der nordwestlichen Seite ins Thal herabziehender Waldung bedeckt, den Hintergrund der Landschaft. Die reinlich geweißten, längs dem Hügel zerstreut liegenden Häuser, an deren Fuße sich die stattlichen Fabrikgebäude erheben, und der Ausdruck geräuschvoller Thätigkeit und Industrie, welche hier herrscht, versetzen den Europäer gleichsam in eine betriebsame wildschöne Gegend seines Vaterlandes.

Wir waren durch den liebenswürdigen Obersten Toledo zu S. Paul an den Rechnungsführer der Fabrik Snr. Francisco Xavier Ferreira empfohlen worden. Die Gastfreundschaft dieses wackeren Paulisten und die natürliche Gutmüthigkeit, womit seine zahlreiche Familie uns Fremdlingen entgegenkam, machte unsern Aufenthalt in Ypanema zu einer der schönsten Perioden unserer Reise, deren Erinnerung wir nicht ohne Rührung in uns erneuern. Unser Wirth räumte uns ein kleines Haus in der Nähe der Fabrik ein, wo wir Platz genug hatten, unsere Sammlungen zu ordnen, zu lüften und zu trocknen. Er selbst bewohnte einen auf der Anhöhe, etwa zehn Minuten vom Orte entfernten Meierhof, ließ aber den ganzen Tag über mehrere gesattelte Pferde in unserer Nähe bereit halten, um unsere Besuche zu erleichtern. Der Aufenthalt bei dieser gastfreien, natürlichen Familie wäre gleich anfänglich sehr angenehm gewesen, hätte uns nicht das Ausbleiben unserer Karavane, die am Abend nach uns eintreffen sollte, beunruhigt. Es verstrichen drei Tage in banger Erwartung, und erst nachdem wir einen Tropeiro mit frischen Thieren abgeschickt hatten, sahen wir am fünften Tage die Lastthiere im kläglichsten Zustande ankommen. Ein freier Schwarzer, welcher von Rio de Janeiro aus unserem Trupp als Tropeira beigegeben wurde, war aus dieser Gegend gebürtig und entfloh gewissenlos, nachdem er sich wieder in seinem Vaterlande sah. Dieser Vorfall flößte uns ein unbesiegbares Mißtrauen gegen alle Leute seiner Farbe ein, das auch bei vielen ähnlichen Verhältnissen unsere Handlungsweise günstig leitete. Wir müssen daher

Reisenden im Innern Brasiliens die sorgfältigste Auswahl ihrer Diener empfehlen; je weniger sie hierin von Inländern abhängen, desto angenehmer und sicherer werden sie reisen.

Die ganze Ortschaft von Ypanema verdankt ihre Entstehung den mächtigen Niederlagen von magnetischen Eisenstein in dem Berge von Araaſpjava, dessen Metallreichthum zwar schon seit längerer Zeit bekannt ist, aber erst seit der Ankunft des Königs regelmäßig und nach Grundsätzen der Hüttenkunde benützt wird. Der unternehmende Minister Conde de Linhares brachte im Jahre 1810 eine Gesellschaft schwedischer Hüttenleute hieher, welche damit begannen, daß sie am Ufer des Upanema ein Werkhaus von Holz errichteten, und das Erz in zwei kleinen Frischfeuern bearbeiteten, gegenwärtig befinden sich noch drei schwedische Meister hier, welche den jährlichen Ertrag der von ihnen erbauten Fabrik auf viertausend Arroben gebracht haben. Man befolgt im Satze und in der Schmelzarbeit die schwedische Methode. Sowohl der Mangel eines Hochofens als die Schwierigkeit, das Metall in größeren Massen zu transportiren, und die Nachfrage nach schon fertigen Geräthen bestimmen die Administration, den größten Theil des gewonnenen Metalls sogleich zu Hufeisen, Nägeln, Beschlägen, Schlössern u. s. w. verarbeiten zu lassen. Die schwedischen Arbeiter haben die nöthigen Gehülfen aus Negern und Mulatten zu bilden gesucht, und sind mit den practischen Fähigkeiten derselben sehr zufrieden; jedoch ist ihre Trägheit und Unregelmäßigkeit im Dienste eine beständige Ursache der Unzufriedenheit für jene guten Leute, welche selbst im Ueberfluß und der Sorgenfreiheit des südlichen Klimas ihr Vaterland nicht vergessen können, und bei dem Gedanken, einst wie ihre schon verstorbenen Gefährten in ungeweihter Erde liegen zu müssen, von dem bittersten Heimweh ergriffen werden. Unter dem Gouvernement des Conde da Palma, eines einsichtsvollen Beförderers des Fabrikwesens, war der Plan zu einer neuen größeren und dauerhafteren Eisenfabrik gefaßt, und die Ausführung desselben unserem Landsmanne, dem Hrn. Oberstlieutenant Varnhagen, übergeben worden. Das schöne und weitläufige Werk, dessen Kosten sich auf 300,000 Crusados belaufen, war eben fertig geworden, als wir nach Ypanema kamen, man hatte aber noch nicht darin geschmolzen, weil man die zum Betriebe eines Hochofens nöthigen Gießer aus Deutschland erwartete. Die neuen Fabrikgebäude sind mit Geschmack und von Dauer aus dem hier brechenden

gelben Sandstein erbauet. Das Werk besteht aus zwei Hochöfen und mehreren Frischfeuern; die Gebläse sind Wassertrommeln. Für die Aufbewahrung der Kohlen und des fertigen Fabrikats sind sehr zweckmäßige, geräumige Magazine in der Nähe des Hauptgebäudes errichtet, welches durch einen gemauerten, mit Schleusen versehenen Canal das nöthige Wasser aus dem Rio Ypanema erhält. Auch für die kranken Arbeiter der Fabrik ist durch ein Hospital gesorgt worden, bei welchem zwei Chirurgen angestellt sind. Ueber die Feuerbeständigkeit des hiesigen Sandsteins walteten zur Zeit unserer Anwesenheit Zweifel ob, weil man noch keine Schmelzung versucht hatte. Eine Schwierigkeit, welche sich der Ausdehnung der Fabrikation entgegenstellen wird, ist der Mangel an brauchbarem Brennholz; denn obgleich die Niederungen der Thäler, die Rinnsale der Bäche und der Eisenberg von Araasajava selbst mit Gehölz bedeckt sind, so möchte dieses doch bei fortdauerndem Betriebe der Fabrik bald erschöpft werden. Die Verwaltung hat zwar die Einleitung getroffen, daß jeder Einwohner dieser Gegenden eine der Größe des von ihm bebauten Landes verhältnißmäßige Quantität Kohlen an die Fabrik abliefern muß, allein dieses Mittel ohne die regelmäßige Nachpflanzung von neuen Waldungen und eine sorgfältige Benützung der schon bestehenden kann einem künftigen Holzmangel nicht begegnen. Das Erz scheint dem Ansehen nach zwar gut und enthält zum Theile gegen neunzig Procent, doch hörten wir in Brasilien öfters die Klage, daß das daraus gewonnene Eisen zu spröde und für mancherlei Werkzeuge von geringer Dauer sey. Hat man einmal die zweckmäßigste Behandlungsart des Erzes, besonders beim Frischen erkannt, und durch Anlegung einer fahrbaren Straße oder eines Canals nach der Küste die Ausfuhr erleichtert, so ist Ypanema bei seinem unglaublichen Reichthume an Eisensteinen im Stande, nicht blos ganz Brasilien, sondern auch das übrige americanische Continent mit Eisen zu versehen.

Der Berg, welcher diese außerordentliche Menge von Material zu liefern vermag, erhebt sich eine Viertelmeile westlich hinter dem Oertchen und erstreckt sich, als ein ziemlich isolirter Bergrücken, eine Legoa lang von S. nach N. Seine Höhe über dem Rio Ypanema beträgt gegen 1000 Fuß. Fast überall ist er mit dichter Waldung bedeckt, aus welcher sich Abends und Morgens das lärmende Gebrüll der braunen Heulaffen vernehmen läßt.

Wir bestiegen ihn, indem wir den schmalen Weg durch das Gebüsch verfolgten, auf welchem die Maulthiere die Erze nach der Fabrik herabbringen. Nachdem wir uns eine kurze Strecke durch dicht verwachsene Waldung bergan gewunden hatten, standen wir plötzlich vor einigen gigantischen Felsen des Magneteisensteins, welche sich fast senkrecht auf vierzig und mehr Fuß Höhe erheben.

Die Urwälder, welche in den Niederungen üppiger und dichter stehen als in den höheren Gegenden, sind ungemein reich an den verschiedensten Holzarten. Wir sammelten in Begleitung eines Landbauers aus der Gegend in einem Tage einhundert und zwanzig Arten, unter denen sich eine verhältnißmäßig große Zahl von sehr harten, dauerhaften und zur Construction von Gebäuden und Schiffen tauglichen befanden. Merkwürdig war uns dabei die Leichtigkeit, mit welcher der Führer nach Ansicht des Stammes und der Rinde von jeder einzelnen Art nicht nur den im Lande üblichen Namen nannte, sondern auch den Gebrauch, die Blüthezeit und die Art der Früchte angab. Der Sertanejo von S Paul unterscheidet mehrere verwandte Formen von Lorbeerbäumen, die er zu einem ökonomischen Gebrauche fällen will, nach Vergleichung ihrer Blätter mit einer Sicherheit, die dem Botaniker Ehre machen würde. Eben so sehr zeichnet er sich durch genaue Kenntniß der Arzneipflanzen seines Landes aus; besonders aber haben die weiblichen Einwohner dieser Provinz den Ruf großer Geschicklichkeit in der Ausübung des ärztlichen Berufes. Fast in den meisten Häusern eignet sich eine oder die andere Frauensperson den Wirkungskreis der Curateira zu, der ihr auch durch keine wahren Aerzte oder Chirurgen streitig gemacht wird; denn zur Zeit, als wir die Capitanie von S. Paulo durchreisten, befand sich weder in der Hauptstadt noch auf dem Lande ein promovirter Arzt.

Nach Untersuchung der nächsten Umgebungen von Ypanema dehnten wir unsere Ausflüge in entferntere Gegenden aus. Vorzüglich wichtig schien uns ein Besuch des Fleckens Villa do Porto feliz am Rio Tieté, wo mancherlei Nachrichten über den Handel zwischen S. Paulo und Matto-Grosso, welcher von hier aus betrieben wird, einzuziehen waren. Man zählt von Ypanema fünf und eine halbe Legoa nach diesem Porto. Der Weg führt über hügelige Campos und durch niedrige Waldgegenden, in welchen wir kein einziges Haus antrafen, meistens gegen N. W.

Der Capitão mór, durch unsern gefälligen Wirth und Begleiter von unserer Ankunft unterrichtet, empfing uns mit großer Gastfreundschaft und zeigte uns bereitwillig die Merkwürdigkeiten des Ortes, welcher aus wenigen, auf der Anhöhe liegenden Hütten besteht. Der Rio Tieté, sonst Anhembi genannt, fließt auf der Westseite am Fuße des Fleckens. Seine Gewässer sind eben so häßlich dunkelbraun als in der Nähe von S. Paulo. Er hat hier durch den Zufluß mehrerer kleiner Flüsse und darunter des Rio dos Pinheiros, des Jundiahy und Capibari schon eine beträchtliche Wassermasse erhalten, die er in einer Breite von zwölf bis fünfzehn Klaftern zwischen bergigen, mit düsterer Waldung bedeckten Ufern nach Süden führt. Unmittelbar am Hafen, der nichts weiter als eine von Wald und Steinen gereinigte Bucht ist, und eben jetzt außer einigen aufs Trockene gezogenen Canots keine Spur von Handel und Geschäftigkeit darbietet, erhebt sich eine vierzig bis sechszig Fuß hohe Felsenwand, welche in der Lingua geral Arara-ita-guaba, d. i. Ort, wo die Arara Steine fressen, genannt wird und früherhin auch dem benachbarten Flecken denselben Namen gegeben hatte. Seine Oberfläche überzieht ein feiner, gelblich grauer, hie und da eingeknetete Sandsteintrümmer enthaltender Mergel, welcher auch an andern Orten wie z. B. auf dem Hügel des Fleckens selbst vorkommt, und ein weißes Salz, vermuthlich Alaun, auswittert. Man will bemerkt haben, daß nach Ende der Regenzeit die Araras und andere Vögel aus der ganzen Gegend hier zusammenkommen, und die salzige Efflorescenz des Gesteins mit dem Schnabel abschaben und auflecken. Wir konnten nicht Zeugen dieses sonderbaren Schauspiels seyn, vielmehr schien die ohnehin durch das düstere Gewässer des Flusses so traurige Gegend wie ausgestorben. Uebrigens ist das Lecken der Thiere an dem Boden in dem heißeren Theile Brasiliens, wo die Erdoberfläche in großen Strecken Salze, besonders Salpeter erzeugt, eine ganz gewöhnliche Erscheinung.

Von Porto Feliz aus haben die Paulisten ihre ersten Unternehmungen, das Innere der westlich liegenden Sertães auszuforschen, begonnen.

Der Capitão mór von Porto Feliz hatte in früheren Jahren selbst einige Reisen dahin unternommen und machte uns eine abschreckende Schilderung von den Mühseligkeiten und Gefahren, die man dabei zu bestehen habe. Die Fahrzeuge (Canoas), de-

ren man sich zu dieser Reise bedient, werden, wie die Einbäume, in den Seen des bayerischen Hochlandes aus einem einzigen Baumstamme der Iberóva oder Ximboúva gehauen, sie haben fünfzig bis sechszig Fuß Länge, fünf und einen halben Fuß Breite, drei bis vier Fuß Tiefe und können eine Last von vierhundert Arroben außer dem nöthigen Proviant führen. Größtentheils werden sie in den schönen Urwäldern am Rio Piracicaba, der sich eilf Meilen nordwestlich von Porto Feliz dem Tieté einverleibt, fabricirt. Sie sind gewöhnlich mit acht Personen bemannt, welche, da das schmale Fahrzeug keine Segel zuläßt, bloß mit kurzen Rudern und langen Stangen arbeiten. Die Fahrt auf dem Tieté ist wegen seiner außerordentlichen Krümmungen langsam, wegen der dichten Nebel, welche sich erst einige Stunden nach Sonnenaufgang erheben, ungesund, und wegen der bedeutenden Wasserfälle, die man passiren muß, mühevoll und gefährlich. Obgleich die Mündung des Tieté nur fünf und vierzig Legoas in gerader Linie von Porto Feliz entfernt seyn dürfte, so schlagen doch die Schiffer den Weg, welchen sie zu machen haben, auf hundert und dreißig Legoas an. Der Fluß ist voll heftiger Strömungen, Klippen und Wasserfällen, von denen dreizehn nur dann passirt werden können, wenn die Hälfte der Last ausgeschifft worden ist. Die Wasserfälle Avanhandávussú und Itapuré, letzterer nur sieben Legoas oberhalb der Einmündung des Tieté in den Paraná, sind noch viel gefährlicher; der Strom stürzt in beiden dreißig Schuh tief herab, und nöthigt daher, das Canot gänzlich auszuladen und zu Land weiter zu transportiren. Wenn die Reisenden in den Paraná gelangen, so führt sie dieser, dessen großer Wasserfall, Urubú-Punga, drei Meilen nördlicher liegt, sobald die gefährliche Strömung von Jupiá überstanden ist, ohne Gefahr abwärts bis zu der Einmündung des Rio pardo, die man gewöhnlich am fünften Tage erreicht. Der Paraná wälzt seine ungeheure Wassermasse in einem breiten Bette langsam und majestätisch dahin, und soll sogar hier schon fast eine halbe Legoa breit seyn. Die Schiffahrt auf demselben ist angenehm, jedoch gefährlich, wenn sich ein heftiger Wind erhebt, wodurch furchtbar hohe Wellen gegen die niedrigen Boote geworfen werden. Sein östliches Ufer ist gewöhnlich erhaben, das westliche niedrig, und beide sind vom weißem Sande und mit Waldungen bedeckt. Letztere hören auf, sobald die Reisenden diesen Hauptstrom verlassen und den Rio Pardo aufwärts fahren, der mit großem Ungestüme und starkem Falle, von zwei

und dreißig Wasserstürzen unterbrochen, durch ein weitläufiges, mit Grase bewachsenes Land herabkommt. Die Fahrt auf diesem Flusse ist äußerst mühselig, so daß die Expedition nicht selten zwei Monate braucht, um die achtzig Legoas seines Laufes zurückzulegen. In dem Hafen von Sangue-xuga werden die Boote ausgeladen und auf vierrädrigen Karren mittelst Stieren zwei und eine halbe Meile weit nach dem Hafen Camapuão hinübergeschleppt. Hier treffen die Reisenden die erste Niederlassung von Menschen in diesem Sertão an, in welcher sie die nöthigen Lebensmittel, als Mais, Speck, Bohnen und getrocknetes Salzfleisch, einhandeln können. Die Fazenda von Camapuão liegt etwa gerade auf der Hälfte dieser beschwerlichen und einsamen Reise, und ist oft ein Zufluchtsort für die Equipage, welche nicht selten insgesammt von den anhaltenden Strapazen und dem feuchten nebligen Klima der durchreisten Gegenden an bösartigen Wechselfiebern erkrankt. Die Regierung hat hieher auch ein Detaschement Soldaten gelegt, welches die Fazenda gegen die Einfälle der benachbarten Cajapós schützen und den Reisenden bei dem Transporte über den Isthmus Hülfe leisten soll. Von dieser Fazenda aus fährt man auf dem seichten Flüßchen Camapuão mit halber Last abwärts, bis man in den tieferen Rio Cochim kommt. Auf letzterem, welcher sich zwischen einem Bette von steilen Klippen und Felsen hindurchwindet, haben die Reisenden abermals zwei und zwanzig Strömungen und Fälle zu bestehen, von denen einige das gänzliche Ausladen des Bootes, andere die Erleichterung um die Hälfte nöthig machen. Aus dem Cochim gelangt man in den Tacoary, einen bedeutenden Fluß, der gewöhnlich siebenzig Klafter Breite und nur zwei Fälle hat, von denen der untere, Belliago, der letzte von den hundert und dreizehn ist, auf welche die Schiffer von Porto Feliz bis Cujabá stoßen. Dieser Fluß kommt unter beständigen Windungen zwischen anmuthigen Grasfluren in die Niederungen gegen den Paraguay hinab, und ergießt sich mit vielen Mündungen in diesen Hauptstrom. Früher wurde er sehr häufig von den amphibischen Payaqoás-Indiern heimgesucht, die aus dem untern Paraguay heraufkamen, um die Reisenden zu überfallen. Um dergleichen Anfällen sicheren Widerstand zu leisten, pflegen daher alle Canoen, die die Reise gleichzeitig machen, in dem Hafen von Pouzo alegre sich zu versammeln, und solche unter der Leitung eines aus ihrer Mitte gewählten Admirals fortzusetzen. Alle Reisenden stimmen in dem Lobe dieser Gegen-

den zusammen, in welchen man durch eine Fülle neuer und merkwürdiger Gegenstände überrascht werden soll. Den Erzählungen zufolge sind die Inseln und Ufer des Flusses mit einer unzählbaren Menge von Vögeln bevölkert; die Masse der Fische, welche, aus dem Paraguay heraufkommend, den Fluß bewohnen, ist unglaublich; seltsame Formen von Palmen stehen am Ufer und wechseln mit einer lieblichen Vegetation aromatischer Gräser und Gebüsche ab. Noch fremdartiger und schöner wird die Scene geschildert, wenn die Reisenden in die Canäle zwischen den Pantanaës selbst gekommen sind; Tausende von Enten und Wasserhühnern erheben sich vor den Schiffenden in die Luft; ungeheure Störche ziehen durch die unübersehbaren Sümpfe und theilen die Herrschaft über das Gewässer mit den furchtbaren Crocodilen; stundenlang fährt man zwischen dichten Feldern von Reis, der sich hier von selbst angebaut hat, dahin, und wird so in dieser einsamen, nur selten durch ein Canot fischender Guaycurús belebten Gegend gleichsam an europäische Pflanzung und Cultur erinnert. Der Wechsel und die Großartigkeit der Umgebung verkündigen die Nähe eines großen Stromes, und nach vier bis fünf Tagereisen erreichen die Schiffenden den Paraguay, welcher hier selbst in der trockenen Jahreszeit die Breite von fast einer Seemeile hat, während der Regen aber die Pantanaës überfluthet und zu einem ausgedehnten Landsee von mehr als hundert Quadratmeilen anschwellt. Die Schiffahrt ist hier, obgleich stromaufwärts, dennoch leicht, und meistentheils wird der Weg bis zur Einmündung des Rio de S. Lourenzo oder dos Porrudos in acht Tagen zurückgelegt; von ihm gelangt man endlich in den Rio Cujabá, auf welchem man bis zur Villa de Cujabá in zehn Tagen hinauffährt. Die ganze Reise dauert vier bis fünf Monate. Uebrigens ist die Villa de Cujabá, welche wegen ihres gesünderen Klima die Villa bella, jetzt Cidade de Matto-Grosso, an Volksmenge und Wohlhabenheit übertrifft, und vom Gouverneur für die Hälfte des Jahres zur Residenz gewählt wird, der Hauptort der Provinz für den Handel zu Lande sowohl als auf den Flüssen.

Die Indierhorden, welche anfänglich die Reisenden auf den Strömen überfielen, haben sich nun meisstentheils in entferntere Gegenden zurückgezogen, oder friedlichere Gesinnungen angenommen und kommen nur von Zeit zu Zeit an den Fluß, um mit den Vorüberschiffenden Handel zu treiben. Sie bieten gegen die

europäischen Tauschartikel Honig, Wachs, Copal und die Früchte mehrerer Palmenarten an. Die Cayapós, auch Caipós sind die mächtigste Nation in der Provinz von Goyaz. Sie haben die Einöden zwischen dem westlichen Ufer des Paraná und dem Paraguay und um die Quellen und höheren Confluenten des Araguaya inne, und dehnen bisweilen ihre Wanderungen noch weiter nach Norden und Süden aus. Die Guaycurús oder Quaicurús bewohnen die größtentheils offenen und mit Gras bedeckten Ebenen an beiden Ufern des Paraguay. Sie machen die zahlreichste und mächtigste Nation in Matto-Grosso aus, und sind allen ihren Nachbarn furchtbar. Ihre häufigen Kriege haben vorzüglich die Gefangennehmung der Feinde zum Zwecke, die sie als Sclaven mit sich fortführen und in harter Knechtschaft erhalten. Vielleicht findet man bey keinem Stamme der südamerikanischen Indier die Verhältnisse der Sclaverei so sehr ausgesprochen als bei ihnen. Gefangenschaft und Geburt sind die beiden Ursachen, welche zur Sclaverei verurtheilen. Beides bedingt einen gewissen Kastenunterschied, den sie mit großer Strenge unterhalten. Der Sclave oder dessen Abkömmling kann niemals ein Ehebündniß mit einem Freien eingehen, weil er es durch diese Vereinigung entbehren würde. Er ist zu häuslichen Verrichtungen verurtheilt, und darf an den Kriegen der Herren nicht Theil nehmen. Es soll bei den Guaycurús keine Mittel geben, durch welche die Sclaven derselben zur Freiheit zurückkehren können. Das große Uebergewicht dieser Nation über ihre meisten Nachbarn hat viele der letzten vermocht, sich freiwillig in die Leibeigenschaft derselben zu begeben. So findet man bei ihnen Indier von den Nationen der Goaxís, Guanás, Guatós, Gayvábas, Bororós, Coroás, Cayapós, Xiquitós und Xamococós, denn mit allen Stämmen sind sie in beständigem Zwist und besiegen sie fast immer, weil ihnen auch der Besitz der Pferde eine große Uebermacht verleiht. Früher erstreckten sich ihre Menschenräubereien nur auf die Jugend ihrer Feinde, indem sie alle Erwachsenen niedermetzelten, nun aber mildern sich ihre Sitten in dieser Beziehung. Cannibalismus jedoch war ihnen stets fremd, und der größte Theil des Stammes, welcher längs dem östlichen Ufer des Paraguay wohnt, ist seit dem Jahre 1791 Bundsgenosse der Portugiesen, um deren Freundschaft er sich durch eine Gesandtschaft bewarb, und die ihm auch durch schriftliche Verträge zugesichert wurde. Doch gilt dieses nicht von der ganzen Nation, denn diejenigen der Guaycurús-Indier, welche die weitläufigen unbekann-

ten Länder westlich von diesem Fluß inne haben, stehen in gar keinem Verkehr mit den Portugiesen. Man unterscheidet unter den wilden Guaycurús mehrere Zünfte, als die Lingoás, die Campás und die Xiriquanhos, von welchen letzteren sogar die Spanier der Provinz S. Cruz de la Sierra bisweilen feindlich heimgesucht werden. Sie bedienen sich des Bogens und der Pfeile, einer Keule von zwei bis drey Fuß Länge und einer Lanze von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge, welche sie mit einer eisernen Spitze bewaffnen. Ihre Heerzüge unternehmen sie fast immer zu Pferde, welches sie statt des Zaumes mit einer einfachen, aus den Fäden von Ananasblättern bereiteten Schnur leiten. Sie tragen eine Binde um den Leib, welche ihnen auf der rechten Seite die Keule, auf der linken das Waldmesser festhält, und durch deren feste Zusammengürtung sie sich, wie viele andere Indierstämme, gegen die Sensation des Hungers, der bei solchen Zügen nicht selten eintritt, verwahren. Das Pferd leiten sie mit der linken Hand und in der rechten führen sie Bogen und Pfeil oder die Lanze. In ihren Kriegen mit anderen Indiern und mit den Paulisten, die ihnen zu Lande begegnen, sollen sie die Gewohnheit gehabt haben, große Heerden von wilden Pferden und Ochsen zusammenzutreiben und auf die Feinde zu jagen, durch welchen Angriff diese in Unordnung gebracht, ihnen selbst weniger Widerstand leisten konnten. Der Gebrauch der Pferde ist bei diesen Indianern so alt, als die Europäer mit ihnen bekannt sind. Des beständigen Umgangs mit Pferden ungeachtet sind sie doch nicht sehr gute Reiter und wagen die wilden Thiere nur im Wasser zu zähmen und abzurichten, wo sie von den Bewegungen derselben und vom Falle weniger zu fürchten haben. Jagd, Fischerei und das Aufsuchen der Früchte im Walde ist neben dem Kriege die Hauptbeschäftigung der Männer. Die Weiber übernehmen die Bereitung der Farinha aus den Wurzeln der Mandioccapflanzen, welche die in Aldeas wohnenden selbst zu bauen angefangen haben, und die Verfertigung von Baumwollenzeugen, Töpfergeschirr und anderem Hausgeräthe. Ihre Flechtarbeit aus Fäden, welche sie besonders von einigen Arten von Palmen bereiten, soll an Zierlichkeit und Stärke die der meisten Indianer übertreffen. Wahrscheinlich in Folge der europäischen Cultur, welche auch auf diesen Stamm schon mannichfaltigen Einfluß gehabt, gehen die Weiber mit einer Schürze und einem großen viereckigen Stück gestreiften Baumwollenzeuges, welches sie als Mantel um sich werfen, gekleidet. Die Männer dagegen sind ganz nackt, die oben genannte schmale Binde um die

Lenden von gefärbter Baumwolle, die oft mit Glasperlen geziert ist, ausgenommen. Gesicht, oft auch Hals und Brust der erwachsenen Guaycurús sind mit rautenförmigen Tatouirungen verunstaltet; in der Unterlippe tragen sie ein mehrere Zoll langes Stück Rohr. Die Haare an der Schläfegegend und von da rings um den Kopf pflegen sie sich wie die Franciscaner abzuscheeren. Auch bei ihnen stehen Pavés, welche man bei allen brasilianischen Indier-Stämmen findet, und die sich in ihrer Sprache Uinägenetó nennen, in großem Ansehen. Letztere sind Aerzte, Wahrsager und Beschwörer des bösen Principes, das sie mit dem Worte Naninigogigó bezeichnen. Ihre Curen der Kranken sind sehr einfach, und bestehen größtentheils im Anrauchen oder im Aussaugen der schmerzhaften Theile, worauf der Payé den Speichel in eine Grube spuckt, gleichsam als wolle er das ausgesogene böse Princip der Erde wiedergeben und in ihr begraben. Unter andern weichen die Guaycurús darin von den meisten Indiern des südlichen Americas ab, daß sie ihre Todten nicht einzeln an dem Wohnplatze eines Jeden, sondern an gemeinschaftlichen Grabstätten beerdigen. Die Nachrichten von der Zahl dieses Volksstammes sind größtentheils übertrieben. Es ist gewiß, daß gegenwärtig ihre ganze Nation nicht mehr als höchstens zwölftausend Köpfe zählt.

Auf dem Heimwege von Porto Feliz nach Ypanema fanden wir einen sumpfigen Waldgrund, ganz dicht mit Canna indica bewachsen, eine angenehme Entdeckung, weil sie uns allen Zweifel über das ursprüngliche Vaterland dieser so allgemein verbreiteten Zierpflanze benahm In allen diesen niedrigen Waldungen bemerkt man häufig eine schöne schwarze Krähe mit purpurrothem Halse und drei Arten himmelblau und weiß gefärbter Elstern; dagegen werden die Papageien, so wie die Affen in dieser Breite seltener, was besonders in der verhältnißmäßig geringeren Wärme des Klimas seinen Grund haben mag. Von den Gegenden am Rio Ypanema aus erstrecken sich die Grasfluren, nur durch wenige Waldung unterbrochen, südlich bis nach Curitiba und in die Capitanie v. S. Pedro, welche ebenfalls ähnliche Verhältnisse des Bodens, der Erhebung über das Meer und der Vegetation darbietet, und zu einer gleichen ökonomischen Benützung auffordert. In diesem ganzen ausgedehnten Theile Südamerica's befolgt man daher im Allgemeinen dasselbe System der Landwirthschaft, welches Azara als in den Pampas von Buenos-Ayres üblich geschildert hat.

Viehzucht ist die wichtigste Beschäftigung der Einwohner. Jeder Fazendeiro besitzt nach der Ausdehnung seiner Fazenda mehrere hundert bis zweitausend, ja bis vierzigtausend Stücke Rindvieh, welche alle frei auf der Weide herumlaufen. Auf ein Besitzthum von zwei Quadratmeilen guter Weide rechnet man gewöhnlich drei- bis viertausend Stücke. Außer jener Anzahl von wildem Rindviehe hält der Fazendeiro noch so viele gezähmte Zugstiere und Kühe, als er zu Lastfuhren und zur Erhaltung der nöthigen Milch, die zum Theile zu Käse verwendet wird, braucht. Die Pflege der wilden Heerde verlangt nur wenige Geschäfte; sie bestehen in dem Aufbrennen des Zeichens des Besitzers (Ferrar), dem Verschneiden der Stiere und dem Einfangen der zum Schlachten bestimmten Thiere. Vier oder sechs Knechte (Piões) unter der Leitung eines Oberhirten (Vacqueiro) verrichten alle diese Dienste; sie halten die Heerden ab, damit sie sich aus dem Revier nicht verlaufen, und beschützen sie gegen Angriffe der Onzen, Wölfe und wilden Hunde. Diese Leute sind fast immer zu Pferde, da ihr Dienst sie zwingt, oft in einem Tage mehr als zwanzig Meilen zurückzulegen. Jedes Jahr treibt man die gesammte Heerde einige Male in einen hochgelegenen, bisweilen eingehegten Platz zusammen. Bei dieser Gelegenheit wird den einjährigen Thieren, deren man bei einem Viehstande von fünf- bis sechstausend jährlich eintausend rechnet, die Marke des Eigenthümers am Hinterschenkel eingebrannt, die zweijährigen werden auf eine ziemlich rohe und gewaltsame Weise verschnitten, und die vier- und mehrjährigen zum Schlachten auserlesen. Das Einfangen der letzteren, eine mühselige und oft gefährliche Arbeit, geschieht, wie in den Pampas von Buenos-Ayres, mittelst langer lederner Schlingen, welche die Piões mit unglaublicher Geschicklichkeit handhaben. Das zahme Rindvieh wird in der Nähe der Fazenda gehalten, bei Tage frei auf die Weide gelassen, und nur während der Nacht in eine Verzäunung (Curral) eingesperrt. Man zieht das Fleisch des zahmen Viehes, welches wegen seiner ungestörten und ruhigeren Lebensart schneller und bei wenigem Futter fetter wird, dem des wilden vor. Die Milch desselben ist bei der Güte der Weide vortrefflich; eine Kuh liefert aber nur ein Drittheil der Quantität, welche gute europäische Milchkühe geben. Die Haut ist immer der kostbarste Theil des Schlachtviehes; sie wird abgezogen, am Boden mittelst kurzer Pflöcke ausgespannt, gelinde eingesalzen und an der Sonne getrocknet. Das Fleisch in dünne Streifen zerschnitten, mit Salz eingerieben und an der Luft getrocknet,

ist ein wichtiger Handelsartikel in den Häfen von S. Paul und Rio grande do Sul nach den Städten im Norden, vorzüglich nach Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco und Maranhão, wo es unter dem Namen der Carne seca do Sertão, Passoca oder Carne charqueda einen wesentlichen Theil der Nahrung aller Brasilianer, besonders der Negersclaven, ausmacht.

Neben der Rindviehzucht beschäftigt auch die von Pferden und Maulthieren mehrere Landwirthe in der Capitanie von S. Paulo, wird jedoch in Rio grande do Sul bei weitem mehr ins Große getrieben; denn man darf annehmen, daß von dort jährlich vierzig- bis fünfzigtausend Pferde und Maulthiere nach dem Norden von Brasilien ausgeführt werden. Die Pferde von S. Paulo sind von mittlerer Größe, schlankem Bau, erlangen, wenn sie mit Sorgfalt gepflegt werden, eine feine und angenehme Haltung, und werden vortreffliche Renner. Während unserer Anwesenheit kam ein Pferdehändler aus Curitiba nach Ypanema, aus dessen Heerde täglich mehrere Pferde gefangen und nach Landessitte gezähmt wurden. Gewöhnlich laufen zwanzig bis dreißig solcher ungezähmter Thiere zusammen, und trennen sich fast nie von einander. Es dauerte einige Stunden, bis die Piões einen Rudel in einen Winkel treiben und mittelst Schlingen einige aus den übrigen Haufen herausfangen konnten. Die gefangenen Thiere suchten nun, bald zitternd vor Furcht, bald voll brausender Wuth, durch die seltsamsten Verdrehungen und die ausgelassensten Sprünge gegen die Bereiter sich zu vertheidigen. Gelingt es diesen endlich, ein Thier bei den Ohren und Lippen mit Zangen festzuhalten, ihm einen Kappzaum anzulegen, und ihm auf den Rücken statt des Sattels ein Schafffell zu befestigen, so schwingt sich Einer der Piões hinauf und sucht die Halsstarrigkeit des Pferdes durch die Knute zu bezwingen. Nach vielen widerspenstigen Bewegungen und Sprüngen wird das Thier so weit gebracht, daß es mit seinem Reiter wie im Koller davon rennt, und erst nach einem langen Laufe ermüdet der Gewalt des Zaumes einigermaßen gehorcht. Nach dieser Demüthigung bleibt es traurig mit gehängtem Kopfe stehen, wobei alle übrige sich von ihm absondern. Am folgenden Tage wird dasselbe Manöver wiederholt; nach wenigen ähnlichen ist das Pferd gezähmt und zum Reiten tauglich. Die gemeinen Paulisten und vorzüglich die Piões bedienen sich eines sehr kleinen flachen Sattels von Holz, der oft nicht einmal mit Leder überzogen ist (Sellina); ihre Steigbiegel sind so klein, daß

sie nur die große Zehe aufnehmen können. Die Spornen werden an der nackten Ferse befestigt. Ueberdies besteht die Kleidung des Piâo aus einer kurzen Jacke (Gibâo), engen Beinkleidern (Perneiras) und einem tellerförmigen, mit einem Riemen am Halse befestigten Hut, sämmtlich von braunem Leder aus Hirsch- oder Capivarahäuten, und schützt ihn sehr zweckmäßig gegen die Dornenhecken, welche er bei Verfolgung der Thiere durchbrechen muß. Die Pferde werden eben so wie das Rindvieh von Zeit zu Zeit zusammengetrieben, theils um den Pächtern der Zehnten den jährlichen Zuwachs der Heerde darzuthun, theils um die Thiere im ersten Jahre mit der Marke des Besitzers zu bezeichnen, und die im zweiten zu verschneiden. Die wilden Pferde sind am häufigsten von brauner, am seltensten von weißer oder getigerter Farbe, und verrathen im Allgemeinen durch den unverhältnißmäßig kleinen und dicken Kopf und durch die mittelmäßige Statur ihre aussereuropäische Abart. Die körperliche Beschaffenheit der Maulthiere ist hier zu Lande schöner als die der Pferde; gewöhnlich kommen sie an Größe unseren europäischen Pferden gleich; von Farbe sind sie schwarz, braun, fahl oder auch zebraartig gebändert. Sie haben besonders auf langen Reisen den Vorzug vor den Pferden, weil sie Hunger und Durst leichter erdulden, und größere Lasten, im Durchschnitte acht Arroben, mit mehr Sicherheit tragen.

Die Mandioccawurzel gedeiht in dem schweren, thonigen und kältern Boden der mit Waldung bedeckten Niederung nicht vorzüglich gut, und fault leicht; der Mais dagegen trägt fast überall reichlich große und mehlreiche Körner. Eine Frucht, der das Erdreich und Klima hier besonders zusagen, ist die Ananas; sie stehen oft wild in ausgedehnten Strecken beisammen, und erlangen in eigenen Anpflanzungen zunächst den Fazendas eine ausgezeichnete Größe und einen vortrefflichen Geschmack. Häufig werden sie frisch oder in Zucker eingemacht als Nachtisch auf die Tafel gesetzt, und sogar ein sehr angenehmer und gesunder Wein aus ihnen bereitet. Auch aus den Früchten der Jabuticaba, welche aus den Wäldern am Tieté und am Paraiba in die Gärten der Ansiedler verpflanzt wurde, und unter die besten Früchte des Landes gehört, wird ein angenehmer leichter Wein gekeltert. Unser Wirth rühmte sich in der Kunst sehr erfahren zu seyn, americanischen Wein zu machen, auch ward das Mahl gewöhnlich unter dem Klange mit vaterländischem Sect gefüllter Becher beschlossen.

Außer allen Gliedern der patriarchalisch-glücklichen Familie des Hauses nahm an dem Mahle auch jeder Nachbar oder befreundete Fremde Theil, den sein Weg vorbeiführte. Auf der Tafel erschienen einfache, aber reichliche Schüsseln mit gesottenem Rind- oder Schweinefleisch, ein Braten von der Paca, Cutia, dem Tajassú oder Tatú, welchen die Söhne des Hauses aus den Wäldern heimgebracht hatten, hierauf die beliebte Canjica, endlich eine Menge in Zucker eingemachte Früchte, die in Europa Gegenstand des höchsten Luxus gewesen wären. In der frohen Gesellschaft erhob sich zuletzt nicht selten ein Gast, um durch einige Verse aus dem Stegreif Jemanden, besonders den Frauen ein Compliment zu machen, und die ganze Gesellschaft ergoß sich dann, ohne Metrum und Assonanz zu prüfen, in das Lob des Dichters wie derer, die er durch seine zierliche Anrede gefeiert hatte.

Die Witterung war während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes in Ypanema günstiger für unsere Beschäftigungen, als wir es erwarten durften. Zwar regnete es fast an jeden Tag, jedoch hielt der Regenguß nur wenige Minuten mit Heftigkeit an. Die Luft war auffallend trockener als in S. Paulo. Diese Erscheinung erklärten wir zum Theile durch den herrschenden Landwind, welcher sich an der nach Landessitte vor dem Hause errichteten Signalfahne als S. W. zeigte. Einige Tage waren auch sehr schwül, besonders diejenigen, wo es erst Abends beim Donnerwetter zu regnen anfing. Die Pflanzenwelt begann, durch Regen verjüngt, allmälig hervorzutreten, besonders fingen die Bäume der Campos an, sich mit Blumen zu bedecken. Von Thieren war in dieser Jahrszeit verhältnißmäßig noch wenig zu finden. Von Affen sahen wir nur den braunen Brüllaffen, außerdem von Säugethieren die Capivara, das Aguti, das kleine Tajassú, den Papanel und das Waldreh; von Vögeln fast gar keine Papagien, aber großschnablige Tukane und mehrere Arten von rothhalsigen und blauen Raben, von Insecten besonders viele große Dungkäfer, die tief unter der Erde leben. Von hier aus nach Norden fortschreitend, drang sich uns die Bemerkung auf, daß die Mannichfaltigkeit im Thier- wie im Pflanzenreiche gegen den Aequator hin zunehme. Bevor wir aber von hier abreisten, sendeten wir alles, was bis jetzt an Naturalien gesammelt war, in Kisten über S. Paulo und Santos nach Rio de Janeiro, und verließen am 10. Januar 1818 das schön gelegene Ypanema, unseren gastfreien Wirth und die schwedischen Landsleute.

Reise von S. João Ypanema nach Villa Rica.

Der Plan unserer weiteren Reise ging dahin, Villa Rica mit Ausgang der Regenzeit zu erreichen und dann während der trockenen Jahreszeit den Sertão von Minas Geraës zu durchstreifen. Der Weg führt zunächst nach Ytú; wir besuchten aber vorher nochmals die Villa de Sorocaba, wo der Capitão mór ein Haus für uns schon in Bereitschaft gesetzt hatte, weil er hoffte, daß wir auch hier einige Wochen mit Ausübung ärztlicher Praxis hinbringen würden. Wir konnten jedoch seine Einladung nicht annehmen, obgleich unsere Gegenwart dem Orte jetzt um so wichtiger war, als der einzige Chirurg krank darnieder lag. Man führte uns zu diesem Patienten; er war ein Mulatte, ein düsterer Hypochondrist, der durch wenige magnetische Manipulationen in allgemeine krampfhafte Zuckungen und darauf in Schlaf versetzt wurde. Wir beschäftigten uns sogleich mit dem Ankaufe der noch mangelnden Maulthiere.

Die Villa de Ytú, der Hauptort der Comarca gleichen Namens und Sitz eines Ouvidors, den wir schon in Ypanema kennen gelernt hatten, liegt am Fuße einer hügeligen und freundlichen Gegend, und hat mehrere Reihen kleiner, regelmäßig gebauter Häuser.

Von Ytú geht man nordwestlich längs schönen dichten Wäldern hin und erfreut sich einer angenehmen Aussicht in das Thal des Tieté, welches schon ganz von Urwaldung gereinigt und mit Zuckerrohr, Bohnen, Mais u. s. w. bepflanzt ist. Auch der Weinstock geräth hier. Wir passirten eine Viertelstunde von Ytú auf einer hölzernen Brücke den Tieté, der nicht viel weiter abwärts seinen ersten bedeutenden Fall macht. Darauf erhob sich der Weg in das Gebirge. Große losgerissene und vom Wasser abgerundete Felsenmassen lagen am Wege und durch den Wald zerstreut. Je höher wir stiegen, desto unfreundlicher und düsterer ward die Gegend. Wir befanden uns eben in dem wildesten und

einsamsten Theile des Gebirges, als mehrere Gewitter hereinbrachen, welche der Wind mit solchem Ungestüm zusammentrieb, daß sie einem schauervollen Sturme glichen. Durchnäßt und ermattet erreichten wir mit Einbruch der Nacht einige armselige Hütten, Jacaré genannt, mitten auf einer wilden, bebuschten Ebene. Mit der Menschenleerheit und Wildheit der Gegend schienen sich auch die Beschwerlichkeiten der Reise zu vermehren. Am andern Morgen fand sich, daß mehrere Lastthiere, obgleich sie mit Schlingen an einander gebunden worden waren, sich von der Weide verlaufen hatten; als man sie endlich entdeckte, fehlte der Arieiro, welchen wir von Rio de Janeiro mitgenommen hatten. Er hatte sich, der Beschwerlichkeiten einer solchen Reise müde, davon geschlichen, und was er von Werth finden konnte, mit sich genommen. In dieser mißlichen Lage blieb uns nichts übrig, als die nöthigsten Arbeiten der Tropeiros selbst zu übernehmen und in Begleitung der übrigen Treiber weiter zu gehen. Nach fünf Legoas Weges gelangten wir zu den Flecken Jundiahy, durchnäßt vom Regen, der während unseres Zuges durch das waldige Gebirge gar nicht aufgehört hatte.

Die Villa de Jundiahy, ein kleines Oertchen auf einem niedrigen Hügel, ist nur durch ihre für den Binnenhandel günstige Lage von Wichtigkeit.

Der Thätigkeit des Capitão mór von Jundiahy verdankten wir die Auffindung eines neuen Arieiro, der die Tragsättel sogleich ausbesserte, und uns noch am Abende des folgenden Tages auf der Straße nach Minas zwei Legoas vorwärts führte. Der Weg erhebt sich aus einer sumpfigen, mit dichtem Gebüsche besetzten Gegend allmälig aufwärts. Weiter gegen Norden gelangt man auf eine ausgedehnte Gebirgsebene. Nahe an dem ärmlichen Flecken S. João de Atibaya erweitert sich die Gegend.

Nach zwei kurzen Tagreisen von Atibaya erreichten wir die Grenze der Capitanie von S. Paul, auf welcher am Fuße des Gebirges ein Zollhaus (Registo) errichtet ist, wo die Pässe der Reisenden visirt, die königlichen Eingangszölle von Waaren und Sclaven erhoben, und gegen den Unterschleif mit Goldstaub und Diamanten Wachen gehalten werden. Man begegnete uns hier sehr artig und erbot sich, die Empfehlung der Portaria berücksichtigend, zu jedem Dienste. Wie überall in Brasilien pflegt

man auch hier die Pässe der Reisenden nicht zu visiren, wenn sie, wie die unsrigen einen Specialbefehl des Königs enthalten, eine dem Reisenden vortheilhafte Gewohnheit, weil sie ihm die Wahl und die beliebige Abänderung der Reiseroute gestattet. Nachdem wir den Morro grande auf einem gefährlichen Wege passirt hatten, kamen wir in einem Flurgrunde am Fuße der Fortsetzung des Lopo-Gebirges, welches sich hier in vier Hügeln malerisch erhebt, auf die erste Ortschaft von Minas Geraës, das Arrayal do Camanducaya. Die wenigen Bewohner eilten uns sogleich entgegen, begnügten sich aber, uns anzugaffen und durch unnütze Fragen die Zeit zu rauben. In dem großen Rancho, welchen wir hier zuerst, nach der Landessitte von Minas, antrafen, glaubten wir von den Strapazen der Reise ausruhen zu können, fanden uns aber sehr getäuscht, indem wir, eben im Begriffe uns der nächtlichen Ruhe zu überlassen, von einer so ungeheuren Anzahl von Flöhen überfallen wurden, daß sie in Europa als eine Naturmerkwürdigkeit angesehen worden wären.

Nördlich von Camanducaya gelangten wir über Rosetta und Campiuh von neuem zwischen abgerissene Gebirgsreihen. Die häufigen Waldbäche waren weit aus ihren Ufern getreten, die Straße von ihnen ausgewühlt, die Brücken weggerissen, die Niederungen nicht selten in schnell entstandene Seen verwandelt. Wer niemals außer Europa ähnliche Kämpfe mit Wetter und Wegen und dabei die Sorge für den Transport wichtiger Gegenstände zu bestehen hatte, kann sich schwerlich einen Begriff von den Strapazen einer solchen Reise machen. Vom Morgen bis zum Abend Strömen von Regen ausgesetzt, mußten wir die Leitung des Truppes, der in den grundlosen Wegen kaum fortkommen konnte, zu unserem einzigen Geschäfte machen; die ausgetretenen Waldströme, welche sich unserem Marsch entgegensetzten, mußten durchwadet oder durchschwommen werden. Fanden wir endlich am Abend einen offenen Hangard oder eine baufällige Hütte, so mußte der größte Theil der Nacht dazu verwendet werden, die durchnäßten Kleider zu trocknen, die Sammlungen aus den Kisten hervorzuziehen und von neuem der Luft auszusetzen. Oft war uns selbst die behagliche Ruhe am Feuer nicht vergönnt, denn das durchnäßte Holz verbreitete mehr Rauch als Flamme. Nur wenige armselige Hütten, meistens von Mulatten bewohnt, trafen wir in dieser düsteren Wildniß, und außer etwas Milch und schwarzen Bohnen war an keine weitere Nahrung zu denken.

Für die Einwohner der Gegend jedoch schien gerade in dieser ungünstigen Witterung, vor deren Eintritte immer schon die Aussaat oder Anpflanzung vorgenommen worden, und durch welche sie auch von Verrichtungen außer dem Hause, von Jagd und Reisen abgehalten sind, eine Aufforderung zu häuslichen Festen zu liegen. Der Brasilianer ist von lebendiger und genußliebender Gemüthsart. Fast überall, wo wir am Abende anlangten, schallte uns der schwirrende Ton der Guitarre (Viola) entgegen, zu dessen Begleitung man sang oder tanzte. In Estiva, einem einsamen Meierhofe, mit herrlichen weiten Campos und in der Ferne ringsum mit frei stehenden Gebirgen umgeben, waren die Bewohner im Tanze der Baducca begriffen; kaum hatten sie die Ankunft fremder Reisenden vernommen, so luden sie uns ein, Zeuge ihres Festes zu seyn. Die Baducca wird von einem einzigen Tänzer und einer Tänzerin aufgeführt, welche unter Schnalzen mit dem Daumen, bald gegen einander, bald von einander tanzen. Den Hauptreiz dieses Tanzes machen für die Brasilianer Rotationen aus, in denen sie es fast so weit bringen, als die ostindischen Gaukler. Er dauert, unter den monotonen Accorden der Guitarre, oft mehrere Stunden lang ununterbrochen oder nur mit improvisirtem Gesang oder mit Volksliedern, deren Inhalt seiner Rohheit entspricht, abwechselnd fort. Bisweilen erscheinen auch die Tänzer in weiblicher Kleidung. Er scheint äthiopischen Ursprungs und von Negersclaven nach Brasilien verpflanzt zu seyn, wo er, wie viele andere Gewohnheiten der letzteren, Wurzel gefaßt hat.

Unter anhaltendem Regen und in dichte Nebel gehüllt konnten wir am folgenden Tage nur vier Legoas auf der grundlosen Straße zurücklegen, und mußten uns glücklich schätzen, mit Einbruch der Nacht einen verlassenen Weiler zu beziehen, von dem wir nach Vertreibung der Fledermäuse Besitz nahmen. Weiter vorwärts zu gehen hielt unser Führer für gefährlich, weil der Fluß Mandú durch den Regen so sehr angeschwollen war, daß seine Passage nur bei Tage bewerkstelligt werden konnte. Die Umgebung unseres Nachtquartiers zeigte, obgleich verwildert, noch Spuren eines ehemaligen Anbaues. Als wir am folgenden Morgen über mehrere angeschwollene Waldbäche in das Thal des Rio Mandú herabkamen, fanden wir den sonst beträchtlichen Fluß über eine Viertelstunde breit aus seinen Ufern getreten, und ganze

Bäume und Inseln von Gesträuchen in seinen trüben Gewässern fortwälzend. Nach langwierigem Rufen erschien endlich ein kleiner, von zwei Mulatten geführter Nachen, der nicht den sechsten Theil unserer Bagage aufnehmen konnte. Wir selbst ritten mit großer Gefahr noch eine Viertelstunde durch die überschwemmten und nicht selten durchlöcherten Wiesen und ließen die Lastthiere so lange uns nachtreiben, bis wir an der aus dem Wasser hervorragenden Stelle anlangten, bei welcher uns jenes Boot erwartete, und wo sowohl Menschen als Gepäck nach und nach eingeschifft werden sollten. Die Lastthiere wurden nun alle an einem langen Stricke hintereinander befestigt in dem Fluß getrieben, und folgten schwimmend dem Nachen, dessen Führer sie durch anhaltendes Zurufen aufzumuntern suchten. Glücklich gelangte Alles ans andere Ufer, und wir hat en bald auch die Beruhigung, die Bagage unbeschadet nach und nach ankommen zu sehen. Wir wünschen uns jetzt um so mehr Glück, der Gefahr entronnen zu seyn, da wir gleich bei unserer Ankunft erfuhren, daß gestern ein übersetzender Trupp einige Thiere verloren habe.

Das Dorf Mandú, in einer niedrigen und größtentheils mit Wald bedeckten Gegend, war vor fünf und zwanzig Jahren von einem Capitão angelegt worden, weil der Ort für den Handel von Taubaté und Quarantinguetá nach Minas günstig liegt. Nördlich von Mandú hatten wir am folgenden Tage ähnliche Passagen zu bestehen, die der Austritt des Rio Servo verursachte. Die waldigen Gründe waren vier bis sechs Fuß unter Wasser gesetzt, und der gleichfalls überschwemmte W g zu tiefen Löchern ausgehöhlt. Da jedes Thier einzeln hindurch geführt werden mußte, so konnten wir an diesem Tage nicht mehr als drei Legoas bis zu dem anmuthigen Hügel, auf welchem der Ort S. Vincente mit einigen Häusern liegt, zurücklegen. Von jetzt an stellte sich eine andere Plage ein, nämlich die der Carabatos (Acarus), eines ekelhaften, plattgedrückten, bräunlichen Insectes mit spitzigem Saugrüssel, von dem es mehrere Arten, ganz kleine von der Größe einer Nadelspitze und größere giebt; letztere erhalten beim Saugen an Pferden und Hornvieh öfters die Größe einer halben Hasselnuß. Gewöhnlich hängen sie unsichtbar zu Tausenden an Gräsern, und theilen sich beim leisesten Berühren dem Reisenden mit, welcher alsbald durch das heftigste Jucken fast in Verzweiflung geräth.

Nördlich von Rio Servo und etwa zwei Meilen von Mandú entfernt, zeigten sich die ersten Spuren der Goldwäscherei.

Bei S. Anna de Sapucahy, zwei Legoas nördlich von S. Vicente, fanden wir die Goldwäschereien (Lavras) schon von bedeutenderem Umfange. Von Ferne glichen sie künstlich aufgeworfenen Verschanzungen. An terrassenförmigen Abhängen waren nämlich mehrere Fuß tiefe und breite Gräben gezogen, durch welche das Regenwasser in die eröffneten Flanken des rothen Lehms geleitet wurde. Der ausgeschlemmte Lehm war hie und da in hohe Haufen zusammengeführt, oder überdeckte in weiten, künstlich gefurchten Flächen und Abhängen das Land. Das Ganze stellt ein trauriges Bild wilder Zerstörung dar, wobei auch selbst der Straßen nicht geschont ist, und die Betrachtung desselben fällt dem Reisenden um so schmerzlicher, als ihm an dem ersten Orte, wo er Gold gewinnen sieht, statt des baaren Metalls Papiergeld und alles Elend, was davon stammt, entgegenkommt.

Der Fluß Sapucahy, welcher diese Gegenden durchströmt, ehe er sich mit Rio Grande vereinigt, stellte gegen Abend unserem Zuge unüberwindliche Hindernisse entgegen; an mehreren Puncten, wo wir ihn, da die Brücke abgerissen war, durchsetzen wollten, zeigte er sich so tief und so reißend, daß wir nur mit harter Mühe das erste Lastthier, welches hineingetrieben wurde, retten konnten. Wir standen daher von unserem Vorhaben ab, heute noch die jenseitige Fazenda zu erreichen, und lagerten uns auf freiem Felde in einem von niedriger Waldung eingeschlossenen Thale. Ein feiner, feuchter Nebel, welcher die ganze Nacht hindurch fiel und beständig unsere Feuer zu verlöschen drohte, machte uns vor Frost erstarren. Diese Unannehmlichkeiten wurden am Morgen noch dadurch vermehrt, daß wir unseren Negersclaven vermißten. Die mühevolle Reise durch größtentheils überschwemmte Länder hatte Mißvergnügen in dem jungen Schwarzen erregt, der unsere humane Behandlung nicht zu schätzen wußte, und die erste günstige Nacht benützte, um sich auf freien Fuß zu setzen, was neue Sclaven häufig zu thun pflegen. Da nirgends eine Spur von ihm zu finden war, so verfolgten wir unseren Weg bis zu dem Landgute S. Barbara, daß gestern das Ziel unserer Reise seyn sollte, um daselbst die nöthigen Maaßregeln zur Auffindung des Flüchtlings zu treffen. Man empfing uns hier mit wahrhaft altgermanischer Gastfreundschaft und der Be-

sitzer des Gutes, Jozé Antonio Almeida, welcher erst am Abend von der Besichtigung entfernter Pflanzungen nach Hause kam, beruhigte uns über das Schicksal des Vermißten. In ganz Minas Geraës, so wie in mehreren anderen Provinzen, wo die Menge von Negersclaven im Innern doppelte Aufsicht nöthig macht, wird durch ein eigenes Corps, die sogenannten Capitães do matto, die meistens Mulatten oder andere farbige Leute sind, jeder flüchtige Sclave verfolgt und an seinen Eigenthümer oder die geeignete Behörde zurückgeliefert. Nur Flüchtlinge, die eine genaue Kenntniß des Landes haben und sich bis in große Entfernungen zurückziehen, entgehen bisweilen der Aufmerksamkeit dieser Waldpolizei; man tröstete uns daher damit, daß die Wiederkehr unseres Negers, da er noch roh und unerfahren (Negro bruto) sey, baldigst erfolgen werde. In der That brachte man ihn am dritten Tage aus einer benachbarten Fazenda hieher; beim Empfange folgten wir dem Rathe unseres Wirthes, indem wir ihn nach hiesiger Sitte statt harter Worte recht theilnehmend behandelten, und ihm, um die Erinnerung an diese abenteuerliche Flucht zu tilgen, ein volles Glas Branntwein reichen ließen. Lange Erfahrungen haben die Brasilianer belehrt, daß dieser Trunk und die Anwendung gänzlicher Amnestie besser auf die Gemüthsart neuer Neger wirke, als jede Züchtigung.

Die nächsten Umgebungen von S. Barbara sind niedrige Wälder und schöne Grasgefilde. In den Wäldern bemerkten wir viele jener Bäume, von welchen das Gummi Anime herstammt. Man nennt sie hier Jatobá oder Jatai. Zwischen der Rinde und dem Holze dieses Baumes, der im Wachsthume der Ulme nahe kommt, findet man verhältnißmäßig nur wenige mit flüssigem Harze angefüllte Lücken; der bei weitem größte Theil des Harzes erscheint unter den Pfahlwurzeln des Baumes, wenn diese von der Erde entblößt werden, was meistens nur nach Fällung des Stammes geschehen kann. Unter alten Bäumen findet man bisweilen blaßgelbe runde Kuchen von sechs bis acht Pfunden Gewicht, welche durch allmäliges Zusammensickern des flüssigen Harzes gebildet werden. Der feinste Theil des Harzes ist derjenige, welcher vorzüglich zu Ende der trockenen Jahreszeit, in den Monaten September und October, aus der Rinde schwitzend, von den Einwohnern als Tropfen gesammelt und über dem Feuer zusammengeschmolzen wird. Die Bildung jener großen Harzmassen zwischen den Wurzeln scheint einiges Licht auf die

Entstehung des Bernsteins zu werfen, indem es sehr denkbar ist, daß dieser Pflanzenstoff sich zum Theil auf eine ähnliche Weise in der Erde unterhalb der ihn producirenden Stämme ansammelte, ehe er von dem Meere aufgenommen und abgerundet wurde. Auch werden Insecten, besonders Ameisen, in den Stücken des Jataiharzes, so wie im Bernstein gefunden. Die Cajapós und andere Indierhorden am Rio Grande, an dessen Ufern die Hymenaea ausgedehnte Wälder bildet, benutzten dieses Harz zur Zierde, indem sie keulen- oder spindelförmige Stücke desselben in den durchbohrten Nasenflügeln und der Unterlippe tragen. Aus der dicken Rinde des Baumes aber machen sie kleine Kähne, die sich wegen ihrer Leichtigkeit für den Landtransport von einem Flusse zum andern vorzüglich eignen.

Wenn man den Sapucahy im Nachen durchsetzt und den Wegzoll von einigen Groschen für jedes Thier bezahlt hat, gelangt man über zwei waldige Berge in ein schönes Thal hinab, das links von der Serra de S. Gonzalo, rechts von der Serra de Paciencia gebildet wird. Beide sind schön bewachsen und zeichnen sich durch Umrisse, ganz denen unserer Voralpen ähnlich, aus. Die Gegend selbst, durch welche man hinzieht, liegt hoch, und die Vegetation der Flur hat den alpinischen Charakter; die ausgedehnten Hügel sind mit buschigen graugrünen Gräsern bedeckt, die Niederungen dagegen mit kleinen dichtlaubigen Bäumen ausgefüllt. Das Gebirge ist meistens ein hellgelber Granit mit kleinschuppigem schwarzen Glimmer, auf welchem der rothe, goldhaltige Lehm lagert. Das Dorf S. Gonzalo hatte vor dreißig und mehr Jahren sehr ansehnliche Goldwäschereien und erfreute sich eines großen Wohlstandes, dessen Vergänglichkeit jetzt mehrere stattliche, aber halbverfallene Gebäude beurkunden. Doch gewinnen noch die meisten der hiesigen Einwohner zwei- bis viertausend Crusaden aus ihren Minen, was ein bedeutender Vortheil für sie ist, wenn dabei die Landwirthschaft nicht vernachlässigt wird. Längs dem Wege von S. Gonzalo nach der Villa de Campanha begegnet man überall den Spuren der Hauptbeschäftigung mit Goldwaschen, besonders sind die Gräben, durch welche das nöthige Wasser aus den höchsten Theilen der Gegend herabgeleitet wird, oft von außerordentlicher Ausdehnung und laufen Stunden weit um die Abhänge der Gebirge herum.

Die Villa de Campanha, welche wir frühe am Tage er-

reichten, ist nach der Villa de S. João d'El Rey der wichtigste und volkreichste Flecken in der Comarca do Rio das Mortes. Die Goldminen, welche in der Nachbarschaft zum Theil erst seit wenigen Jahren eröffnet worden sind, gehören mit unter die reichsten, welche jetzt im Betriebe stehen, und haben sehr große Wohlhabenheit bei den Einwohnern verbreitet. Man sieht hier mehrere freundliche Häuser von zwei Stockwerken, die mit Glasfenstern, einer der kostbarsten Hauseinrichtungen im Innern Brasiliens versehen sind.

Wir verließen die Villa de Campanha am andern Morgen, nachdem wir den uns lästigen Flüchtling, um der Gefahr ihn zu verlieren nicht nochmals ausgesetzt zu seyn, an den Juiz de Fora abgetreten hatten, der eben durch einen Bergfall in seinen Minen mehrere Neger eingebüßt hatte. Die Regenzeit schien von jetzt (dem 14. Februar) an in dieser Breite fast ganz vorüber zu seyn. Dieses und die Tüchtigkeit unseres wackeren Führers, eines Paulisten aus Jundiahy, der uns aller Sorge für die Lastthiere, die Herbeischaffnng der Vorräthe und die zweckmäßige Verpackung unserer Kisten entledigte, vermehrte die Anmuth der Reise durch Gegenden, welche von Schritt zu Schritt an Schönheit und Interesse zuzunehmen schienen. In Minas ist es gewöhnlich, jeden Tagmarsch zu vollenden, ohne dazwischen Halt zu machen. Wir reisten daher täglich von 6 oder 7 Uhr Morgens bis 2 oder 3 Uhr nach Mittag, dann wurde an einem Rancho, seltener auf offenem Felde, wo nur Wasser vorfindlich war, abgepackt; man trieb die mit Mais abgefütterten Maulthiere nach genauer Untersuchung des Gesundheitszustandes auf die Weide, bereitete dasselbe Mahl wie am Morgen, zu welchem auch die geschossenen Vögel und Affen abgeliefert wurden, und verwahrte das Gepäck so, wie es nach der jedesmaligen Localität am besten vor dem Regen geschützt schien. War ein Besuch von Onzen während der Nacht zu befürchten, so wurde das Lager mit Wachtfeuern von allen Seiten umgeben, und für einen großen Holzvorrath schon bei Tage gesorgt. Während des Marsches hatten wir Gelegenheit gehabt, Bemerkungen über die durchreiste Gegend, und was sich in der Nähe des Weges an Minaralien, Pflanzen, Thieren u. s. w. vorfand, zu sammeln. Den Rest des Tages, nachdem der Trupp gelagert war, verwendeten wir in gleicher Absicht zu Streifereien in der Nähe, und die Stunden der Dämmerung und der beginnenden Nacht wurden mit

Eintragen unserer Bemerkungen in die Tagebücher, mit Zubereitung, Trocknung und Verpackung unserer Sammlungen hingebracht. Dieses Naturleben hatte seine eigenen Reize, welche durch die gegenseitige Mittheilung der Freude über unsere Entdeckungen, oder durch Gespräche, in denen wir nicht selten die Erinnerung unserer fernern europäischen Freunde feierten, erhöht wurden. Endlich gehörte auch die Musik in den Kreis unseres täglichen Lebens, denn keine Nacht überließen wir uns dem Schlafe eher, als bis die Violine des Einen der Reisenden bald kunstlose brasilianische Volkslieder, bald manche deutsche Melodien, welche die angenehmen Gefühle der Gegenwart mit der Erinnerung an das Vaterland verknüpften, hatte ertönen lassen.

Unser erstes Nachtlager nach der Villa de Campanha war im Arraial do Rio Verde, einem kleinen Oertchen auf einer waldumkränzten frischen Grasebene am Flüßchen Rio Verde, der halb so breit als der Paraibafluß von hier dem Sapucahy zufließt, und über welchen eine ziemlich gute hölzerne Brücke führt. Das Thor der Brücke war bei Nacht nicht geschlossen worden, und mehrere unserer Lastthiere waren, wie es die Gewohnheit der ziehenden Thiere ist, auf dem früher gemachten Weg zurückgeflohen, weshalb wir am andern Morgen die Reise nicht sogleich fortsetzen konnten. Es war eben ein Feiertag, und gegen hundert Bewohner der Nachbarschaft kamen in die Kirche zusammen, um Messe zu hören. Das Gebäude ist, wie die meisten Landkirchen in Minas, klein, bloß von Lehm- und Holzwänden aufgeführt, ohne Thurm, Orgel oder innere Zierathen. Der Cultus erhält durch diese Mängel eine Einfachheit, welche, so wie die Gegenwart aller auch der jüngsten Familienglieder, dieser kirchlichen Versammlung in einem noch ungebildeten Lande einen rührenden, den ersten Christenvereinigungen ähnlichen Charakter verleiht.

Nördlich von Arraial do Rio Verde zogen wir durch anmuthige, mit frischer Grasvegetation und in den Thalgründen mit dichten Gebüschen bedeckte Fluren hin. Eine Menge von Affen, Miriki, oder auch Mono genannt, welche die benachbarten Wälder bewohnen, ließen ihr gewaltiges und unmelodisches Krächzen vernehmen; es gelang uns jedoch nicht, dem lärmenden Haufen nahe zu kommen, denn bei der geringsten Bewegung, die sie in dem Buschwerke bemerkten, nahmen sie unter furchtbarem Ge-

schrei die Flucht ins Innere. Eine andere Merkwürdigkeit, welche dem Zoologen auf diesem Wege aufstieß, war eine der giftigsten Schlangen des Landes, die sogenannte Urutú, welche eine Elle lang, von bräunlich gebänderter, düsterer Farbe ist, und das Zeichen eines Todtenschädels auf dem Kopfe hat. Sie lebt, wie alle anderen, wegen ihres Giftes berüchtigten Arten z. B. die Surucucú, die Jararacuçu und die Jararaca-mirim vorzüglich in Wäldern an feuchten, dunklen Orten auf der Erde, unter Gestein oder faulem Holze, und ihr Biß soll fast unvermeidlich den Tod nach sich ziehen. Nichts setzt den Brasilianer so sehr in Schrecken, als die unheilbringenden Verletzungen dieser Thiere, denen man bei ihrer Häufigkeit sehr oft begegnet. Die wenigen Wundärzte im Innern des Landes begeben sich fast gänzlich der Behandlung des Schlangenbisses, und überlassen sie vielmehr den sogenannten Curadores, die eine geheimnißvolle Curmethode anwenden, und deshalb das Vertrauen des gemeinen Volkes in höherem Grade besitzen als alle Aerzte, obgleich sie nicht stets einen glücklichen Erfolg aufzuweisen haben. Reißen und Ziehen in den Gliedern, unwiderstehliche Müdigkeit, Schwindel, Erbrechen, Schmerzen in den Augen und Stirnhöhlen, Brennen im Rücken, Blindheit, Bluten aus den Augen, dem Munde, der Nase und den Ohren, bisweilen, jedoch nicht immer, heftiger Speichelfluß, Aufgedunsenheit des Gesichtes, Bewußtlosigkeit, tödtliche Schwäche, Angst, Todesfurcht, Zittern und Convulsionen folgen sich, wenn die Vergiftung vollkommen war, in Zeit von wenigen Stunden, und der Kranke wird binnen vier und zwanzig Stunden nach dem Bisse der Klapperschlange, und in noch kürzerer Zeit nach jenem der Jararaca-mirim unter den furchtbarsten Zuckungen, bisweilen auch mit Erscheinungen der Wasserscheu, ein Opfer des Todes, so daß oft der entfernt wohnende Curador, wenn auch mit Schnelligkeit herbeigerufen, doch schon zu spät kommt. Ist die Vergiftung minder stark gewesen, und findet daher der Curador noch die Möglichkeit einzugreifen, so beginnt er meistens damit, daß er die Wunde aussaugt, den Kranken in ein dunkles, vor jedem Luftzuge sorgfältig geschütztes Zimmer legen läßt, und ihn mit großen Quantitäten von Abkochungen gewisser Kräuter und Wurzeln innerlich, so wie mit Breiaufschlägen von denselben Mitteln auf die Wunde selbst behandelt. Eines der wirksamsten und am meisten gebrauchten Mittel ist das Kraut und die Wurzel einer Rubiacea, welche im Lande unter dem Namen Raiz preta oder de Cobra bekannt ist.

der Kranke muß große Quantitäten des Absudes trinken, und die Umschläge der frisch zerquetschten Blätter und Wurzeln werden abwechselnd mit den von mehreren anderen Pflanzen z. B. der Lóco, die Blasen zieht, dem Picão, der Erva de S. Anna häufig erneuert. Wenn der Gebrauch der Raiz preta starke Ausleerungen auf allen Wegen zu Folge hat, so schöpft man Hoffnung für die Genesung; besonders sollen heftige Schweiße und Stuhlausleerungen günstige Zeichen seyn. Man fährt dann mit demselben Mittel ohne Unterlaß mehrere Tage fort, bis der Kranke, obgleich äußerst schwach, allmählig seine alten Gesichtszüge, die anfänglich fast immer leichenartig entstellt sind, wieder erhält. In den ersten Tagen der Vergiftung verläßt der Curador das Bett des Kranken keinen Augenblick. Bei überfallender Angst oder Schwäche reibt er geistige Flüssigkeiten ein oder sucht durch Anhauchen und Räucherung von aromatischen Kräutern zu wirken. Die Curadores geben vor, daß vollkommene Heilung erst sechszig Tage nach dem Bisse ausgesprochen werden könne, denn bis dahin schwebe der Kranke noch immer in Gefahr, wenn auch nicht eines schnellen Todes unter den oben erwähnten grausenhaften Zufällen, doch an einem langsamen nervösen Fieber zu sterben. Manche haben wir getroffen, welche nach dem Bisse einer giftigen Schlange dem nahen Tode entrissen wurden; sie blieben jedoch immerhin sieche Personen, und hatten mit ihrem hoch aufgeschwollenen, vielfach durchlöcherten Beine das ganze Leben hindurch zu schaffen.

Der Rio do Peixe kommt aus den Verzweigungen des Mantiqueira-Gebirges herab, und soll früher viel Gold geliefert haben. Die wenigen Häuser, die wir in seiner Nähe trafen, verriethen keineswegs Reichthum der Besitzer. Die angenehme Frische und Ruhe, welche man hier athmet, erinnerte an die Triften unserer vaterländischen Voralpen, und wir zogen mit stets erhöhter Freude und lebendigerem Interesse weiter, je näher wir dem Mittelpuncte von Minas kamen. Die freundliche, ächtpatriarchalische Aufnahme, welche wir auf der Kuppe des einsamen Gebirges in einem einsamen Meierhofe, der Fazenda do Corrego dos Pinheiros fanden, harmonirte ganz mit unserer Gemüthsstimmung. Man schien hier an die Gesellschaft der Nachbarn sehr gewöhnt, und Jeder, dem der Eigenthümer Erlaubniß gegeben hatte, abzuladen, war Gast des Hauses, ohne etwas Anderes, als den für seine Lastthiere nöthigen Mais bezahlen zu

dürfen. Diese gastfreie Sitte und gleiche Gutmüthigkeit findet man in einem großen Theile von Minas.

Wir waren hier kaum eingetreten, als ein Gewitter mit so beispielloser Wuth losbrach, daß wir uns doppelt Glück wünschen mußten, unter einem so wirthlichen Dache Schutz gefunden zu haben. Es war ein plötzlicher Sturm, wie er in der gemäßigten Zone nur als seltene Naturerscheinung vorkommt. In einer Viertelstunde war aber der ganze Aufruhr der Elemente vorüber, und die Gehänge des Thales, von denen das Regenwasser in wilden Bächen herabstürzte, waren nach wenigen Minuten von der Sonne abgetrocknet. Die zahlreichen Söhne des Hauses bemühten sich indessen, uns durch den Gesang ihrer einfachen Volkslieder zu unterhalten, die sie mit der Guitarre begleiteten.

Auf dem Corrego dos Pinheiros, welcher einer Tyroler Alpenkuppe gleicht, fängt eine neue Gebirgsformation an. Als wir bei Fortsetzung unserer Reise am folgenden Tage unweit der Capella de S. Antonio wieder von einem Ungewitter überfallen wurden, nahm uns die Fazenda de Parapitinga, die eine halbe Legoa von Corrego dos Pinheiros entfernt ist, auf. Von da aus erstiegen wir dieses Gebirge, auf dessen Rücken uns der Weg mehrere Meilen weit fortführte.

In der Tiefe des Thales passirten wir den kleinen Fluß Ingahy. Die einsame Gegend war so eben durch zahlreiche Karavanen belebt, welche aus dem Innern von Minas Speck nach Rio de Janeiro führten und ihre Lager im Thale aufgeschlagen hatten. Dieser Handelszweig geht besonders aus der Gegend von Pitangui in großer Menge nach der Hauptstadt, die er zum Theile für den Mangel inländischer Butter entschädigt. Wir hatten kaum einen Rancho neben jenen Fremden erreicht und den Train um uns her aufschichten lassen, als wir von dem Bewohner der einzigen Hütte, welche im Thale steht, aufgefordert wurden, seine Wohnung mit ihm zu theilen. Sein triftiger Grund, daß das Obdach eines portugiesischen Soldaten jedem Lager unter freiem Himmel, und wäre es selbst auch im Paradiese, vorzuziehen sey, mußte uns allerdings bestimmen, die Einladung anzunehmen. Der Alte, welcher vor vierzig Jahren in der Linie gedient und manchen Einfall (Entrada) gegen die Cajapós-Indianer in Goyaz und die Puris in Minas begleitet

hatte, war ein Muster von Lojalität, und pries sich glücklich in der einsamen Gegend die Polizei aus reinem Gefühle für König und Vaterland ausüben zu können.

Der Reisende, welcher von S. Paul nach Villa Rica geht, wird bei genauer Beobachtung leicht wahrnehmen, daß die allgemeine Physiognomie des Landes sich nach und nach umändert, wenn er die Wasserscheide überschritten hat, die gegen Süden dem Rio Grande, gegen Norden dem Rio de S. Francisco die Gewässer zuweist. Indem der Rio Grande unter dem donnernden Geräusche seines Falles hier gleichsam von den vaterländischen Bergen Abschied nimmt, um sich in die niedrigen Gegenden nach Westen zu wenden, bereitet er zugleich den Wanderer auf großartigere Naturanschauungen vor, die seiner warten, wenn er weiter gegen Norden fortgeht. Die Berge nehmen an Höhe und Steilheit zu, die Thäler werden tiefer, massige Felsen an den Gipfeln oder im Thale unterbrechen häufiger die anmuthig grünenden Gehänge und Matten; die Quellen eilen mit schnellerem Laufe den Gründen zu; man sieht sich bald auf hohen Standpuncten, die eine erhabene Aussicht auf mannichfaltige isolirte Bergkuppen und tiefe Thäler eröffnen, bald zwischen drohend steilen Bergwänden eingeschlossen. Alles nimmt immer mehr den Charakter einer heroisch-romantischen oder wahren Alpengegend an. Die Gegend ist idyllisch, aber einsam und öde. Die großen, weit ausgedehnten Verzäunungen, die an den Thalgehängen fortlaufen und die Weideplätze der einzelnen Fazendas begrenzen, sind fast die einzige Spur, daß das Land bewohnt sey; aber die Meierhöfe liegen meistentheils in Nebenthälern versteckt. In einer dieser Fazendas, da Vittoria, wo wir übernachteten, ist ein großer Rancho von Steinen erbaut. Die Einrichtung dieser Gemeindehäuser ist der der Karavanseraien in Persien oder der Chauderien in Indien ähnlich. Jeder Reisende hat Anspruch auf dieselben, und errichtet dafür nichts an den Eigenthümer, außer daß er ihm gewöhnlich für jedes Thier, das während der Nacht in der eingezäunten Weide ist, einen bis drei Groschen bezahlt.

Die Straße führt von hier über mehrere abgerundete, kahle, oder nur sparsam bewachsene Berge. Kurz vor dem letzten dieser hohen Berge, Morro de Bom-fim, passirten wir den Rio das Mortes, welcher sich durch das ziemlich breite, sumpfige Thal

mit seinem schwärzlichen Gewässer hindurch windet, und durch Nebenflüsse vergrößert, zwanzig Meilen westlich von S. João d'El Rey mit dem Rio Grande verbindet. In diesem Thale war es, wo einst die Paulisten, durch Goldgierde unter einander entzweit, in blutigen Kämpfen sich aufrieben, durch welche Niederlage der Fluß seinen Namen erhalten hat. Der Morro de Bom-fim ist sehr steil, und daher für Lastthiere äußerst schwer zu besteigen. Von seiner Höhe genießt man eine herrliche Aussicht auf das ganze Thal des Flusses, und, sobald man an seinem anderen Ende herabsteigt, auf die am Fuße des gleichfalls kahlen Gebirges Lenheiro ausgebreitete Villa de S. João d'El Rey genannt, von welchem Flusse sie eine halbe Meile entfernt liegt. Die vielen Gebirge, womit dieses Städtchen eingeschlossen ist, die zahlreichen blendend weißen Häuser, und der kleine oft beinahe ausgetrocknete Fluß Tijuco, welcher es in der Mitte durchschneidet, geben ihm ein schönes romantisches Ansehen. Eine Menge am Abhange zerstreuter Landhäuser führen zu der soliden, steinernen Brücke, welche über das genannte Flüßchen gebaut ist, und den einen längs der Anhöhe liegenden Theil des Städtchens mit dem anderen größeren in der Ebene verbindet. Der Fremde sieht sich hier, besonders nach so langer Entbehrung auf einer Reise im Innern, mit Vergnügen in eine kleine Handelsstadt versetzt. Gepflasterte Straßen, stattliche, mit inländischer Malerei ausgezierte Kirchen, mit allen europäischen Handels- und Luxusartikeln reichlich versehene Kaufläden, mancherlei Handwerksstätten u. s. w verkünden den Wohlstand des Ortes. Das Städtchen selbst hat eine Bevölkerung von sechstausend Menschen, worunter nur ein Drittheil Weiße sind, einen Oberrichter, eine Goldschmelze, eine lateinische Schule, ein Hospital, ein Correctionshaus, das größtentheils Mörder verwahrt, mehrere Capellen und vier Kirchen, unter denen sich die schöne Metropolitankirche auszeichnet.

Früher beschäftigte die hiesigen Bewohner größtentheils das Suchen nach Gold. Sie gewannen solches theils durch Schlemmen im Bache, theils aus einzelnen seichten Gruben, welche vorzüglich an den massigen Stellen der Quarzadern des aus weißem Gelenkquarze bestehenden Gebirges Lenheiro eingehauen wurden. Gegenwärtig hat sich mit der ungewissen und geringen Ausbeute diese Arbeit vermindert, und nur der Aermere fährt noch fort, den Goldstaub aus dem Kiese des Baches auszuwaschen, um

durch dessen Verkauf seine dringendsten Nahrungsbedürfnisse zu bestreiten. Statt der Goldminen ist es jetzt der Binnenhandel, welcher den Wohlstand dieses Städtchens täglich vermehrt. Wie lebhaft der Handel von hier betrieben wird, ersieht man auch daraus, daß jährlich vier beständige Trupps, jeder zu fünfzig Maulthieren, nach der Hauptstadt hin- und herziehen, Speck, Käse, einiges Baumwollenzeug, Filzhüte, Rindvieh, Maulthiere, Hühner und Goldstangen zum Verkaufe dorthin bringen, und für den Erlös der eigenen Producte europäische, besonders portugiesische und englische Waaren, z. B. Kattun, Tücher, Spitzen, Eisenwaaren, Wein, Porterbier, Liqueure u. s. w. zurückführen. Wie in ganz Minas Geraës, so sind auch hier die wohlhabenden Leute gegen Fremde sehr gefällig, besonders aber, wenn sie Recommandationsbriefe von Bekannten mitbringen. So auffallend es auch scheint, so ist es doch gewiß und wird von jedem Reisenden beobachtet werden, daß die Mineiros durch Charakter und Köperbau von den Bewohnern anderer Capitanien, vorzüglich aber von den Paulisten ganz verschieden sind. Der Mineiro hat im Allgemeinen eine schlanke und magere Statur, schmale Brust, langen Hals, etwas längliches Gesicht, schwarze lebhafte Augen, schwarze Haare auf dem Kopfe und an der Brust; er hat von Natur einen edlen Stolz und im Aeußern ein sehr zartes, gefälliges und sinniges Benehmen; in seiner Lebensart ist er diät, und scheint vorzüglich ein chevalereskes Leben zu lieben. In allen diesen Zügen hat er viel mehr Aehnlichkeit mit dem lebhaften Pernambucaner, als mit dem schwerfälligen Paulisten. Gleich jenem scheint auch er eine gewisse Vorliebe für ausländische Producte und Tracht zu haben. Wie der Engländer hält ebenfalls der Mineiro sehr auf reine Wäsche und weiße Kleidung, besonders an Festtagen. Seine gewöhnliche Nationaltracht ist von der des Paulisten verschieden. Gemeiniglich trägt er eine kurze Jacke von Kattun oder schwarzem Manchester, eine weiße Weste mit goldenen Knöpfen, das Beinkleid von Sammt oder Manchester und lange Stiefel von ungefärbtem Leder, die oberhalb des Knies mit Schnallen befestigt werden; ein Filzhut mit breiter Krempe dient als Sonnenschirm; der Degen und nicht selten die Flinte sind nebst dem Regenschirme seine untrennbaren Begleiter, sobald er sich vom Hause entfernt. Die Reisen, auch die kürzesten, werden nicht anders als auf Maulthieren gemacht. Steigbügel und Zügelstangen sind hiebei von Silber, und von gleichem Metalle ist der Griff des großen Messers, welches un-

ter dem Knie im Stiefel steckt. Die Frauen werden auf diesen Reisen in Portchaisen (Liteiras) mittelst Maulthieren oder Negern getragen, oder sitzen, in einen blauen langen Ueberrock und runden Hut gekleidet, in einer auf dem Maulthiere befestigten Lehne. Außerdem ist ihre Kleidung, den Kopf ausgenommen, der nur durch den Sonnenschirm geschützt wird, nach der französischen Mode, wobei der untere Saum der weißen Kleider nicht selten mit gestickten oder gedruckten Blumen und galanten Versen geschmückt ist.

Wir verweilten nicht lange in S. João d'El Rey, weil wir Alles, was Bezug auf Goldwäscherei hat, in der Hauptstadt Villa Rica vortheilhafter zu erforschen hofften. Der Weg führt von hier an dem westlichen Abhange der Serra de S. Jozé hin, die im Ganzen ein kahles Ansehen zeigt. Jenseits dieses Gebirges liegt das Städtchen S. Jozé, das außer seiner Hauptkirche, der schönsten in ganz Minas, keine besondere Merkwürdigkeit darbietet. Diesseits des Gebirges längs der Straße war keine Spur von Agricultur wahrzunehmen, sondern alle Campos lagen ausgetrocknet und öde bis zur Fazenda Canduahy, drei Meilen von S. João, und bis zu dem eben so fern liegenden Ort Lagoa doirada, in dessen Nähe mehrere, sonst sehr reiche, Goldwäschereien betrieben werden. Es war an letzterem Orte gerade das Kirchweih- oder ein Heiligenfest. Einige Standbuden stellten Kattune, Baumwollenzeuge, Hüte, Eisenwaaren, Schießpulver u. s. w. zum Verkaufe aus; die anwesenden Neger gruppirten sich zusammen und ließen auf einem hölzernen, mit einigen gedrehten Seidenfäden überzogenen Instrumente in Begleitung zweier durch Reiben knarrender Stöcke ihre klägliche Musik vernehmen. Allmählig kamen die Nachbarn einzeln auf Maulthieren zur feierlichen Messe an; sie schienen sich aber mehr an dem Ankaufe feilgebotener Waaren zur Befriedigung häuslicher Bedürfnisse, als an gemeinschaftlichen Ergötzlichkeiten zu erfreuen. Nachdem der Gottesdienst vorüber war, setzten wir unsere Reise fort, und gelangten zu unserem Vergnügen aus den, der Sonne sehr ausgesetzten, trockenen Campos heraus in einen niedrigen, einige Meilen langen Wald.

Der Weg führt über diese schönen Berge immer mehr aufwärts, und entfaltet den Augen des Wanderers bei jedem Schritte neue Gegenstände vom höchsten Interesse. Mannichfaltige Ansichten

der Thäler, in welchen die zerstreuten Meierhöfe an Menge zunehmen, je näher man Villa Rica kommt, wechseln mit einander ab; besonders aber wurden wir, als wir den steilen Morro de Gravier, eine Fortsetzung der Serra de Oiro Branco, hinaufstiegen, durch den Anblick baumartiger Lilien überrascht, deren starke nackte Stämme, gabelförmig in einige wenige, mit einem Büschel langer Blätter endigende Aeste getheilt und oft durch die Abbrennung der Fluren an der Oberfläche verkohlt, zu den wunderbarsten Formen der Pflanzenwelt gehören.

Aus den dunklen, tief liegenden Urwäldern in diese freien, offenen Gefilde versetzt, wie ganz anders wird es dem Reisenden zu Muthe! Hier, auf den heiteren und friedlichen Höhen verstummen die lauten Kinder des Waldes; hier vernimmt man nicht mehr das Geheule der in Heerden versammelten Affen, das immer lärmende Geschrei zahlloser Papageien, Pirolen und Tukane, das fernschallende Klopfen der Spechte, die metallisch klingenden Töne der Uraponga, die vollen Laute der Pipren, das Rufen der Hoccos, Jacús u. s. w. Um so häufiger summen still gleich Bienen die Colibri an blumenreichen Stauden, bunte Schmetterlinge flattern um die rieselnden Quellen, zahlreiche Wespen fliegen in ihre von den Bäumen lang herabhängenden Nester ein und aus, große Hornissen schwärmen über dem weit umher zu Wohnungen durchlöcherten Boden. Der rothkappige und der gehäubte Fliegenschnäpper, die Barbudos, kleine Sperber, und die sich während der Mittagshitze auf Gesträuchen sonnende, roströthe oder getupfte Caboré lauern zwischen Aesten verborgen auf die vorüberfliegenden kleinen Vögel und Insecten; die Zabelés spazieren langsam zwischen den Ananasstauden, die Enapupés und Vambús im Grase umher; einzelne Tukane hüpfen, Beeren suchend, zwischen den Aesten, und die purpurrothen Tanagren verfolgen sich von Baum zu Baum; der Caracará und der Caracaraí folgen, ganz zahm auf den Wegen einherfliegend, dem Hornviehe oder den Lastthieren, um auf dem Rücken derselben auszuruhen; indessen klettern kleine Spechte still die Bäume hinauf, und suchen Insecten in der Rinde; der roströthe Joâo de Barros kittet sorgenlos sein backofenförmiges Nest ganz niedrig zwischen die Aeste; der zeisiggartige Klettervogel schlüpft unvermerkt aus seiner, gleich jener der Tauben von Reisig erbauten, viele Schuh lang von den Zweigen herabhängenden Wohnung hervor, um sie für dieses Jahr gleichfalls mit einer neuen

Abtheilung zu vermehren; ruhig schaut der Cãoha von der Spitze der Bäume, um die sich auf Wegen sonnenden Schlangen, selbst die giftigen, zur Nahrung auszuspähen, und erhebt bisweilen sein menschenähnliches, ängstliches Geschrei, sobald er Leute sieht. Nur höchst selten wird die Ruhe der Gegend unterbrochen, wenn geschwätzige Pirolen, kleine Papageien und Periquiten heerdenweise aus den Mais- und Baumwollenpflanzungen in dem benachbarten Gehölze auf die einzelnen Bäume der Campos niederfallen, und unter fürchterlichem Geschrei gleichsam noch um die Ausbeute zu kämpfen scheinen, oder Banden von immer beweglichen, gehaubten Anús, dicht auf Zweigen zusammensitzend, unter lärmendem Gekrächze ihr gemeinschaftliches Nest voll grünmarmorirter Eier vertheidigen. Durch solches Geräusch, oder durch vorüberziehende Reisende aufgeschreckt, fliehen dann zahlreiche Familien kleiner, öfters sperlingsartiger Tauben von Busch zu Busch, die einsam zwischen Stauden umhersuchenden größeren Tauben eilen beunruhigt den höchsten Spitzen des benachbarten Waldes zu, und prangen dort in den Sonnenstrahlen mit ihrem metallisch glänzenden Gefieder; zahlreiche Heerden von kleinen Affen jagen pfeifend und zischend nach dem Dickicht des Gehölzes zurück, und die an den Felskuppen herumlaufenden Mocós verkriechen sich schnell zwischen das verwitternde Gestein; die familienweise zusammenweidenden americanischen Strauße galopiren bei dem geringsten Geräusche gleich Pferden über Gesträuche, durch Hügel und Thäler, von ihren Jungen begleitet; die den Schlangen nachstellenden Siriemas fliehen, theils im Grase niedertauchend, theils auf Bäume fliegend, oder pfeilschnell die Gipfel der Hügel erklimmend, von wo sie ihr weitschallendes, betrügerisches dem des Auerhahnes ähnliches Falzen vernehmen lassen; das bestürzte Armadill rennt furchtsam umher, um einen Schlupfwinkel zu finden, oder verbirgt sich bei nächster Gefahr in seinem zusammengerollten Panzer; der abentheuerliche Ameisenfresser galopirt schwerfällig durch die Fluren hin, und droht im Nothfalle, sich auf den Rücken legend, dem Verfolger mit seinen spitzigen Klauen. Fern von allem Geräusche weiden am Waldsaume das schlanke Reh, der schwarze Tapir, oder ein zutrauliches Pecari. Ruhig und über alles dieses erhaben wiegt sich der rothköpfige Aasgeier in den höhern Lüften; die gefährliche Klapperschlange schreckt, im Grase verborgen, durch ihr zischendes Rasseln; die Riesenschlange spielt, vom Baume mit dem Kopfe auf die Erde herabhängend, und das Krokodill sonnt

sich, einem Baumstrunke ähnlich, an dem Ufer der Teiche. Nachdem während des Tages diese abwechselnden Erscheinungen vor den Augen des Wanderers vorübergegangen sind, vollendet mit dem Eintritt der Nacht das Schwirren der Cicaden, das monotone Geschrei des Ziegenmelkers, das Bellen des herumziehenden Wolfes und des scheuen Fuchses, oder das Brüllen der Onzen das seltsame Bild der Thierwelt in diesem friedfertigen Campos.

Von dem Morro de Gravier steigt man nur wenig abwärts, um zu der schönen Fazenda Capão und der eine Viertelstunde weiter entfernten Fazenda Lana zu kommen. Diese Gegend ist die Fundgrube der bekannten brasilianischen gelben Topase.

Von Lana aus gelangten wir durch enge Bergschluchten, an zerrissenen Bergabhängen und steilen Felsenwänden vorüber, an eine Stelle, wo sich plötzlich die bisher beschränkte Aussicht öffnete, und ein Labyrinth von in einander laufenden Thälern und Bergen zeigte. Durch immer steilere Berge stiegen wir weiter, und gelangten endlich nach Trepui, einer lebhaften Venda, eine Meile von Villa Rica, wo sich gewöhnlich die von dort kommenden oder dahin ziehenden Trupps nochmals organisiren. Hier ließen wir gleichfalls still halten, theils um uns zu dem Einzuge vorzubereiten, theils um den unten im Thale von dem nächsten Hügel herfliessenden Bach, welcher Zinnober mit sich führt, zu untersuchen. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, bestiegen wir die letzten Vorberge des hohen Itacolumi, und genossen von hier aus das unaussprechliche Vergnügen, den vorderen Theil der schon längst ersehnten Stadt Villa Rica ganz nahe vor Augen zu haben. Freudig ritten wir den Berg hinab, und gelangten so, einen Monat nach unserer Abreise von Ypanema, am 28. Februar wohlbehalten in der Hauptstadt des Minenlandes an.

Aufenthalt in der Stadt Villa Rica.

Villa Rica, die Hauptstadt der Provinz Minas Geraës, Residenz des Generalgouverneurs und Sitz des Ouvidors der Comarca Oiro preto, ist auf zwei Hügeln erbaut. Die Straßen, die von dem im Thale do Oiro Preto liegenden Theile der Stadt zu dem auf den Hügeln gelegenen führen, sind sämmtlich gepflastert, mit vierzehn Röhrbrunnen versehen, und durch vier steinerne Brücken verbunden; die Hauptstraße läuft eine halbe Stunde längs dem Abhange des Morro hin. Die Häuser sind von Steinen erbaut, zwei Stockwerke hoch, mit Ziegeln gedeckt, größtentheils weiß angestrichen, und wenn auch nicht äusserlich von gutem Ansehen, doch bequem und der hohen Lage der Stadt angemessen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich zehn Capellen, zwei ansehnliche Pfarrkirchen, die Schatzkammer, das mit herumziehenden Schauspielern besetzte Theater, die lateinische Schule, das Stadthaus nebst dem Gefängnisse, welches größtentheils Mörder verwahrt, besonders aber das mit einigen Kanonen versehene und von dem Gouverneur bewohnte Castell, welches auf dem höchsten Vorsprunge des Hügels liegt, einen Theil der Stadt und den Marktplatz beherrscht und die schönste Aussicht über die ganze Gegend darbietet. Obgleich in einer engen Gebirgsschlucht verborgen und ringsum von Bergen und unfruchtbaren, steinigen, an Schönheit aber künstlichen Gärten gleichenden Campos umgeben, war doch dieser Ort von jeher das Ziel, wohin nicht nur Paulisten, sondern selbst auch Portugiesen häufig einwanderten. Man giebt jetzt die Volkerzahl von ganz Minas Geraës auf eine halbe Million, die der Stadt auf achttausend fünfhundert an. Beinahe alle Handwerke werden hier ausgeübt; unter diesen zeichnen sich besonders die Sattler, Blech- und Hufschmiede aus; auch gibt es eine Pulver-, Filzhut- und Töpferwaarenfabrik. Von allen Städten im Innern Brasiliens hat keine einen so lebhaften Handel wie Villa Rica. Es gehen von hier Straßen über S. Joâo d'El Rey nach S. Paul, über Minas Novas nach Bahia, über S. Româo, Tejuco, Mal-

hada nach Paracatú, Goyaz und Matto-Grosso; keine aber ist mit hin- und herziehenden Trupps so sehr besetzt, als die, welche nach der siebenzig Meilen entfernten Residenzstadt Rio de Janeiro führt. Beinahe in jeder Woche, oder in jedem Monate des Jahres gehen große Züge mit Producten des Landes: Baumwolle, Thierhäuten, Marmelade, Käse, Edelsteinen, Goldstangen u. s. w. beladen nach der Hauptstadt, und kehren mit Salz, Wein, Kattun, Tüchern, Schinken, Spiegeln, Eisenwaaren, mit neuen Negersclaven zum Betriebe der Goldwäschereien u. s. w. wieder zurück. Die Witterung war sehr angenehm, häufig aber durch plötzliche Donnerwetter abgekühlt. Während der kalten Monate Junius und Julius treten bisweilen den Pflanzungen sehr schädliche Nachtreife ein; so war in dem Jahre vor unserer Ankunft ein beträchtlicher Theil der Erndte von Bananen, Zuckerrohr und Kaffee erfroren. Der Ackerbau wird zwar in dem größten Theile dieser gebirgigen Capitanie, aus Mangel an Waldung und wegen des steinigen, der Sonnenhitze ganz preisgegebenen Bodens in den unfruchtbaren Campos, nicht stark betrieben, zum Ersatze sind jedoch diesem Gebirgslande andere Schätze verliehen. Man findet hier beinahe alle Metalle: Eisensteine zu neunzig Procent giebt es fast überall, und sie machen gleichsam den Hauptbestandtheil langer Gebirgszüge aus; Blei wird jenseits des Rio de S. Francisco in Abaité, Kupfer in S. Domingos nächst Fanado in Minas Novas, Chrom und Mangan im Paraópeba, Platina bei Caspar Soares und in anderen Flüssen, Quecksilber, Arsenik, Wismuth, Antimonium, rothes Bleierz um Villa Rica, Diamanten werden in Tejuco und Abaité, gelbe, blaue, weiße Topase, gras- und bläulich-grüne Aquamarine, rothe und grüne Turmaline, Chrysoberile, Granaten, Amethyste vorzüglich in Minas Novas gefunden.

Das Gold wird in der Gegend von Villa Rica als Pulver und feiner Staub, oder in größeren oder kleineren Blättchen, in Krystallform gewaschen, endlich, wiewohl seltener, auch in ganzen Knollen gefunden. Man hat ein Beispiel von einem massiven Stücke, das sechszehn Pfunde wog. Von Farbe ist es gelb, schwarz oder weißlich, nach den verschiedenen Verhältnissen der Beimischung und Beimengung von Platina, Eisen und anderen Metallen. Bis jetzt wird es aus Bächen und Flüssen, aus der thonigen Erdoberfläche, oder aus gepochten goldhaltigen Quarzadern und dem Eisensteinflötze ausgewaschen. Man erzählt sich,

dieses Metall sogar beim Ausreissen von Pflanzen unter den Wurzeln derselben aufgehäuft gefunden zu haben, wohin es zufällig durch Regen geschlemmt worden war. Wir sahen hier vor Allem das Goldwaschen in dem Ribeirão de Oiro Preto, in welchem, da die Flüsse nicht Privateigenthum sind, fast immer einige Neger beschäftigt waren. Von freien Menschen unterziehen sich nur Schwarze dieser Arbeit, und auch diese nur dann, wenn sie gerade Geld zur Befriedigung der Bedürfnisse, namentlich des Branntweins, nöthig haben. Die Goldwäscher (Faiscadores) sind in eine lederne Jacke gekleidet, mit einer runden, aus dem Holze des Feigenbaumes (Gamelleira) geschnittenen Schüssel von anderthalb bis zwei Fuß Durchmesser und einem Fuß Tiefe (Gamella, Panella, Patea), und einem ledernen, am Vorderleibe befestigten Beutelchen versehen. Sie suchen sich gewöhnlich nur solche Stellen aus, wo der Fluß nicht zu reissend ist, Krümmungen macht und tiefe Löcher hat. Die großen Steine und die oberen Sandschichten schürfen sie zuerst mit dem Fuße oder der Schüssel weg, und heben dann von dem tieferen, älteren Flußkiese eine Patea voll heraus. Mit Schütteln, Abspülen und Abstreifen der oberen Steine und Sandschichten wird nun so lange fortgefahren, bis der schwere Goldstaub unten im vertieften Centrum des Gefäßes rein in seinem Metallglanze erscheint, worauf mit der Hand etwas Wasser zugegossen, und das Gold endlich rein in das lederne Beutelchen gestreift wird. Diese Art des Goldwaschens wird hier Mergulhar, Untertauchen, genannt. Jede Schüssel voll Cascalho, zu deren Ausschwemmung etwa eine Viertelstunde Zeit erfordert wird, liefert gewöhnlich eine Ausbeute von einem bis zwei Vintem (Goldgroschen), und ein Mann kann auf diese Art täglich mehrere Gulden gewinnen.

Hier in dem berühmten Mittelpuncte des Goldlandes angelangt, hegten wir den lebhaften Wunsch, recht bald die eigentlichen Minen selbst zu besichtigen. Unser Freund und Landsmann Hr. v. Eschwege führte uns auf den östlichen Abhang des Morro de Villa Rica, welcher bis jetzt die größte Ausbeute geliefert hat. Von dem südlichen Hügel des Berges aus kamen wir zu einer kahlen Felsenschlucht, die unregemäßig zerrissen und voll von herabgestürzten Felsentrümmern, ein Bild der wildesten Zerstörung darbot. Wie erstaunten wir, als unser Freund uns bedeutete, dies sey die reiche Goldmine von Villa Rica! In mehreren aus der Höhe herabgeführten Wassergräben befanden

sich in gewissen Entfernungen Siebe und rohe Ochsenhäute angebracht; erstere dienen um den gröberen Schutt abzuhalten, letztere um in den aufwärts gerichteten Haaren den Goldstaub aufzufangen. Hie und da sah man auch einzelne Gruben (Mundeos), in denen sich der goldhaltige Schlamm oder Sand ansammelt. Sobald die Regenzeit beginnt, werden diese einfachen Vorrichtungen in Thätigkeit gesetzt. Das künstlich herbei- und in die Gräben geleitete Wasser schlemmt das Gold aus dem Gesteine aus, und bringt es entweder in die Gruben herab oder zwischen die Haare der Ochsenhäute. Das Metall wird hierauf aus dem Schlamme in jenen Behältern von Negersclaven, die bis an den Gürtel entblößt, auf hölzernen Bänken darin sitzen, mittelst der Gamella ausgeschlemmt, und das in den Ochsenhäuten aufgefangene Gold in eigenen Kufen ausgewaschen und ausgeklopft. Die früheren Besitzer haben diese Mine immerhin durch mehrere hundert Sclaven bearbeiten lassen, und ungeheure Summen daraus gewonnen; jetzt scheint sie aber ziemlich verarmt zu seyn, so daß nur wenige Goldwäscher darauf unterhalten werden, und die Arbeit größtentheils an freie Neger gegen einen täglichen Pacht von einer Pataca überlassen wird.

Alles Gold, das nun auf diese Weise gewonnen worden ist, muß nach einem strengen Gesetze in die königliche Goldschmelze (Casa Real de Fundição do Oiro) gebracht, und dort geschmolzen werden. Früherhin cursirte Goldstaub als Münze; dieses ist aber jetzt nicht mehr erlaubt und nur gewisse Besitzer von Branntweinschenken (Vendeiros) hier in der Stadt dürfen geringe Quantitäten hievon statt baarer Münze, meistens von Negern gegen Branntwein, annehmen, welche sie sodann ebenfalls an das Schmelzhaus abliefern müssen. Um uns auch von der Art des Goldschmelzens zu unterrichten, benützten wir die von dem Gouverneur gegebene Erlaubniß, und besuchten jene Werkstätte des unterirdischen Reichthums, welche sich in dem Erdgeschosse des Pallastes befindet, und worin achtzehn besoldete Beamte arbeiten, von denen der Escrivão contador die stärkste Besoldung, nämlich dreitausend Crusados, erhält. Aller Goldstaub, der aus der Comarca do Oiro Preto überbracht wird, kommt zuerst in das Wägezimmer, wo der Escrivão da Receita ihn wiegt, und den fünften Theil, als dem Könige zufallend, davon absondert, der Escrivão da Conferencia aber die Quantität eines jeden Besitzers ohne und mit Abzug in die Listen einträgt. Die

dem Könige gehörenden Procente werden zusammengeschüttet, vermengt und zu großen Barren, die den Privaten eigenthümlichen vier Theile aber in einzelne kleinere Barre eingeschmolzen. Zu diesem Ende wird der Goldstaub in einen Schmelztiegel von verhältnißmäßiger Größe eingesetzt, und sobald er in Fluß gerathen ist, mit dem Zusatze von Quecksilbersublimat einige Zeit darin erhalten. Wenn die Zeichen eines vollkommenen Flusses vorhanden sind, wird das Metall in einen eisernen, viereckigen, mit Handhaben versehenen Model ausgegossen, worin es erkaltet. Diese Model sind an Größe sehr verschieden, da sie von zehn Octaven bis zu einer Arroba Goldes enthalten. Ein sehr feines Gold wird in drei Stunden vollkommen ausgeschmolzen. Die Farbe des hier eingeschmolzenen Goldes ist von größter Mannichfaltigkeit, von dem schönsten Goldgelb bis zur röthlichen Kupferfarbe, zum hellen Gelb oder sogar zum Graugelb. Man bewahrt von jeder Farbe eine Probe auf, und zeigte uns hievon mehrere hundert. Die fertige Goldbarre kommt in die Hände des Probierers (Ensayador). Ist das Gewicht und das Korn, somit auch der Werth der Barre ausgemittelt und in die Liste eingetragen, so wird das königl. brasilianische und portugiesische Wappen, die Nummer der Liste, das Zeichen des Gußhauses, die Jahrzahl, so wie der Grad der Reinheit darauf gestempelt, und der Goldstange ein gedruckter Zettel beigegeben, welcher, nebst allem diesen, auch den Werth in Reis, das Gewicht, welches der Eigner an Staub übergeben hatte, und wie viel für den König davon abgezogen worden sey, beurkundet. Ohne dieses, von den Beamten des Gußhauses unterzeichnete Instrument gilt die Barre, welche nun dem Eigner zugestellt wird, legal nicht als Münze.

Die Indianer hatten früher die goldreichen Länder der Provinz inne gehabt, wurden aber bald fast überall von den nach Gold suchenden Einwanderern vertrieben. Diejenigen, so sich noch in Minas Geraës befinden, haben sich allmählig besonders in die undurchdringlichen Urwälder, welche die längs der Meeresküste hinlaufende Serra do mar in einer Breite von dreißig bis fünfzig Meilen landeinwärts bedecken, zurückgezogen. Auf der westlichen Seite der Capitanie, jenseits des Rio de S. Francisco, bemerkt man bisweilen einzelne herumziehende Horden von Cajapós. Diese Stämme haben, bis auf einen Theil der Botocudos und Cajapós, insgesammt die Oberherrschaft der Portugiesen.

anerkannt, und werden durch mehrere, von der Regierung an der Grenze der Wälder aufgestellte Militärposten im Zaume gehalten oder regiert. In dieser Absicht sind alle von den Indianern bewohnte Gegenden in sieben Districte (Divisões) getheilt, deren jedem ein Commandant, meistens ein Officier oder Gefreiter des Dragonerregimentes von Minas, vorsteht. Die unruhigsten und den Mineiros gefährlichsten Indianer sind die menschenfressenden Botocudos, welche vorzüglich die Ufer des unteren Rio Doce inne haben. Wir hatten schon Vieles von diesen Söhnen des Waldes gehört, und unsere Sehnsucht, endlich auch einen Stamm derselben in ihren eigenen Wohnsitzen zu beobachten, wurde immer reger. Nur vier bis sechs Tagreisen von den zunächst wohnenden Indianerstämmen der Coroados, Puris und Coropós entfernt, faßten wir den Entschluß, solche am Rio Xipoto, einem Arm des Rio da Pomba, aufzusuchen.

Reise von Villa Rica zu den Coroados-Indianern am Rio Xipoto.

Am 31. März verließen wir Villa Rica mit einem einzigen Lastthiere und einem Treiber in unserem Gefolge, weil man auf solchen Ausflügen so wenig als möglich Gepäcke mitzunehmen pflegt. Der Morgen war frisch, und der sich an den Gebirgen niederschlagende Nebel ließ einen schönen Tag erwarten. Wir stiegen durch den nördlichen Theil der Stadt und über einen steilen Vorsprung des Morro auf einer breiten, zum Theile gepflasterten und über die Felsen geebneten Straße in die Höhe, von wo aus sich eine schöne Aussicht auf den majestätischen, die ganze Gegend beherrschenden Itacolumi eröffnet. In der tiefen Thalschlucht, welche von den Abhängen dieses Berges und des Morro gebildet wird, rauscht zwischen grünenden Matten und romantisch-wilden Felsentrümmern der goldreiche Ribeirão do Oiro Preto oder do Carmo hin. Dem Morro entlang führte uns der Weg durch eine wildschöne Landschaft, an blumigen, mit kühnen, Ruinen ähnlichen Felsenmassen, geschmückten Gehängen hin. Eine Menge kleiner Häuser stehen an der Straße, und die bedeutende Zahl von hin- und herziehenden Reisenden und belasteten Maulthieren verleihen

der Gegend den Charakter von Wohlhabenheit und europäischer Betriebsamkeit. Wir setzten über eine kleine steinerne Brücke auf das rechte Ufer des Ribeirão do Carmo, und stiegen in vielerlei Windungen einen Berg hinan, von dessen Gipfel aus wir die Cidade de Mariana erblickten.

Diese Stadt von viertausend achthundert Einwohnern, aus kleinen reinlichen Häusern, in ziemlich regelmäßigen und breiten Gassen erbaut, macht einen freundlichen Eindruck. Seit 1745 ist sie Stadt und Residenz des Bischofs und des Capitels von Minas Geraes, scheint aber, seitdem die benachbarten Minen, besonders auf dem Morro de S. Anna, minder ergiebig wurden, von ihrem Wohlstande sehr verloren zu haben. Es giebt hier ein Carmeliten-, ein Franziscanerkloster und ein Seminarium theologicum, welches die meisten in Minas angestellten Geistlichen bildet. Der Bischof hatte ein geräumiges Haus im Grunde des Thales bewohnt, war aber kurze Zeit vor unserer Anwesenheit gestorben. Man rühmte uns seine Bibliothek, welche auch viele naturhistorische Werke, und sein Naturaliencabinet, das einige reiche Goldstufen enthalten sollte. In einem Hausgarten hatte er eine Baumschule von europäischen Obstarten angelegt, welche hier sehr gut gedeihen.

Die Sonne war am andern Morgen noch nicht aufgegangen und Alles lag in tiefem Schlafe, als wir unsere ärmliche Herberge verließen, und in der Richtung von N. O. den Weg über ein steiles Gebirge verfolgten. Als wir die Höhe dieses Berges erstiegen hatten, erblickten wir einzelne dem Itacolumi sich anschließende, labyrinthisch durcheinander laufende, großentheils bewaldete Gebirgszüge, zwischen denen sich tiefe, dunkle Thäler hinschlängeln; ein düsteres Bild, welches durch die melancholische Einsamkeit unserer nächsten Umgebung und durch die häufigen Kreuze am Wege, Denksteine für die von flüchtigen Negern Erschlagenen, noch trauriger wurde. Man begegnet nur wenigen Pflanzungen, aber großen Strecken von abgetriebenen Wäldern, welche, von den Landleuten wieder aufgegeben, sich mit dichtem Gestrüppe bedeckt hatten. Mitten in dieser Wildniß stießen wir auf einen Meierhof, Durives, in dessen Nähe nach Gold gewaschen wird. Allmählig beschränkte sich die Aussicht immer mehr; wir zogen an dicht bewachsenen, schaudervoll tiefen Abgründen hin, und sahen uns aus lichten Feldern auf,

einmal wieder in eine düstere Waldnacht versetzt. Dichte Lianengewinde, weit verbreitete, in allen Farben prangende Blumengehänge verbinden die riesenhaften Bäume, zwischen denen sich geschuppte Farnstämme erheben, zu majestätischen, gründunkelnden, kühlen Gängen, die der Wanderer in still feierlicher Stimmung durchzieht, bisweilen nur durch das kreischende Geschrei der Papageien, das Hämmern der Spechte oder das krächzende Heulen der Affen gestört. Wir genossen mit Wohlbehagen der schattenreichen Kühle der Urwaldung, welche uns eine Menge, nun nach einem längeren Aufenthalte in den Campos doppelt angenehmer, Naturschätze darbot. Nach einem Wege von zwei Legoas stiegen wir endlich in ein üppiges Thal hinab, das der Rio Mainarde durchströmt. Dieser Fluß war so sehr angeschwollen, daß er die baufällige, wankende Brücke hinwegzuführen drohte, und wir uns glücklich schätzen durften, das andere Ufer erreicht zu haben, wo wir eine gute Herberge in der einsamen, dem Padre Manoel gehörigen Venda fanden.

Des andern Tages führte der Weg über eine bergige Gegend, an tiefen, mit Gesträuchen und Farnkräutern wild bewachsenen oder von dichter Waldung beschatteten Gebirgsschluchten vorbei, bis wir endlich in das einsame Thal und zu den Fazendas von Oiro fino und zunächst zu jenen dos Cristaes und des Coronel Texeira hinabkamen. Das Wetter ward am nächsten Tage trübe, und wir eilten, an einigen stattlichen Meierhöfen auf den Anhöhen, zwischen welchen sich der Ribeirão do Bacahao schlängelt, vorbei. Wir stiegen gegen Abend in das Dorf S. Anna dos Ferros herab. Das Dörfchen besteht aus wenigen, größtentheils von Mulatten und Schwarzen bewohnten Häusern. Selbst in diesem entlegenen Orte sieht man noch Spuren europäischer Lebensart und Cultur; die Venda war nicht bloß mit einigen der nöthigsten Lebensmitteln, Speck, Zucker, Branntwein, Maismehl, sondern auch mit Kattun, Spitzen, Eisenwaaren und ähnlichen Artikeln versehen. Am Abend brachte der Capitão des Ortes, ein Portugiese, als besonderes Zeichen der Aufmerksamkeit, frisches Brod, das er uns aus Weizenmehl hatte backen lassen. Man wäscht aus dem Rio Piranga ein so feines Gold, daß es oft ein auf dem Wasser schwimmendes Häutchen bildet.

Am folgenden Tage paßirten wir nächst der Venda das buas Irmâs den sandigen Kiesgrund und ritten in einer bergigen Waldgegend hin. Feuchte Wolken und Nebel hüllten oft um uns her die Spitzen der Waldung ein, und mahnten an die herbstliche Jahreszeit unseres Vaterlandes. Gegen Abend erreichten wir ein hohes, angenehmes Thal und fanden in einer Fazenda nächst der Capella de S. Rita Unterkunft. Eine noch viel beschwerlichere Reise erwartete uns am nächsten Tage; wir hatten kaum das wasserreiche Thal durchschnitten, so standen wir vor dem Dickicht einer Waldung, durch welche nie die Sonne durchgedrungen zu haben schien. Der Pfad ward so schmal, daß kaum ein Maulthier nach dem andern fortzukommen vermochte; immer enger und steiler führte uns der Weg in labyrinthischen Verschlingungen an tiefe, von wilden Bächen durchfurchte, und hie und da mit losgerissenen Felsen besetzte Abgründe hin. Zu dem Grausen, womit diese wilde Einsamkeit unsere Seele erfüllte, gesellte sich noch der quälende Gedanke an einen Ueberfall wilder Thiere oder feindlicher Indianer, welcher unsere Phantasie mit den schaudervollsten Bildern und trübsten Vorahnungen beschäftigte. Unaussprechlich war daher unsere Freude, als wir endlich die andere Seite des Gebirges, der Serra de S. Geraldo, erreichten, und den Schimmer des Tages nach und nach hereindämmern sahen. Nachdem wir einen Theil des schroff abwärtsführenden, einem Rinnsale ähnlichen Weges überwunden hatten, blickten wir über eine ungeheuer ausgedehnte Waldung hin. Kaum waren wir in die weite Thalebene, zwischen diesen beiden, größtentheils aus Gneiß bestehenden, und etwa zweitausend fünfhundert Fuß hohen Gebirgszügen, hinabgestiegen, so wurden wir auf dem engen Pfade von zwei menschlichen Gestalten überrascht. Beide waren nackt, und über die Schultern hingen die kohlschwarzen Haupthaare herab. Sie schlichen in kurzen Schritten, mit eingezogenem Halse, die Augen bald rechts bald links wendend, langsam einher; der Mann ging voran, trug einen Bogen und Pfeil in der Linken, und hatte über die Achseln noch einen Bündel Pfeile hängen. Die Frau, nebst den größeren Kindern folgte hinterher und trug auf ihrem Rücken einen aus Palmblättern geflochtenen Korb, welcher, mit einem Bande an der Stirne festgehalten, die häuslichen Geräthschaften, und die Bedürfnisse des Lebens, als Mais, Mandiocca, Bataten, ein irdenes Küchengefäß u. s. w. enthielt. Oben auf demselben saß ein kleines Kind, unge-

fähr einige Monate alt; welches mit seinen Armen den Hals der Mutter umklammerte. Kaum hatten wir sie, und sie uns erblickt, so drängten sie sich eiligst in den Wald und verschwanden vor unseren Augen.

Als wir die erste Fazenda in der Ebene erreicht hatten, trafen wir mehrere solcher Ureinwohner theils mit, theils ohne Waffen, welche mit den hier hausenden Mulatten und Negern in gutem Vernehmen zu leben schienen. Wir gingen ihnen mit freundlichem Gruße entgegen; sie kehrten sich jedoch stumm und mißtrauisch von uns ab, nahmen aber endlich die ihnen dargebotenen Glasperlen, Messer und andere Geschenke an. Auch den Braunen und Schwarzen schien unsere Ankunft nicht sonderlich angenehm zu seyn, so sehr theilten sie mit jenen die Verwilderung und Rohheit der Gegend. Wir fühlten uns daher sehr unheimisch in dieser Umgebung, und brachten nicht ohne Furcht vor einem Ueberfalle die Nacht schlaflos in einer Maisscheune zu, die weder uns noch den Effekten hinreichenden Schutz gegen den in Strömen herabstürzenden Regen darbot. Dichte Nebel hingen am Morgen noch an den hohen Bäumen der Waldung, als wir aufbrachen, um das Ziel unserer Reise, das Presidio de S. João Baptista, zu erreichen, wo wir gegen Mittag anlangten. Dieser kleine Ort aus einigen dreißig Häusern bestehend, ringsum von dichten Urwäldern, oder, wo diese abgehauen sind, von fruchtbaren Pflanzungen umgeben, war das Hauptquartier des damaligen Generaldirectors der Indianer, Marlier; wir fanden hier zwei Soldaten, welche schon die Weisung hatten, uns auf den Streifereien durch die Wälder und zu den Indianern zu begleiten und zu beschützen. Unter dem Generaldirector stehen mehrere sogenannte Directoren, angesehene Gutsbesitzer, deren Jeder die ihm zunächst liegenden Ansiedlungen (Aldeas) in Aufsicht nimmt. Die Grundsätze, nach welchen diese Directoren und die ihnen untergeordneten Cabos die Civilisation der Indianer vermitteln sollen, machen der Regierung Ehre. Im Allgemeinen ist es nämlich das Verhältniß der Tutoren, in welchem die Directoren zu den in Aldas versammelten Indianern (Indios aldeados) stehen sollen. Ihre Hauptpflicht ist, die sich unterwerfenden Indianer zu aldeisiren, sie auf kluge Art zur Bebauung des ihnen als Eigenthum angewiesenen Landes anzuhalten, und ihnen überhaupt in dem neuen gesellschaftlichen Verbande mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Um diese neuen Vasallen zu erhalten, ihren gleichsam eingebornen nomadischen Instinct zu besiegen und sie an eine bleibende Stätte zu gewöhnen, hat die Regierung auch die Fürsorge getroffen, daß die neu aldeiirten Indianer nicht bloß auf zehn Jahre von aller Steuerabgabe frei sind, sondern auch die ersten Jahre einen gewissen Vorrath von Maismehl, Mais, und Ackerbauwerkzeugen, als Messer, Hacken, Beile von dem Director umsonst erhalten. Dem vom Könige Sebastiaõ gegebenen, und jetzt allgemein in Brasilien eingeführten Gesetze gemäß, welches alle eingebornen Indianer frei von Sclaverei und als freie Staatsbürger erklärt, ist der Generaldirector sowohl, als jeder der einzelnen Directoren beauftragt, die Indianer gegen die oft gehässigen Eingriffe der benachbarten Colonisten sicher zu stellen, und überhaupt zu wachen, daß ihnen der Schutz des Gesetzes als freien Bürgern zu Statten komme, daß aber auch andererseits ihre Vergehungen unter Rüge und Strafe der Obrigkeiten fallen.

Der Director der nächsten Aldeas der Coroados wohnt nicht im Presidio de S. João Baptista selbst, obgleich er hier ein Haus besitzt, sondern auf seiner, eine Stunde entfernten Pflanzung (Roſſa), von wo aus er uns am nächsten Tage besuchte. Er benachrichtigte uns, daß sich gegenwärtig nur wenige Coroados in den nächsten Aldeas befänden und die meisten nach dem zwölf Legoas gegen Osten entfernten Bache Buhahé gezogen seyen, wo sie Ipecacuanha sammelten. Um jedoch unserem Wunsche, mehrere Indianer in der Nähe zu beobachten, Genüge zu thun, lud er die noch Anwesenden unter vielen Versprechungen in unsere Wohnung ein. Mehrere kamen herbei und ließen sich in dem Eingange des Hauses nieder, wo wir sie mit Branntwein bewirtheten. Sie waren alle mürrisch, stumm und mißtrauisch; wahrscheinlich, weil sie fürchteten, von uns zum Militärdienste entführt zu werden. Weder durch Freundlichkeit, noch durch Geschenke und Musik waren sie zu erheitern, sondern dachten immer nur auf Gelegenheit, in ihre Waldungen zu entfliehen. Wirklich entwischten nach und nach auch Alle; wir sahen uns daher genöthigt, unsere Beobachtungen über diese Naturmenschen bis zur Ankunft in Guidowald, der Fazenda des Generaldirectors, welche fünf Legoas südöstlich von S. João, mitten unter den Aldeas der Indianer liegt, zu versparen, und verwendeten unsern hiesigen Aufenthalt jetzt dazu, die benachbar-

ten Wälder zu durchstreifen. Diese dicht verschlungenen Urwälder, in deren Innerem fast ewiges Dunkel herrscht, sind geschaffen, die Seele mit Schauder und Furcht zu erfüllen; wir wagten nicht, ohne von Soldaten begleitet zu seyn, oder doch wenigstens wohlbewaffnet und uns nahe zusammenhaltend, uns in dieselben zu vertiefen. Selbst zunächst den Rossas läuft man Gefahr, und muß sich vor den grimmigen, Wache haltenden Hunden fast eben so wie vor wilden Thieren des Waldes vertheidigen. Eine Menge der merkwürdigsten Insecten, besonders schöne Rüsselkäfer, Schmetterlinge, neue Waldvögel und mehrere seltene Säugthiere, wie die Tamanduá-bixuna, belohnten den Zoologen. Für den Botaniker sind diese Wälder, obgleich durch die beständige Feuchtigkeit für das Einlegen der Pflanzen nachtheilig, durch ihren Reichthum, besonders an vielen arzneikräftigen Pflanzen sehr wichtig. Die ächte Brechwurzel (Poaija) wird hier ziemlich häufig gefunden. Die Einsammlung der Wurzeln geschieht durch Indianer und durch die schwarzen Sclaven der benachbarten Fazendeiros während des ganzen Jahres, vorzüglich aber unmittelbar nach der Regenzeit, weil dann der weichere Boden die Wurzeln leichter ausziehen läßt. Die Indianer nehmen dabei keine Rücksicht auf die Fortpflanzung des Gewächses, sondern sammeln schonungslos alle Wurzeln, deren sie habhaft werden, wodurch in einiger Zeit Mangel dieses geschätzten Arzneikörpers eintreten dürfte, wenn man nicht anfängt, ihn aus Saamen zu erziehen. Die ausgerissenen und gewaschenen Wurzeln werden in Bündel gebunden, an der Sonne getrocknet, und an die benachbarten Fazendeiros, oder an Wurzelhändler, welche von Rio de Janeiro und aus den Campos von Goytacazes hierher kommen, verhandelt. Der Preis ist in den Wäldern sehr gering; die Indianer nehmen jedoch kein Geld, sondern nur Tauschartikel, als Branntwein, Eisengeräthe, baumwollene Tücher u. dgl. dafür an. Man versicherte uns, daß diese Natursöhne den Gebrauch der Brechwurzel von dem Irara, einer Marderart, erlernt hätten, der gewohnt sey, wenn er zu viel von dem unreinen oder salzigen Wasser mancher Bäche und Teiche getrunken habe, das Kraut und die Wurzel zu kauen, um sich dadurch Brechen zu erregen. Eine der schönsten Zierden ist die Sapucáya, der Topfbaum. Ihr ungeheurer Stamm ist von mehr als hundert Fuß Höhe und breitet sich in eine majestätische rundgewölbte Krone aus, welche im Frühling beim Ausschlagen durch die rosenfarbenen Blätter, in der Blüthezeit

durch die grossen, weissen Blumen die Wälder schmückt. Die dickschaaligen Nüsse sind von der Grösse eines Kindskopfes, mit einem oben sich ringsum lösenden Deckel versehen, der endlich, wenn ihn die Schwere der Frucht nach unten kehrt, abspringt, und die Saamen herausfallen lässt. Bei starkem Winde machen diese Nüsse, ihres schweren und hohen Falls wegen, den Aufenthalt im Walde gefährlich. Die Saamen werden von den Indianern als eine Lieblingsspeise in grosser Menge gesammelt, und entweder roh genossen, oder geröstet und zermalmt in Töpfen aufbewahrt, die Schaalen selbst als Becher gebraucht. Die Bewohner des Presidio, und namentlich der Geistliche, welcher mit seinen meisten Pfarrkindern die braune Farbe gemein hatte, bemühten sich, uns den Aufenthalt in ihrer Wildniss angenehm und nützlich zu machen; sie brachten uns täglich einige Thiere oder Pflanzen, die sie unserer Aufmerksamkeit werth hielten. Wir mussten bei dieser Gelegenheit die genaue practische Kenntniss bewundern, welche alle diese im Umgange mit der Natur gebildeten Söhne der Einsamkeit entwickelten; fast jedes Thier, jeden Baum, jedes Kraut des Waldes wussten sie mit einem eigenen Namen zu bezeichnen, und von den Kräften vieler derselben ausführliche Kunde zu geben.

Am 10. April verliessen wir das Presidio und reisten in Begleitung eines Soldaten nach der Fazenda Guidowald ab. Kaum schien der, obgleich mit etwas mehr Sorgfalt ausgehauene Weg anzuzeigen, dass wir uns der Wohnung des Generaldirectors näherten; im Gegentheile hatten wir einigemal Mühe, ohne Schaden zu leiden, über die tiefen Gruben und Löcher zu setzen. Ein finsterer Urwald überschattete uns, und die sonderbarsten Töne verschiedener Thiere drangen aus der Ferne zu uns heran. Die zauberhafte Einsamkeit und der bewunderungswürdige Reichthum des Waldes hielten unser Gemüth gleichsam schwebend zwischen den Gefühlen von Furcht und Freude. Mit Erstaunen erblickten wir in den Wipfeln der Bäume mancherlei buntes Gefieder und reiche Guirlanden der schönsten Schlingpflanzen und Parasiten; wir mussten uns aber begnügen, sie in der unerreichbaren Höhe nur zur Schau prangen zu sehen. Gegen Mittag befanden wir uns in der Nähe der Aldea do Morro Grande, wo mehrere Familien der Coroados wohnen, und schlugen auf den Rath unseres Soldaten den Seitenweg zu ihnen ein, nachdem wir Maulthiere und Waffen

in der benachbarten Fazenda eines Weißen zurückgelassen hatten. Nur das Vertrauen auf die Erfahrung des leitenden Soldaten vermochte uns auf dem engen, vielfach verschlungenen Wege zu erhalten, bis wir endlich aus dem Dickicht in eine etwas lichtere Gegend an einen Bach gelangten, in welchem wir eine nackte, mit allerlei Zeichen schwarzblau bemalte Indianerin erblickten. Sie war beschäftigt, sich mit Wasser zu übergießen, und bei unserer Erscheinung eben so sehr vom Staunen ergriffen, wie wir. Ihr schwarzglänzendes Haupthaar hing wie ein Mantel auf die rothbraunen Schultern herab, und mannichfaltige Zeichnungen und schwer zu deutende Figuren zierten Gesicht und Brust. Auf den Wangen hatte sie einen Kreis und darüber zwei Striche, unter der Nase mehrere einem M ähnliche Züge, von beiden Mundwinkeln bis in die Mitte der Wange zwei parallele Striche und unter diesen zu beiden Seiten viele gerade Streifen gemalt; längs den Armen herab die Figur einer Schlange dargestellt. Außer einer Halsschnur von Affenzähnen trug diese Schöne keinen weiteren Schmuck. Kaum hatte sie sich bei unserer Erscheinung von dem ersten Erstaunen erholt, so eilte sie schleunigst zur Hütte zurück. Wir bemerkten, daß auf ihre Nachricht von unserer Ankunft die meisten Indianer sich in die Hangmatten warfen oder in der Hütte sich verbargen, einige Andere aber in den benachbarten Wald entflohen. Als wir bei den Hütten ankamen, war außer einigen alten Frauen keine weibliche Person zu sehen; die Männer lagen stumm, bewegungslos und uns den Rücken zukehrend in ihren Hangmatten. Unser militärische Führer ging in die Wohnungen voraus; grüßte die Wilden, und gab ihnen, soweit es seine Fertigkeit in ihrer Sprache erlaubte, zu verstehen, daß wir aus weiter Ferne gekommen seyen, sie zu besuchen, und uns mit Einsammeln von Vögeln, Schmetterlingen und Pflanzen beschäftigten. Diese Erklärung schien wenig Eindruck auf sie zu machen; wie vorher schaukelten sie stumm in ihren Hangmatten, und sahen uns nur mit verstohlenen Blicken an. Selbst gute Worte und Geschenke vermochten nichts über sie. Auf unsere Bitte um einen Trunk frischen Wassers drehte Einer von ihnen den Kopf herum, und zeigte mit rüsselartig vorgeschobenem Munde, unter einer verdrüßlichen Pantomime auf den benachbarten Bach hin. Während dieser stummen Unterhaltung hatten wir Zeit, die häusliche Einrichtung dieser Waldmenschen zu beobachten. Ihre Hütten waren über dem kahlen Boden auf vier Eckpfeilern von

zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe erbaut, und etwa dreißig bis vierzig Fuß lang. Die Wände aus dünnen, mit Flechtwerk verbundenen Latten bereitet, und zuweilen mit Lehm beworfen, hatten auf zwei Seiten mannshohe, mit tragbaren Thüren aus Palmwedeln versehene Oeffnungen; das Dach war aus Palmblättern und Maisstroh; auf der Windseite war die Hütte geschlossen, oder das Dach lief, wo die Seiten ganz offen waren, viel weiter und tiefer und herab. In jeder Hütte befanden sich an mehreren Plätzen des Bodens Feuerstellen für die verschiedenen, hier wohnenden Familien. Einige hatten auch zeltähnliche Hütten aus bloßen Palmblättern. Für den Rauch war kein anderer Ausgang, als durch das Dach und die Thüre gelassen. Hangmatten aus baumwollenen Schnüren verfertigt, welche die Stelle des Tisches, Bettes und der Stühle vertreten, hingen einen Fuß über dem Boden ringsum an den Pfosten der Hütten; sie sind das vornehmste Hausgeräthe, und dienen dem Mann, der Frau und dem Kinde oft zur gemeinschaftlichen Schlafstätte. Einige irdene Töpfe, einige Körbe von Palmblättern, mit Bataten, Mais, Mandioccawurzeln und anderen Früchten des Waldes angefüllt, Trinkschaalen (Cujas), Schaalen mit Orlean- und Genipapofarbe, ein ausgehöhlter Baumstamm, um Mais zu stampfen, war Alles, was noch in den Kreis ihrer häuslichen Bedürfnisse gehörte. Die Waffen der Männer, Bogen und Pfeile, lehnen an den Wänden umher. In der Hütte des Häuptlings hängt ein an der Spitze abgeschnittenes Ochsenhorn, durch dessen Ton er den zerstreuten Nachbarn Nachricht von der Ankunft eines Weißen oder von einem andern Ereignisse giebt, oder sie zu Festen und Krieg herbeiruft. Die Maracá, eine mit Maiskörnern gefüllte, an einem Handgriffe befestigte, längliche Kürbisschaale, womit sie bei ihren Tänzen wie mit Kastagnetten klappern, einige Büschel, oder Kränze von bunten Federn, um bei Festlichkeiten den Kopf und die Arme zu zieren, vollenden den einfachen Hausrath. Viele schöne, uns bisher unbekannte Papageien, einige Arten von Waldhühnern, besonders das niedliche Jacú, Schildkröten und frei herumlaufende Affen schienen mit zur Familie gerechnet zu werden. Unser Wunsch, die selteneren dieser Vögel zu besitzen, den der Soldat mit eifrigen Vorstellungen unterstützte, blieb unbefriedigt, bis dieser die Thiere fing und sie dem Eigenthümer in der einen Hand, ein glänzendes Geschenk in der andern vorhielt. Nach langem Hin- und Herschielen

griff der Indianer gierig nach dem Geschenke, und so blieben wir gleichsam durch einen stillschweigenden Vertrag im Besitze unserer Beute.

Nach und nach kamen die Indianer, welche sich in den Wald und hinter die, wie in allen Aldeas, weit von einander entfernt stehenden Hütten geflüchtet hatten, wieder zum Vorscheine, fuhren jedoch fort, nur Seitenblicke auf uns zu werfen. Ein altes Mütterchen kehrte indessen zu ihrer Arbeit zurück und stampfte eifrig Maiskörner in einem ausgehöhlten Baumstamme; ein anderes knüpfte mittelst eines Hölzchens an einer halbvollendeten Hangmatte; die jüngeren Weiber blickten neugierig hinter den benachbarten Palmstämmen hervor; sie waren theils ganz nackt, theils mit einem Stück weißen Baumwollenzeuges um die Lenden bekleidet; einige trugen Glasperlen, andere Schnüre von schwarzen und rothen Saamen, oder von Affen- und Onzenzähnen um den Hals. Die unmündigen Kinder wurden von den Müttern, auf dem Rücken festgebunden, mit hin- und hergeschleppt; auch diese Säuglinge waren schon mit rothen und schwarzblauen Strichen und Puncten, besonders im Gesichte, geziert, denn die Zärtlichkeit der Mütter übt sich, sobald sie nur vom Schlafe erwacht sind, in dieser Malerei. Die hier wohnenden Indianer pflegen jedoch, wie die meisten Stämme im südlichen Brasilien, nur verwischbare Malereien aufzutragen, und die Sitte des Tatuirens findet sich mehr bei den Völkern am Amazonenstrome. Nachdem wir unsere stummen Wirthe noch mit mehreren Geschenken erfreut hatten, die alle ohne Aeußerung von Dankbarkeit angenommen wurden, kehrten wir zu der Fazenda zurück, um unsere Waffen und Maulthiere abzuholen. Einige Indianer, durch die Geschenke angereizt, folgten uns hieher nach, und ließen sich nochmals mit Branntwein und Maismehl bewirthen. Unter ihnen befand sich nebst seiner Frau ein bejahrter Indianer, der sich durch einen ziemlich starken Bart auszeichnete. Nach einem etwas vertraulicheren Abschiede verließen wir unsere Gäste und ritten durch eine dichte Urwaldung nach Guidowald fort, wo wir noch vor Sonnenuntergang anlangten.

Dieser Meierhof ward von dem Commandanten in der Absicht, die zu civilisirenden Indianer immer vor Augen zu haben, ganz nahe bei einigen Aldeas derselben erbaut. Er liegt in ei-

ner engen, dicht bewaldeten Gegend, am westlichen Abhange der Serra da Onça, eines Theiles der Serra do mar. Wo der Wald umgehauen und bebaut ist, liefert er reichliche Erndten von Mais, Mandiocca, Bohnen und auch Baumwolle. Wir waren nur einige Stunden in Guidowald angelangt, so sahen wir eine Horde von Coropós, welche mit getrockneter Brechwurzel gekommen waren, um solche bei Capitán Marlier gegen Kattun und Eisenwaaren zu vertauschen. Sobald sie hörten, daß hier Fremde seyen, schlichen sie zerstreut um das Haus her und schauten ganz verstohlen hinein, um zu sehen, was hier vorging. Der Stamm dieser Coropós zählt zur Zeit kaum dreihundert Individuen, welche in vielen kleinen Wohnorten (Aldeás) die Ufer des Rio da Pomba inne haben. Sie sind mit den Portugiesen, welche seit 1767 als Herren von ihnen anerkannt werden, in gutem Vernehmen, und zeigen unter den Indianern von Minas Geraës die meiste Bildung. Diejenigen, welcher wir hier ansichtig wurden, waren insgesammt von mittelmäßiger Statur, breiten Schultern und Kinnbacken, sehr mager, besonders an den Waden, und von sehr unangenehmer mongolischer Physiognomie. Sie gingen fast ganz nackt; einige Weiber banden, als sie uns erblickten, kurze Schürzen von Kattun vor, welche sie, in Palmblätter eingewickelt, bei sich geführt hatten. Ihre Sprache zu erforschen war uns, trotz aller Bemühung, sowohl wegen ihrer unüberwindlichen Scheu vor uns, als wegen des Mangels eines geübten Dollmetschers unmöglich. Unter den wenigen Worten, welche wir ihnen entlockten, fiel uns „Handú" (Handtuch!) auf, womit sie ein Schnupftuch bezeichneten, und „Ja", womit sie, wie im Deutschen, bejahten. Nachdem diese Horde ihre Ipecacuanha abgesetzt hatte, und von den Leuten des Meierhofes abgefüttert war, zog sie am Abend nach dem Walde zurück.

Die nächsten Hütten der Coroados liegen nur einige hundert Schritte von Guidowald entfernt. Wir besuchten sie am Abende, und fanden die aus Palmblättern bestehenden zeltenförmigen Hütten ganz menschenleer und kaum noch hie und da einen Alten. Ihre Bewohner hatten sich aus Furcht, daß wir gekommen wären, um sie als Soldaten wegzuführen, über den Rio Xipotó zu den Nachbarn in die Wälder geflüchtet. Erst nachdem sie sich von der Friedfertigkeit unserer Absichten durch ausgeschickte Spione überzeugt hatten, kamen sie nach

und nach wieder herbei. Ein junger Coroado, den Capitän Marlière in sein Haus genommen und etwas gebildet hatte, gewann uns vorzüglich das Zutrauen dieser Natursöhne, und allmählig sahen wir uns von einer großen Menge derselben, welche sich mit und ohne Waffen in Guidowald versammelten, umgeben. Durch mehrere kleine Geschenke, unter denen gemalte Soldaten von Blei den größten Eindruck machten, versicherten wir uns ihrer Zuneigung, und unser Soldat erhielt auf sein Versprechen, sie mit Mandiocca, Mais und Branntwein zu bewirthen, die Zusage, daß sie an dem folgenden Tage in größter Anzahl erscheinen würden, um vor uns einen festlichen Tanz aufzuführen. Mit Einbruch der Nacht schlichen sie sich leise davon. Ein Theil derselben schlief in der Schenke, ein anderer in den benachbarten Hütten, von wo aus er früh morgens sich wieder einstellte, um die Vorbereitungen zum Feste zu treffen. Diese bestehen namentlich in der Bereitung eines berauschenden Getränkes (Eivir, Viru, Vinhassa der Portugiesen) aus einem Absude von Mais. Wir verfügten uns scheinbar zufällig an den gewählten Versammlungsort, um Zeuge der Bereitungsart dieses Getränkes zu seyn, und fanden daselbst mehrere Weiber beschäftigt: einige stampften die Körner in einem ausgehöhlten Baumstamme, andere brachten das Maismehl in ein thönernes, mehrere Fuß hohes, nach unten schmales, nach oben breites, ungebranntes Gefäß, worin es mit einer großen Menge Wassers gekocht wurde. Bei unserer Erscheinung flohen sie, kehrten aber, als wir freundlich scherzende Mienen zeigten, zu ihrem Geschäfte zurück. Eine alte und mehrere junge Indianerinnen nahmen mit den Händen das grob geschrotene und abgekochte Mehl aus dem Topfe, kauten es, und brachten es darauf wieder in den Topf zurück. Durch diese Zubereitung wird bewirkt, daß der Absud binnen vier und zwanzig Stunden in eine geistige Gährung übergeht, und berauschend wird.

Während wir dieser so wenig einladenden Vorbereitung zusahen, bemerkte Einer von uns eine kleine Schlange aus dem Boden kriechen, welche man hier zu Lande wegen des dicken Schwanzes zweiköpfige, Cobra da duas cabeças nennt. Die Indianer fürchteten sie als giftig, und flohen entsetzt vor dem Naturforscher, der sie am Kopfe gepackt hatte, und damit spielend sie ihnen entgegentrug. Nichts hätte diesen Natursöhnen eine größere Ehrfurcht vor uns einflößen können; sie betrachte-

ten und von nun an mit derselben Scheu, welche sie vor den Pajés (ihren Zauberern, Priestern und Aerzten) hegen, ein Gefühl, das wir bei ihnen nicht ungerne unterhielten.

Gegen Abend vernahmen wir aus dem Walde den wiedertönenden Schall des Ochsenhorns. Allmählig schlichen sich die Gäste ganz leise zur Hinterthüre herein, und in Kurzem füllte sich die Scheune, wohin das Getränk gebracht worden war, mit einer Menge Indianer. Nach und nach kamen auch die ferner Wohnenden in einzelnen Trupps, jeder mit der ganzen Familie, und mit Sack und Pack gleichsam wie bei einer Auswanderung an; die Männer, welche ihre Pfeile und Bogen noch nicht in der Nähe des Waldes versteckt hatten, verbargen sie hier; die Weiber setzten ihre Körbe nieder, nahmen die Kinder auf den Nacken, und suchten das Trinkgefäß (Cuja) hervor. Ohne unter sich oder mit anderen zu reden, durchforschte jedes Glied der Familie mit einem unstäten Blicke die Umgebung; die Männer näherten sich einander, und begrüßten ihre Nachbarn höchstens durch Vorschiebung des Mundes und einen kaum vernehmbaren Nasenlaut. In der Mitte der Anwesenden und dem Topfe zunächst stand der Anführer, welcher durch Stärke, Schlauheit und Muth einige Herrschaft über sie erlangt, und durch Marlier den Titel eines Capitâo erhalten hatte. In seiner Rechten hielt er die Maracá, die schon erwähnte Kastagnette, welche sie Gringerina nennen, und klapperte damit, indem er zugleich taktmäßig mit dem rechten Fuße stampfte. Mehr gehend als tanzend bewegte er sich hierauf langsam, mit eingebogenen Knien und vorwärts geneigtem Leibe um den Topf, wohin er stets die Augen gerichtet hatte. Der Tanz, welcher im Rhythmus einen Dreischlag beobachtete, wurde von ihm mit einem leisen, monotonen, und wenn er stampfte, stärker betonten Gesange begleitet. Je öfter sich der Gesang wiederholte, desto feierlicher und feuriger ward der Ausdruck in Stimme und Mienen. Alle Uebrigen standen unbeweglich um den Topf her, gafften ihn schweigend an, und nur bisweilen, wenn die, wie es schien, improvisirten Worte des Tänzers sie reizten, brachen sie in ein unmäßiges Schreien aus. Nach diesem abgemessenen Kreistanz, wodurch wahrscheinlich eine Beschwörung und Abhaltung böser Geister bezweckt werden sollte, näherte sich der Anführer dem Topfe, nahm dem Nachbar die Trinkschaale, welche dieser bereit hielt, aus der Hand, schöpfte damit gravitätisch aus dem

Topfe und nippte davon. Das Klappern mit der Gringerina und der einförmige Gesang begannen von neuem; der Anführer trank hierauf die Hälfte der Schaale aus und reichte sie den Anderen; nun schöpfte jeder beliebig aus dem Topfe, und der Dreischlag und die monotone Musik wurden allgemein und immer tumultuarischer, je länger die Schaalen die Runde machten. Auch uns reichte man eine volle Cuja, und wir mußten, obgleich mit Ekel erfüllt, doch dem Rathe unseres Geleitsmannes folgen, sie zu leeren, um den Indianern keine Ursache zu Mißtrauen zu geben. Das Getränke ist an Geschmack unserem Malzbiere ähnlich und, in Menge genossen, berauschend, welche Wirkung sich gegen das Ende des Trinkfestes auch nur zu deutlich durch das wilde Springen, das tobende Singen von Hy! ha-ha! zu erkennen gab. Man hatte uns Hoffnung gemacht, bei dieser Gelegenheit auch die Tänze der Coroados sehen zu können; allein gegen Abend, nachdem der Kopf und Magen überfüllt waren, schlich sich ein Trupp derselben nach dem andern davon, gleichsam als hätten sie Abrede genommen.

Am Tage nach unserer Ankunft in Guidowald hatte sich hier auch eine Horde von Puris blicken lassen, welche in diesen Gegenden umherzieht. Sie schlichen scheu um die Häuser, faßten jedoch endlich den Muth einzutreten, und schienen, nachdem wir ihnen einige kleine Geschenke gemacht hatten, Zutrauen zu gewinnen, indem sie nicht ungerne bei uns verweilten. Man konnte leicht bemerken, daß sie roher, aber deshalb auch minder mißtrauisch waren, als die schon längere Zeit von den Portugiesen unterjochten Coroados. Während des Trinkfestes der letzteren hielten sie sich im benachbarten Walde verborgen; als sie aber nach Beendigung desselben von unserem Begleiter eingeladen wurden, kamen sie noch spät in der Nacht, nachdem alle Coroados sich in ihre Hütten zurückgezogen hatten, herbei und zeigten sich, durch Geschenke ermuntert, zum Tanze bereit. Sie gingen ganz nackt, wie sie von der Natur geschaffen waren. Einige Weiber hatten Schlangen ähnliche Zeichnungen auf den Armen und andere Figuren von schwarzer und rother Farbe im Gesichte. Wir gaben ihnen Stecknadeln, schmale Bänder, bleierne Soldaten und Reiter u. s. w. Sie banden letztere an Fäden und hingen sie um den Hals. Hiebei hatten wir Gelegenheit, die Unmündigkeit dieser Leute zu bedauern. Nachdem sie dieses Geschenk mit gierigen Blicken empfangen und lange betrachtet hat-

ten, befühlten sie den Kopf, den Mund, die Füsse des Pferdes und der Bleisoldaten, und schienen sich allmälig durch immer neues Betrachten und Betasten überzeugen zu wollen, ob das Vorgestellte Täuschung oder Wahrheit wäre. Als sie durch reichliche Gaben von Branntwein, den sie wie alle Indianer leidenschaftlich lieben, zutraulich gemacht und erhitzt waren, begannen sie Nachts auf einem freien Platze nicht weit von der Fazenda Guidowald ihren Tanz. Hatte schon vorher der gedrungene kleine Wuchs, die braunrothe Farbe, das kohlschwarze, unordentlich herabhängende Haar, die unangenehme Bildung des breiten, eckigen Gesichtes und der kleinen schief einwärtsstehenden, unstät blinzelnden Augen, endlich der trippelnde, kurze, leise Gang dieser Waldmenschen in uns die wehmüthigsten Gefühle über die Verkümmerung des Menschlichen an ihnen erregt, so steigerten sich diese noch durch den melancholischen Ausdruck ihrer Festlichkeit bei dem nächtlichen Dunkel. Die Männer stellten sich nebeneinander in Linie; hinter ihnen standen gleichfalls in Linie die Weiber. Die männlichen Kinder, oft zwei und drei, umfaßten sich und die Väter, die weiblichen die Mütter von hinten um die Lenden. In dieser Stellung, begannen sie ihr düsteres, „Hán-jo-há, há-ha-há." Unter schwermüthigem Affecte wurden Gesang und Tanz einigemal wiederholt, und beide Reihen bewegten sich langsam in einem gemessenen Dreischritt vorwärts. In den ersten drei Schritten setzten sie den linken Fuß vor und neigten die linke Seite; beim ersten und dritten Schritt stampften sie mit dem linken, beim zweiten mit dem rechten Fuße; in den folgenden drei Schritten setzten sie zuerst und zuletzt den rechten Fuß vor, indem sie sich rechts neigten. Auf diese Weise bewegten sie sich abwechselnd in kleinen Schritten etwas weniges vorwärts. Sobald ihr Thema zu Ende war, liefen sie, die Weiber mit den Töchtern zuerst, und dann die Männer mit den Knaben, wie in einer Flucht, unordentlich rückwärts. Sie stellten sich hierauf von neuem und begannen so wiederholt dieselbe Scene. Ein Neger, welcher lange Zeit unter den Puris gelebt hatte, legte uns die bei diesem Tanze gesungenen Worte als eine Klage aus, wie sie nämlich eine Blume vom Baume hätten pflücken wollen, aber herabgefallen seyen. Keine Deutung hätte uns bei diesem melancholischen Auftritte näher liegen können, als die von dem verlornen Paradiese. Je länger die Puris ihren Tanz fortsetzten, desto lebhafter wurden sie dabei und desto lauter erhoben sie die Stimme. Später begannen sie die Melodie mit einigen

anderen zu verwechseln, und der Tanz nahm allmälig einen andern Charakter an. Die Männer sprangen vom Gesange besonders hingerissen, aus ihrer Reihe zu den Umstehenden, um sie mit einem Stoße mittelst des Bauches zu begrüßen. Dieses geschah einmal gegen Einen von uns mit solcher Heftigkeit, daß er sich durch die Freudenbezeigung halb ohnmächtig hinwegbegeben mußte, worauf unser Soldat an dessen Stelle den Stoß, wie es die Sitte erheischte, zu erwiedern sich angelegen seyn ließ.

Alle Indianer, welche wir hier von den Stämmen der Puris, Coropós und Coroados zu sehen bekamen, waren von einander in Körperbau und Gesichtsbildung auffallend wenig unterschieden, und die individuellen Züge derselben schienen, vermuthlich aus Mangel an Ausbildung, von dem allgemeinen Raçezug viel mehr beherrscht, als dieses bei den übrigen Raçen jetzt noch der Fall ist. Die Indianer sind von kleiner oder mittlerer Statur, die Männer vier bis fünf, die Weiber im Allgemeinen etwas über vier Fuß hoch; alle von stämmigem, breiten und gedrungenen Körperbau. Nur selten bemerkt man unter ihnen Einige von höherem schlankeren Wuchs. Ihre Brust ist breit, der Hals kurz und stark; der Bauch stark hervorhängend, jedoch weniger als bei dem Neger; die Extremitäten sind kurz, die unteren nichts weniger als voll, namentlich die Waden, die oberen rund und musculös. Der Fuß ist hinten schmal, nach vorn hin sehr breit, die große Zehe von den übrigen abstehend; die Hände sind fast immer kalt, die Finger verhältnißmäßig dünn, die Nägel, welche sie sich beständig abzunagen pflegen, sehr kurz. Die Hautfarbe ist ein mehr oder weniger tiefes Kupferbraun, nach dem Alter, der Beschäftigung und dem Gesundheitszustande des Individuums etwas verschieden. Neugeborne Kinder sind gelblich weiß, wie Mulatten; Kranke erhalten eine bräunlich gelbe Farbe; äußerst selten trifft man unter ihnen Kakerlacken oder Dunkelgefleckte. Im Ganzen sind sie um so dunkler gefärbt, je kräftiger und thätiger sie sind. Gegen den Unterleib und an den Extremitäten geht die rothbraune Farbe bisweilen in eine schwärzlichere über; im Innern der Gelenke dagegen wird sie blasser oder weißlich. Erröthen kann der Indianer eigentlich nicht. Nur nach langem Umgange mit den Weißen und nach erhaltener Bildung bemerkten wir bei den Indianern Farbenwechsel als Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Uebrigens ist ihre Haut sehr fein, weich, glänzend, und der Sonne ausgesetzt zum Schweiße

12*

geneigt. Die langen, harten, straffen, glänzend schwarzen Haare hängen dicht und unordentlich vom Haupte herab. Am Kopfe zeichnen sich, der breiten Brust entsprechend, besonders das Mittelhaupt und die hervorstehenden Backenknochen durch Breite aus. Die Stirne ist niedrig, durch die hervorstehenden Stirnhöhlen höckerig am Grunde, oben enge und stark zurückgelehnt. Das Hinterhaupt hängt bei weitem weniger nach hinten, wie bei dem Neger, dessen Schädel überhaupt schmäler und viel länglicher ist, als der des Indianers. Das Antlitz ist breit und eckig, und springt nicht so sehr hervor wie beim Neger, aber mehr als bei dem Kalmucken oder dem Europäer. Die Ohren sind klein, nett, etwas auswärts gerichtet, die Ohrläppchen nicht durchbohrt und durch schwere Körper verunstaltet, die Augen klein, schwarzbraun, seitwärts stehend, mit dem innern Winkel gegen die Nase gekehrt, und von dünn behaarten, in der Mitte hoch nach oben gezogenen Augenbraunen beschützt; die Nase ist kurz, nach oben sanft eingedrückt, nach unten platt, jedoch nicht so breit gedrückt wie bei dem Neger; die Nasenlöcher sind breit, kaum ein wenig nach außen stehend, die Lippen bei weitem nicht so dick und wulstig wie bei dem Neger; nicht die untere, sondern die obere ist etwas hervorragend oder beide sind gleich; der Mund ist kleiner und geschlossener als beim Neger. Die Zähne sind sehr weiß, die Schneidezähne breit, und in gleiche Linie gestellt; die Eckzähne ragen hervor. Im Allgemeinen ist der Körperbau des Indianers stämmig, breit und kurz, während der des Negers lang und schlank ist; er nähert sich somit mehr dem der übrigen Raçen, besonders der Chinesen und Kalmucken, wenn gleich diese von hellerem Teint sind, und gebildetere Züge haben. Mißgebildete und Verkrüppelte haben auch wir unter den Indianern nicht getroffen, weshalb Einige glauben, daß sie solche gleich bei der Geburt umbringen.

Das Temperament des Indianers ist beinahe noch unentwickelt und spricht sich als Phlegma aus. Alle Seelenkräfte, ja selbst die höhere Sinnlichkeit scheinen sich wie in einem Zustande der Erstarrung zu befinden. Fremd der Gefälligkeit, Dankbarkeit, Freundschaft, Demuth, dem Ehrgeize und überhaupt allen zarten und edlen Regungen, welche die menschliche Gesellschaft zieren, theilnahmslos, verschlossen, gebraucht der Indianer nichts, als seine von Natur aus scharfen Sinne, seine Schlauheit und sein zuverläßiges Gedächtniß, und zwar nur da, wo es Krieg

oder Jagd, seine Hauptbeschäftigung, angeht. Gefühllos für die Reize des Gaumens, besonders zur Fleischnahrung geneigt, ist der Indianer im Allgemeinen mäßig, und folgt ohne bestimmte Zeitordnung nur dem Bedürfnisse, ja hungert oft seiner Bequemlichkeit zu Gefallen; leidenschaftlich dagegen ist er dem Trunke seiner Vinhassa oder, wenn er dessen theilhaftig wird, des Branntweins ergeben. Still, folgsam im Dienste des Weißen, hartnäckig ausdauernd in der angewiesenen Arbeit, durch keine Behandlung zum Zorne, wohl aber zu langwieriger Rachsucht reizbar, ist er, wie die Colonisten zu sagen pflegen, nur geboren, um befehligt zu werden. Weder diebisch noch betrügerisch, und zu Nichts Verlangen tragend, was nicht zu den Bedürfnissen des Magens gehört, hält er sich stets einzeln und von der Familie abgesondert. In der Krankheit von den Colonisten auch noch so sorgfältig verpflegt, oder überhaupt mit Wohlthaten begünstigt, fühlt er während der Genesung nur um so lebhafter seinen nomadischen Instinct, und flieht, aller Dankbarkeit beinahe unfähig, selbst ohne nähere Veranlassung in seine finstern Wälder zurück. Nichts weniger als gesprächig, schläft er auch während eines Theils des Tags, spielt außer der Jagdzeit mit seinen Hausthieren, oder stiert gedankenlos vor sich hin, zuweilen wie im Traume von gespensterhaften Phantasien geschreckt. Fest gewurzelt in der Gegenwart, erhebt er fast nie sein Auge zu dem gesammten Sternenhimmel. Jedoch beherrscht ihn eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor einzelnen Gestirnen. Es ist aber nicht die Sonne, welche seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht, sondern der Mond, von dem er insbesondere, wie seine Zeitrechnung, auch Gutes und Schlimmes abzuleiten pflegt. Da alles Gute unbemerkt an ihm vorübergeht, und nur das Widerwärtige Eindruck auf ihn macht, so erkennt er keine Ursache des Guten, oder keinen Gott, sondern nur ein böses Princip, welches ihm bald als Eidechse, als Mann mit Hirschfüßen, als Krokodill, Onze begegnet, bald sich in einen Sumpf u. s. w. verwandelt, ihn irreführt, neckt, in Schaden und Gefahr bringt, oder gar tödtet.

Den nächsten Verkehr mit den Dämonen schreiben sie ihrem Pajé zu, der viele wirksame Kräuter kennt, zugleich ihr Arzt und Priester zu seyn scheint, und sich durch allerlei zauberhafte Gaukeleien bei ihnen in Ansehen zu erhalten weiß. In ungewöhnlichen Fällen wird er um Rath gefragt, den er nach gepflo-

gener Rücksprache mit dem Dämon, wozu er finstere, stürmische Nächte auswählt, ertheilt. Gewisse Thiere, wie eine Art Ziegenmelker und die klagenden Geierarten, Caracarai und Cãoha, sind dem Pajé Boten von Verstorbenen, und deshalb von Allen hochverehrt. Auch trägt der Indianer Gehänge von Eckzähnen der Onzen, Affen, von gewissen Wurzeln, Früchten, Muscheln und Steinen um den Hals, indem er glaubt, daß er sich hiedurch gegen den Anfall wilder Thiere und gegen Krankheiten schützen könne. Der Pajé giebt allerlei Arzneimittel, die oft unter Zauberformeln bereitet werden, und erhält die Gespensterfurcht der Indianer durch abergläubische Gebräuche und Erzählungen; oft aber werden die Unglücksfälle, Krankheit und Tod der Nachbarn seinen Hexereien zugeschrieben, und er bezahlt dann sein Amt mit dem Leben. Uebrigens hat der Pajé eben so wenig Einfluß auf den Willen der Menge, als irgend ein Anderer, denn sie sind sich alle gleich, und leben außer allem gesellschaftlichen Verbande, weder in republicanischer noch in patriarchalischer Verfassung. Selbst das Familienverhältniß ist unter ihnen sehr lose; nur selten nimmt sich der Aelteste seiner Abkömmlinge an, und schlichtet ihre Streitigkeiten und Raufereien. Zwischen Aelteren und Jüngeren herrscht keine Rangordnung, denn das Alter scheint bei ihnen keine Würde zu geben. Oft sahen wir Kinder und Jünglinge vor den Aeltern sich die größten Unanständigkeiten erlauben, noch ehe die Aeltern von den Speisen genommen hatten, von denselben nehmen, den besten Platz an der Feuerstelle besetzen, vorlaut entscheiden, sich zanken u. s. w., ohne daß es Jemanden von ihnen aufgefallen wäre. Der Einfluß der Portugiesen hat unter ihnen die Klügsten hervorgehoben, welche sich geschmeichelt fühlen, Capitão genannt zu werden, und eine gewisse Suprematie über die Anderen ausüben. Wenn sie Krieg führen, ist der beste Jäger, welcher am meisten Feinde oder Onzen u. s. w. erlegt hat, und am meisten Schlauheit besitzt, ihr Anführer. Zu Hause wird sein Befehl nicht gehört, oder der Einzelne folgt ihm da, wo es ihm gefällt, und weil jener sich die Mühe nimmt für ihn zu denken, oder etwas Vortheilhaftes, wie z. B. einen ergiebigeren Jagdplatz, einen Austausch von Waaren mit den Weißen zur Sprache bringt. In seinem Hause schaltet Jeder nach Gefallen; oft leben mehrere Familien in einer Hütte, und dennoch ganz getrennt und unabhängig von einander. Sie achten ihr Besitzthum gegenseitig, haben, was Speise und Getränk angeht, größtentheils ge-

meinsames Gut, und kommen deshalb selten mit einander in Streit.

Ihre Ehen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen, die einzige Ceremonie ist die Ueberreichung von Wildpret oder Früchten, welche der Bewerber den Aeltern seiner Braut bringt, wodurch er sich stillschweigend anheischig macht, die Frau durch Jagd zu ernähren. Während der Mann sich bloß mit Jagd, Krieg und der Bereitung seiner Waffen beschäftigt, liegt den Weibern alle Sorge für das Hauswesen ob. Sie pflanzen und erndten, wenn diese Art von Cultur bei ihnen schon eingeführt ist; sie suchen Bataten und Früchte im Walde für die Haushaltung, und besorgen den nöthigen Hausrath an irdenen Geschirren und an Flechtarbeit. Die Weiber sind im Allgemeinen die Sclavinnen des Mannes, und müssen sich bei dem nomadischen Umherziehen mit allem Nöthigen wie Lastthiere bepacken, ja selbst das von den Männern erlegte Wild aus dem Walde abholen. Das Kind wächst, vom Vater gar nicht, von der Mutter instinctartig geliebt, jedoch wenig gepflegt auf. So lange es noch nicht laufen kann, wird es von der Mutter auf dem Rücken herumgeschleppt, und schläft zwischen den Aeltern in der Hangmatte; später geht es seine eigenen Wege, ruht in der Asche am Feuer oder in einer eigenen Hangmatte, und zeigt sich bald geschickt genug, Insectenlarven und Früchte aus dem Walde zu holen. Sich selbst so überlassen wachsen die Kinder heran; der Knabe folgt bald dem Vater auf die Jagd, lernt mit Bogen und Pfeil umgehen, übt sich, Schnüre aus Palmblattfasern geschickt zu flechten, ahmt durch lockere Verschlingung der Schnüre allerlei Thiere, schwimmende Fische, Schlangen nach, und unterhält sich mit der Bodoque, einer Art Schleuder, woraus sie Thonkugeln werfen, um kleine Vögel zu erlegen. Die Jünglinge heirathen mit fünfzehn bis achtzehn, die Mädchen mit zehn bis zwölf Jahren. Die Heirath bildet keine besondere Epoche in ihrem Leben, und die hiesigen Indianer, welche nicht, wie die am Amazonenflusse, die Periode der Mannbarkeit der Jünglinge sowohl als der Mädchen mit eigenen Festen bezeichnen, haben in ihrem Leben wenige Abschnitte. Nur die Geburt und der Tod geben Veranlassung zu eigenen Ceremonien. Ihre Feste werden ohne Rücksicht in jeder Jahreszeit gehalten, die Veranlassung dazu wird besonders von dem Reifen der Früchte genommen. Gar häufig verlassen daher mehrere Familien ihre bisherigen Woh-

nungen und lassen sich da nieder, wo neue Früchte reifen, oder wo es bessere Jagd giebt. Nach einem glücklichen Feldzuge werden die Siege in lärmenden Tänzen und Gesängen gefeiert, und die Coroados pflegen dabei die erbeuteten Gliedmassen ihrer Feinde, der Puris, mit Pfeilen zu durchbohren und bei der Vinhassa herumgehen zu lassen, um daran zu saugen.

Die Indianer sind wenig krank und erreichen gemeiniglich ein hohes Alter, welches sich jedoch äusserst selten durch graue Haare verräth. Häufig nehmen sie durch Gewaltthätigkeit oder Unglücksfälle ein Ende.

Stirbt ein Indianer, so wird er in der Hütte begraben, welche hierauf, wenn es ein Erwachsener war, verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird in einer hockenden Stellung, entweder in einen grossen Topf von Thon gesteckt, oder in Bast oder altes Baumwollenzeug gewickelt, unmittelbar in die Erde gegraben, die sodann unter jämmerlichem Geheule mit den Füssen stark eingestampft wird. Auf das Grab legen sie eine Zeitlang die Waffen der Verstorbenen, auch Speisen, Wildpret, und pflegen die Todtenklage täglich zweimal zu wiederholen, wobei sie sich die Haare kurz abschneiden, oder sehr lang wachsen lassen, die Weiber sich auch am ganzen Körper schwarz färben sollen. Noch lange nach dem Hinscheiden feiern sie das Gedächtniss der Todten, wenn sie zufällig an die Stelle kommen, wo sie begraben liegen, durch Klagegeheul. Bei den Puris soll auch eine Art Leichenrede gehalten werden Die Seele des Abgeschiedenen ist nun nach ihrer Ansicht in einem angenehmen Walde voll von Sapucajabäumen und Wildpret, wo es ihr in Gesellschaft aller Verstorbenen sehr wohl geht. Welche Vorstellung die Indianer von der Natur der Seele haben, ist nur nach langem Umgange mit ihnen, und durch Eingehen in ihre Denkweise zu erforschen möglich; so viel schien uns aber gewiss, dass sie an eine Fortdauer derselben nach dem Tode glauben. So verlassen sie aus einer gespensterartigen Furcht die Hütten, worin sie ihre Verwandten begraben haben, geben dem Leichnam Victualien gleichsam als eine Wegzehrung mit, und scheuen sich den letzten Ruheort der Todten zu stören, aus Furcht, dass diese ihnen sonst erscheinen und sie quälen möchten.

Wir besuchten die Aldeas der Coroados zu allen Stunden,

und erhielten so einen lebendigen Eindruck von dem ganzen Tagesläufe dieser Naturmenschen. Sobald das Sonnenlicht die Hütte des Indianers erhellt, erwacht er, steht sogleich auf und tritt unter die Thür, wo er gewöhnlich einige Zeit mit Ausrecken und Reiben der Glieder hinbringt, bis er sich endlich in den Wald begiebt. Hierauf geht er zur Hütte zurück, wo er die noch fortglimmenden Kohlen des gestrigen Feuers hervorsucht, oder es mittelst zweier trockenen Holzstäbe, deren einen er quirlend auf dem andern bis zur Entzündung reibt, und durch Vorhalten dürren Grases oder Strohes von neuem anmacht. Der gesammte männliche Theil der Bewohner nimmt hierauf Theil an dem Geschäfte: die Einen schleppen Holz aus dem Walde herbei, die Anderen schüren das Feuer zwischen einigen großen Steinen an, und sämmtliche hocken sich dann, auf die Spitzen der Zehen gestützt, ringsum dasselbe nieder. Ohne einander anzusehen, oder mit einander zu sprechen, bleiben sie oft mehrere Stunden in dieser Stellung und nur beschäftigt, das Feuer zu unterhalten, oder zum Frühstücke Bataten, Bananen, Maiskolben u. s. w. in der Asche zu rösten. Ein heimischer Affe oder irgend ein anderes ihrer zahlreichen Hausthiere, womit sie spielen, dient ihnen dabei zur Belustigung. Der Weiber erstes Geschäft, nachdem sie die Hangmatte verlassen, besteht darin, daß sie sich und ihre Kinder bemalen, und darauf geht eine Jede an die bestimmte häusliche Arbeit, an das Abziehen der Fäden von Palmblättern, das Stricken der Netze, die Verfertigung irdener Geschirre, das Reiben der Mandiocca und das Stoßen der Maiskörner, woraus sie mittelst sauerer Gährung ein kühlendes Getränke zu bereiten wissen. Andere gehen in ihre kleinen Pflanzungen, um Mais, Mandiocca, Bohnen zu holen, oder in den Wald, um wilde Früchte und Wurzeln zu suchen. Haben die Männer ihr sehr frugales Frühstück eingenommen, so richten sie ihre Bögen, Pfeile, Schlingen und Lanzen u. s. w. zu. Die ersteren werden aus dem rothen Holze mehrerer Schotenbäume, oder aus dem schwarzen einiger stachligen Palmarten von der Gattung Astrocaryum, mit steinernen Aexten geschnitten, und mit dem scharfkantigen Bambusrohre polirt, oder mit den eingehandelten eisernen Messern zurecht gemacht, die Pfeile selbst von einem Rohre bereitet. Erst wenn die Sonne hoch steht und die Hitze sehr zugenommen hat, liebt der Indianer sich im Bache zu baden, und geht dann gewöhnlich zwischen neun und zehn Uhr auf die Jagd, meistens von der Frau begleitet. Er verfolgt

hiebei die schmalen, kaum bemerkbaren Fußsteige, oder geht quer durch die Waldung. Ist das Ziel seiner Reise entlegen, so bricht er, um den Rückweg leichter zu finden, Zweige von den Gesträuchen ab, die er hängen läßt, oder in den Weg streut. Der Mann trägt in der Hand seine Waffen, und wenn er es eingehandelt hat, ein kurzes Messer mittelst einer Schnur am Halse; die Frau folgt leer, oder mit einem aus Schnüren geflochtenen Beutel, der einige Lebensmittel enthält. Mit vorwärts geneigtem Leibe gehen sie kurzen Schritts, immer sich schmiegend und niedertauchend, durch das Dickicht, und spähen mit Ohr und Auge aufmerksam nach allen Seiten. Bei dem geringsten Geräusche halten sie still, oder verkriechen sich. Wird ein Wildpret erblickt, so schleicht der Indianer äußerst vorsichtig mit gespanntem Bogen näher, und schießt endlich den Pfeil ab, ohne zu fehlen. Die Frau sucht gewöhnlich die Beute und den Pfeil in dem Gebüsche auf. Ihre Pfeile sind von verschiedener Form nach der Größe der Thiere, zum Theile mit Widerhacken versehen; niemals aber haben wir bei diesen Indianern vergiftete Pfeile wahrgenommen. Vögel, welche sie als Hausthiere zu besitzen wünschen, fangen sie mit der Schlinge an einem sehr langen Stocke. Der Indianer schleicht hiebei behutsam hinzu, oder klettert still am Baume hinauf, und hält dem Thiere die Schlinge so lange und so geschickt vor, bis es endlich darin hängen bleibt. Den Gebrauch der Fischangel kannten diese Indianer vor der Einwanderung der Portugiesen nicht, und sie erlegten die Fische durch Pfeilschüsse oder mit langen Wurfspießen. Sind einige kleine Thiere oder ein größeres erbeutet, so hat die Jagd für diesen Tag ein Ende, und die Frau trägt das Wildpret in dem mit Baumbaste an der Stirne festgehaltenen Beutel nach Hause. Die Bereitung des Mittagsmahles ist, wie die Unterhaltung des Feuers, den Männern überlassen. Schweine werden gesengt, andere haarige Thiere mit Haut und Haaren angespießt und ans Feuer gebracht, Vögel oberflächlich gerupft, dann ausgeweidet. Der Körper wird ganz oder theilweise an Stöcke gespießt, am Feuer gebraten, oder in den Topf mit Wasser gesteckt. Will der Indianer einen Theil des Fleisches aufbewahren, so wird dieses auf ein hölzernes Flechtwerk über das Feuer gelegt, und durch Hitze und Rauch so lange gedörrt, bis es so dürr wie Holz ist. Als besonderen Leckerbissen braten sie auch die Gedärme, nachdem sie solche über runde Stöcke gezogen haben. Salz wird bei dieser einfachen Kochkunst nicht angewendet.

Der Indianer liebt gebratenes Fleisch, besonders wenn es noch blutig ist, mehr als gesottenes. Der Tapir, die Affen, Schweine, Armadille, Paca, Agouti sind seine Lieblingsspeisen; er ißt aber auch das Coati, Reh, die Vögel, Schildkröten und Fische sehr gerne, und nimmt im Nothfalle mit Schlangen, Kröten und großen gebratenen Insectenlarven fürlieb. Das Mittagsmahl wird gemeiniglich nach der Jagd gegen vier Uhr genossen. Die Bewohner der Hütte, oder auch jeder Nachbar und Stammverwandte, welcher eben gegenwärtig ist, nimmt Antheil an dem Mahle; ein Jeder reißt sich dabei ohne Rangordnung ein Stück von dem Braten, und hockt sich damit, entfernt vom Feuer und abgesondert von den Uebrigen, in einen Winkel der Hütte, oder unter einen Baum. Vor allem theilen sie ihren Hühnern und Hunden mit, welche sie von den Colonisten sich angeeignet haben, und sehr schätzen, und dann beginnen sie das Fleisch nach den Längenfasern abzuzupfen, um es zu essen. Ihr Gewürz ist gewöhnlich eine Beere von der Malaquetta. Die Frau bringt zu diesem Mahle in die Nähe des Feuers die Cuja mit Mandioccamehl, wovon sich ein Jeder eine Hand voll nimmt, um das Mehl mit derselben Geschicklichkeit, wie die Colonisten, behaglich sich in den Mund zu werfen. Ist das Mahl vollendet, so holt ein Glied der Familie aus dem benachbarten Bache, eine Cuja Wassers, woraus dann Jeder beliebig trinkt. Gleich nach dem Essen liebt der Indianer in der Hangmatte zu schaukeln, oder darin zu schlafen. Ausser dem Mittagsmahle hält er keine Mahlzeit, wohl aber ißt er inzwischen Früchte des Waldes, Bananen, Wassermelonen u. s. w., die er in der Nähe der Aldea baut, oder oft auch aus den benachbarten Anpflanzungen der Colonisten entwendet. Ist ein Trinkfest veranstaltet, so beginnt vor Sonnenuntergang das Trinken der Vinhassa, und dauert unter tumultuarischem Tanz und Gesang bis gegen Tagesanbruch, worauf sie halb berauscht den Morgen bis zehn Uhr in dem Netze zubringen. Derjenige, welcher am meisten Mais gebaut und vorräthig hat, ist der Wirth für die Bewohner der benachbarten Aldeas, und während jedes Gelages wird Ort und Tag zu dem nächsten verabredet. Man will bemerkt haben, daß die Coroados am häufigsten den Sonnabend zu dieser Lustbarkeit wählen. Auch über die Fehden und Kriegszüge gegen einen benachbarten Stamm und über gemeinschaftliche Jagd wird meistens bei diesen Festlichkeiten berathschlagt.

So gehen dem Indianer unter Jagd, Krieg, wilden Festen und mechanischen häuslichen Beschäftigungen in einer rohen, gefühllosen Lebensweise Monate und Jahre hin, ohne daß er sich eines höheren Berufes der Menschheit bewußt wird. Wenn er auch allmälig anfängt, mit den Herren des Landes einigermassen in Verkehr zu treten, so sind ihm doch gesellschaftliche Tugenden unbekannt. In der Nähe der Colonisten verläßt er sich mehr auf ihren, als auf seinen eigenen Fleiß, und raubt, wenn ihn Mangel drückt, in dessen Pflanzungen und Viehstand. Das Christenthum zu verbreiten sind zwar der Geistliche und überhaupt die Portugiesen in S. João Baptista sehr bemüht; allein selbst die gebildeteren Coroados und Coropós haben bis jetzt keine Ahnung von dem Wesen der christlichen Religion, und nehmen höchstens an den äusseren Gebräuchen und auch hierin nicht ausdauernden Antheil. Es ist zwar nichts Seltenes, daß diese Naturmenschen sich zur Trauung in der Kirche einfinden, oder ihre Kinder zur Taufe bringen; jedoch reizt sie hiezu nur die Ceremonie, welche sie staunend angaffen, ohne dabei irgend eine Gemüthsbewegung oder Nachdenken zu verrathen. Sie unterscheiden sich auch hierin sehr von dem Neger, der nichts mehr liebt, als die Ceremonien und die Function der Geistlichen selbst nachzumachen.

Obgleich wir in kurzer Zeit das Vertrauen der uns umgebenden Coroados erlangt hatten, und ohne Furcht unter ihnen verweilen konnten, ward doch in uns der Wunsch allmälig lebhafter, den düsteren Aufenthalt zu verlassen, wo wir uns gleichsam wie von Wahnsinnigen umgeben fühlten. Unsere Sammlungen waren schon mit den Seltenheiten der Umgegend bereichert, und durch die Gefälligkeit des Directors erhielten wir auch das Skelet eines vor nicht langer Zeit im Kampfe erschlagenen Coroado, das wir als ein wichtiges Document mit großer Sorgfalt vor den abergläubischen Wilden verbargen. Da die Directoren bisweilen einige Indianer in die volkreicheren Orte schicken, um durch ihre Aussagen bei der Rückkehr auf ihre Landsleute günstig zu wirken, so machte uns derselbe im Presidio den Antrag, einige Indianer als Begleiter nach Villa Rica mitzunehmen. Am Abend vor der Abreise brachte er daher zwei junge Coroados in unsere Wohnung, und ermunterte sie zur Abreise mit uns durch Branntwein und durch die Hoffnung, als Capitão mit einer bunten Kleidung zurückzukehren. Es war hiebei lächer-

lich anzusehen, welche Wirkung eine glänzende Uniform auf diese Naturmenschen machte. Man zog sie Einem derselben an, setzte ihm einen Dressenhut auf, und hielt ihm den Spiegel vor. Betroffen und stolz begaffte er bald sich bald sein Bild, und befühlte die neue Kleidung und den Spiegel von allen Seiten; obgleich er sich das zauberhafte Bild nicht erklären konnte, so schien doch ein wohlgefälliges stolzes Gefühl über alle seine Zweifel die Oberhand zu behaupten. Von diesem Augenblick an war sein Entschluß gefaßt, und er freute sich uns zu folgen. Er gewöhnte sich bald an uns, begleitete uns auf einem grossen Theile der Reise, und erhielt von uns wegen seiner Anhänglichkeit den Namen Custodio. Am 17. April verließen wir Guidowald. Die Furcht, daß die Indianer Kunde von dem Skelete, welches wir mit uns führten, haben, und uns feindlich überfallen könnten, beschleunigte unseren Entschluß und unsere Schritte, um aus diesen nächtlichen Urwäldern in die freundlichen Campos zurückzukehren. Schon hatten wir das Presidio de S. João Baptista eine gute Strecke hinter uns, als wir in der dichtesten Waldung plötzlich vor einem Zuge von dreißig bis vierzig Indianern standen, welche familienweise in einzelnen Trupps, Männer, Weiber und Kinder, mit Sack und Pack, alle nackt einherzogen, um, wie wir später erfuhren, einem Trinkfeste einige Stunden seitwärts von hier beizuwohnen. Kaum hatten sie uns wahrgenommen, so machten sie sogleich Halt, beobachteten uns unschlüßig mit unsicheren Blicken, und versteckten sich dann, die Männer mit Pfeil und Bogen in der Hand, einzeln hinter Bäume. Erschreckt durch diese plötzliche Erscheinung befürchteten wir Anfangs, daß es auf einen Ueberfall abgesehen wäre; nachdem sie aber zögerten, uns anzugreifen, legten wir unsere Waffen bei Seite auf den Boden nieder, und gingen ihnen mit freundlichen Mienen und unter dem pantomimischen Ausdrucke, daß wir dort die Waffen niedergelegt hätten und ihnen nichts zu Leide thun würden, entgegen. Sobald wir uns dem Ersten des vordersten Haufens näherten, klopften wir ihm auf die Schultern, zeigten nochmals auf die fern liegenden Schießgewehre, ließen ihnen unsere Ausbeute an Thieren und Pflanzen sehen, und bedeuteten ihnen, daß wir uns nur hiemit beschäftigten, und sie daher ruhig fortwandern könnten. Einer derselben, der uns schon früher in der Fazenda Guidowald gesehen hatte, wurde hierauf etwas freundlicher gegen uns, schien durch einige Worte seinen Kameraden unsere Aussage zu bestätigen, und so schieden wir

denn beiderseits in Frieden. Ein anderes Abentheuer begegnete uns, noch ehe die Serra de S. Geraldo, oder de S. Jozé erreicht war. In einem dichten Gehäge zogen wir an einer indianischen Hütte vorüber, aus der ein altes, nacktes Mütterchen, und, wie Custodio uns später sagte, seine Verwandte, ihm einige Worte zurief. Sie fragte ihn nämlich besorgt, wohin er ginge, und ob man ihn vielleicht mit Gewalt wegführe? als er aber fröhlich antwortete: er ginge den grossen Capitão zu sehen, und würde bald selbst als Capitão zurückkommen, rümpfte sie den Mund und entließ ihn. Wir überstiegen hierauf eiligst das Gebirge, und gelangten in der Richtung von N. W. nach dem kleinen Arraial de S. Jozé Barboza, um hier zu übernachten. Am nächsten Tage führte uns der Weg immer durch dichte Waldung bis nach Sitio, einer ansehnlichen Zuckerfabrik, wo man besonders braune Zuckerbrode fabricirt, welche im Innern am häufigsten mit Wasser genossen werden. In dem kleinen Orte S. Rita hatten wir endlich alle Gefahren überstanden, und konnten uns freuen, wieder in den lichteren Campos und unter menschlicheren Gesichtern zu wandeln. Erst zunächst Oiro fino lenkten wir in die auf der Hinreise betretene Straße ein, und kamen am 21. April wohlbehalten über Mariana nach Villa Rica zurück.

Wanderungen in der Umgegend von Villa Rica.

Der Itacolumi ist die höchste Kuppe der Serra de Oiro Preto. Um diesen Berg zu besteigen, setzten wir Morgens acht Uhr im Thale über den Ribeirão do Oiro Preto, und erreichten Mittags den Gipfel desselben. Der Weg führt durch freundliche Wiesenabhänge, bisweilen durch niedriges Gehölz in die Höhe. Allmälig erweitert sich die Fläche des Berges, und man befindet sich auf einer ausgedehnten, sanft ansteigenden Ebene, in deren Hintergrunde sich der letzte Felsengipfel erhebt. Gegen Mittag standen wir am Fuße der höchsten konischen, theils mit Gras und niedrigem Gebüsche bewachsenen, theils öde Felsenwände darstellenden Kuppe; wir ließen die Maulthiere, auf welchen wir bisher bequem reiten konnten, in den mageren Campos weidend zurück, und erklimmten den letzten Theil des Berges zu Fuße. Von dem Gipfel aus bot sich uns eine herrliche weite Aussicht über alle umgebende Gebirgsrücken dar, welche der colossale Itacolumi, als der höchste Berg der Comarca von Oiro Preto, wie der Kern eines großen Bergsystemes, überragt. Auf dieser Höhe herrschte ringsum tiefe Ruhe und Stille, durch die Bewegung oder den Laut auch nicht eines Vogels gestört; selbst die vorlauten Cicaden bringen mit ihrem monotonen Schwirren nicht hieher. Eine einfache, bescheidene Pflanzenwelt erfreut sich der Alpenfrische dieser Gegend.

Schon in Europa waren wir auf das chromsaure Bleierz, welches in Brasilien sich finden sollte, aufmerksam gemacht worden. Bei näherer Nachfrage erfuhren wir, daß es bei Congonhas do Campo vorkäme. Wir wählten dahin den Weg über Capão, wo wir Gelegenheit hatten, unsere früheren Untersuchungen über die dasige Topasformation zu bestätigen. Von hier aus ritten wir gegen Westen über eine schöne, hügelige, an Abwechslung reiche, aber menschenleere Camposgegend, in welcher wir nur zwei kleine Fazendas, Laranjal und Pires, antrafen.

Mittags erreichten wir die, fünf Legoas westlich von Capâo gelegene Eisenhütte de Prata.

Der Aufseher der Eisenhütte begleitete uns am folgenden Tage nach der anderthalb Legoas südsüdöstlich gelegenen Lavra des Senhor Romualdo Jozé Monteiro de Barros, dem Ziele unserer Reise. Hier wurden wir von dem Besitzer, mit jener liberalen, dem Mineiro eigenen Gastfreundschaft aufgenommen.

Am Abende besuchten wir die gegenwärtig verlassene Mine auf einem Felde, Cujabeira genannt, in welcher das chromsaure Blei entdeckt worden ist.

Einige Tage nach dieser Excursion brachen wir nach dem fünf Legoas nördlich entfernt liegenden Dorfe Antonio Pereira auf, um uns von dem Zustande unserer Maulthiere zu unterrichten, die während unseres Aufenthaltes in Villa Rica größtentheils dorthin auf die Weide geschickt worden waren. Die Goldminen von Antonio Pereira haben vor wenigen Jahren eine sehr reiche Ausbeute geliefert; unter Anderen erbaute ein Mineiro mit einem Schacht von sechzig Fuß Tiefe in zwei Monaten vier und zwanzigtausend Crusados; da aber das Werk ohne Kunde und Vorsicht unternommen worden war, verschüttete die plötzlich eingestürzte Grube vierzehn Arbeiter, und die einbrechenden wilden Wässer machten endlich den ferneren Betrieb unmöglich.

Nordwestlich von Antonio Pereira hat Hr. v. Eschwege eine kleine Eisenhütte angelegt, die er durch einen deutschen Schmelzmeister leitet.

Von der Eisenfabrik gingen wir nach dem, in der Richtung von N. O. zwei und eine halbe Legoa entfernten, Arraial de Bento Rodriguez. Die Gegend ist bergig, und die Oberfläche des Bodens beurkundet durch häufige Gräben und Schürfarbeiten den Fleiß der Goldwäscher. Um so befremdender war es uns, in diesem Dorfe wie in vielen anderen wenige Spuren von Wohlhabenheit anzutreffen. Die Häuser sind baufällig, im Innern ärmlich, und die Bewohner sehen sehr kümmerlich aus; Alles verräth, daß die Blüthezeit dieses Distrikts schon vorüber, und nur noch zerstreute Reste des ehemaligen Reichthums übrig sind. Die Sonne war schon untergegangen, und die dunkle

Tropennacht eingetreten, als wir über ein sehr ungleiches und deshalb gefährliches Terrain bis zu dem bedeutenden Dorfe Inficionado gelangten, wo wir übernachten wollten. Wir fanden eine große Menge der Bewohner unter den erleuchteten Marienbildern versammelt, um das Ave zu beten. Diese Sitte des Mutterlandes wird jeden Abend überall in Brasilien mit Eifer und mit einer fast theatralischen Feier geübt; die Mulatten, denen im Allgemeinen eine eben so bewegliche Zunge, als starke Lunge zu Gebote stehen, übernehmen dabei das Amt des Vorsängers oder des Geistlichen.

Bei Anbruch des folgenden Tages verließen wir den, mit dem Nachlassen der Minen allmälig verarmenden Ort, und machten uns nach der Serra do Caraça auf. Durch einen uns von Rio de Janeiro aus bekannten Steinhändler, der, wie man uns später erzählte, durch Häscher verfolgt, sich eiligst von dem Diamantendistricte entfernte, erfuhren wir unter Wegs, daß es gut sey, die Nacht in dem Hause des Guarda-Mór Innocenzio, am nordwestlichen Abhange des Gebirges zuzubringen, und des andern Tags den Berg zu besteigen. Das Gebirge der Serra do Caraça lag zu unserer Linken. Wir umgingen mehrere steile Abhänge desselben, und erblickten endlich die Fazenda des Guarda Mór, welche auf einem Vorsprunge, von weitem einem stattlichen Castelle ähnlich, die Gegend beherrscht. Als wir auf dem geräumigen Hofe ankamen, hieß uns der Hausherr mit Herzlichkeit willkommen, und führte uns, nachdem er die schöne Aussicht auf das zu unseren Füßen liegende Arraial da Catas Altas, auf die an Amethysten reiche Serra de Itaberava und auf den fernen Itambé gezeigt hatte, in einen Vorsaal, dessen Wände mit geographischen und historischen Karten behangen waren. Ein Globus und mehrere Bücher verriethen, daß der Besitzer sich auch mit wissenschaftlichen Studien beschäftige. In dem Betragen unseres Wirthes, eines ehrwürdigen Greises, lag etwas Feierliches, und unwillkührlich mußten wir an die Quäker denken. In der That gehörte er auch der Secte der Sebastianistas an, welche die Wiederkehr des in der Schlacht von Alcazar gegen die Mauren gebliebenen Königs Don Sebastiaõ, und damit die glorreichste Epoche des portugiesischen Reiches noch immer erwarten. Die Anhänger dieser Secte, die sich durch Fleiß, Sparsamkeit und Wohlthätigkeit auszeichnen, sind in Brasilien, und namentlich in Minas Geraës zahlreicher als selbst im Mutter-

lande. Senhor Simoenzio bemühte sich, uns aus einem großen Vorrathe handschriftlicher Prophezeihungen von dem nahen Glücke Brasiliens zu überzeugen; wir versicherten hiebei, wenn auch nicht auf Dom Sebastiaõ hoffend, dieselbe Ueberzeugung mit ihm zu theilen, daß Brasilien seiner schönsten Blüthezeit noch entgegengehe.

Nach dem frugalen Mahle führte uns der Guarda-Mór in seine Lavra, unmittelbar hinter dem Hause. Diese Goldmine wird schon seit achtzig Jahren, und zwar früher mit sehr vielen, jetzt nur mit achtzig Negern betrieben.

Nachdem wir in der schönen Hauscapelle des wackeren Sebastianista in Gesellschaft der versammelten Nachbarn einer feierlichen Messe beigewohnt hatten, gab er uns einen des Weges kundigen Mulatten zum Führer nach dem Hospicio da Mãi dos Homens im oberen Theile des Gebirges mit, und entließ uns unter herzlichen Segnungen. Ueber grasreiche, von vielen Gräben durchschnittene Abhänge führte uns der Weg an der Westseite des Berges in die Höhe. Allmälig wird die Gegend kahler und steiler; immer fremdartigere Pflanzenformen treten an dem einsamen, felsigen Wege auf, düster bebuschte Hügel und Rinnthäler wechseln mit lachenden Wiesenabhängen oder weißschimmernden Felsenriffen ab, und rauschende Quellen, die zwischen dichten Gehägen von Farnkräutern, Orchiden und Aroiden herabstürzen, laden hie und da zur Ruhe ein. Endlich gelangt man auf einem engen Steige, durch dichte, niedrige Waldung, in ein hohes amphitheatralisch geschlossenes Thal, aus dem das freundliche Gebäude des Hospicio hervorglänzt. Die ganze Natur athmet hier Zufriedenheit, und ein unaussprechliches Gefühl von milder Ruhe und Wohlbehagen erfüllt hier die Seele des Wanderers. Auf einer breiten steinernen Treppe steigt man bis zu dem Kloster hinan, welches schon aus der Ferne durch den Kranz wallender Palmenwipfel, die es beschatten, zu verkündigen scheint, daß sich hier dem Unglücklichen ein sicheres Obdach, dem Lebensmüden ein friedliches Asyl öffne. Kein Ort der Erde vermag mehr das Gemüth von irdischen Neigungen und Sorgen zu entfesseln, als diese einsame Wohnung frommer Beschaulichkeit. Den angenehmen Eindrücken, welche die Gegend in der Seele des Reisenden hervorruft, überläßt sich derselbe um so lieber, je seltener sie in einem noch so wenig bevölkerten und so

kunstarmen Lande anzutreffen sind. Das Hospicio de Nossa Senhora Mãi dos Homens steht als Triumph der frommen Beharrlichkeit eines einzigen Mannes da, welcher bloß mit milden Spenden im Jahre 1771 den Bau begann, und nach und nach die Kirche mit Malereien, Schnitzwerk, Silber-, Gold- und Edelsteinschmuck verzierte, die für die Brüder bestimmten Nebengebäude mit bequemem und vollständigem Hausrath versah, und überhaupt das Institut in einen blühenden Zustand setzte. Noch lebte der ehrwürdige Eremit, ein blinder Greis von mehr als hundert Jahren, von Geburt ein Portugiese. Er freute sich innigst, in dieser entlegenen Einsamkeit von europäischen Landsleuten begrüßt zu werden. Da er ohne Beistand anderer Brüder, deren sich damals Keiner hier befand, die Verwaltung zu leiten nicht mehr im Stande war, so wurde diese einem Administrator von der Regierung übertragen. Man nahm uns gastfreundlich auf, und wir erstaunten, reinliche Betten, Tischzeug und andere Bequemlichkeiten im Ueberflusse zu finden. Die Anstalt hat durch fromme Beiträge schon einiges Vermögen erhalten; acht Negersclaven bauen das Land in der Nachbarschaft, oder liegen der Zucht des Rindviehes ob, welches hier trefflich gedeiht. Die hier bereitete Butter übertrifft an Wohlgeschmack und Milde die der Schweizeralpen. In der Nähe des Hospiz hat man auch mehrere europäische Obstarten, wie Pfirsiche, Quitten, Aepfel, Kastanien und Oliven gebaut; die Olivenbäume bringen jedoch, der hohen und kühlen Lage des Ortes ungeachtet, niemals Früchte hervor.

Ungerne verließen wir nach einem zweitägigen Aufenthalte diesen paradiesischen Ort, und stiegen das Hauptjoch des Gebirges hinan, um von da auf der Ostseite nach Inficionado hinabzukommen. Auch auf diesem Wege bot jeder Schritt neue Gegenstände und neue Schönheiten dar. Längs einem krystallhellen Waldbache gingen wir in einem frischen Nebenthale, von steil anstrebenden Felsen eingeschlossen fort, bis sich ein Durchgang zwischen den beschränkenden Felsen öffnete, und wir eine hohe Felsenterrasse mit Vellosien bewachsen erreichten, die uns noch den letzten Blick nach dem einsamen Kloster gestattete. Von nun an ward der Weg abwärts immer steiler, so daß es nicht räthlich schien, auf dem Maulthiere zu bleiben. Höhere Gebüsche und Bäume verließen allmälig den Wanderer, der sich zwischen niedrigen Gesträuchen mühsam durchzuarbeiten hatte. Von

der Höhe des Gebirges aus sahen wir in S. O. den Itacolumi sein Felsenhaupt erheben, in O. und N. O. mehrere niedrige Gebirgszüge. Auf der Ostseite ist der Abhang der Serra do Caraça so steil, der schmale Steig mit so vielen losen Felsentrümmern bedeckt, daß man nur mit Gefahr in das Thal hinabkommt. Wir erreichten endlich glücklich Inficionado, wo unsere Leute unserer schon mit Ungeduld harrten. Unser Nachtlager war voll von Mineiros aus Minas Novas, die mit Baumwolle nach Rio de Janeiro zogen, und stellte uns das Leben der wandernden Trupps in einem recht lebendigen Bilde dar. Wir säumten nicht, auf der Hauptstraße, die nach der drei Legoas südlich von Bento Rodriguez gelegenen Cidade de Mariana führt, nach Villa Rica zurückzukehren, wo wir den 28. April glücklich wieder anlangten.

Unsere Sammlungen waren seit der letzten Versendung von Sorocaba sehr angewachsen, und wir mußten jetzt, bevor wir eine weitere Reise antraten, darauf denken, solche an die nächste Küstenstadt, Rio de Janeiro, abzuschicken. Der Generalgouverneur, Manoel Conde de Portugal e Castro, erwarb sich auch dadurch unsere Dankbarkeit, daß er sich anheischig machte, unsere, an Seine Majestät den König von Bayern gerichtete Sendung zur ferneren Beförderung an Seine Majestät den König von Brasilien zu übernehmen. Wir genossen hiedurch des Vortheils, daß die lästige Eröffnung und Untersuchung der Kisten und der so leicht zerstörbaren Naturalien an den Grenzzollämtern unterblieb. Nicht ohne innige Rührung verließen wir die romantische Gegend und die theilnehmend gastfreundlichen Bewohner des uns unvergeßlichen Villa Rica, um uns von dem Goldlande zu dem der Diamanten zu wenden.

Reise von Villa Rica nach dem Diamantendistrikte.

Es war in den ersten Tagen des Maimonats 1818, als wir die Hauptstadt von Minas Geraës verließen, und unsere Reise nach dem Diamantendistrikte antraten.

Gewöhnlich wählt man von Villa Rica, nach Tejuco, dem Hauptorte des Diamantenlandes, den Weg über Inficionado und Cocaës; da wir jedoch einen Theil dieser Gegend auf unserm Ausfluge nach der Serra do Caraça schon kennen gelernt hatten, zogen wir vor, einen Umweg über Sabará zu machen. Als wir mit unserer Karavane den Abhang des Morro de Villa Rica hinanstiegen, ging eben die Sonne auf, und beglänzte die zwischen malerischen Hügeln am Fuße des majestätischen Itacolumí vor uns liegende Stadt, an welcher wir zum letztenmale unsere Augen weideten. Nachdem wir den reichen Goldberg umgangen hatten, führte uns der Weg durch die Serra da Caxoeira, ein hohes und steiles Gebirge. Auf die Höhe des Berges gelangt, sahen wir zunächst einige armselige Hütten, Bandeirinha, und rechts vor uns mehrere niedrigere, mit Gras und Gebüsche besetzte Bergrücken, deren Aeußerste mit unregelmäßigen, jedoch nicht großartigen Umrissen den Horizont begrenzen. Nach einem Wege von vier Legoas öffnete sich das Gebirge, und wir standen mitten auf den freien Campos, und im Angesichte der Serra de Campanema, vor dem kleinen Arraial de S. Antonio da Casa branca, in dessen, bei der Nähe der Hauptstadt wohl bestellter Venda uns ein gutes Nachtquartier erwartete. Der sandige Boden ist hie und da so locker, daß es am andern Tage den Thieren schwer wurde, sich bei der drückenden Hitze durch diese schattenlose Einöde hindurchzuarbeiten. Zu dieser Unannehmlichkeit gesellt sich oft eine andere, daß nämlich die Wege im Sande nicht sichtbar bleiben, und der Reisende daher, solche nur mit Mühe und Vorsicht aus den alten Fußstapfen der Maulthiere erkennen, auch öfters sich blindlings der Führung der Thiere

oder der Landeskundigen überlassen muß. Noch diesen Abend bestiegen wir den steinigen, durch zerstreut umherliegende Felstrümmer beinahe unwegsamen Gebirgsrücken, und erreichten endlich jenseits mit Einbruch der Nacht die einsame Fazenda Corte d'agoa, wo uns der Eigner, ein Neger, aufnahm und von den reichen Goldminen des Padre Freitas bei Congonhas do Matto dentro unterhielt. Am andern Tage passirten wir die rechts und links des Rio das Velhas zwischen Bananengärten gelegenen Orte S. Antonio de cima und S. Rita, und hatten bald hierauf das Vergnügen, jenen uns schon von ferne angerühmten Mineiro persönlich kennen zu lernen. Er empfing uns mit aller Gastfreundschaft, zeigte uns — eine große Seltenheit des Landes — seine Handbibliothek, und befahl, uns das Innere seiner geräumigen Oekonomiegebäude sowie die benachbarten Goldwäschereien zu zeigen. Die abgelegenen Fazendas entbehren aller Hülfe großer Gesellschaft; jeder einzelne reiche Fazendeiro ist daher in die Nothwendigkeit versetzt, für alle Bedürfnisse seines Hauses Sclaven abrichten zu lassen. Gewöhnlich befinden sich so in einem Hause alle Handwerker und die Anstalten für sie, als Schuster, Schneider, Weber, Schlosser, Schmiede, Maurer, Ziegelbrenner, Jäger, Mineiros, Ackersleute u. s. w. beisammen, während solche in einem bevölkerten Staate an eigene Zünfte vertheilt sind. An die Spitze der Geschäfte ist ein Aufseher, Feitor, Mulatte oder vertrauter Neger, gestellt, und die Ordnung des Tages wie in einem Kloster festgesetzt. Der Eigenthümer stellt gleichsam den Regenten, Richter und Arzt in seiner Besitzung vor. Oft ist er selbst Geistlicher, oder ausserdem läßt er die Hauskapelle durch einen benachbarten Geistlichen besorgen. Seine Hauptrücksicht geht dahin, die zahlreichen Sclaven, das Kapital des Hauses, zu vermehren und vor Krankheiten zu bewahren.

Des andern Tages besuchten wir die in dem benachbarten Berge befindlichen Goldminen Die sogenannte Mine besteht in Gruben und Löchern, aus denen das goldreiche Material durch Sprengen und durch den Hammer gewonnen und von den Negern in die Pochwerke hinabgebracht wird. Letztere, ganz einfache Pochmühlen, liegen etwas tiefer an einem aus der Höhe herabgeleiteten Bache; zunächst jeder derselben ist ein unvollkommenes Schlemmwerk angebracht, Tröge nämlich, mit Kuhhäuten belegt, in welchen der durch Gitter vom Gröberen abgesonderte

Schlich mit Schaufeln und den Füßen umgerührt wird. Längs dem Bache hinab sind ebenfalls Kuhhäute mit den Haaren nach oben ausgespannt, um so den herabgeführten Goldstaub aufzufangen, und von Zeit zu Zeit auszuklopfen. Damit jedoch sowohl die gröberen Steine als der übrige Goldstaub nicht entführt werde, sind noch mehrere Gitter und drei große tiefe Reservoirs vorhanden. Die Mine soll in der letzten Zeit jährlich fünfzigtausend Crusados abgeworfen haben. Als wir von dem Besuche der Minen zurückkamen, konnten wir unserem gastfreundschaftlichen Wirthe nicht schnell genug das Lob seiner erfindungsreichen Werkstätte aussprechen.

Noch an demselben Abende schieden wir von dem praktischen Philosophen und dessen wildschöner Einsamkeit, und verfolgten den Weg bis zu einer einsamen Hütte nächst der drei Legoas entfernten Villa Real do Sabará. Dieses Städtchen liegt sehr angenehm zwischen Bananengärten in einem von malerischen Bergen gebildeten Thale am Abhange eines niedrigen Hügels, am Rio das Velhas, welcher, hier etwa dreißig Fuß breit, dem Rio de S. Francisco zufließt. Eine hölzerne Brücke führt über den anmuthigen Strom zu der, aus niedlichen und reinlichen, zerstreuten Häuserreihen bestehenden, Villa, deren reichlich mit Waaren versehene Kaufläden und zum Theil gut gepflasterte Straßen von der Wohlhabenheit der Einwohner zeugen. Man zählt hier achthundert Häuser und fünftausend Einwohner. Es befindet sich hier ein Ouvidor, als Vorstand der Comarca von Sabará, ein Juiz de fora, nebst den übrigen Beamten einer Comarca, ein Vigario, eine lateinische Schule und eine königliche Goldschmelze. Die hiesige Goldschmelze liefert gegenwärtig eine größere Menge von Goldbarren, als irgend eine der übrigen drei in der Provinz bestehenden, und man darf die jährlich hier geschmolzene Summe zu drei bis viermal hundert tausend Gulden annehmen. Es war noch nicht Mittag, als wir Sabará erreichten. Da wir es für unzweckmäßig hielten, die gewohnte Tagreise der Lastthiere abzukürzen, so wurde der Trupp nach dem drei Legoas ostsüdöstlich entfernten Flecken Caeté voraus beordert, wir selbst aber besuchten den Juiz de fora, an den wir Empfehlungsbriefe von Rio de Janeiro und Villa Rica zu übergeben hatten. Unser freundliche Wirth beredete uns, bei ihm dem Mittagsmahle in Gesellschaft einiger einheimischen Beamten beizuwohnen; die Gesellschaft enthielt, den Juiz de fora und das

ausgenommen; lediglich eingeborne Brasilianer. Die Tafel war mit geschmackvollem Silbergeräthe und den Leckerbissen aller Art, nicht blos Brasiliens, sondern auch Europa's besetzt. Es dauerte nicht lange, so ward die Vergleichung Europa's mit Brasilien Gegenstand des Gespräches. So sehr auch wir beide uns bemühten, die Vorzüge unseres europäischen Vaterlandes vor jenen Brasiliens darzuthun, so bestand doch die Mehrzahl der Stimmen darauf, daß Brasilien, sowohl seiner Lage als dem Reichthume seiner Produkte nach unabhängig sey, und sich die von uns angerühmte Vorzüge des Geistes und der Industrie allmälig aneignen werde.

Nur ungerne nahmen wir von der muntern Gesellschaft und dem geistreichen Wirthe Abschied und ritten noch am Abende dem Trupp bis Caeté nach.

Caeté, ein kleiner, sehr unregelmäßig und ausgedehnt gebauter Flecken, liegt in einem schönen fruchtbaren Thale, nahe am Fuße der Serra de Piedade. Mit Anbruche des nächsten Tages machten wir eine Excursion auf die nahe Serra de Piedade.

Von Caeté aus hatten wir auf der weiteren Reise große Wälder zu passiren. Dieser Ort soll eben davon seinen Namen haben; denn Caeté bedeutet einen dichten Wald. Diese Gegend hat einen traurigen, öden Charakter, und nur auf den Kuppen der Berge, welche mit Camposvegetation besetzt sind, war uns die Aussicht auf die majestätische Serra do Caraça und ihre im Sonnenstrahl wie Silber glänzenden Felsenabhänge, eröffnet. Als wir aus dem Walde des ersten Berges, den wir überstiegen, heraustraten, schimmerte uns das Dorf S. João do Morro Grande, mit seinen Zwillingsthürmen, aus einem melancholischen Thale entgegen. Vor Sonnenuntergang bestiegen wir den zweiten Berg, und langten nach einem Marsche von fünf Stunden in der kleinen Ortschaft Cocaës an, deren Kapelle, von Palmen umgeben, anmuthig auf einem Hügel liegt. Dieser Ort ist vorzüglich berühmt wegen der Menge und Reinheit des hier gewonnenen Goldes. Von hier an wurde der Weg immer einsamer und menschenleerer; er führt über ein bergichtes Land durch Wälder, die hie und da mit Zuckerrohr und Maispflanzungen abwechseln, und wo abgetriebene verlassene Plätze in weiten Strecken von der Samambaya eingenommen werden. Nach Bruscada

und Dôs Pontes, zwei kleinen Hütten, passirten wir einen Bach, welcher aus einem Lager von Eisenglimmer entspringt, und Platinakörner enthalten soll. Des andern Tages kamen wir von der Faz. Cabo d'Agosta, an üppig umgrünten Teichen vorbei, über die Faz. Tangue und eine reiche Zuckerfabrik nach dem kleinen Rio das Onças, welcher ringsum von hoher Waldung umgeben ist. Papageien und Affen, besonders der Chiquo-Affe und Onzen erfüllen diese Wildniß mit ihrem Geschreie. Das Nachtlager war sehr schlecht, und der durch das Dach unseres Rancho hereinströmende Regen ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Wie bisher schienen auch auf der folgenden Tagreise Urwald und Fluren um die Oberherrschaft mit einander zu ringen. Als wir am Mittag längs einem See aus dem Walde heraustraten, lag vor uns das Gebirge der Serra do Itambé, und in demselben nächst einem Flusse das Arraial gleichen Namens. Um in dieser feuchten, neblichten Gegend nicht zu übernachten, bestiegen wir noch denselben Abend das steile Gebirg. Durch die einbrechende Nacht gezwungen, beschlossen wir, in einer seitwärts liegenden Hütte, Patos, zu übernachten. Als wir durch das hohe Gras dahin zogen, hatten wir das Mißgeschick, auf einen runden Sandhügel zu treten, der von einem Schwarme großer Wespen (Marimbondos) aufgeworfen und durchlöchert war; von ihnen überfallen, konnten wir dem grausamen Stachel derselben nur dadurch entgehen, daß wir uns, dem Rufe der Führer folgend, horizontal niederwarfen. Diese Thiere bewohnen Löcher und Höhlen in der Erde, und pflegen in ihrem Neste bei weitem nicht so zahlreich als die Bienen zu seyn. Sie haben fast die Größe unserer Hornisse, sind von grünlicher Farbe, und ihr Stich verursacht eine sich oft entzündende Geschwulst, Fieber, ja selbst Manie.

Am andern Tage erreichten wir frühzeitig das kleine, im Thale gelegene Arraial do Rio do Peixe, und gegen Abend den Morro do Gaspar Soares. Manoel Ferreira da Camara, Generalintendant des Diamantendistriktes, hat hier im Jahre 1812 auf königliche Kosten eine Eisenfabrik errichtet. Sie liegt auf der Höhe an einem Vorsprunge des Berges, und besteht aus einem Hochofen und zwei Frischfeuern. Die Oefen, die Pochwerke, die Magazine, die Wohnhäuser des Hüttenmeisters und der Werkleute sind großartig angelegt, und sollen zweimalhunderttausend Crusados gekostet haben. Man hat, zu den Einsätzen

der Oefen, da der inländische Quarzschiefer durch das Feuer leicht mürbe wird, Sandsteine aus Newcastle in England kommen lassen. Wir fanden den Hüttenmeister, einen Deutschen, nicht gegenwärtig. Er war eben erst nach Villa Rica gereist, und deshalb standen die Werke ohne Betrieb. Uebrigens ist der Hochofen schon seit einigen Jahren unthätig, weil man mehrere Schmelzer aus Deutschland erwartet. Inzwischen liefern die beiden Frischöfen so viel Eisen, als zum Gebrauche der Umgegend und des Diamantendistriktes nöthig ist.

Eine Legoa nordöstlich von Gaspar Soares passirten wir den kleinen Bach Corrego das Lages, aus dessen Quarz- und Glimmerschiefer-Geröllen Geschiebe von Platina, theils rund, theils abgeplattet, ausgewaschen werden. Ueber Soumidoro, eine einsame Fazenda, stiegen wir in das ausgedehnte Arraial da S. Conceição am Rio de S. Antonio herab, und übernachteten in der einsamen Fazenda des Padre Bento. Eines unserer Lastthiere hatte sich bei dem Bergsteigen das Rückgrad verrenkt, ein Fall, welcher schleunige Hülfe bedarf. Der Arieiro suchte durch Klystiere, warme Kataplasmen und Auflegung eines Pflasters dem Uebel abzuhelfen. Während dieser Anstalten besuchten wir die zunächst der Serra Coati liegenden Wälder, und da wir uns ganz rücksichtslos in den Naturreichthum vertieften, und uns unversehens von einander trennten, stieß Einer von uns, von dem Indianer begleitet, und zum Glück wohl bewaffnet, mitten im Walde auf eine abgelegene Maispflanzung. Der Indianer hatte eben seinen Pfeil auf einen rothen Arara abgeschnellt, und war mit dem Aufsuchen desselben beschäftigt, als ein starker Mulatte mit drohender Gebärde und einen dicken Knotenstock schwingend, herbeilief, und mit ihm über das Recht auf seinem Grund und Boden zu jagen, zu streiten begann. Er suchte sich gütlich zu entschuldigen, und zeigte ihm auch, bei weiterem Ungestüm, den königlichen Reisepaß; der Fazendeiro antwortete jedoch ganz erboßt: der König gebietet in seinem Hause und ich in dem meinigen; indessen waren die Negersclaven mit Flinten in der Hand im Dickicht des Grases herbeigeschlichen, und schienen nur des Winkes ihres Herrn gewärtig, um auf den Fremden abzuschießen. In dieser gefährlichen Umgebung galt schleuniger Entschluß und Muth; der Reisende ließ in der Stille Kugeln in die Flintenläufe fallen, und trat hierauf, da nun alles gütliche Vertheidigen nichts half, seinem Feinde mit gespanntem Gewehre ent-

gegen, worauf dieser sammt seinen bewaffneten Sclaven schleunigst die Flucht ergriff; — ein treffendes Beispiel von der Poltronerie der Mulatten, und der Herrschaft eines Europäers über viele Neger und Mulatten.

Von unserm Standquartiere lag die Villa do Principe noch acht Legoas entfernt. Der Weg führt immer noch durch Bergschluchten, Wildniß und unfruchtbare Strecken.

Villa do Principe, der Hauptort der Comarca do Serro Frio, liegt 3200 Fuß hoch, auf einem langgestreckten Hügel, in einem von höheren grasigen Bergen gebildeten Kessel. Die Straßen sind hüglicht, krumm, und schlecht gepflastert, die Häuser klein und ärmlich. Zur Zeit unserer Anwesenheit war man eben mit dem Baue einer neuen Kirche beschäftigt. Die Zahl der Einwohner hat seit mehreren Decennien mit dem geringeren Ertrage der Goldminen immer mehr abgenommen, so daß man gegenwärtig nur zwei tausend Einwohner zählt, und in diesem ehemaligen Lande des Reichthums überall nur Spuren von Dürftigkeit antrifft. Wir wurden von dem hier residirenden Ouvidor, einem gebildeten Manne, und dem Pfarrer aufs freundschaftlichste empfangen. Letzterer nahm uns in sein Haus auf, dessen Inneres mit französischen und englischen Kupferstichen geziert war, und ihn zu unserer Freude als einen Kunstfreund offenbarte. Sein Pfarramt erstreckt sich über den größten Theil der Comarca, namentlich auch über den Diamantendistrikt, zählt 28,000 Seelen, und wird durch ihn und einige von ihm besoldete Coadjutoren versehen. Der Ouvidor ist zugleich Intendant der Goldschmelze, welche an seine Amtswohnung angebaut, im Vergleiche mit jener von Villa Rica sehr unbedeutend ist, und nur einen einzigen Schmelzofen, ein Zimmer zum Wiegen und Probiren der Barren, und ein anderes zum Stempeln und zur Abscheidung des königlichen Fünftheiles enthält. Das im Diamantendistrikte aufgefundene Gold muß ebenfalls hier ausgeschmolzen werden. Die Summe des in den letzteren Jahren gewonnenen Goldes beläuft sich im Durchschnitte jährlich nicht über zwanzig bis vier und zwanzig Contos de Reis (gegen fünf und siebzig tausend Gulden). Das hier aufgefundene Metall ist von besonderer Reinheit, gewöhnlich von zwei und zwanzig bis drei und zwanzig drei Viertel Karat und von schöner Farbe. In dem rothen Letten, welcher die herrschende Formation des Quarzschie-

fers in großen Strecken deckt, hat man früher einige große Massen gediegenen Goldes bis zur Schwere von mehreren Pfunden gefunden, und auch jetzt bemerkt man besonders viele Goldkrystalle darin. Ehemals soll man bei dem Goldwaschen auch Diamanten entdeckt haben. Leider fehlt aber zur Bearbeitung der meisten Lavras hinreichendes Wasser, welches selbst in der Nähe des Fleckens auf der Anhöhe durch einige künstliche Gräben gesammelt wird. Man nahm uns hier als Aerzte sehr in Anspruch, und wir mußten eine Menge Kranker besichtigen, welche besonders an chronischen Brustübeln, an Wassersucht u. s. w. litten.

Da ein ausdrücklicher königlicher Befehl den Eintritt in den Diamantendistrikt, welcher vier bis fünf Legoas von hier beginnt, nur dann gestattet, wenn der Generalintendant desselben den Grenzposten durch einen schriftlichen Vorweiß ermächtigt, so hatte der Ouvidor die Gefälligkeit, einen eigenen Amtsboten (Pedestre) mit unserm Gesuche und dem Beischlusse der königlichen Erlaubniß von hier nach Tejuco abzusenden. Wir verfolgten indessen den Weg, in der Richtung von N. W., durch waldige Hügel, und machten in dem Rancho das tres Barras, wo eine vor wenigen Tagen verspürte Onze allgemeinen Schrecken verbreitet hatte, Halt, um die nachgesuchte Erlaubniß abzuwarten. Der Bote kam noch an demselben Abende zurück, und übergab uns die schriftliche Antwort, daß uns der Intendant da Camara des folgenden Tages in Tejuco an seiner Tafel zu sehen wünsche. Freudig über diese, unter bangen Gefühlen sehnlichst erwartete Erlaubniß, brachen wir sogleich nach dem noch anderthalb Legoas entfernten Grenzposten, dem Arraial Milho Verde auf. Solcher Piquets (Destacamentos, Registros) befinden sich im Umkreise des Diamantendistriktes (Demarcação diamantina) in einer Entfernung von fünf bis sechs Legoas zehn. Die hier stationirenden Soldaten von dem Dragonerregimente von Minas haben die Verpflichtung, Niemand, woher und wessen Standes er auch immer sey, ohne speciellen Befehl des Generalintendanten eintreten zu lassen. Selbst die Bewohner des Diamantendistriktes müssen, wenn sie über die Grenze hin- und herreisen, jedesmal die schriftliche Erlaubniß des Intendanten vorweisen. Von dieser Vorschrift ist selbst der Gouverneur der Provinz von Minas nicht ausgenommen. Bei dem Austritte aus dem Diamantenbezirke muß sich Jedermann einer genauen Untersuchung

durch die Soldaten unterwerfen. Letztere sind befugt, mit der sorgfältigsten Strenge nicht blos alle Habseligkeiten des Reisenden, alle Ritzen und Winkel seines Gepäckes, sondern auch die zugänglichen Theile seines eigenen Körpers und jene der Lastthiere zu durchspähen, ob irgendwo Diamanten verborgen seyen, ja die Reisenden im Falle des Verdachts, vier und zwanzig Stunden zurückzuhalten, um zu sehen, ob keine jener edlen Steine verschluckt worden seyn möchten. Von dieser Untersuchung kann Niemand dispensiren; sie hängt jedoch von den wachthabenden Soldaten ab. Damit diese Registros von Fußgängern nicht umgangen werden können, durchstreifen noch fliegende Patrouillen das Innere und die Grenzen des Distriktes, und sind gleichfalls ermächtigt, Jedermann anzuhalten. Sobald der den Posten commandirende Korporal unsere Erlaubnißkarte in Augenschein genommen, durften wir von dem Quartel aus über den Bach setzen, und befanden uns nun in dem schon so sehnlich herbeigewünschten Diamantendistrikte.

Fast scheint es, als hätte die Natur zur Geburtsstätte jener edelsten Steine auch die herrlichste Campos-Gegend ausgewählt, und sie mit dem Schmucke des schönsten Pflanzenflors ausgestattet. Alles, was wir bisher von Landschaften Liebliches und Großartiges gesehen hatten, schien weit zurückzubleiben, im Vergleiche mit den Reizen, die sich hier unseren erstaunten Blicken darboten. Der ganze Diamantendistrikt gleicht einem künstlich angelegten Garten, in dessen abwechselnden Hügeln und Thälern romantische Alpenscenen mit freundlichen Bildern einer idyllischen Natur gepaart sind. Von der Meeresküste an war zuerst ein Urwald (Matto Geral) mit ungeheuer hohen, an der Spitze zur Krone ausstrahlenden, dicht verschlungenen Bäumen unsere Umgebung gewesen; hierauf folgten, gegen die Gipfel des Küstengebirges hin, schmälere Strecken mit Bambusrohre und Farrenkräutern besetzt; auf diese, mit dem Eintritte in das tiefere Binnenland, besonders gegen Süden hin, mit anmuthigen Grün bedeckte Grasebenen hie und da von einzelnem Gesträuche unterbrochen; auf der Höhe der, im Innern des Hochlandes von dem Wendekreise gegen Norden fortlaufenden, Gebirgsrücken wechselten unübersehbare Alpengefilde, bald mit dichtlaubigen immergrünen Thalwäldern (Capoës), bald mit lichten (Taboleiro) oder engverschlossenen strauchartigen Baumgruppen (Serrado), bald mit niedrigem, undurchdringlichem Gestrüppe (Carrasco) ab. In

der Gegend aber, in welcher wir jetzt reisten, schienen sich alle jene Formen wie zu einem schönen harmonischen Ganzen vereinigt zu haben. Die romantisch sich dahin schlängelnden Hügel und Thäler, von einzelnen isolirten Bergen unterbrochen, sind rings um den Fuß längs ihren durch klare Bäche belebten Rinnthälern mit einem Walde dickbuschiger immergrüner Bäume eingefaßt; gegen die Abhänge setzten sich grüne Wiesenflächen, von Gesträuchen aller Art unterbrochen, fort, und über den flach auslaufenden Rücken liegen die schönsten Grascampos ausgebreitet, auf welchen lilienartige Gewächse, niedrige Gebüsche und einzelne kleine Bäume mit mannigfachen Blüthen geschmückt, so herrlich vertheilt sind, daß man zwischen ihnen wie zwischen künstlichen Spalieren wandelt. Der Boden selbst, worauf diese natürlichen Gärten grünen, ist mit weissem glänzenden Geschütte von elastischem Sandsteine bedeckt, durch welches hie und da kleine Quellen hinrieseln. Die letzten Kuppen des Gebirgsrückens endlich stehen, vielfach zertrümmert und zerklüftet, als Reste der immer neuschaffenden Zeit, in den sonderbarsten romantischen, mit einzelnen Gesträuchen und Flechten bewachsenen, Ruinen da. Der Reisende sieht sich in diesen lieblichen Gärten überall von neuen Reizen angezogen, und verfolgt, immerhin auf Höhen einherwandelnd, mit Entzücken die schlängelnden Wege, welche ihn von einer Naturschönheit zur andern führen. Wendet er seine Blicke aus der friedlichen bunten Umgebung in die Ferne, so sieht er sich ringsum von hohen Felsgebirgen eingeschlossen, welche, durch die Sonnenstrahlen grell erleuchtet, ein schimmerndes Licht von ihren weißen Scheiteln zurückwerfen; in wunderbaren Formen ausgezackt, drohen sie hier nahen Einsturz, oder streben, terrassenförmig auf einander gethürmt, gegen den ätherisch blauen Himmel, oder eröffnen sich in tiefe Thäler und lassen dunkle Abgründe erblicken, durch welche sich ein Bergstrom braußend den Weg bahnt. In dieser herrlichen Umgebung kamen wir, eine Legoa von Milho Verde nach der ersten Diamantenwäscherei Vão, in einem einsamen Gebirgsthale am Rio das Pedras gelegen. Es befinden sich hier auf einem Hügel mehrere Hütten für die Negersclaven, welche aus dem Gerölle des Flusses und aus dem lettigen, mit vielen Quarz- und Glimmerschiefertrümmern gemengten Boden, der zu diesem Behufe regelmäßig abgestochen wird, die Diamanten auswaschen müssen. Wir konnten an jenem Tage das Ziel unserer Reise, Tejuco, nicht erreichen, und waren gezwungen, in einer seitwärts gelegenen, ärm-

lichen Fazenda, Palmital, zu überwachten. Nachdem wir des andern Tages zwei Bergrücken überstiegen hatten, traten wir in das Thal des Diamanten- und Gold-reichen Rio Jequetinhonha, passirten die Brücke über denselben, nächst welcher ehemals eine sehr ergiebige Diamantenwäscherei bestand, und hatten endlich die Freude, in dem Arraial de Tejuco anzulangen.

Aufenthalt in Tejuco und Ausflüge in dem Diamantendistrikte.

S. Antonio do Tejuco, vierzig Legoas von Villa Rica entfernt, liegt an dem östlichen terrassenförmigen Abhange eines Berges, an dessen Fuß der Ribeirão de S. Antonio fließt, und und ist eines der blühendsten Arraiale von Brasilien. Die Häuser sind zweistöckig, reinlich und bequem gebaut, die Kaufläden reichlich mit Waaren aller Art versehen; das Straßenpflaster ist sehr gut, und neuerdings auf dem Hauptwege eine halbe Stunde weit außerhalb des Ortes fortgeführt worden. Es ist der Hauptort des Diamantendistrikts, Sitz des Generalintendanten und der ganzen Junta diamantina, welche nebst jenem obersten Beamten aus dem Kronfiskal (Corregedor Fiscal), zwei Kassieren (Caixas), einem Generalinspector (Inspector geral) und einem Buchhalter (Escrivão dos Diamantes) zusammengesetzt ist. Zur Bewachung des Ortes, zur Besetzung der Registros und zum militärischen Dienste der Junta liegt hier ein Militärcommando von dem Dragonerregimente von Minas. Man zählt über 6000 Einwohner.

Tejuco verdankt seine Entstehung und seinen gegenwärtigen Flor lediglich dem Vorkommen der Diamanten. Diese Steine wurden im ersten Decennium des vorigen Jahrhunderts, als man nördlich von Villa do Principe auf Gold zu waschen anfing, gefunden, und geriethen anfänglich als Spielmarken in Gebrauch, an deren Glanze man sich ergötzte, ohne den Werth zu kennen. Ein Ouvidor der Comarca, welcher in Goa rohe ostindische Diamanten gesehen hatte, erkannte zuerst die hiesigen Steine für

identisch mit jenen, sammelte im Stillen eine große Menge derselben, und ging endlich nach Portugal zurück, nachdem er der Familie des Bernardino da Fonseca Lobo das Geheimniß mitgetheilt hatte. Letzterer übergab vorerst seinen Fund dem Gouverneur von Minas Geraës, brachte aber endlich, als er von diesem die erwartete Belohnung nicht erhielt, den Rest seiner Steine nach Lissabon. Die Regierung, hiedurch aufmerksam gemacht, erklärte im Jahre 1730 die Diamanten als Regale, und befahl, daß dieselben Abgaben hievon, wie vom Golde, bezahlt werden sollten. Als sich dieses Verfahren unausführbar erwies, wurde für jeden Sclaven, welcher Diamanten wüsche, eine Kopfsteuer von zwanzig bis fünfzig tausend Reis jährlich festgesetzt; die Grenzen des Diamantendistrikts wurden genauer bestimmt, und im Jahre 1741 ward die Gewinnung der Diamanten gegen eine Summe von 230,000 Reis (gegen 700 fl.) für einen jeden Neger, und die Erlaubniß, mit sechshundert derselben zu arbeiten, auf vier Jahre an João Fernandez de Oliveira und Francisco Ferreira da Silva verpachtet. Dieser Pacht ward, unter ähnlichen Bedingungen, zweimal mit Joaõ Fernandez de Oliveira, und dazwischen einmal mit der Familie der Felisbertos Caldeira Brant von Paracatú erneuert, wobei das Aerar von Villa Rica auf königlichen Befehl beträchtliche Zuschüsse zu machen hatte. Die Pachtsumme stieg dabei immer höher, bis zu 450,000 Crusados jährlich. Die Pächter (Contractadores) erlaubten sich dagegen mit einer viel größeren Anzahl Neger zu arbeiten, als ihnen contractmäßig gestattet war. Man will wissen, daß Oliveira statt der bedungenen sieben hundert Sclaven deren zehn tausend beschäftigt, und durch ein System der Bestechung, welches sich von Minas aus über ganz Brasilien bis an den Hof in Lissabon erstreckte, seine sträflichen Arbeiten verborgen habe. Aehnliche Vergehen und der Stolz, zu welchem sie der Reichthum verleitete, waren vielleicht die Ursache gewesen, warum die Familie der Caldeiras, mit Verlust ihres Vermögens eingezogen wurde, und ihr Leben im Kerker zu Lissabon endigte. Die fortwährenden Raubarbeiten hatten so die Minen ziemlich erschöpft; durch mancherlei Ursachen bewogen, übernahm daher der König selbst im Jahre 1772 die Administration der Diamantwäschereien. Die Gegend, in welcher bisher die Diamanten gefunden worden waren, wurde nun innerhalb genauer Grenzen gewissermassen zu einem abgesonderten Staate im Staate, zur Demarcaçâo diamantina erhoben, und für die, außerdem Jedermann streng ver-

botene Gewinnung der Diamanten ein zahlreiches Dienstpersonale organisirt. Von dieser neuen Anstalt behielt sich Marquis Pombal, die oberste Leitung vor. Unter ihm standen drei Directoren in Lissabon und drei Administratoren in Brasilien. Diesem Intendanten ward, gleichsam als einem unumschränkten Herrn, der ganze Diamantendistrikt unterworfen, worin er als Stellvertreter des Königs mit beispielloser Gewalt befiehlt. Der Intendant erhielt nicht nur die oberste Leitung aller zur Gewinnung dieser Steine nothwendigen Arbeiten, sondern ward auch oberster Justiz- und Polizeibeamter. Er kann jeden Einwohner nach Gutdünken, und auf einen blossen Verdacht aus der Demarcation verweisen, und bei Befund von Diamanten in Händen eines Einwohners des Distriktes ihn mit Verlust seines Vermögens aus dem Distrikte verbannen. Er richtet in Civil- und Criminalangelegenheiten; von seinem und der ihm untergeordneten Junta diamantina Rechtssprüche gilt keine Appellation, als an die Gnade des Königs. Uebrigens setzte ein streng consequentes System alle Beamte dieser Anstalt gegen einander in Controlle. Die Beamten der Junta waren verpflichtet, im Falle sie eine Person im Besitze von Diamanten wußten, solche sogleich dem Intendanten anzuzeigen, welcher die Verhaftungs- und Untersuchungs-Befehle ausgehen ließ; jedoch war es auch Jedem der im Distrikte garnisonirenden Soldaten erlaubt, bei dringender Gelegenheit ohne weitere Anfrage oder Befehl die Untersuchung vorzunehmen, und den schuldig Befundenen vor den Intendanten zu bringen. Wer keine genügende Auskunft geben konnte, mußte den Distrikt verlassen; kehrte er dahin zurück, so sollte er im ersten Betretungsfalle in eine Geldbuße von fünfzig Octaven Goldes und in eine sechsmonatliche Haft verfallen, im zweiten aber auf sechs Jahre nach Angola verwiesen werden. Die Sclaven, die sich im Distrikte befanden, kamen ebenfalls unter die strengste Aufsicht. Kein Sclave durfte ohne Nachweisung triftiger Gründe aufgenommen werden; wurde ein nicht verzeichneter Sclave gefunden, so sollte sein Herr im ersten Falle auf drei, im zweiten auf zehn Jahre nach Angola in die Galeren verurtheilt werden. General-Intendant des Diamantendistriktes war zur Zeit unseres Aufenthaltes in Brasilien, Manoel Ferreira da Camara Bethancourt e Sá. Er bemühte sich vorzüglich, uns den Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen; ließ uns ein eigenes Haus zur Wohnung einräumen, und bestand darauf, daß wir an der Tischgesellschaft seiner liebenswür-

digen Familie immerhin Theil nehmen möchten. Einen vorzüglichen Beweis seiner literärischen Theilnahme gab er uns, indem er den Ertrag der Diamantenwäschereien vom laufenden Jahre, welcher nun nach Rio de Janeiro abgeschickt werden sollte, noch einige Tage zurückbehielt, um uns davon wissenschaftliche Einsicht nehmen zu lassen. Es ward deshalb eine Sitzung des Verwaltungsrathes (Junta diamantina) angeordnet, zu der wir eingeladen wurden. Der gesammte Vorrath ward aus dem Verschlusse genommen, und der Versammlung vorgelegt. Er betrug 9396 Karat und 2 Gran, war nach dem Herkommen in zwölf Klassen (Lotes) getheilt, und in mehreren rothseidenen Beuteln enthalten. Diese Abtheilung geschieht mittelst einer messingenen Kapsel, in welcher eilf Siebfächer von verschiedener Größe der Löcher angebracht sind, so daß die kleinsten Diamanten sich in dem untersten Fache ansammeln, die größten im obersten zurückbleiben. In der zugleich vorgelegten Liste, die am Ende des Kapitels beigefügt ist, war die Zahl der Stücke derjenigen Diamanten angegeben, welche gezählt werden. Es sind dieses die der drei ersten Lotes, deren jeder mehr als drei Karat schwer seyn muß. In dem ersten Beutel befanden sich die größten Steine, von mehr als acht Karat Gewicht. Derselben waren eilf, und unter ihnen einer von der Größe einer starken Haselnuß, der drei Oct. vierzehn und einen halben Gran wog. Er stellte ein regelmäßiges Octaëder dar, welchem am einen Ende ein Drittheil fehlte, und war von schönem Feuer und grünlicher Farbe. Unter den Steinen, welche im Diamantendistrikte gefunden worden, und notorisch bekannt sind, nimmt er, nach seiner Größe, den vierten Rang ein.

Die Verschiedenheit in der Färbung der vor uns liegenden Diamanten war sehr beträchtlich. Wir sahen deren ganz farblose, weingelbe, ochergelbe, lauchgrüne, hellbouteillengrüne, hellbläulichgrüne, schwärzlichgrüne, schwarze, röthliche und karmoisinrothe. Die Oberfläche der Steine ist bald ganz glatt, und von einem, dem halbmetallischen sich nähernden, Glanze, bald mit einer rissigen, schuppigen oder höckerigen, mehr oder minder durchsichtigen und schimmernden Rinde (Casco) bedeckt. Der Kern ist ebenfalls nicht immer rein, sondern zeigt bisweilen schwärzliche oder grünliche Flocken, Punkte oder moosartige Zeichnungen, wie in dem sogenannten Moosachate; letzteres ist besonders bei den grüngefärbten Steinen oft zu bemerken, und zwar scheint

die grüne Farbe des ganzen Steins von jenen gefärbten Parthieen herzurühren, welche oft ringsum von ganz wasserklarer Masse umgeben sind. Manche Diamanten zeigen sogenannte Federn oder Sprünge, die den Durchgang des Lichtes ebenfalls modificiren. Einzelne Steine gleichen rücksichtlich ihrer Oberfläche einem mattgeschliffenen Glase, und haben neben dem Glanze auch alle scharfen Kanten verloren.

Mit den Diamanten werden in denselben Minen auch noch andere edle Steinarten gefunden, und der Junta bisweilen zugleich mit eingeliefert, von dieser aber, nach erfolgter Prüfung, als unächt zurückgelegt. Die Junta hatte die Gefälligkeit, uns letztere zum Geschenke mitzutheilen, um sie in Europa noch genauer untersuchen zu lassen. Sie befinden sich gegenwärtig in dem Museum brasilianum zu München. Nachdem der ganze Vorrath der in diesem Jahre aufgefundenen Diamanten von den gesammten Mitgliedern der Junta durchmustert, und das Protokoll hierüber abgefaßt war, wurde er in Beuteln in ein mit rothem Saffian überzogenes Kistchen in Gegenwart aller Mitglieder verpackt, durch zwei Schlösser, das eine vom General-Intendanten, das andere vom Kronfiskal geschlossen, hierauf dem eintretenden Detachement Dragoner nebst dem Protokoll der Sitzung, unter der Addresse an Seine Majestät den König, zur Ueberlieferung an den Gouverneur in Villa Rica, und zur Beförderung nach Rio de Janeiro übergeben.

Um die Diamanten aus dem Gerölle auszuwaschen, bedient man sich von jeher der Sclaven. Als die Regierung das Werk übernahm, arbeitete man mit Negern, welche dem Könige gehörten; gegenwärtig werden sie dazu von den Eigenthümern gegen Tagelohn übernommen. Diese Sclaven wohnen zunächst den Wäschereien in kleinen Hütten, welche sie sich aus Latten und Rohrarten bauen, und werden durch die Junta diamantina verköstigt, welche ihnen die Rationen an Bohnen, Maismehl, Speck und Branntwein durch eigens dazu bestimmte Maulthiertruppen wöchentlich zuführen läßt. Da sie hier in großen Gesellschaften vereinigt, eine ihrem Naturel und der afrikanischen Sitte gemäße Lebensart führen, so ziehen sie diese Art von Existenz einer jeden andern vor. Die Eigner dieser Neger erhalten einen wöchentlichen Miethlohn von 300—450—600 Reis, wobei die fehlenden Arbeitstage berechnet werden. Die Zahl der

arbeitenden Neger hat mit Verminderung der Ausbeute abgenommen. Vom Jahre 1771 — 1775 arbeiteten viertausend fünfhundert, ja fünftausend Sclaven; von 1795 — 1801 siebzehnhundert, von 1801 — 1814 zweitausend einhundert bis zweitausend achthundert, von 1814 — 1817 sechzehn bis achtzehnhundert; vom Jahre 1817 bis zur Zeit unserer Anwesenheit eintausend und zwanzig. Um die Neger zum Fleiße anzueifern, erhalten sie bei dem Fund eines beträchtlichen Steines kleine Geschenke von wollenen Mützen, Tüchern, Taback u. s. w., und sobald der Diamant mehr als siebzehn und eine halbe Quilate schwer ist, wird der Finder durch die Administration von seinem Herrn losgekauft, und in Freiheit gesetzt, wobei er jedoch den Theil der Kaufsumme, welcher nach Abzug des Werthes übrig bleibt, noch durch Tagelohn abverdienen muß; übersteigt aber der Werth des Steines den Kaufpreis des Sclaven, so erhält letzterer neben der Freiheit noch Unterstützung zu seiner bürgerlichen Niederlassung.

Ueber die Arbeiten der Neger wachen die sogenannten Feitores oder Aufseher, deren es im Jahre 1818 einhundert gab. Man wählte dazu vorzüglich weisse Leute, und pflegt jedem jährlich dreimalhunderttausend Reis zu zahlen. Ihr Geschäft ist, die Neger zur Arbeit anzuhalten, zu wachen, daß sie die gefundenen Diamanten richtig abliefern, und an Feiertagen in ihren Wohnungen oder bei ihren oft lärmenden Festen Ruhe und Ordnung beobachten. Zehn Oberaufseher (Administradores) müssen die Feitores controlliren, täglich oder wenigstens wöchentlich die gefundenen Diamanten abwägen, sie sodann in einem ledernen Beutel am Leibe so lange mit sich tragen, bis sie in Tejuco dieselben an die Administration abliefern.

Die Regierung hatte früher auf das strengste verboten, innerhalb des Districktes nach Gold zu waschen, weil sie das Terrain unaufgeschlossen bewahren und die Auffindung der Diamanten sich vorbehalten wollte. Durch wiederholte Vorstellungen jedoch in Rio de Janeiro hat es der Intendant dahin gebracht, daß nun auch in der Demarcation an Orten, die von der Junta ausgewählt sind, Goldwäschereien angelegt werden.

Viel bedeutender als der Verlust durch die im Diamanten-Districkte erlaubten Goldwäschereien ist derjenige, welchen die

Krone durch Diamantenschleicher oder sogenannte Grimpeiros erleidet. Diese Leute durchsuchen in den entlegensten Theilen des Distriktes das Gerölle der Flüsse und Bäche, oder stehlen sich zur Nachtzeit in die königlichen Serviços an den Ort, wo Gerölle zum Waschen bereit liegt und entwenden von demselben. Nicht selten sind es selbst entlaufene Sclaven, welche ihren Aufenthalt in unzugänglichen Felsenklippen und Gebirgsschluchten nehmen, und von hier aus Diebereien aller Art bewerkstelligen. Die größte Aufmerksamkeit möchte jedoch auf die im Dienste der Junta diamantina selbst arbeitenden Neger nöthig seyn. Unglaublich ist es, welche mannigfaltigen Arten des Betrugs die schon von Natur aus diebischen und hinterlistigen Schwarzen anwenden, um diese kostbaren Steine zu erhalten und zu verbergen. In Gegenwart der Aufseher wissen sie während des Waschens den aufgefundenen Diamanten zwischen den Fingern und Zehen, in den Ohren, dem Munde, den krausen Haaren zu verstecken; ja, wenn ihnen diese Mittel nicht hinreichen, verschlucken sie die Steine, oder werfen sie rückwärts, um sie des Nachts wieder aufzusuchen. Zu diesen Diebereien mögen die Neger nicht blos durch den Instinkt, sondern auch durch die willkommene Aufnahme bei Käufern angereizt werden. Wie das Stehlen, so wird auch das Schmuggeln der Steine über die Grenze größtentheils von Negern betrieben. So emsig auch die stehenden und herumschweifenden Posten gegen den Contraband wachen, so geschieht es denn doch, daß jene der Gegend kundigen Leute auf Nebenwegen über rauhe Berge oder durch Wälder die Posten umgehen, und den wenig voluminösen verbotenen Schatz sicher und wohl verwahrt über die Grenze bringen. Ist Letzteres gelungen, so stehen den Käufern Mittel genug zu Gebote, die Steine in Baumwollenballen und in anderen Kaufmannsartikeln versteckt, ihren Commissären an der Küste nach Rio de Janeiro und Bahia zu übermachen.

Unser vortrefflicher Gastfreund da Camara war immer bemüht, gesellschaftliche Ausflüge nach den verschiedenen Gegenden des Distriktes anzuordnen, und gab uns dabei Veranlassung, sein jugendliches Feuer zu bewundern. Am folgenden Tage holte er uns schon mit Sonnenaufgang zu einem Spazierritt ab, um die Diamantwäscherei Curralinho, welche eben im Betriebe stand zu besichtigen. Wir passirten südöstlich von Tejuco den Bach Rio de S. Francisco genannt, und kamen über mehrere hie und

da mit dichtem blüthenreichen Gebüsche oder einzelnen Bäumchen besetzte Hügel, in eine ringsum von höheren Klippen eingeschlossene Ebene, durch welche sich ein seichter, krystallheller Bach schlängelt. Hier hatte man versuchsweise an mehreren Stellen Löcher von zwei bis vier Fuß Tiefe in den, das derbe Gestein bedeckenden Schutt gegraben, und letzteren auf Diamanten gewaschen. Nur das Bett des Baches selbst hatte man reich genug gefunden; es war daher an den ergiebigsten Stellen ausgegraben, und der Schutt zum Waschen aufgehäuft worden. Zugleich mit diesem Cascalho wurden auch Haufen, die schon vor mehreren Jahren durchsucht worden waren, nochmals ausgewaschen. Unter dem gemeinen Manne ist hier der Glaube sehr allgemein, daß sich die Diamanten in den schon einmal durchgewaschenen Haufen nach und nach wieder erzeugen, und er führt als Beweis den Befund von Steinen in denselben nach zwei- und dreimaliger Behandlung an; jedoch ist dem nicht also, sondern das spätere Auffinden von Diamanten hat seinen Grund blos in der Eile und Unachtsamkeit, womit früher, besonders zur Zeit der Pächter, der Cascalho durchgesucht wurde, weil man, in einem beständigen Raubbaue begriffen, nur die reichsten Stellen einer besondern Aufmerksamkeit würdigte. Uebrigens pflegt man auch jetzt noch bisweilen nach acht bis zehn Jahren den schon gewaschenen Cascalho wieder in Arbeit zu nehmen. Die hier vorgenommene Arbeit ward, während unserer Anwesenheit in Tejuco, nur mit einem fliegenden Trupp von zwanzig Negern betrieben, über welche zwei Feitores die Aufsicht führten. In einer Niederung der Ebene hatte man das Regenwasser auf zwei Fuß Tiefe angesammelt, und ein Brett war mitten durch die Lache zum Sitze für die Negersclaven gezogen worden. Diese sassen, entweder nackt, und lediglich mit einem Gurt von Baumwollenzeug um die Lenden, oder mit anliegendem Kamisol und Beinkleidern von Leder des Sumpfschweines bekleidet, bis an die Kniee im Wasser. Etwa zwölf Fuß entfernt, den Enden der Reihe gegenüber, und im Angesichte der Neger, sassen die beiden Feitores auf erhöhten Sitzen, unter einem rohgearbeiteten, mit Palmenblättern und Schilf gedeckten Sonnenschirme.

Der aus dem Flußbeet heraufgebrachte Cascalho war zwischen den Feitores und den Wäschern aufgeschüttet; eine kleine, mit klarem Wasser gefüllte hölzerne Schüssel stand auf einem Stuhle zwischen beiden Feitores. Die hier vorgenommene Arbeit

hat viele Aehnlichkeit mit der Manipulation des Untertauchens (Mergulhar) beim Goldwaschen. Der Neger füllt seine hölzerne, runde Schüssel, welche gemeiniglich ein und ein Viertel Fuß im Durchmesser hat, mit dem Cascalho, geht auf seinen Platz zurück, und beginnt damit, daß er die größten Stücke des Gerölles aussucht und auf die Seite wirft; er taucht dann die Schüssel unter das Wasser, schüttelt sie hin und her, streift die oberen Geschiebe allmälig hinweg, und wühlt in dem immer feiner gesonderten Cascalho über den er von neuem Wasser rinnen läßt, hin und her. Entdeckt er in dem auf dem Grunde zurückgebliebenen schwereren Sande einen blinkenden Stein, so nimmt er ihn zwischen den Zeigefinger und Daumen, erhebt sich von seinem Sitze, stellt die Schüssel auf denselben, und wadet durch das Wasser zur Schale, in die er den Diamanten fallen läßt. Hat er den in der Patea enthaltenen Cascalho gänzlich ausgewaschen, so läßt er die leere Schüssel auf dem Spülwasser schwimmen, erhebt sich, klatscht dreimal in die Hände, und streckt die Arme und Finger aus, um zu zeigen, daß er Nichts zurückbehalten habe, hebt die Schlüssel endlich wieder auf und füllt sie mit Cascalho, um die Arbeit von neuem zu beginnen. Die Feitores verfolgen, so lange gewaschen wird, mit sorgfältigen Blicken die Bewegungen aller Sclaven, damit diese keinen Unterschleif vornehmen können. Entdeckt man eine Veruntreuung, so hat sie der Schuldige anfänglich mit Ruthenstreichen und Anlegung eines eisernen Halsbandes, mit gefänglicher Haft u. s. w. zu büssen; bei fortgesetztem Vergehen darf er nicht mehr zu dem Geschäfte gebraucht werden. Die Cascalho von Curralinho schien sehr arm zu seyn, denn in einer halben Stunde, während welcher wir der Arbeit zusahen, wurden nur zwei kleine Steine gefunden. Als der Administrator bei dem Serviço erschien, ließ er sich die gefundenen Steine von dem Feitor vorzählen, und schüttete sie in einen ledernen Beutel, worin er sie, bis zur Ablieferung an die Junta, immer bei sich trug.

Die Sonne war noch nicht hoch gestiegen, als wir Curralinho verließen, um die südöstlich gelegene Wäscherei Linguissa zu besuchen. Wir stiegen in ein enges, tiefes Thal hinab, das ringsum von hohen, steilen und seltsam ausgezackten weißen Quarzschieferfelsen gebildet wird. Hier glaubten wir uns in eine schweizerische Alpengegend versetzt. Die Frische des Morgens, welche die blüthenreichen Hecken am Abhange mit großen Thau-

tropfen erquickte, das halbvernehmliche Rauschen eines Bergwassers, das sich zwischen Farnbäumen und grottesken Aroiden durcharbeitete, der dunkelblau ausgebreitete Himmel stimmte zu einem sehr schönen und großartigen Bilde zusammen. In dem Grunde des an sich noch sehr hoch liegenden Thales angelangt, fanden wir gegen fünfzig niedrige Lehmhütten für die hier arbeitenden Neger, welche uns an einen afrikanischen Kraal erinnerten. Diese Wohnungen, welche die Neger in einem oder zwei Tagen zu errichten verstehen, bestanden aus leichten Wänden von Stecken und Reisig mit Thon beworfen, und mit einem Dache von Schilf gedeckt. Zunächst drängt sich der große Diamantenbach Ribeirão do Inferno schäumend zwischen den hohen Felsen von Quarzschiefer hindurch. Um sein Bette, welches Anzeigen eines großen Reichthumes gab, mit Bequemlichkeit und Sicherheit auszuwaschen, war es nöthig, dem Bache einen andern Weg anzuweisen. Am linken Ufer wurden daher Felsen gesprengt, viele Faschinen, besonders von dem hier häufigen Saumfarn gelegt, und das Gewässer endlich durch einen Steindamm zu einem neuen Laufe gezwungen. Das trocken gelegte Flußbett war mehrere hundert Schritte lang, und hatte seit sechs oder sieben Monaten vierhundert Neger beschäftiget. Gegenwärtig sahen wir den Strom, welcher seinen Damm zweimal durchbrochen hatte, wieder in dem ursprünglichen Bette fließen. Große Haufen von Cascalho beweisen, mit welchem Fleiße man dasselbe ausgeräumt hatte. Um denselben nun zu waschen, war eine hundert und zwanzig Fuß lange, offne Bretterhütte erbaut worden, welche ihrer ganzen Länge nach wie ein Stall in Querfächer von anderthalb Fuß Breite abgetheilt ist. In jeder Abtheilung arbeitet ein Neger. Der von den gröbsten Steinen schon gereinigte Cascalho wird in diese Fächer geschüttet und durchsucht, indem ein durch Rinnen herbeigeführtes Spülwasser über ihn herabfließt. Der Abfall geht in einen drei Fuß tiefen Graben hinter den Wäschern. Diese werden in Abtheilungen (Lotes) von zehn Mann durch einen hinter ihnen sitzenden Factor beobachtet.

Noch eine Legoa weiter östlich, ebenfalls an dem Ribeirão do Inferno liegt in einem sehr tiefen Thale das Serviço Matta Matta, wo für uns heute Nachtquartier zubereitet war. Der Weg dahin ist eben so romantisch und bietet gleich herrliche Ansichten dar, als der nach Linguissa. Der Bach hat sich mit großer Gewalt mitten durch massige Quarzschieferfelsen seinen

Weg gebahnt, aus welchem er durch ein sehr mühsames und kostspieliges Wehr von Felsenblöcken und Zimmerwerk in ein anderes durch Felsen gesprengtes Bett abgeleitet werden mußte. Matta Matta war früher eine sehr reiche Golhmine; als in ihr Diamanten entdeckt wurden, gab es unter dem herbeiströmenden Volke blutige Händel, welche dem Orte seinen jetzigen Namen: tödte, tödte gegeben haben sollen.

Schon seit unserer Ankunft in Tejuco hatte man hier Anstalten getroffen, das Krönungsfest des Königs, welches zu gleicher Zeit in ganz Brasilien angeordnet war, in patriotischen Festen zu feiern. Der von Vaterlandsliebe beseelte da Camara, der die Wichtigkeit und Würde eines Ereignisses fühlte, durch welches Brasilien zum erstenmale den Stempel selbstständiger Größe erhielt, wußte auch hier, im Innern des Landes, diesen Feierlichkeiten sowohl durch Pracht als durch sinnvolle Einrichtung Bedeutung zu geben. Wir hatten hiebei Gelegenheit, den richtigen Tact und das feine Gefühl des brasilianischen Sertanejo zu bewundern. Das Fest begann mit einer Vorstellung in einem hiezu eiligst auf dem Markte aus Brettern errichteten Theater, wohin sich die Spielenden und das Volk in feierlichem Zuge begaben. Herolde eröffneten den Zug, ihnen folgten das Musik-Chor und vier Gestalten, welche auf die ausgebreiteten Besitzungen der portugiesischen Monarchie anspielend, mit den Emblemen des Europäers, Indiers, Negers und Amerikaners geziert, eine Weltkugel trugen, auf der das Bild des Königs Don João VI. stand. Den Beschluß machte ein stattlicher Chor von Jünglingen und Jungfrauen, die als Schäfer und Schäferinnen gekleidet, Blumenguirlanden trugen, und hiemit, im Theater angelangt, das unter Zuruf des Publikums feierlich aufgestellte Bild des Monarchen schmückten. Die Chöre führten hierauf portugisische, ostindische und Neger-Tänze auf, und zum Intermezzo erschienen vier Harlekine, die mit seltsam burlesken Sprüngen die plumpen Bewegungen der amerikanischen Wilden parodirend, die zahlreichen Zuschauer belustigten. Ein nicht minder interressantes Schauspiel bot die Aufführung von Ritterspielen (Cavalcadas) dar. Ritter in rothem und blauem Sammt, reich mit Gold geziert, und mit Lanzen bewaffnet, stellten die kriegerischen Scenen zwischen Christen und Mauren dar, und erinnerten in diesem Wettkampfe an die schöne romaneske Ritterzeit Europa's. Ehe diese Kampfspiele begannen, durchkreuzten sich die christlichen

und maurischen Ritter; dann theilten sie sich in zwei Reihen, und fingen nun an, abwechselnd mit Lanzen, Schwerdtern und Pistolen auf einander zu sprengen. In einem hierauf folgenden Ringstechen wußten sie einzeln, von der Loge des Intendanten aus, im schnellsten Laufe nach dem entgegengesetzten Ende der Bahn hin die dort aufgehängten Ringe mit großer Geschicklichkeit abzunehmen. War der Held so glücklich, den Ring mit der Lanze davon zu tragen, so wählte er unter den Zuschauern eine Dame, sendete einen schwarzen Pagen an sie mit der Bitte ab, ihr seine Trophäe überbringen zu dürfen, übergab diese, und zog, die Lanze mit einer Schärpe oder Bandschleife durch die Hand der Auserkohrnen geschmückt, unter dem Schall der Musik triumphirend durch die Chöre der Ritter. In einem andern Manövre wurde nach aufgesteckten Körben, welche künstliche Blumen, Früchte oder Thiere des Landes in sich verbargen, und nach Masken gestochen und geschossen. Ein schönes Spiel, welches besonders an die Galanterie der Ritterzeit erinnerte, war, daß die Ritter aus Wachs bereitete, mit Blumen gefüllte Granatäpfel, als ein Geschenk ihrer Damen küßten, und dann im Laufe der Pferde sich zuwarfen, um so den Kampfplatz ihrer Chevalerie mit Blumen zu bestreuen. In verschlungenen Zügen, Wendungen und Kreisen, worin sich die Ritter als treffliche Reiter bewährten, endigte endlich dieses angenehme Schauspiel, und löste sich so gleichsam aus dem des kriegerischen Kampfes in das der Freundschaft und christlichen Liebe auf. Den Beschluß sämmtlicher Feste machten fortgesetzte Illuminationen und Bälle.

Auch die Neger bestrebten sich, auf ihre Weise dieses merkwürdige patriotische Fest zu feiern, wozu sie gerade damals in der Wahl eines Negerkönigs die beste Veranlassung fanden. Es ist nämlich eine Gewohnheit der Neger in Brasilien, jährlich einen König nebst Hofstaat zu ernennen. Dieser König hat keine politische oder bürgerliche Gewalt über seine Farbegenossen, sondern genießt nur die leere Würde wie der Bohnenkönig an dem Dreikönigsfeste in Europa, weshalb die portugiesisch-brasilianische Regierung diesem ganzen Akte, als einer leeren Form, kein Hinderniß in den Weg legt. Durch gemeinsame Wahl wurde daher der König Congo, die Königinn Xinga, mehrere Prinzen und Prinzessinnen mit sechs Kammerherren und Kammerdamen von den Negern ernannt, und in feierlichem Zuge zur Negerkirche dem gesammten Publikum vorgestellt. Neger mit Standarten

eröffneten den Zug, ihnen folgten Andere, welche Statuen des heiligen Franciscus, des S. Salvador, der Mutter Gottes, sämmtlich schwarz gefärbt, einhertrugen, hierauf ein Musikchor von einem Neger angeführt, mit rothen und violetten, zerrissenen Mäntelchen angethan, mit hohen Straußenfedern geschmückt, und durch Töne von Tamburins, Schellen, der kreischenden Canzá und der murmelnden Marimba das Freudenfest verkündend; ihnen folgte ein Neger in schwarzer Maske als Hofmarschall mit gezogenem Säbel, dann die schwarzen Prinzen und Prinzessinnen, deren Schleppen von Pagen beiderlei Geschlechts getragen wurden, der König und die Königinn des vorigen Jahres, noch mit Scepter und Krone geziert, und das neuerwählte königliche Paar, mit Diamanten, Perlen, Münzen und Kostbarkeiten aller Art geschmückt, welche sie zu diesem Feste zusammengeborgt hatten; den Schluß machte das sämmtliche schwarze Volk, brennende Kerzen oder mit Silberpapier überzogene Stäbe in den Händen. In der den Negern eigenen Kirche der schwarzen Mutter Gottes angelangt, übergab der König des vorigen Jahres Scepter und Krone seinem Nachfolger, und dieser stattete nun in seiner neuen Würde dem Intendanten des Diamantendistriktes mit dem gesammten Hofstaate eine feierliche Visite ab. Der Intendant, welcher von diesem Besuche schon benachrichtigt war, erwartete seinen hohen Gast im Schlafrock und in der Nachtmütze. Der Neuerwählte, ein freier Neger und seiner Profession ein Schuster, ward bei dem Anblicke des Intendanten etwas verzagt, und ließ, als er ihn einlud, sich auf das Sopha niederzulassen, den Scepter fallen. Der leutselige da Camara hob diesen auf, und gab ihn dem, des Regierens schon müden Könige lächelnd mit den Worten zurück: „Votre Majesté a laissé tomber son sceptre!“ Das Musikchor bezeigte durch lärmende Musik dem Intendanten seine Ehrfurcht, und endlich zog die ganze Menge, nachdem sie in gewohnter Sclavensitte das rechte Knie gebeugt, vor der Gesellschaft des Hauses vorüber, und durch die Straßen feierlich dahinschreitend, begaben sich der König und die Königin in ihre Hütten zurück. Dasselbe Schauspiel ward des andern Tages, nur mit verändertem Thema wiederholt. Der neue Negerkönig empfing nämlich öffentlich den Besuch eines fremden Gesandten an dem Hofe von Congo. Die königliche Familie und der Hofstaat zogen reichlich aufgeputzt, in vollem Pompe auf den Marktplatz; König und Königin ließen sich auf Stühlen nieder, zu ihrer Rechten und Linken saßen auf niedrigern

Schemeln die Minister und Kammerherren, Kammerdamen und übrigen Vornehmen des Reiches. Vor ihnen war die Bande der Musikanten in gelben und rothen Schuhen, schwarzen und weißen Strümpfen, rothen und gelben Beinkleidern, mit durchlöcherten seidenen Mäntelchen geschmückt, in doppelter Reihe aufgestellt, und machte mit Trommeln, Pfeifen, Tamburins, Ratschen und dem murmelnden Marimba ein schreckliches Geräusche; die Tänzer, welche springend und hüpfend den Gesandten unter den sonderbarsten Grimassen und in den erniedrigsten Stellungen ankündigten, und dessen Geschenke überbrachten, stellten ein so bizarres Schauspiel dar, daß man glaubte, eine Gesellschaft Affen vor sich zu sehen. Se. schwarze Majestät lehnten anfänglich den Besuch des Fremden ab, empfingen ihn aber endlich mit den Worten: „daß ihm der Hafen und das königliche Herz offen stünden." Der König von Congo hieß den Gesandten zu seiner Linken Platz nehmen, und theilte unter lärmender Musik spanische Rohre und Orden aus. Endlich schloß sich das ganze Fest mit dem Rufe des Negerkönigs, welchen sein gesammtes Volk wiederholte: Viva El Rey Don João Sexto! — Welche Reihe interressanter Betrachtungen kann der Denker, der die Blicke vor- und rückwärts richtet, an die Beschauung dieses seltsamen Festes knüpfen!

Reise von Tejuco in den Termo von Minas Novas.

Die schönen Umgebungen von Tejuco, der Umgang mit seinen gebildeten Einwohnern, und vorzüglich mit einem Manne wie da Camara, waren triftige Gründe, unsern hiesigen Aufenthalt so sehr als möglich zu verlängern, allein die Nothwendigkeit, zeitgemäß an dem Rio de S. Francisco einzutreffen, was wegen der dort herrschenden Krankheiten nur in den trocknen Monaten der Fall ist, zwang uns unsern Lieblingsaufenthalt zu verlassen. In den Gefühlen von Wehmuth und Sehnsucht, schieden wir, um die Minen der übrigen Edelsteine, welche in dem Distrikte (Termo) von Minas Novas vorkommen, aufzusuchen. Der Weg führte uns nordöstlich über die Serra de Mentanha, einen hohen Quarzschieferberg, welcher den rechten Abhang des Thales bildet, an dessen linker Seite Tejuco liegt. Auf der Höhe des Gebirges, von wo aus wir den freundlichen Ort in der Tiefe vor uns nochmals begrüßen konnten, nahmen wir von den geleitenden Freunden Abschied, und verfolgten unter mancherlei Empfindungen den einsamen Weg. Seitlich an der Straße lag die Lavra dos Cristaes, wo in dem mürben Quarzschiefer nach Gold gewaschen wird. Hier stieß Senhor Jozé Fernandez, ein Factor der Diamantenjunta, und der ganzen Gegend kundig, zu uns, welchem der Intendant aufgetragen hatte, uns einige Tagreisen weit zu begleiten. Unter seiner Anführung stiegen wir das steile Gebirge hinab, passirten, fünf Legoas von Tejuco, die Brücke über den Rio Manzo, und standen nun an dem Ausgange des Diamantendistriktes, vor dem Registro und Arrayal do Rio Manzo. Die wachthabenden Soldaten hatten schon Kunde von unserm Aufenthalte und naturhistorischen Forschungen in Tejuco, und ließen uns, ohne unser Gepäck zu untersuchen, weiter ziehen.

Am 12. Juni gelangten wir nach Buriti, der Fazenda des Capitão Bento Diaz, eines gebornen Portugiesen, welchem uns Da Camara empfohlen hatte, um uns das in der Nähe vorkom-

mende gediegene Kupfer zu zeigen. Dieser Mann hatte in seiner Einsamkeit drei Maschinen zum Kartätschen und Spinnen der Baumwolle nach den in Portugal bekannten, verfertigt, welche durch ein einziges Rad von Menschenhänden in Bewegung gesetzt werden. Wir konnten der Ausdauer und Geschicklichkeit dieses Mannes unsere Bewunderung nicht versagen, obgleich es uns dünkte, daß bei dem dermaligen Stande der Civilisation und des Bedürfnisses im Lande, solche Maschinen noch nicht an ihrer Stelle seyen.

Als wir am nächsten Morgen unsere Reise über das, mit hohem Grase und Buschwerk bedeckte Plateau nach Calumbi, dem Eigenthume unseres Führers Jozé Fernandez fortsetzten, sahen wir sich in der ausgedehnten Einöde einige Bergrücken am Horizonte erheben, welche, bei der Monotonie dieser Gegend, einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf uns machten. Es kam uns vor, als entdeckten wir aus dem grünen Meere, in welchem wir hinritten, einige blaue Inseln hervorragen, denn bisweilen war die Ebene in so weite Ferne gleichmäßig ausgebreitet, daß sie, wie eine unermeßliche Wasserfläche, mit dem Horizonte zusammenfloß. Das zitternde Spiel in der Luft, welches einzelne aus der Ebene hervorragende Bäume in Bewegung zu setzen schien, erhöhte die Magie dieses Anblicks. Soweit das Auge reicht, erblickt man keine einzige Hütte, denn die Ansiedelungen liegen in den Niederungen, und überhaupt begegnet man hier, verwachsene Wege durch das Gestrüppe verfolgend, keiner Spur von menschlichem Daseyn. Um so häufiger entzücken den Reisenden Schwärme von Colibris, welche auf den zartfiedrigen Mimosa- und Acacia-Gesträuchen, den blumenreichen Cassien und den duftigen Paullinien herumschwärmen. Für Botaniker und Zoologen müssen diese Gegenden im Januar und Februar, wenn Alles in Blüthe stehet, ein wahres Paradies seyn.

Gegen Abend stiegen wir aus diesem bebuschten Hochlande etwas abwärts, um in das Arrayal de Barreiras, fünf Legoas von Calumbi zu gelangen. In der Nacht wurden wir und die Einwohner des Ortes durch ein sonderbares Geheul und Geschrei erschreckt, welches sich von dem Gipfel eines Hauses vernehmen ließ. Da die Nacht sehr helle war, und eine Jagd gestattete, so konnten wir das Gespenst erlegen, — es war eine große Eule. Eine andere zoologische Merkwürdigkeit, welche wir hier

erhielten, war das Nest eines Guckucks mit sechs grünlich marmorirten Eiern. Dieser Vogel hält sich in den Campos auf, und läßt sich selbst durch Flintenschüsse nicht von seinem lärmenden Geschreie abbringen. In den Serrados findet man hier auch häufig Zabelés wie zahme Hühner herumspatzieren. Ihre Eier sind von der Größe der Hühnereier, schön chocoladebraun gefärbt und wohlschmeckend.

Der Rio Arassuahy, das heißt Fluß der großen Araras, liegt zwei Legoas von Barreiras entfernt. Wir erreichten ihn noch vor Abend, und waren so glücklich, an der Fuhrt (Passagem) einen kleinen Nachen zu finden, auf dem wir mit dem Gepäcke übersetzten. Die Thiere selbst wurden durch den Fluß getrieben. Er ist hier etwa dreißig Schritte breit, von weißem Wasser, und fließt in einem Bette von Eisenglanzhaltigem Glimmerschiefer. Unfern des Ufers übernachteten wir in einer elenden Hütte, deren Besitzer eine Art von Mühle zur Bereitung des Fubá aus Maiskörnern angelegt hatte. Bei dem Gebrauße des nahen Wassers und dem Knarren der Räder, konnten wir, unter einem Vordache dem Nachtthau ausgesetzt, kein Auge schließen, und waren froh, uns mit grauendem Morgen wieder zu Pferde und in den anmuthigen hochgelegenen Campos zu sehen, aus deren unübersehbarer Fläche sich heute abermals die Serra de S. Antonio wie eine blaue Insel erhob. Nachdem wir einen hohen, steilen Hügel überstiegen, und einige Legoas Wegs hinter uns hatten, erreichten wir das wilde Thal des Itamarandiba, eines schnellströmenden Flusses. In den Campos begegneten uns die ersten Rudel des amerikanischen Straußes (Ema), die wir von nun an im Sertão häufig zu Gesichte bekamen. Piedade, ein ärmliches Arrayal, in dessen Kirchsprengel 1500 Menschen wohnen, war das Ziel unserer Tagreise. Es liegt auf der Höhe eines Bergrückens, der sonst mehr als gegenwärtig, auf Gold bearbeitet wurde.

Als wir des andern Tages durch dichtes Taboleiro, auf der sich allmälig absenkenden Hochebene, nach dem Hauptorte des Termo von Minas Novas, der Villa do Bom Successo oder de Fanado hinritten, wurden wir plötzlich durch einen Trupp nackter Indianer, Männer und Weiber, in Erstaunen gesetzt, welche in dumpfem Schweigen ihre Straße zogen. Sie waren von dem Stamme der menschenfressenden Botocudos. Wie alle Indianer,

welche wir bis jetzt gesehen hatten, waren auch sie von hellzimmtbrauner Farbe, mittelmässiger Grösse, untersetzter Statur, von kurzem Halse, kleinen Augen, plattgedrückter kurzer Nase und wulstigen Lippen. Die pechschwarzen, straffen, glänzenden Kopfhaare hingen Einigen wild herab; die Meisten jedoch trugen sie rings um den Kopf, von unten bis einen Zoll hoch über die Ohren, glatt abgeschoren. Ihre verwilderten Gesichtszüge waren durch Holzscheiben von mehreren Zollen Durchmesser, welche sie in der durchbohrten Unterlippe und in den Ohrenlappen trugen, auf das Entsetzlichste entstellt. So sehr uns auch die trostlose Physiognomie der Coroados, Puris und Coropós mit Bedauern und Mitleiden erfüllt hatte, so machte doch jetzt einen viel schrecklicheren Eindruck der Anblick von Menschen, die fast keine Spur von Humanität in ihrem wüsten Aeusseren trugen. Indolenz, Stumpfsinn und thierische Rohheit waren in ihren viereckigen, plattgedrückten Gesichtern, in ihren kleinen und furchtsam stieren Augen; Gefrässigkeit, Trägheit und Schwerfälligkeit in den wulstigen Lippen, in dem Hängbauche, wie in dem ganzen Körper und dem trippelnden Gange ausgeprägt. Diese Horde ging zum Theile ohne Waffen, mit einem Bündel Kleider von weissem Baumwollenzeug oder Kattun, die sie von dem Directorium der Indianer oder von mitleidigen Einwohnern auf ihrer Wanderung erhalten hatten, und mit ihrer Mundprovision, einem Bananenblatt voll Mandiocca, unter dem Arme. Die Waffen, welche die bejahrten Männer trugen, waren starke Bögen von dem rothen Holze des Pao d'arco oder Tapicurú und ein Bündel Pfeile. Mehrere hatten auch ein kurzes Messer an einem Faden um den Hals gehängt, und waren im Gesichte roth bemalt, mit einem schwarzen Striche unter der Nase, quer von einem Ohre zum andern. Wie wir später erfuhren, waren diese halbunterjochten Botocudos von dem Rio Doce in die Niederlassungen am Rio Grande oder Belmonte in der Absicht versetzt worden, um in ihren ursprünglichen Wohnorten weniger gefährlich zu werden, und um, nachdem sie die Lebensart der Colonisten und deren Einrichtungen selbst in der Nähe gesehen hätten, bei der Rückkehr vortheilhaft auf ihre Stammgenossen zu wirken; aber eben jetzt waren sie im Begriffe, sich wieder in ihre ersehnten heimathlichen Wälder zurückzubegeben. Durch Geschenke und kluges, freundliches Benehmen hat es auch der Commandant dieses Distrikts soweit gebracht, diese rohen und bisher stets feindseligen Indianer mit den Portugiesen in Verkehr zu setzen. Mehrere Aldeas von

jenen Menschenfressern wurden längs dem Flusse gegründet, und die Botocudes fangen schon an, sich mit etwas Landbau zu beschäftigen; sie bringen den Ansiedlern von Zeit zu Zeit Ipecacuanha, zahme Papageien, Onzenhäute u. d. gl. zum Tausch gegen europäische Geräthe, und leihen ihre Arme als Ruderer bei der Schiffahrt nach der Villa de Belmonte.

Neben der Baumwolle, als dem wichtigsten Erzeugnisse des Landes, werden aus den westlichen Gegenden auch Speck, Häute, etwas gesalzenes Fleisch, Rindvieh und Pferde nach Rio de Janeiro, vorzugsweise aber nach Bahia geführt. In letzterer Stadt haben besonders Pferde, wenn sie recht stark und voll sind, einen hohen Werth, und werden zu zwei bis sechshundert Thalern verkauft, da man weder mit den jährlich aus Süden kommenden Pferdetrupps edle Thiere erhält, noch sie in der Nähe ziehen kann. Endlich sind es die in dem Termo von Minas Novas vorkommenden edlen Steine: weiße und blaue Topasen, Granaten, Spinell, Chrysoberylle, Bergkrystalle, Amethysten, rothe Quarze (Rubins) und grüne Turmaline, womit ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben wird. Der größte Theil dieser Steine wird roh nach Rio de Janeiro und Bahia versendet, doch haben sich auch einige Steinschleifer in den Hauptorten niedergelassen, welche die Steine, freilich ohne Geschmack, verarbeiten.

Schon im Jahre 1572 war durch die Entdeckungsreise des Sebastião Fernandez Tourinho von Porto Seguro, welcher auf dem Rio Doce nach Minas Geraës eindrang, die Sage vom Reichthume der Serra Negra verbreitet worden, und der unbekannte See Vupabussú, an dessen Ufern sich Gold und Edelsteine in Menge finden sollten, war eine neue Lagoa doirada, welche die Phantasie und den Unternehmungsgeist mehrerer Abentheurer entflammte. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht, daß das Gerücht von einem goldreichen See sich bis auf den heutigen Tag bei den Bewohnern von Minas Novas erhalten hat, und zwar suchen sie ihn gegen Osten, zwischen dem Rio Jequetinhonha und den drei Quellen des Rio de S. Matheus, an der Grenze der Capitanie von Porto Seguro. In diesen Gegenden, waldigen und fast unzugänglichen Wildnissen, ist es auch, wo gegenwärtig der größte Theil der erwähnten edlen Steine von armen Mulatten und Negern, unter beständiger Furcht vor dem Ueberfall feindlicher Indianer, aufgesucht, und sodann an die Stein-

händler in den Ortschaften verkauft wird. Im Jahre 1808 hatte ein unternehmender Mineiro, Manoel Ruiz Froes mit großer Anstrengung einen Weg dahin durch die Wälder ausgehauen, allein in kurzer Zeit ist dieser wieder verwachsen, und da sich wegen der Einfälle der Botocudos noch keine Pflanzer in den Wäldern angesiedelt haben, so müssen die Steinsammler ihre Provisionen für mehrere Wochen auf dem Rücken mit sich tragen, und sind oft genöthigt, sich durch Früchte und Wurzeln des Waldes vor dem Hungertode zu retten.

Da die Umgegend der Villa de Fanado in gegenwärtiger Jahreszeit, wo die Bäume größtentheils Laub und Blüthen verloren hatten, wenig Stoff für unsere Untersuchungen darbot, so wurde ein Besuch in Alto dos Boys, dem militärischen Posten gegen die Botocudos beschlossen, welcher zehn Legoas südöstlich von der Villa entfernt liegt. Sobald wir daher in letzterer für die Ruhe und Wiederherstellung unseres Trupps gesorgt hatten, machten wir uns dahin auf den Weg, in der Hoffnung, dort eine größere Menge jener Indianer anzutreffen, als wir bisher gesehen hatten. Wenn man den Hügel erstiegen hat, an dessen Abhange die Villa de Fanado liegt, befindet man sich auf einer sehr ausgedehnten Hochebene, welche mit einförmigen Gesträuchen bewachsen ist. Der röthliche, mit vielen Quarztrümmern vermengte Boden ist so eben, daß wir nicht auf einer Straße, sondern auf einer künstlichen Tenne zu reiten glaubten. Der Mangel an Nahrungsstoff in diesem Terrain ist aber auch die Ursache, daß man kaum eine Spur von Anbau trifft. Bem Posto, die Fazenda eines Geistlichen, war unser Nachtquartier. Man beklagte hier die Armuth des Bodens, und versicherte, daß er, drei Jahre hinter einander bepflanzt, zwölf Jahre brach läge, bis er neuen Waldanflug (Capoeira) produciren könne, und daß man deshalb jeden Platz schon nach einjähriger Kultur verlasse, um nach zwölf Jahren darauf zurückzukommen. Man bauet hier Taback, Bohnen, Mandiocca und Mais.

Am folgenden Tage ritten wir noch einige Legoas auf der Chapada fort, welche sich allmälig erhebt. Gegen W. kommen aus diesen Bergen die drei Quellen des Rio Fanado und mehrere andere, welche in den Arassuahy fallen. Der hinterste dieser Gebirgsrücken zeigte sich uns mit dichter Urwaldung bedeckt, die beiden näheren sind minder dicht, und größtentheils mit einer nie-

drigeren, jetzt in der dürren Jahreszeit blattlosen Catinga-Waldung bewachsen. Ein gewundener Pfad führte uns endlich an den Fuß jener Gebirge in ein enges Bachthal hinab, das hier von steilen dürren Campos, dort von dichten Capoês eingeschlossen ist, und worin die Hütten des Quartel do Alto dos Boys zerstreut liegen. Ein Sergeant des Dragonerregiments von Minas, welcher das kleine Detachement zum Schutze gegen die Einbrüche der Botocudos befehligt, nahm uns in seine ärmliche Behausung auf, äußerte aber sogleich, daß wir uns nicht weit von den Hütten in den Wald hineinwagen möchten, weil erst vor wenigen Tagen ein Soldat unter seiner Hausthüre von einem Botocuden sey erschossen worden, der sich unter dem Schutze der Waldung herbeigeschlichen habe. Wir fanden also dermalen diesen Posten im Kriegsstande gegen jene Anthropophagen, und durften nicht erwarten, andere Indianer als die friedlich gesinnten Macuanis, welche sich hier aufhielten, beobachten zu können. Dieser Volksstamm, auch Maconis genannt, ist einer der schwächsten, welche die gebirgigen Gegenden innehaben, und hat sich aus Furcht vor seinen mächtigen Feinden, den Botocudos, mit den Portugiesen so sehr befreundet, daß er vielleicht in wenigen Jahrzehnten in seiner Eigenthümlichkeit gänzlich wird verschwunden seyn. Durch die Nähe der brasilianischen Ansiedler, welche die Macuanis gerne zum Fällen ihrer Urwälder und zum Kriegsdienst gegen die Botocuden gebrauchen, haben sie schon einen Anstrich von Cultur erhalten, und sie pflegen auch hier in dem Alto dos Boys, wo sich gegenwärtig etwa dreißig Köpfe derselben aufhielten, selbstständig das Land zu bauen, und Mais, Bohnen und Mandiocca zu erziehen, wenn schon ihre Lieblingsbeschäftigung die Jagd ist. Diejenigen, welche wir zu Gesichte bekamen, waren wohl gebaut, ihre Gesichtszüge waren von dem ersten Strahle der Bildung erheitert, und ihre Farbe nicht sehr dunkelroth, sondern vielmehr, ähnlich der der Mongolen, gelblichbraun. Sie wohnen in niedrigen Lehmhütten, welche sie mitten in ihren Pflanzungen errichten, schlafen nicht in Hangmatten, sondern auf dem Boden oder auf einem hölzernen Gerüste, und kochen ihre Gerichte in von ihnen bereiteten irdenen Geschirren. Sie glauben an Gott und an viele Unholde; doch sind ihre Begriffe vom höchsten guten Wesen, welchem sie einen Teufel entgegensetzen, sehr undeutlich. Ihre Indolenz beurkundet sich auch dadurch, daß sie keine Epoche des Lebens mit Festen feiern. Die Ehe wird, wenn der Vater des Mädchens das Wildpret

annimmt, welches der Bewerber bringt, ohne weitere Umstände geschlossen. Die Leichname ihrer kleinen Kinder pflegen diese Macuanis in ihren Hütten zu begraben, die der Erwachsenen aber entfernt von der Aldea. Auf die Grabhügel der Letzteren, welche sie mit einem Wassergraben umgeben, stellen sie Fleisch und Früchte, und zünden Feuer an, damit dem Abgeschiedenen keines seiner Bedürfnisse fehle. Späterhin stecken sie einen Spieß auf das Grab, oder bauen eine Hütte darauf. In diesen Gebräuchen findet eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Neger im tropischen Afrika Statt. Bei einem Besuche in den Hütten dieser Indianer fanden wir, obgleich sie den Mehrertrag ihres Feldbaues an die Brasilianer zu verkaufen pflegen, dennoch überall Armuth und Unreinlichkeit; am traurigsten aber war uns der Anblick einer kranken Frau, welche, von den Ihrigen verlassen, und dem Mitleiden der portugiesischen Wachen anheim gefallen, ein wahres Jammerbild darstellte, und bei unserem Erscheinen in ein fürchterliches, anhaltendes Geschrei ausbrach. Wir fanden auch in diesem Falle bestätigt, was uns so oft von Brasilianern ist versichert worden, daß die Indianer nur einige wenige Arzneimittel kennen, die sie fast ohne Unterschied anwenden, und daß sie bei erfolglosem Gebrauche den Kranken alsbald aufgeben und sich selbst überlassen. Die Capoxós sollen von hellerer Farbe, die Pânhames und Comanoxós furchtsamer und unthätiger, als die übrigen seyn, sonst aber kommen sie alle in Sitten, Sprache, die jedoch mehrere Dialecte hat, und in dem Hasse gegen die Botocudos mit einander überein. Das Bild, welches uns ein Brasilianer von ihnen entwarf, der bei Gelegenheit eines Streifzuges (Entrada) gegen die Botocudos längere Zeit mit ihnen lebte, war gerade nicht sehr vortheilhaft. Nach ihm sind sie argwöhnisch und verrätherisch von Natur, furchtsam aus Gewohnheit, indolent aus Faulheit, gefräßig aus Langerweile, falsch aus Kenntniß ihrer Schwäche, unbeständig und sorglos aus kindischem Unverstande. Sie sind deshalb leicht zu lenken, wenn man Strenge mit Milde vereinigt, und ihnen das Denken erspart. Die christliche Religion wurde von ihnen bisher mit Entschlossenheit verschmäht; lieber nahmen sie die Geschenke an Branntwein, Eisenwaaren u. d. gl., die ihnen die Brasilianer zubrachten, und sie erwiederten sie gerne durch Mittheilung ihrer wenigen Geräthe und Nahrungsmittel. Sie wohnen in sehr niedrigen Lehmhütten, die mit den Blättern von Heliconien gedeckt sind. Bei Sternenlicht erheben sie sich oft von ihrem La-

ger auf der Erde, und kehren dahin erst mit Tagesanbruch zurück. Sie schlafen überhaupt nicht sehr viel, aber um so stärker ist ihr Bedürfniß nach Speise, die sie zu jeder Tageszeit und in großem Uebermaaße zu sich nehmen. Die Männer beschäftigen sich lediglich mit der Jagd; den Weibern liegen die Sorgen des Haushaltes ob. Letztere verstehen zweckmäßige Gefässe aus Thon zu formen, und allerlei Geflechte von Palmenfasern zu machen. Ihre Feste werden zur Nachtzeit, mit großem Lärmen gefeiert. Derselbe Indianer, welcher sich ziemlich gut im Portugiesischen ausdrücken konnte, diente uns, um mehrere Worte aus der Macuani-Sprache aufzuzeichnen. Diese Sprache ist sehr verschieden von der der Coroados, wenn gleich sie darin mit ihr übereinkömmt, daß der Mund nur selten viel geöffnet, vielmehr die Zähne mehr oder weniger geschlossen, und die Laute bald zischend, bald als Gaumen-, seltner als Nasenlaute hervorgestossen werden. Der Macuani bildet dabei das Antlitz, gleichsam als wenn er eine geschwollene Zunge hätte, und sich nicht zu reden getraute. Wie die meisten Indianer spricht auch er leise, was uns hier besonders stark auffiel. Wenn der Europäer, welcher gewohnt ist, die Sprache mit Wechsel der Stimme und begleitet von lebhaften Gebärden zu vernehmen, diese Indianer unter einander mit so wenig Betonung, so schlaff und fast ohne alles Muskelspiel redend beobachtet, so könnte er leicht glauben, sie sprächen im Traume. Und ist nicht das ganze Leben dieser Menschen ein dumpfer Traum, aus dem sie fast nie erwachen?

Solche Betrachtungen und die Nähe der furchtbaren Botocudos, waren nicht geeignet, uns den Aufenthalt in einem wilden, felsigen Thale angenehm zu machen. Wir ritten über die Hochebene gen Fanado zurück, waren aber, da wir den Führer vorausgeschickt hatten, auf einmal in dem Taboleiro verirrt, und befanden uns in einer unabsehbaren Ebene, aus der krummästige, mit schwarzen großen Ameisennestern und dichten Büscheln von Misteln besetzte dürre Bäume hervorstarrten, uns in jeder Richtung den Weg versperrend. Das Abentheuer endete glücklicher, als zu vermuthen war, da wir mit Sonnenuntergang die Fazenda eines Negers fanden. Die Umzäunung des Hauses war mit vielen Schädeln erlegter Onzen verziert, und der Eigenthümer bewährte sich als ein geübter Jäger, indem wir, noch ehe es dunkel ward, unter seiner Anführung eine Tigerkatze und einen Mutum erlegten. Dieser schöne Vogel ist in den Urwäldern

von hier aus gegen Bahia hin nicht selten. Die Indianer schätzen sein Fleisch, welches dem des Auerhahns im Geschmacke ähnlich ist, eben so sehr, als seine glänzend schwarzen Federn, die zu mancherlei Schmuck verwendet werden. Man findet den Mutum oft in den indianischen Wohnungen gezähmt, und es scheint, daß er sich in den wärmeren Ländern, selbst Europa's, eben so leicht einheimisch machen könne, als unser gemeines Haushuhn es geworden ist.

Am 13. Junius brachen wir nach dem drei Legoas nördlich von der Villa de Fanado gelegenen Arrayal de N. Senhora da Chapada auf. Dieser Ort, der blühendste des ganzen Termo, welcher in seinem Kirchsprengel etwa 4600 Menschen zählt, liegt zwischen dichtbewachsenen, von engen Thälern durchschnittenen Bergen. Wie im übrigen Minenlande wird hier der rothe Letten nach Gold ausgewaschen, und man hat hier früherhin unter andern einen gediegenen Goldklumpen gefunden, der siebzehn Pfunde wog. Die meisten Steinhändler wohnen hier, und die Masse von Topasen, Chrysoberyllen und Aquamarinen, die wir hier zu Gesicht bekamen, war ungeheuer. Die Topase kommen in Bruchstücken, oder, und zwar häufiger, in Rollsteinen, von der Größe einer Linse bis zu der einer Kastanie vor. Granaten, die vorzüglich zu der Decoration des Christordens gebraucht werden, kommen häufig, und von schönem Feuer, doch selten von bedeutender Größe, vor. Bei der großen Anzahl von Mitgliedern dieses Ordens, dem z. B. fast alle Pfarrer angehören, ist die Nachfrage und der Preiß dieser Steine nicht unbeträchtlich. Chrysoberylle, hier zu Lande Chrysolithen genannt, sind äußerst häufig, aber nur selten findet man sie groß, von reiner wein- oder grünlichgelber Farbe, und ohne zu opalisiren. Die grünen Chrysoberylle sind unstreitig die schönsten Steine, welche hier zu Lande vorkommen. Sie kommen den ostindischen sowohl an Farbe, die häufig das schönste Meergrün ist, als an Glanz und Farbenspiel gleich, wenn sie zweckmäßig geschnitten werden. Der größte dieser Steine, welcher bis jetzt gefunden worden ist, wiegt sechszehn Pfunde, und befindet sich in dem Schatze zu Rio de Janeiro.

Auf der Tafel des gastfreien Pfarrers von Chapada fanden wir eine kleine Art von spanischem Pfeffer, welche hier zu Lande,

wie in ganz Brasilien, nebst der kleinen grünen sauren Citrone das gemeinste Gewürz ist, und sich in reinlichen Porcellanschaalen schon durch die schönrothe Farbe empfiehlt. Ihr Genuß brachte aber, obgleich die Früchte nicht auffallend scharf waren, uns Beiden die übelste Wirkung: plötzliche Kopfschmerzen, Schwindel, Flimmern vor den Augen und alle Zeichen einer narkotisch-scharfen Vergiftung; doch verschwanden diese Symptome alsbald nach dem Einziehen von Essigdampf in die Nase und einigen Löffeln Essigs innerlich genommen. Weder früher, noch später im Verlaufe der Reise, wo wir dieß Gewürz mit Vorliebe gebrauchten, erfuhren wir ähnliche Wirkung desselben.

Zwischen Chapada und Agoa-Suja, welches vier Legoas nördlich davon liegt, ist das bergige Terrain mit dichtem Gesträuche bewachsen, zwischen dem zerstreutes Taboleiro-Gehölz hervorragt. In Agoa-Suja trafen wir den Vorstand des Termo, den Juiz de fora, Senhor Bernadino Pinheiro Camello, auf seiner Geschäftsreise. Mit einer, unter den Brasilianern seltenen Jovialität unterhielt uns der achtungswerthe Rechtspfleger von der Mühsamkeit seines Berufs, der ihn von Zeit zu Zeit zwänge, Monate lang von Hause entfernt zu seyn, um Verhör, Untersuchung, Urtheil und Strafe durch die Einsamkeit seines Gerichtsbezirks zu führen. Ein Diener der Justiz ward uns als Führer und Schützer mitgegeben, als wir von hier aus nach den nordöstlichen Wildnissen an den Flüßchen Piauhy und Calhao aufbrachen. Noch am Abende desselben Tages gelangten wir durch tiefe Thäler dichtbewachsener Berge zu dem Arrayal Sucuriuh d'acima. Die Waldschläge sind mit Baumwollenstauden bepflanzt; am Flüßchen Sucuriuh, der in den Setuval fällt, herrscht eine üppige Vegetation immergrüner Gebüsche und saftiger Waiden. Dieses Flüßchen führt auch bedeutend viel Goldstaub, so wie der rothe Letten in seiner Nähe. Als wir mit Sonnenuntergang in dem Oertchen ankamen, tönte uns eine grelle Musik von Trommeln, Pfeifen und der gellenden Canja entgegen; Prasselfeuer und Raketen verkündeten das Johannisfest, welches besonders von den Negern mit ausgelassener Fröhlichkeit begangen wurde. Das Förmliche in den Religionsübungen wird von dieser Menschenraçe mit solcher Inbrunst beobachtet, daß sie hierin den weißen Bewohnern Brasiliens weit vorgehen, und Letztere ihnen bei mancher Veranlassung selbst gewissermassen den Vortritt gestatten.

Von Sucuriuh aus lag ein mühevoller und gefährlicher Weg vor uns, um zu den Quellen des Baches Calhao zu gelangen, wo wir Wäschereien nach den erwähnten Edelsteinen finden sollten. Wir wechselten die Pferde, und vertieften uns in eine unwegsame, bergichte Waldung, durch die wir sieben lange Legoas fortjagten, so schnell es der engverwachsene Pfad und die Kraft der Rosse erlaubten. Alles um uns her trug ein eigenthümliches, uns fremdes Gepräge, und erfüllte das Gemüth mit Bangen. Der dichte Wald erschien uns wie ein weites Grab, denn die dürre Jahreszeit hatte allen Schmuck der Blätter und Blüthen von ihm abgestreift; nur selten rankten sich dort dornige Smilaxarten oder schnurartige Gewinde von Cissus, mit einzelnen Blättern besetzt, in die Höhe, oder ragten hier stattliche Blumenrispen von Bromelien zwischen den Zweigen hervor; und so sichtbarer erschienen die Stämme in ihrem ganzen ungeheuren Umfange, ihre Aeste, wie Riesenarme, in den dunkelblauen Aether streckend. Dornige Acacien, vielverzweigte Andiren und Copaiferen und milchreiche Feigenbäume erschienen hier besonders häufig, was uns aber am meisten auffiel, waren die gigantischen Stämme von Chorisien, welche oben und unten verengt, in der Mitte wie ungeheure Tonnen angeschwollen, und auf der korkartigen Rinde mit gewaltigen glänzendbraunen Stacheln besetzt waren. Hier hingen mächtige Büschel parasitischer Misteln an den Aesten herab, von der sorgsamen Mutter Natur meistens in der Art vertheilt, daß die weiblichen Stauden tiefer stehen, als die männlichen, um von letzteren den befruchtenden Saamenstaub leichter zu erhalten. Dort hatten Myriaden Ameisen ihre Wohnungen voll dädalischer Windungen an den Stämmen aufgehangen, welche im Umfange von mehreren Fußen durch ihre schwarze Farbe seltsam contrastirten mit dem Hellgrau der entblätterten Aeste. Der herbstlich erstarrte Wald ertönte vom Geschreie mannichfaltigen Gefieders, vorzüglich krächzender Araras und Periquitos. Scheue Gürtelthiere und Ameisenfresser begegneten uns zwischen in hohe Wälle aufgeworfenen Cupims geschäftiger Ameisen, und träge Faulthiere hingen dumpf hinbrütend an den weißen Aesten der Ambauba, die sich hie und da zwischen den übrigen Bäumen erhob. Heerden von Brüllaffen ließen sich aus der Ferne vernehmen. Das hohe, dürre Gras war von wimmelnden Ballen kleiner Carabatos bedeckt, die sich, wenn wir sie zufällig berührten, mit Blitzesschnelle über uns verbreiteten und ein bösartiges Jucken erregten. Nicht selten raschelte an den eilig Vor-

überjagenden eine Schlange durch's Dickicht hin. Zweimal führte uns der Pfad aus der waldigen Tiefe der Thäler auf steile, mit niedrigem Gebüsche bewachsene Höhen, wo wir eine monotone Aussicht über die traurige Waldeinsamkeit vor uns hatten; als wir aber immer wieder in die Waldung herabkamen, die Sonne zwischen den dürren Aesten unterging, und sich plötzliche Dämmerung um uns ausbreitete, merkten wir dem ängstlich werdenden Führer an, daß er selbst den Weg verloren habe. In dieser Noth erkannte Jener in einem Nebenthale, zwischen Gebüschen versteckt, das Haus einer ihm wohlbekannten Familie, und rieth uns, dort die Nacht zuzubringen; doch, setzte er zögernd hinzu, reiten Sie, meine Herren, allein voraus, denn, würde ich sogleich erblickt, so müßte der Sohn des Hauses glauben, ich käme, ihn vor Gericht zu holen, wegen des neuerlich von ihm verübten Brudermordes. Schaudernd ritten wir vor das Haus; ein Greis, von Gram gebeugt, dessen ehrwürdiges Antlitz schneeweißes Haar umlockte, hieß uns mit bebender Stimme willkommen, und betheuerte, daß er mit der wahnsinnigen Tochter allein zu Hause sey. Als wir ihn über unsere Absicht beruhigt hatten, und der Meirinho herbeigekommen, brach er in laute Wehklagen und Verwünschungen seiner Söhne aus, deren Einer vor wenig Jahren auch den Oheim getödtet hätte. Mit Entsetzen sahen wir uns vor diesem mit Blut befleckten Hause des Jammers, und befahlen dem Führer uns lieber zurückzuführen in die unbefleckte Einsamkeit des Waldes. Der Greis zeigte uns den Pfad zum Hauptwege zurück, und wir fanden nicht weit davon die Hütte einer verlassenen Baumwollenpflanzung, vor der wir ein großes Feuer anzündeten. Die Mühseligkeiten des heißen Tages hatten uns sehr ermattet, doch konnten wir keinen Schlaf finden; immer kehrte das Bild des unglücklichen Greises zu uns zurück, und der Meirinho hielt uns mit den Erzählungen vieler Mordthaten wach, die, nach seiner Versicherung im Termo von Minas Novas so häufig vorkämen, daß in einem Jahre sieben und zwanzig im andern achtzehn gezählt worden seyen. Er bemerkte auch, daß eingewanderte Portugiesen viel häufiger die größte Ausartung und Sittenlosigkeit an ihren Kindern erlebten, als geborne Brasilianer, und wollte dies besonders durch mangelhafte Erziehung im Verhältniß zu den Sclaven des Hauses, an die man in Europa nicht gewöhnt sey, erklären. Selbst die Nacht auf einen solchen Tag voll trauriger Eindrücke sollte noch ihr Entsetzen haben. Wir waren kaum eingeschlafen, als wir durch ein heftiges

tes Prasseln des Feuers und ein eigenthümliches Pfeifen und Schnarchen geweckt wurden. Als wir, das Gewehr in der Hand, aus der Hütte treten wollten, hielt uns der wohlerfahrne Führer mit Aengstlichkeit zurück, und zeigte uns eine große Schlange, welche mit wüthenden Springen und Windungen die Feuerbrände auseinander zu schleudern suchte. Es war die sogenannte Surucucú, die stärkste unter den Giftschlangen Brasiliens, welche sich durch diese Eigenheit bei Nacht doppelt furchtbar macht. Wir thaten mehrere Schüsse auf das Unthier, wagten aber nicht, es bei Nacht aufzusuchen, nachdem es stille geworden war. Am andern Morgen war es in der Nähe nicht zu finden, aber die Pferde, deren Vorderfüsse wir mit Schlingen zusammengebunden hatten, standen immer noch ängstlich an einander gedrängt am Eingang des Waldes, von wo aus sie wahrscheinlich dem Ueberfalle jenes gefährlichen Thieres zugesehen hatten.

Der anbrechende Morgen fand uns beschäftigt, ein frugales Frühstück, aus geschabtem braunen Zuckerbrode und Maniocmehle mit Wasser angerührt, zu bereiten, und darauf setzten wir die Reise nach Agoada Nova fort. So heißen die in einem ausgedehnten Thalgrunde längs dem Bache Calhao zerstreuten Häuser, deren Bewohner sich größtentheils der Baumwollenzucht widmen. Von dem nahen Berge, Morro de Agoada Nova, stiegen wir in ein tiefes Thal hinab, und nach fünf Legoas eines höchst mühsamen Weges durch wildes Gestrüpp und Catingawaldung, einen Felsenpfad hinan befanden wir uns am Ziele unserer Wanderung, in Supiara oder Calhao, einigen elenden Strohhütten, wo die Steingräber wohnen. Es war uns kein Opfer, diese traurigen Wälder zu verlassen, und gegen Nordwesten nach dem Arrayal de S. Domingos umzukehren, wohin wir inzwischen unsern Trupp beordert hatten. Wir eilten, so gut es die, mit unserer mineralogischen Ausbeute beladenen Pferde vermochten, über Calhao und Agoada Nova zurück, passirten am Abende des zweiten Tages den Rio Arassuahy in einer Canoa, und gelangten mit Einbruch der Nacht nach jenem Dorfe, wo uns die Gefälligkeit des Juiz de Fora bei dem Guarda Mór Sr. Servando Pacheco Rollim bereits Unterkunft besorgt hatte. S. Domingos ist der nördlichste bedeutende Ort im Termo von Minas Novas, und als der Hauptstapelplatz des Baumwollenhandels nach Bahia zu betrachten; indem es an der Landstraße nach Conquista und von Tocayos, wo die Einschiffung der Waaren auf dem Rio

Grande geschieht, nur sechs Legoas entfernt liegt. Wir fanden hier zwei junge Franzosen, welche für ihr Haus in Rio de Janeiro Einkäufe machten, ein kleines Assortiment europäischer Waaren zum Verkaufe ausgelegt hatten, und mit dem Gange ihrer Geschäfte sehr zufrieden schienen. Wir mußten gemäß den bisherigen Schilderungen von dem Sertão, wohin wir uns von hier aus wenden wollten, die Kaufbuden des Oertchens benützen, um uns mit den Bedürfnissen für eine lange Reise durch einen fast entvölkerten Landstrich zu versehen. Ein Ochse wurde geschlachtet, das Fleisch in dünne Leisten geschnitten, gesalzen, und an der Sonne getrocknet. Mit diesem Mundvorrathe, sowie mit Reis, Maniokmehl, türkischem Korn, Bohnen, Speck und Branntwein wurden Säcke aus roher Rindshaut angefüllt, welche man den Maulthieren paarweise aufzuladen pflegt. Der Arieiro, den wir hier als einen des Landes kundigen Führer mietheten, sorgte für hinlänglichen Vorrath an Hufeisen und Nägeln. Die Tragsättel der Maulthiere wurden frisch gepolstert, und neue den angekauften Thieren angepaßt. Unsere Waffen wurden durch einen portugiesischen Schmidt ausgebessert, und neuer Vorrath an Pulver und Blei angeschafft. Während dieser Vorbereitungen erhielten wir eine Einladung von dem Pfarrer von Tocayos, diesen Ort und das benachbarte Quartel zu S. Miguel zu besuchen, und dort die Botocudos zu beobachten, da wir aber durch einen reisenden Mineiro erfuhren, daß der Prinz Max von Neuwied sich mit heldenmüthiger Aufopferung Erkundigungen über diese merkwürdigen Antropophagen zum besondern Vorwurfe gemacht habe, so glaubten wir uns ähnlichen Bemühungen überhoben, und wendeten uns am 4. Julius nach dem Sertão, der, nach den Berichten der Einwohner, wie ein Land der Wunder, aber auch der Gefahren vor uns lag.

Reise durch den Sertão an den Rio de S. Francisco.

Das Tafelland, welches von den beiden Flüssen Jequetinhonha und Arassuahy begränzt wird, und sich in Nordosten bei der Vereinigung derselben zuspitzet, dürfte kaum irgendwo 2000 Fuß über dem Meere erhoben seyn, und zeigt keinen hervorragenden Berg, jedoch bildet im nördlichen Theile eine Reihe höherer Hügel, die durch die Mitte desselben hinlaufen, eine deutliche Wasserscheide gegen genannte Flüsse hin. Diese Hügel überschritten wir auf dem Wege von S. Domingos nach der Fazenda de S. Joaquim, wo wir die Nacht zubrachten, und am folgenden Tage, immer in der Richtung von N. O. nach S. W., bis wir in den allgemeinen Weg von Tejuco nach dem Sertão fielen, der uns in westlicher Richtung an den Rio Jequetinhonha führte. Dichtes Gestrüpp bedeckt die Gegend, welche sich uns, so weit das Auge reichte, in den Horizont zu verlieren schien; nur gegen W. schwamm, wie eine blaue Wolke, die Serra de S. Antonio in kühnen Umrissen vor uns. Wir setzten in Porto dos Angicos über den Strom, der hier über Quarzschiefer fließt, und befanden uns jetzt nach dem Redegebrauch der Mineiros in der Wüste, Sertão. Daß der Fährmann, welcher uns freundlich Herberge bot, ein ehrwürdiger Greis, sich als Franzose von den schönen Ufern der Garonne zu erkennen gab, nahmen wir als ein gutes Vorzeichen beim Eintritt in diesen so übelberüchtigten Landstrich. Die Gegend erhebt sich allmälig bis zum Fuß der Serra de S. Antonio, an welcher man zwei sich hintereinander hinerstreckende Bergreihen unterscheidet. Die Meierhöfe werden immer seltner und ärmlicher. Ausgedehnte Umzäunungen, worin das Vieh von Zeit zu Zeit versammelt wird, oder die Nächte zubringt, deuten zwar auf zahlreichen Viehstand hin, allein dieser giebt bei dem Mangel an Verkehr keinen Maaßstab für den Reichthum der Besitzer. Die Sertanejos beschäftigen sich in ihrer Einsamkeit wohl bisweilen auch mit Nachsuchungen nach Gold, das hie und da vorkommt, und nach Diamanten. Die Aufnahme war überall im Sertão nicht weniger

gastfreundschaftlich, als im übrigen Minenlande; doch wie verschieden erschienen uns die Bewohner dieser einsamen Gegenden, im Vergleiche mit den geselliggebildeten, feingewandten Städtern von Villa Rica, S. João d'El Rey u. s. w.! Im Hause ist der Mann nur mit kurzen, an den Knieen offenen Beinkleidern von weissem Baumwollenzeuge, und darüber mit einem Hemde von gleichem Stoffe oder von buntfarbigem, geblümten Kattun bekleidet. Eben so idyllisch ist die Tracht der Kinder und der Frau, die überdieß des Vorrechts der Pantoffeln entbehret. Auf der Jagd oder im Dienste der Heerde kleidet sich der Sertanejo in lange Beinkleider vom Leder der Capivara oder des Rehes, welche mit den Stiefeln aus einem Stücke bestehen, und in eine kurze Jacke; den Kopf bedeckt er mit einem niedrigen halbkugligen Hute, dessen breite Krempe und daran befestigte Falte gegen die Dornen schützen soll, wenn er, im Verfolge des Rindviehes, auf dem flüchtigen Klepper durch das Dickicht bricht. Ein langes Messer im Stiefel oder im Gürtel ist seine gewöhnliche Waffe; übrigens versteht er wohl auch, gleich dem Pião in den südlichen Provinzen, die Schlinge (Laço) zu gebrauchen. Der Sertanejo ist ein Kind der Natur, ohne Kenntnisse, ohne Bedürfnisse, von derben, einfachen Sitten. Er ist aber gutmüthig, theilnehmend, uneigennützig und friedfertig. Die Einsamkeit und der Mangel geistiger Beschäftigung reitzen ihn zum Karten- und Würfelspiele. Uebrigens ist der geringste Theil dieser Sertanejos von rein europäischer Abkunft; die Meisten sind Mulatten in der vierten oder fünften Generation, Andere sind Mischlinge von Negern und Indianern, oder von Europäern und Indianern. Schwarze Sclaven sind bei der Armuth der Ansiedler im Allgemeinen selten; die Arbeiten des Ackerbaues und der Viehzucht werden von den Gliedern der Familie selbst verrichtet.

Von dem westlichen Ufer des Itacambirussú erhebt sich die Landschaft wieder, um die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Rio Verde Grande zu bilden, welcher dem Rio de S. Francisco zufließt. Der Weg war angenehm, und reich an wechselnden Aussichten in weite, muldenförmige Thäler, deren Vegetation Campos mit zerstreuten Taboleiros ist. Wir verloren die großartigen Umrisse der Serra de S. Antonio aus dem Gesichte, die Landschaft ward offener und freundlicher. Je weiter wir in diesen Gegenden fortschritten, um so eigenthümlicher gestaltete sich die Physiognomie der Landschaft: öde Flächen mit dürrem

Grase, verkrüppelten Bäumen, und hie und da mit der erwähnten dickköpfigen und einer stammlosen Stachelpalme besetzt, in muldenförmige Thäler nach mancherlei Richtungen vertieft, und von zahlreichen Straußen, Rehen und Armadillen belebt. Von letzteren Thieren, die eben so wunderbar erscheinen durch die künstliche Construction ihres Panzers, als durch die unglaubliche Kraft und Schnelligkeit, womit sie den Boden aufzuwühlen pflegen, fanden wir hier zwei Arten, das Tatu Canastra und das Tatu Bola. Die erstere, welche an Größe einem halberwachsenen Schweine gleichkommt, wird von den Eingebornen nicht gegessen, weil man das sehr fette und dabei zähe Fleisch für fiebererregend hält; die andere aber, welche den Namen (Kugel-Armadill) davon hat, daß sie sich ganz kugelförmig zusammenrollen, und unter den Schildern verstecken kann, liefert ein sehr schmackhaftes Essen.

Am 12. Julius erblickten wir vor uns einen Theil der Serra de Bento Soares, und erreichten gegen Abend das Arrayal de Formigas, das in einem Thale an dieser niedrigen Bergreihe liegt. Die Bewohner dieses kleinen, aus einigen Reihen niedriger Lehmhütten bestehenden Dörfchens, sind, als Söhne des Sertão, durch ihre Rauf- und Raublust übelberüchtigt, und schienen auch die schöne Tugend der Gastfreundschaft mit ihren Nachbarn nicht zu theilen; wir mußten froh seyn, in einer offenen Einkehr auf dem Markte Unterkunft zu finden, bis uns der gefällige Pfarrer in seine Wohnung einlud. Formigas treibt Handel mit den Producten des Sertão: Rindvieh und Pferden, Häuten von Ochsen, Rehen und Hirschen, letztere roh gegerbt, Speck, vorzüglich aber mit Salpeter, welcher sich in den benachbarten Kalksteinhöhlen in großer Menge findet. Diese Höhlen hatten auch in der Beziehung ein großes Interesse für uns, daß sie ungeheure Knochenreste unbekannter Thiere enthalten sollten, von denen wir schon oft im Sertão hatten reden gehört. In dem Gebiete von Formigas befinden sich mehrere Salpeterhöhlen. Die wichtigste aber von allen schien uns die Lapa Grande, weil in ihr die erwähnten Reste urweltlicher Thiere gefunden worden waren. Sie liegt anderthalb Legoas westlich von dem Dorfe, in einem Berge, welcher Serra de Vicente genannt wird. Dieses niedrige Gebirge erhebt sich kaum vierhundert und fünfzig Fuß über Formigas, und besteht aus drei durch seichte Thäler getrennte Bergreihen, deren erstere wir übersteigen mußten. Der Weg

führte in einem lichten Catingawäldchen, dessen Myrtenbäume eben mit schmackhaften Früchten bedeckt waren, allmälig aufwärts, und, nachdem wir einen steilen Hügel erklommen hatten, standen wir vor einem massigen Kalksteinfelsen, in dessen Mitte uns der Eingang der Höhle, ein ungeheurer Schlund, schwarz entgegengähnte. Jenes aus Grausen und Neugierde gemischte Gefühl, welches wir in Deutschland vor dem Eingange unserer merkwürdigen Höhlen empfunden hatten, ward hier verdoppelt durch die Fremdartigkeit der Umgebung und durch den ängstlichen Wunsch, im Innern dieses geheimnißvollen Grabes untergegangener Thiergeschlechter merkwürdige Entdeckungen zu machen. Statt des Epheu's, welcher in Deutschland die Felsen traulich überzieht, rankten hier stachlichte Cissus in die Höhe, statt anmuthiger Gebüsche von Flieder, wildem Jasmin und Je länger-je lieber, umstarrten uns Reihen ungeheurer Stämme von Cactus, mit dichten Stacheln bewaffnet; brennende Jatrophen, dornige Nachtschatten, Cappergesträuche und Gardenien machten uns den Eingang streitig, aus dem ein Strom unbehaglich kühler Luft hervorfuhr. Die Mündung hat gegen siebzig Fuß Höhe und achtzig Fuß Breite, und die schauerliche Schwärze ihres Hintergrundes wird noch erhöht durch die Bänke und Felsen eines weißen Tropfsteins, welche in der Mitte und an den Wänden des Eingangs unter mancherlei wunderbaren Formen hervortreten. Durch das hohe Thor des Eingangs gelangten wir in ein Gewölbe, welches dreißig bis vierzig Schuhe breit, und eben so hoch ist, und dessen ungleicher, mit klingenden Tropfsteinhügeln bedeckter Boden sich allmälig abwärts senkt. Nachdem wir etwa hundert Schritte fort gegangen waren, fanden wir, daß sich das Gewölbe in mehrere natürliche Stollen vertheilt. Wir verfolgten einen dieser Gänge, welcher sich alsbald aufwärts windet, und die Neugierigen auf die Kniee zwingt, indem sich seine Wände, in mancherlei grotteske Formen ausgezackt und zerrissen, zusammenneigen; plötzlich aber erweitert er sich wieder, und endigt in eine geräumige Grotte, deren Wände hie und da mit röthlichem Tropfsteine oder mit weissem, in lange sechsseitige breitgedrückte Prismen krystallisirten Kalkspath bedeckt sind. In dem Hintergrunde dieser Grotte stiegen wir auf achtzehn fast regelmäßigen, ebenfalls mit Cascadenartig ausgebreitetem Tropfsteine überzogenen Stufen in die Höhe. Hier, auf einer der obersten Stufen war es, wo Einer unserer Führer vor sieben Jahren die sechs Fuß lange Rippe und andere Knochentrümmer

eines urweltlichen Thieres gefunden hatte. Wir gruben in der feinen lettigen Erde, womit diese Gegend der Höhle vier bis acht Zoll hoch bedeckt ist, emsig nach, und waren so glücklich, zwar keine großen Knochen, aber doch gewisse Theile aufzufinden, welche uns mit Sicherheit überzeugten, daß diese Reste einem Megalonyx angehört haben. Namentlich waren Rückenwirbel, Handmittelbeine und die letzten Fingerglieder zu finden. In dem vorderen Theile der Höhle fanden wir auf dem Rückwege zerstreute Knochen vom Tapir, von Coatis und von Onzen, welche erst neuerlich hereingekommen, und Reste vom Raube zu seyn schienen, der hier verzehrt worden war. Als wir aus dieser merkwürdigen Gruft heraustraten, war es bereits dunkle Nacht geworden, und wir fanden die zurückgebliebenen Führer beschäftigt, ein Feuer zu unterhalten, das sie am Eingange angezündet hatten. Die hohe Feuersäule, welche an dem Gestein aufflackerte, warf weithin durch die kahlen Stämme der Waldung ihren wallenden Schein, und jagte zahlreiche Rudel von Schweinen auf, und der Rauch trieb Schwärme unzähliger Fledermäuse aus den Ritzen der Felsen, welche uns unter ängstlichem Gezwitscher umschwirrten. Dies nächtliche Schauspiel war uns eben so neu, als erwünscht die Gelegenheit, mehrere Arten jener gespenstischen Thiere kennen zu lernen. Wir erlegten drei verschiedene Arten von Fledermäusen, welche hier gemeinschaftlich nisteten. Diese Arten sind im ganzen Sertão von Minas, namentlich aber am Rio de S. Francisco, wo die vielen Ritzen und Höhlen der kahlen Kalkgebirge ihnen gute Herberge darbieten, außerordentlich häufig, und sie fallen bisweilen das Vieh bei Nachtzeit in so zahlreichen Schwärmen an, daß die Einwohner gezwungen werden, ihre Fazendas zu verlassen, und in ruhigere Gegenden zu ziehen. Deshalb ist es nichts Seltenes, daß man gegen die blutsaugenden Ruhestörer zu Felde zieht. Die Fazendeiros pflegen dann an hellen, windstillen Tagen Tabakrauch und Schwefeldampf unter ihre Schlupfwinkel zu machen, und tödten die betäubt Herabfallenden zu Tausenden. Pferde leiden von diesen schädlichen Thieren noch mehr, als das Rindvieh, und sind oft nach einer Aderlasse so schwach, daß sie am nächsten Tage keine Arbeit verrichten können. Wir machten die Bemerkung, daß solche arme Thiere oft mehrere Nächte hintereinander heimgesucht werden, was theils dem Blutgeruche, theils der zunehmenden Schläfrigkeit zuzuschreiben seyn dürfte. Am häufigsten setzen sich die Fledermäuse an die Vorder- und Hinterschenkel, wo sie mit

großer Geschicklichkeit die Venen finden, welche sie, unter anhaltendem Flügelschlage, mit einem leichten Biß eröffnen.

Wir verließen Formigas am 17. Julius, und nahmen den Weg gen Contendas, ein ähnliches, zwei Tagereisen entferntes Dorf. An dem Ursprunge des Riachão, eines hellen und trinkbaren Wassers, welches in den Pacuhy fällt, übernachteten wir im freiem Felde. Wir ließen es bei diesem ersten Bivouacque im Sertão an keiner Vorsichtsmaasregel fehlen: die Lastthiere und Pferde wurden mit zusammengebundenen Vorderfüssen in eine benachbarte natürliche Verzäunung getrieben, vor deren Eingange Einer der Treiber sich auf eine Rindshaut niederstreckte; zahlreiche Feuer wurden im weiten Kreise um das Lager angezündet und der Arieiro ward beordert, mit uns abwechselnd Nachtwache zu halten. Die Erfahrung zeigte, daß diese Vorkehrungen nicht am unrechten Orte waren, denn kaum war das frugale Nachtmahl von Bohnen und Speck, wozu Dr. Spix noch die Ausbeute seiner Jagd an einigen Papageien geliefert hatte, verzehrt, und die Reisegesellschaft in ihren Hangmatten zur Ruhe gegangen, als die Wache uns durch einen Flintenschuß aufschreckte. In demselben Augenblicke brachen die Maulthiere unter ängstlichem Schreien, aneinander gedrängt, aus ihrer Hut hervor, von einer großen gefleckten Onze verfolgt, die sich jedoch beim Anblick der Feuer langsam entfernte. Der wachthabende Führer behauptete auf eine andere geschossen zu haben, und dies wurde uns wahrscheinlich, da diese Thiere häufig paarweise auf Raub auszugehen pflegen. Nach solchem Abentheuer war es um die Ruhe des Bivouacques geschehen, und die aufgehende Sonne fand uns wieder auf dem Marsche nach Riachão, einer sechs Legoas entfernten Fazenda, wo wir einen Tag verweilten, um Jagd auf die schönen Wasservögel zu machen, welche die benachbarten Teiche bewohnen.

Contendas hatten wir längst zum Standquartiere ausersehen, um die Producte des Sertão, namentlich aus dem Thierreiche, zu sammeln, und wir gaben daher gerne der dringenden Einladung des dortigen Pfarrers nach, in seinem Hause einige Wochen zu verweilen. Senhor Antonio Nogueira Duarte war uns so nahe verwandt durch seinen regen Eifer für Naturgeschichte, daß es der mannichfaltigen Empfehlungen an ihn nicht bedurft hätte, um ihn zum thätigen Gehülfen in unserer Unternehmung

zu machen. Vielseitige Kenntnisse, ein heller, durch mehrjährigen Aufenthalt in Europa und durch große Lebenserfahrungen gereifter Geist machten den Umgang mit diesem vorzüglichen Geistlichen ebenso lehrreich, als er anmuthig war durch die Heiterkeit seines Gemüthes und die Lebendigkeit seines Humors. In dieser Gesellschaft vergaßen wir die Einsamkeit des Sertão und die Mühseligkeiten der Jagden, welche unser Wirth nach den verschiedenen Thieren eifrig mit uns anstellte. Die Umgegend von Contendas wird mit dem Namen der Campos Geraës de S. Felipe bezeichnet, und von den Einwohnern, sowie das benachbarte hochliegende, größtentheils mit Flurvegetation bedeckte Minenland, durch die Benennung Geraës dem Flußthale des Rio de S Francisco, der Beira do Rio, entgegengesetzt. In diesem hügeligen Gebiete bieten die Catingaswaldungen, die Fluren mit einzelnen Zwergbäumen und die sumpfigen Niederungen drei verschiedene Arten von Jagd dar. In den Waldungen suchten wir mit Hülfe einiger Jagdliebhaber und ihrer gut abgerichteten Hunde das Hochwild, Schweine, Rehe, Onzen und den Tapir auf. Die Jagd auf den letzten ist besonders angenehm, weil sie zugleich gefahrlos ist. Mehrere Jäger stellen sich in den Niederungen des Waldes, durch welche die Tapire aus den benachbarten Sumpfwiesen zu wechseln pflegen. Ein jeder nimmt seinen Stand an einem starken Baume, um sich, wenn das Thier gerade auf ihn zulaufen sollte, dahinter verbergen zu können, und erwartet hier das Wild, welches, durch einige Treiber und die Hunde aufgescheucht, die gewohnten Wege durch den Wald einschlägt. In den Stunden der Erwartung, welche der europäische Jäger an solchen Plätzen zubringt, kann er sich den Eindrücken des Stilllebens in einer brasilianischen Waldung überlassen. Seine Augen schweifen an den ungewohnten Formen der Bäume, des Laubes und der Früchte umher, er beobachtet die Neugierde der Affen, welche an die äussersten Aeste herabkommen, um die fremde Erscheinung zu betrachten, den stillen Krieg der Insekten, die Geschäftigkeit großer Ameisenzüge; bisweilen tönen die Hammerschläge der Spechte oder das Gekrächze der Araras durch die ruhige Einsamkeit; doch plötzlich wird der Wald lebendig: der Tapir erscheint, von den klaffenden Hunden verfolgt, und bricht, mit vorgestrecktem Kopfe und geringeltem Schwanze in gerader Linie durch das Dickicht, alles vor sich niederwerfend, was ihm in dem Wege steht. Der Lärm ist so groß, daß selbst der geprüfte Jäger scheu hinter den Schutz seines

Baumes tritt, um von hier aus das Wild in Hals oder Brust zu treffen. Die Brasilianer bedienen sich auf dieser Jagd sehr langer Kugelflinten. Kühne Jäger wagen wohl auch, dem vorüberrennenden Tapir ein breites Messer in die Brust zu stossen; dies ist jedoch immer gefährlich, denn obgleich das Thier weder durch Zähne noch durch die Klauen verwundet, so kann es doch durch den gewaltigen Stoß, welchen es mit seinem Rüssel ausübt, bedeutend verletzen. Wir waren so glücklich, an einem Tage zwei alte Tapire zu erlegen, und einen jungen zu fangen, welcher gezähmt werden sollte. Letzteres geschieht ohne Mühe, und der Tapir wird so zahm, wie ein anderes Hausthier. Nicht so angenehm, schwieriger und gefährlicher, ist die Jagd auf die Onzen, welche in diesem, an Hornvieh reichen Gegenden ziemlich häufig sind. Man findet, da sie weniger, als die Tapire, überfeuchte Gegenden zu wechseln pflegen, und überhaupt viel unstäter umherschweifen, ihre Fährten minder leicht, und begegnet ihnen oft nur zufällig, wo dann die Gefahr um so größer ist. Hat man eine Gegend erkundschaftet, in welcher die Onze nach dem Wasser geht, oder die Heerden beschleicht, so legt man sich mit den Hunden in Hinterhalt, und greift sie an, nachdem diese gepackt haben. Nach dem Schusse pflegt der Jäger augenblicklich seinen Stand zu wechseln, weil die Onze nach dem Rauch springt; ist er nicht so glücklich, dem wüthenden Thiere auszuweichen, so wird er mit einem Streiche der Vordertatzen zu Boden geschlagen, worauf ihn die Onze, nachdem sie sich, über ihn stehend, der Beute versichert hat, eine Weile ruhig betrachtet. Mehrere Jäger sind in diesem Momente der Todesgefahr durch die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit ihrer Gefährten gerettet worden, welche die Onze auf den Gefallenen erschossen. Unsere Versuche, eines dieser Thiere zu erhalten, waren vergeblich, um so häufiger fanden wir Schweine und Coatis. Letztere trieben wir mittelst Rauch aus den Felsenlöchern, worin sie sich verbargen, da es keine Art von Hunden gab, welche die Dienste unserer Dachshunde hätten versehen können. Die Fluren durchstreiften wir zu Pferde, und hier erlegten wir das Cuendu, eine Art Stachelschweine, welches die Bäume besteigt, und sich mittelst des Wickelschwanzes, wie manche Affen, an den Aesten festhält, den großen Ameisenfresser, dessen abentheuerliche Gestalt die Pferde scheu zu machen pflegte, und das Stinkthier, Jaratataca, oder Maritataca, welches uns einigemal durch seine heftigstinkende Excretion zwang, von der Verfolgung abzustehen.

Auch mancherlei Gefieder, namentlich mehrere Arten kleiner Papageien, Rebhühner und Colibris, wurden unsere Beute auf der Jagd in den Fluren.

In den sumpfigen Niederungen (Vargems), an stehenden Gewässern und schmalen Bächen, findet der Naturforscher minder edle Gegenstände für seine Jagdlust, nämlich die großen Amphibien, Riesenschlangen und Kaimans. Wie sehr waren wir aber überrascht, als diese Jagd uns in eine der anmuthigsten Gegenden führte, welche wir in Brasilien sehen konnten! Wo sich die trocknen, mit Taboleira bedeckten Campos unmerklich absenkten, erblickten wir vor uns saftige Wiesen, durch deren Mitte sich ein lichter Wald majestätischer Palmen hinerstreckt. Diese Palmenwälder sind eine eigenthümliche Zierde des Flußgebietes des Rio de S. Francisco und ausgedehnter Landstriche im Innern unter gleicher Breite. Die Buriti oder Bruti-Palme, wohl eines der schönsten Producte in der Pflanzenwelt, richtet ihren einfachen, mit einer Krone großer, wallender Fächerblätter geschmückten Stamm, gleich einer Säule, hundert bis hundert und zwanzig Fuß hoch in die Luft. Sie liefert den Einwohnern Fäden und Bast von der zähen Oberhaut ihrer Blätter, ein Dach auf die Hütten von den ganzen Blättern, Latten und Sparrwerk von dem peripherischen Theil ihres Stammes, Ruder in dem Blattstiel, einen sehr angenehmen, dem Birkensafte ähnlichen und der Weingährung fähigen Trank aus dem im Stamme enthaltenen Safte, und ein wohlschmeckendes Gericht von dem mit Zucker eingemachten Fleische der Beeren, welches unter dem Namen Saſetta ein beliebtes Confect und ein Handelszweig des Sertâo von Minas nach der Küste hin ist. Dieser vielartige Nutzen hat den edlen Baum in den Augen der Sertanejos gleichsam geheiligt, und es ist in einigen Gegenden, wie z. B. bei S. Romão herkömmlich, daß der Aussteuer eines Mädchens auch eine gewisse Anzahl solcher Bäume beigefügt werde. So reizend auch diese Palme die Landschaft macht, in welcher sie zu lichten Wäldern beisammen steht, so gefährlich ist es, sich den tiefsten Punkten dieser Gegenden zu nähern, denn sie sind der Wohnort jener Riesenschlangen, welche nach der Versicherung des Senhor Nogueira Duarte bisweilen eine so ungeheure Größe erreichen, daß sie, im Grase ruhig liegend, auf den ersten Blick mit einem umgestürzten Stamme der Palme verwechselt werden können. Die Riesenschlange, die nicht durch Gift, sondern durch ihre

große Stärke gefährlich ist; hält sich beim Angriffe durch einige Windungen des Schwanzes an einen Baum oder Felsen, und wirft sich in einem weiten Sprunge auf die Beute, der sie durch mehrfaches Umschlingen die Knochen zerbricht, bevor sie sie, durch einen eigenthümlichen Akt des Saugens, langsam verschlingt. Im Hunger fallen die alten Schlangen wohl Reiter und Roß oder einen Ochsen an, den sie bis auf die Hörner, welche sie abfaulen lassen, ganz hinabschlingen. Auch Riesenschlangen von geringerer Größe vermögen unglaublich große Massen zu verschlingen, so wurde uns von mehreren Sertanejos erzählt, daß sie im Magen einer, etwa vierzig Fuß langen Schlange ein Reh und zwei wilde Schweine gefunden hätten. Daß die Riesenschlange die Beute zuerst mit Geifer überziehe, ist eine Fabel. Wir hatten öfter Gelegenheit solche Schlangen zu sehen, welche sich am Ufer der Teiche, gleich einem Ankertau zusammengerollt, sonnten; doch glückte es nicht, ein größeres derselben zu erlegen, da sie, bei unserer Annäherung mit Blitzesschnelle in das Wasser hinabschossen. Die Jagd auf dieselben ist nicht gefährlich, weil sie dumme, träge und furchtsame Thiere sind, und nach Verwundungen, wahrscheinlich wenn diese das Rückenmark verletzten, alsbald starr und bewegungslos werden. Am sichersten bekriegt man sie, wenn sie nach verschluckter Beute, mehrere Wochen lang unbehülflich daliegen. Es ist übrigens nichts Seltenes, daß die Sertanejos ein solches Unthier, wenn es im Wasser zu entfliehen sucht, schwimmend verfolgen, in der Nähe des Kopfes umklammern, und mit einem langen Messer tödten. Das Fleisch ist ungenießbar; das Fett wird gegen manche Krankheiten, namentlich gegen Schwindsuchten und zu erweichenden Salben gebraucht. Die Haut, welche mit zierlichen rhomboidalischen Schuppen bedeckt ist, wird gegerbt, und zu stattlichen Satteldecken verarbeitet.

Sowie aus den höheren Thierklassen gewisse Gattungen und Arten dem Sertão eigenthümlich, oder in ihm besonders häufig sind, bemerkten wir auch eine große Verschiedenheit der Insecten, im Vergleiche mit der Fauna des Hochlandes von Minas. Rüssel- und Prachtkäfer, schöngezeichnete Spinnen und Phalangien von den sonderbarsten Formen beleben die Gebüsche, die Rinde alternder Stämme und ödes Gemäuer. Von dem schönen Brillantkäfer hatte Senhor Nogueira während der Blüthenzeit mehrere hundert gesammelt, welche er uns mit großer Gefälligkeit mittheilte. Außerordentlich reich ist der Sertão an mannichfal-

tigen Bienenarten, welche theils in Bäumen, theils in der Erde nisten. Ihr Produkt an Honig und Wachs ist so bedeutend, daß manche Sertanejos sich ausschießlich von dem Geschäfte des Sammelns desselben ernähren. Das rohe Wachs der meisten Arten ist von schwärzlicher Farbe, von einem angenehmen balsamischen Geruche, und verdient besonders zu Salben und Pflastern die Berücksichtigung der brasilianischen Aerzte. Das Pfund desselben kostet im Sertão zwei bis sechs Vintems (sechs bis achtzehn Kreuzer). Sehr verschieden dagegen sind die Arten des Honigs, und einige sind wahres Gift, wie z. B. der grüne, heftig purgirende Honig der Munbubinha. Die Sertanejos machen übrigens die Bemerkung, daß der Honig von ein und derselben Bienenart in verschiedenen Jahreszeiten schädlich und unschädlich sey, je nachdem gewisse Pflanzen blühen. Als gute Bienenpflanzen betrachtet man die Palmen, deren eröffnete Blumenscheiden durch ihren heftigen Geruch oft ganze Schwärme herbeiziehen; ferner die Bignonien, Jacaranden, die kleinen Korbblüthenpflanzen der Campos, die Curatella Sambaiba St. Hil., und die Myrtengesträuche der Taboleiros. Dagegen sollen die Malpighien und Banisterien, der Tinghibaum, die Seifenbäume, Paullinien und Securidaken dem Honige schädliche Eigenschaften mittheilen, und die Wachsbildung wenig befördern. Die beste Bienenart wird von den Sertanejos Jatai, die fleißigste Porá genannt. Bei einem solchen Reichthume an nützlichen Insekten fehlt es aber auch nicht an giftigen Tausendfüssen, Scorpionen und Spinnen, und man bemerkt, daß die Intensität des Giftes im Sertão bisweilen größer sey, als in dem Hochlande von Minas. Die Fälle, daß der Stich eines Scorpions getödtet habe, sind nicht selten, und wir mußten es uns zum Gesetze machen, frische Wäsche und Stiefel vor dem Anziehen sorgfältig zu mustern, und, wenn wir auf einem Bette schliefen, dieses vorher durch Klopfen von den gefährlichen Gästen zu säubern. Mehrmals kamen uns bei dem Eröffnen eines Koffers spannenlange Scolopendern entgegen.

Wenn aber auch die Natur hier den Menschen mit mancherlei Feinden umgeben hat, so scheint sie dadurch zu entschädigen, daß sie ihm die Bedürfnisse eines einfachen Lebens mit Freigebigkeit darreicht, und ihn mit einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft segnet. Unter den Männern findet man riesige Gestalten und starke, gewandte Greise, welche allen Humor der Männerjahre erhalten haben. Die Sterblichkeit ist so ge-

ringe, daß jährlich nur drei bis vier Personen sterben, während siebzig bis achtzig geboren werden. Da jeder Familienvater in seinen Kindern Gehülfen für seine Arbeiten erzieht, so ist der Kindersegen nicht, wie in unseren civilisirten Ländern, ein Gegenstand der Noth und Klage, sondern der Stolz der Aeltern. Das Land belohnt überdies den Fleiß des Feldbaues reichlich, namentlich gedeiht der Mais vortrefflich. Die Mandioccawurzel gedeiht im ganzen Sertão, fault aber in einem sandigen Boden leicht. Die Baumwolle giebt reichlich, und steht an Qualität der von Minas Novas gleich. Die Trauben reifen hier jährlich zweimal, im Julius und November. Auch alle andern Früchte, wie die Orangen, die Pinha, die Jaca, die Melonen und Wassermelonen gedeihen hier ganz vortrefflich. Ohne Zweifel wirkt hierauf das trockne, beständige Klima des Sertão eben so sehr, als der fruchtbare Kalkboden. Die beiden Jahreszeiten der trocknen und nassen Monate finden sich mit großer Regelmäßigkeit ein. Die Regen herrschen ununterbrochen vom December bis zum Mai.

Es ist oben erwähnt worden, daß Rindvieh und Pferde im Sertão mit Begierde Salz lecken; oft aber gehen die Thiere weiter, und schlingen die Salzerde wirklich hinab. In den trocknen Gegenden verderben sie sich dann die Zähne durch den harten steinigen Boden so sehr, daß sie das Gras nicht mehr kauen können, und langsam Hungers sterben. Die Fazendeiros sind dann wohl genöthigt, solche Thiere in die feuchten Waldungen zu treiben, wo der Boden weicher ist. Aber auch Schlangen, Eidechsen, ja sogar die Onzen fressen bisweilen Erde. Bei der Allgemeinheit dieses sonderbaren Appetits darf man sich nicht wundern, wenn Kinder sich demselben überlassen. Knaben und Mädchen pflegen die mergelichte, oft salpeterhaltige Erde, jedoch ohne Steine, bisweilen die Kalkbekleidung der Wände, seltener auch Holz, Kohlen oder Tuch zu essen. Nur die strengste Aufsicht kann sie von dieser Unart zurückhalten, welche um so schädlicher und gefährlicher wirkt, als sie, bei allmäligen Angewöhnung, bis ins höhere Alter getrieben wird. Da ein Theil dieser unverdaulichen Stoffe nicht wieder abgeführt wird, und Anschwellung der Unterleibsdrüsen eine unmittelbare Folge ist, so verräth sich das Uebel alsbald durch einen ungeheuren Bauch der Kinder, die Gesichtsfarbe wird fahl, die Züge werden schlaff und aufgedunsen, das Wachsthum wird gänzlich unterdrückt, und die

unglücklichen Opfer sterben unter dem Eintritte heftiger Krämpfe oder allgemeiner Wassersucht frühzeitig dahin; Andere behalten für das ganze Leben einen siechen Körper, und eine stumpfe, träge Gemüthsart. Wir haben, während wir den Amazonenstrom beschifften, sehr häufig Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Indianer den rohen Letten am Ufer des Flusses verzehrten, selbst wenn ihnen Nahrungsmittel nicht mangelten, und wir sind geneigt anzunehmen, daß diesem sonderbaren Heißhunger auch eine klimatische Ursache, vielleicht die Hitze, zu Grunde liegen möchte.

Nachdem wir während eines Aufenthaltes von drei Wochen in dem gastfreien Hause des Senhor Nogueira die wichtigsten Schätze des Sertão, namentlich aus dem Thierreiche, gesammelt hatten, verließen wir unter der Begleitung unseres vortrefflichen Wirthes Contendas, diesen freundlichen Ort. Wir übernachteten am 12. August in der Fazenda Tamanduá, drei Legoas nordwestlich von Contendas. Auf dem Wege dahin begrüßten wir nochmals die herrliche Waldung der Buriti-Palmen, welche sich fast eine Legoa lang in den niedrigen Wiesen hinziehet. Zahlreiche stahlblaue Araras, die Bewohner der erhabenen Wipfel, umkreißten uns paarweise im Fluge, und ließen ihr krächzendes Geschrei durch die friedliche Gegend erschallen. Die Vegetation der Catingas, durch die wir am 13. August auf einem kurzen Tagmarsche von Tamanduà nach Tapera hinzogen, hatte in der gegenwärtigen trocknen Jahrszeit keinen Reiz, und wir waren froh, als wir endlich, am dritten Tage, die dichten Gehäge sich lichten sahen, und uns am Abhange des Plateau's der Geraës befanden. Doppelt schmerzlich erschien uns hier der Verlust unseres letzten Barometers, welcher bei dem Uebergange über die Serra de S. Antonio zerbrochen war, als der ihn tragende Arieiro vom Pferde stürzte. Der Weg senkt sich über mächtige Kalksteinfelsen allmälig abwärts. Als wir in der Ebene angelangt waren, glaubten wir eine Verschiedenheit in der Vegetation zu bemerken. Durch Wiesen, welche hier minder verbrannt schienen, als in den Geraës, ziehen lange Reihen niedriger Gebüsche oder Streifen hoher Catingaswaldung hin, wodurch der Landschaft ein eigenthümlicher Reiz von Mannichfaltigkeit verliehen wird. Unmittelbar am Ufer des Flusses steht ein dichtes Gehäge von einer stachlichten Bauhinie, einigen Acacia-Bäumen und der Triplaris, mit blattlosen Lianen von Cissus durchstrickt. Diese Ufervegetation ist durch die Reste der jährlichen Ueberschwemmungen, Schlamm

und Treibreissig des Stroms, verunstaltet, und eben so widerlich durch diesen Unrath, als beschwerlich zu durchdringen durch die Häufigkeit der Stacheln und die dichten Schwärme von Mosquiten. Nachdem wir diesen Waldsaum, welchen die Einwohner Alagadisso nennen, durchbrochen hatten, sahen wir zu unserer großen Freude den Rio de S. Francisco seine spiegelnden Wellen in majestätischer Ruhe vor uns vorüberführen. Der Strom mißt hier fast eine Viertelstunde in der Breite.

Dicht am Ufer des Stromes bezogen wir die Fazenda Capão, um das zahlreiche Gepäcke unterzubringen, bis Mittel geschafft waren, es überzusetzen. Wir glaubten uns hier in ein ganz fremdes Land versetzt. Statt der dürren, blattlosen Waldungen oder der Campos des hochliegenden Sertão sahen wir uns rings umgeben von saftiggrünenden Wäldern, welche ausgedehnte Fischteiche umsäumen. Als wir gegen Abend einen dieser Teiche beschlichen, — welch' sonderbares Schauspiel stellte sich da unseren Blicken dar. Hunderte der rosenfarbenen Löffelgänse standen in langen Reihen, gleichsam Compagnienweise vereinigt, längs den Ufern hin, und wadeten, mit dem Schnabel emsig im Sumpfe umhersuchend, langsam vorwärts. Tiefer im Wasser schritten gravitätisch einzelne große Störche, die Jaburús und Tujujús einher, mit ihren langen Schnäbeln die Fische verfolgend. Auf einer kleinen Insel immitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Wasserhühnern gelagert, und zahlreiche Kibitzen umkreißten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes, auf der Jagd nach Insekten geschäftig. Hier herrschte endloses Geschnatter, Geschrei und Gezwitscher der mannichfaltigsten Vögelgeschlechter, und je länger wir das seltsame Schauspiel betrachteten, worin die Thiere mit aller ihnen innwohnenden Selbstständigkeit und Lebendigkeit allein die Rollen ausfüllten, um so weniger konnten wir es über uns gewinnen, durch einen feindseligen Schuß die Behaglichkeit dieses Naturzustandes zu stören. Wir sahen hier gewiß mehr als zehntausend Thiere nebeneinander, welche, jedes nach seiner Weise, den angebornen Trieb der Selbsterhaltung verfolgten. Das Gemälde der ersten Schöpfung schien vor unsern Blicken erneuert, und dieses so überraschende Schauspiel hätte noch angenehmer auf uns wirken müssen, wäre nicht das Resultat unserer Betrachtungen der Gedanke gewesen, daß Krieg und ewiger Krieg die Losung und die geheimnißvolle Bedingung alles thierischen Daseyns sey. Die

unzähligen Arten von Sumpf- und Wasservögeln, welche hier, unbekümmert um einander, ihr Wesen treiben, verfolgen: jede ihre eigene Beute an Insekten, Fröschen und Fischen, so wie jede von einem andern Feinde heimgesucht wird. Den mächtigen Störchen, welche sich als die Könige dieses Wasserreiches betrachten, stellen die großen Adler und die Onzen nach, den Enten und Löffelgänsen die Fischotter, Vielfrasse, Tiegerkatzen und Geier, den kleineren Wasservögeln stärkere Nachbarn; allem diesen beweglichen Gefieder aber wird die Herrschaft über die abgelegenen Gewässer durch die Kaimans, die Riesenschlangen und den fürchterlich gefrässigen Fisch, die Piranha, streitig gemacht. Diese Vögel wohnen in der Nähe des Flusses, sie nisten im Schilfe und im sumpfigen Ufer der Teiche, oder auf den überhängenden Zweigen des Alagadisso, vollenden ihre Brütezeit während der trockenen Monate, und ziehen, wenn die Ueberschwemmung eintritt, nach den höheren Gegenden des Ufers, zum Theil auch, gleich unseren Zugvögeln, gegen die Meeresküste hin.

Nachdem wir eine Skizze von diesem seltsamen Reiche der Vögel entworfen hatten, führte uns Senhor Nogueira auf einem andern Wege gen Capâo zurück. Wir vertieften uns in das Dickicht eines verwachsenen Waldes, und waren kaum eine Viertelstunde lang darin fortgegangen, als sich die Aussicht auf einen andern Teich eröffnete, der, von dichtem Gebüsche überhangen, vom Schein der untergehenden Sonne geröthet, still und melancholisch vor uns lag. Während das grelle Geschrei jener geselligen Bewohner der Luft noch in unseren Ohren tönte, waren wir, wie durch Zauberei, in ein Land des Todes versetzt. Kein Vogel zeigte sich, die Gegend schien wie ausgestorben, selbst die schwüle Luft, welche geheimnißvoll über der Tiefe des dunklen Gewässers ruhte, bewegte keinen Zweig, kein Blatt. Verwunderungsvoll an unsern Führer gewendet, wurden wir von ihm bedeutet, dies sey blos der Aufenthalt zahlloser Kaimans und der gefrässigen Piranha. Wir zählten mehr als vierzig solcher Kaimans, die theils am Ufer lagen, theils allmälig, wahrscheinlich durch unser Geräusch veranlaßt, auf die Oberfläche des Wassers kamen, wo sie sich entweder bewegungslos, einem Stücke Holze ähnlich, schwimmend erhielten, oder, mit hervorragendem Kopfe in allen Richtungen durch einander fuhren. Die größten dieser Thiere hatten acht bis neun Fuß Länge, einen grünlichen Panzer und eine stumpfe Schnauze. Keiner Creatur hat die Natur

einen gleich scheuslichen Anblick verliehen, als diesem Thiere, das manche Maler nicht mit Unrecht zum Bilde der niedrigsten Bosheit und Verworfenheit benützt haben. Die Kaimans, (hier Jacaré), leben fast immer gesellschaftlich in diesen Teichen, und vermehren sich ausserordentlich. Während der Regenzeit legt jedes Weibchen sechzig bis achtzig Eier von der Größe eines Hühnereies und von biegsamer, grubiger Schale, in den Sand des Ufers, und mehrere Weibchen schleppen diese zusammen, schichten sie abwechselnd mit Lagen von Teichschlamm in sechs bis acht Fuß hohen Pyramiden auf, und überlassen nun der Wirkung der Sonne und der Gährung das Ausbrüten. Schon Plinius bemerkt, daß die Krokodile Aegyptens ihre Eier stets an die Grenze der Ueberschwemmung legen, und es verdient deshalb erwähnt zu werden, daß auch in Brasilien der Ort dieser Eierhaufen als Maaßstab für die Ausdehnung der Hochwässer angenommen wird. Ein Weibchen pflegt abwechselnd in der Nähe der unentwickelten Nachkommenschaft Wache zu halten, und mancher Sertanejo, der sich nahte, mußte die Unvorsichtigkeit mit dem Verluste eines Fußes bezahlen. Bei Annäherung eines Feindes erhebt sich die sonst träge Wächterin mit Schnelligkeit, die Nasenlöcher erweitern sich, die kleinen glühenden Augen rollen, der blaßrothe Rachen gähnt weit auf, und mit einer schnappenden Bewegung erreicht sie die Beute, welche sie nicht eher losläßt, bevor sie nicht mit den mächtigen Zähnen, unter heftigen Windungen, ein Glied abgebissen. Pferde und Rindvieh, welche das unterste Fußgelenke, den Schwanz oder die Lippen auf diese Weise verloren haben, sieht man deshalb hier ziemlich häufig. Die Hunde täuschen die Kaimans, indem sie schnell die Stelle verlassen, wo sie das Wasser bewegten, um an einer andern zu saufen. Selbst die Onze wird, wenn sie um zu saufen an das Wasser kömmt, bisweilen von dem Jacaré besiegt, und alle Thiere scheinen diesem Ungeheuer furchtsam auszuweichen, nur die Piranha nicht, welche dessen gefährlichster Feind ist. Als wir in eine abgelegene Bucht des Teiches, die von Schwärmen des Fisches wimmelte, ein rothes Tuch hingen, konnten wir zwei dieser Fische daran herausziehen, welche, von der Farbe getäuscht, augenblicklich angebissen hatten. Die Piranha ist ein Fisch von der Größe eines Karpfen und mit einem Rachen der schärfsten Zähne bewaffnet. Im höchsten Grade gefrässig und nach Fleisch lüstern, und immer in zahlreichen Haufen versammelt, wird sie auch den größten Thieren gefährlich; diese erscheinen, von einem Schwarm der Piranha

angegriffen, noch einen Moment brüllend an der Oberfläche des Wassers, und sind darauf, indem jeder Fisch nur einen Biß führt, augenblicklich das Opfer von tausend Feinden geworden. Die Thiere des Sertão kennen die Gefahr, welche ihnen dieses blutgierige Geschlecht bereitet, und meiden sorgfältig die Teiche, worin es sich aufhält. Wenn die Capivara, von andern Feinden verfolgt, sich dahin zurückziehen muß, so thut sie es mit behutsamer Ruhe, um das Wasser nicht viel zu bewegen; Pferde und Rinder schlürfen in der Tränke das Wasser nur von der Oberfläche, und senken den Rüssel nicht tief ein; dessenungeachtet wird er ihnen nicht selten abgebissen; selbst der Kaiman flüchtet vor diesem grimmigen Feinde, und wendet dann den unbewehrten Bauch an die Oberfläche des Gewässers; nur der Fischotter, dessen filziger Pelz die Kraft des Gebisses abstumpft, ist vor ihnen sicher. Die Piranha ist übrigens einer der schmackhaftesten Fische.

Der Reichthum an zoologischen Merkwürdigkeiten bestimmte Dr. Spix längere Zeit in Capão zu verweilen, während ich es für Pflicht hielt, dem Wunsche unseres vortrefflichen Begleiters zu entsprechen, und nach Brejo de Salgado vorauszueilen, um der Gemahlin seines Freundes, des Senhor Capitão Jozé Antonio Serrão, welche an einer beunruhigenden Krankheit darnieder lag, ärztliche Hülfe zu bringen. Ich nahm daher nicht ohne tiefe Wehmuth von dem liebenswürdigen Manne Abschied, an dem ich einen Freund gewonnen hatte, und schlug am 16. August noch vor Sonnenaufgang den Weg nach Norden ein. Der Besitzer von Capão geleitete mich, über seine Stammfazenda Mangaby, nach Pedras da Cruz oder de baixo, fünf Legoas nördlich, wo sich von einer Kapelle auf der Anhöhe eine freundliche Aussicht in das Stromthal eröffnet. Man übersieht das linke Ufer in einer langen Strecke hinab mit grünenden Gebüschen besetzt, ein erquickender Anblick für das, durch die Monotonie der blattlosen Catingas ermüdete Auge. Dahinter erhob sich, höher als die Uferberge der rechten Seite, die Serra de Salgado in malerischen Umrissen, jetzt im Kleide des Herbstes, und von weit verbreiteten Waldbränden geröthet. Der Silberglanz des ruhig dahin wallenden Stromes erhöht den Reiz dieser Gegend, wo der Segen des Handels die ursprüngliche Wildheit verscheucht, und den Ausdruck jener friedlichen Ruhe verliehen hat, welche manchen unserer europäischen Landschaften gleichsam

einen sittlichen Charakter giebt. Mit Wohlbehagen ruhte ich bei dieser Ansicht, und gedachte des vaterländischen Rheins. Gegen Abend kamen wir an den Porto de Salgado herab, und bestiegen einen kleinen Nachen, welcher uns, nach einer Viertelstunde, glücklich auf das andere Ufer brachte, von wo Brejo de Salgado nur einige hundert Schritte entfernt liegt. Der Strom war gerade jetzt ziemlich entleert, doch zeigte er an manchen Stellen eine Tiefe von zwanzig bis dreissig Fuss, und führte seine trüben, weissgelblichen Gewässer mit beträchtlicher Geschwindigkeit. Porto de Salgado ist gewissermassen der Mittelhafen für die Schiffahrt auf dem Rio de S. Francisco von S. Romão bis nach Joazeiro in der Provinz Bahia, und mit Zunahme der Bevölkerung und des Handels werden sich die wenigen kleinen Hütten des Dertchens in eine reiche Stadt verwandeln.

Der Rio de S. Francisco beginnt im November anzuschwellen, steigt bis im Monate Februar, und fällt wieder im März. Die geringe Erhebung des Uferlandes in vielen Gegenden verursacht, dass er hie und da eine ungeheure Breite annimmt, und auf vier bis fünf Legoas weit Alles überfluthet. In andern Stellen ergiesst er sich durch natürliche Abzugskanäle (Sangradouros) zwischen den Kalkhügeln weithin in das Land, und zertheilt es in unzählige Inseln. In der Mitte des Stromes wird dann der Lauf so beschleunigt, dass ein Fahrzeug in zwölf Stunden leicht vierundzwanzig Legoas zurücklegt. Um diese grosse jährliche Katastrophe dreht sich gewissermassen das ganze Leben der Anwohner des Flusses; sie bedingt, so wie der jährliche Austritt des Nils, Ackerbau, Handel und Gewerbe, und ist der naturgemässe Kalender dieser Gegenden. Auch hier segnet die Ueberschwemmung das Land mit unglaublicher Fruchtbarkeit, und begünstigt vorzugsweise auch den Anbau der Canna, des Zuckerrohres. Man baut dasselbe hier in einem feinen, sumpfigen, schwarzen Boden, dem sogenannten Masapé, welcher durch die jährlichen Ueberschwemmungen gebildet, oder doch günstig für das Zuckerrohr verändert zu seyn scheint. Für die Zugutemachung dieses Produktes befinden sich längs dem Rio de S. Francisco eine Menge kleiner Zuckermühlen, in denen aber nur wenig weisser, und fast ausschliesslich nur brauner Brod-Zucker (Rapadura) fabricirt wird, der meisstentheils Fluss abwärts in die Provinz Bahia versendet wird. Feldfrüchte, die am Flusse nebst Bohnen, Mandiocca, und dem, dieser hier vorgezogenen türkischen Korne

ganz vorzüglich gedeihen, sind die Wassermelone und mehrere treffliche Gurken und Kürbißarten, unter denen wir besonders den schmackhaften Fleischkürbis und die brasilianische Gurke nennen, welche seitdem auch in Deutschland bekannt gemacht und angebaut worden sind. Die europäischen Gemüse kommen hier gut fort, und die Orangen und Bananen sind vortrefflich. Diese große Fruchtbarkeit hat seit einigen Decennien eine große Zunahme der Bevölkerung längs dem Strome veranlaßt, und die Anwohner, welche so manche Vortheile von dem wohlthätigen Elemente genießen, ertragen mit Gleichmuth die Verwüstungen und Gefahren, die von Zeit zu Zeit seine Ueberschwemmungen mit sich bringen. Die Schnelligkeit, mit welcher der Strom wächst, zwingt die Anwohner oft während der Nacht ihre Häuser zu verlassen, und nach den höherliegenden Geraës hinaufzufliehen. Das gefährlichste Geschäft bleibt nun demjenigen Fazendeiro, welcher Viehzucht treibt. Er muß eiligst den Rindvieh- und Pferdeheerden zu Hülfe kommen, deren ängstliche Haufen, auf den vom Strome gebildeten Inseln dem Hunger und den Angriffen der Onzen und Kaimans ausgesetzt sind. Mit Mühe fährt er sein schwankes Fahrzeug, durch reissende Bäche und Nebenströmungen, oft meilenweit in die Fluth hinaus, stets gefährdet, auf hervorstehende Baumgipfel und Felsen geworfen, oder von treibenden Stämmen übersegelt zu werden. Glückt es ihm auch, die Gefahren des Elementes zu überwinden, so hat er oft mit wilden Thieren zu kämpfen, die mit Ungestüm der Macht der Gewässer zu entfliehen suchen. Riesenschlangen und Kaimans umklammern und besteigen den Kahn, um von dem anhaltenden Schwimmen auszuruhen. Fährt er unter einem Baume vorüber, so lassen sich dichte Ballen von Ameisen, die darauf geflüchtet waren, zu ihm herab, und während er noch mit Ausrottung dieser zahllosen Feinde beschäftigt ist, erfüllt ihn ein Tiger, oder eine Klapperschlange, die in den Kahn herabspringen, mit noch grösserem Schrecken. Kann er diesen Unthieren nur durch die Flucht in das Wasser ausweichen, so ist er in Gefahr, von den Schwärmen der Piranha, welche ihre stillen Buchten verlassen hat, und nach Beute umherschwimmt, augenblicklich in tausend Stücke vertheilt zu werden. Gelangt er endlich zu seinen hülfelosen Thieren, so findet er sie oft vom Hunger entkräftet, an den Hufen von der Piranha oder den Krokodillen verwundet, und unfähig an das Ufer zu schwimmen, oder von hungrigen Onzen und Wölfen angefallen, gegen welche sich die Pferde

in runde Haufen, mit den Köpfen nach innen zusammengestellt, zu vertheidigen suchen. Hunderte von Hausthieren werden so die Opfer der jährlichen Ueberschwemmungen.

Für den Menschen sind die Ausdünstungen, die das überschwemmte Land nach Abflusse des Hochwassers verbreitet; gar oft von üblen Folgen. Das Laub der entblätterten Waldungen und viele thierische Stoffe, die am Ufer und in den Bäumen hängen geblieben sind — man bemerkt bisweilen das Gerippe eines Ochsen in den Wipfeln der Bäume oder das eines Tatu in den Astgabeln — verpesten die Luft, und erregen bald Faulfieber, bald langwierige kalte Fieber. Die ersteren treten zum Glücke nicht häufig ein, raffen aber dann seuchenartig furchtbar schnell zahlreiche Opfer hinweg.

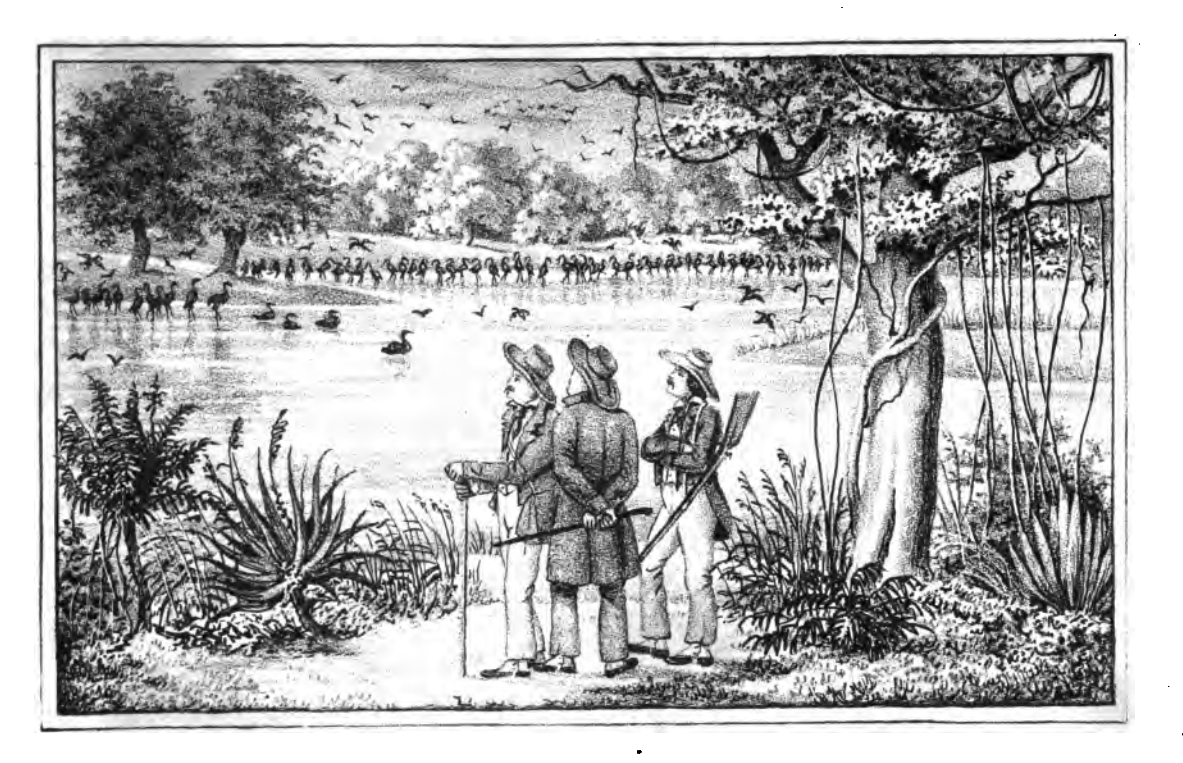
Es fehlte nicht an mancherlei angenehmen Zerstreuungen, zu denen uns die lebensfrohen Bewohner von Salgado einluden. Fischereien mit großen Netzen, welche uns die zahlreichen Fischgattungen des Stroms verschafften, wechselten mit der Jagd nach Kaimans, nach Fischottern und Straußen. Die erstern wurden durch Fleisch, welches wir in den Strom hingen, herbeigelockt, gereizt, auf eiserne Angeln zu beißen, die unter dem Köder verborgen waren, an das Ufer gezogen und mit Keulen todtgeschlagen; oder an Bäumen aufgehängt und erdrosselt. Die Fischottern pflegen am frühen Morgen schaarenweise von ihrem Baue im Flußufer stromaufwärts zu ziehen, wobei sie ihre Annäherung durch lautes Blasen und Schnarchen verkündigen. Wir erlauerten mehrere dieser Schaaren, waren aber nicht so glücklich, uns auf Schußweite zu nähern, indem die Thiere mit Blitzesschnelle die Richtung ihres Weges veränderten. Mit mehr Erfolg jagten wir der Ema, dem amerikanischen Strauße nach, wovon sich zahlreiche Rudel auf den Fluren zwischen der Serra de Salgado und dem Strome südlich vom Dorfe gezeigt hatten. Eine Gesellschaft geübter Jäger bestieg ihre vortrefflichen Pferde, und führte uns auf einen niedrigen Bergabhang, von wo aus wir in bedeutender Entfernung Haufen von Straußen weiden sahen. Sobald die nöthigen Verabredungen getroffen waren, um das Wild zwischen zwei Feuer zu bringen, näherten wir uns vorsichtig; doch wurden wir alsbald bemerkt, und die Strauße eilten vor uns in Sturmesschnelle unter lebhaftem Flügelschlage dahin. Die Rosse, welche an diese Jagd gewöhnt waren, ver-

folgten sie so eifrig, daß wir in einer halben Stunde mehrere Meilen zurücklegten, und endlich das Wild in ein niedriges Gebüsche von Aricuri-Palmen jagten, worin es, um auszuruhen, still stand. Als wir Zeit gewonnen hatten, abzusteigen, und uns zu Fuße zu nähern, war die neue Flucht vergeblich, und wir erlegten mehrere dieser schnellfüßigen Thiere. Da das Fleisch des Straußes ungenießbar ist, so wird er nur zur Belustigung, und um die besten von seinen Federn zu erhalten, gejagt. Aus diesen verfertigt man zierliche Fliegenwedel, die in Bahia und Rio de Janeiro theuer verkauft und nach Europa ausgeführt werden.

Obgleich hier in dem Herzen des Sertão, konnten wir doch mit Vergnügen bemerken, wie Handel und Wohlstand schon Geselligkeit und angenehme Sitten herbeigeführt haben. Man beging hier mit Anstand und Aufwand mehrere kirchliche Feste, unter welchen eines für uns ganz neu war. Eine reiche Gutsbesitzerin aus der Nachbarschaft hatte einen feierlichen Umgang zu Ehren der h. Jungfrau gelobt, wozu die Mitglieder des Kirchspiels und auch wir eingeladen wurden. Die Dame führte, prächtig aufgeschmückt, den Zug ihrer Gäste zur Messe in die Kirche, und von da in ihre Wohnung zurück, wo eine Fülle ausgesuchter Weine und Speisen, namentlich vortrefflicher Süssigkeiten, den ganzen Tag über bereit stand, die Freunde der schönen Büssenden leiblich zu ergötzen. Sonderbar genug nimmt die Gelobende bei diesem Akte der Zerknirschung den stolzen Namen der Königin an, sie ernennt ihre nächsten Freunde und Begleiter zu einem prunkenden Hofstaate, und erhält die Erinnerung an das Fest ihrer Demuth, indem sie kleine silberne oder goldne Münzen vertheilt. Eine solche Festa da Rainha ex voto ist daher, obgleich die Gäste, wie in Portugal bei Gelegenheit der Corpus-Christi-Prozession, bescheiden genug nur zu einem Glase Wassers (Hum Copo d'agoa) eingeladen werden, Veranlassung zu großen Ausgaben. Auch musikalische Unterhaltungen fanden wir hier, wo wir sie am wenigsten erwarten konnten. Ein Sertanejo, der zwanzig Legoas westlich von Salgado wohnte, und zufällig von unserer ausübenden Liebhaberei für Musik gehört hatte, sendete einen Boten ab, um sich das Vergnügen zu erbitten, mit uns Quartett zu spielen. Nach wenigen Tagen erschien der gelbbraune Orpheus der Wüste an der Spitze des abentheuerlichsten Zuges. Auf seinen Maulthieren führte er eine Baßgeige, Violinen, Trompeten, Musikpulte, und als Zeugen

seiner Kunstweihe, Frau und Kinder herbei. Zwei seiner Vacqueiros übernahmen die untergeordneten Parthien, und mit freudiger Zuversicht führten wir Pleyel's älteste Quartetten auf. Welch höheren Triumph konnte der Meister feiern, als den, hier in Amerika's Einöde die Macht seiner Töne zu üben!

Solche frohe Stunden in dem Hause unseres wackern Gastfreundes, eines Alemtejaners von der angestammten Biederkeit seines Geburtslandes, wurden nur bisweilen durch die Sorge für die Fortsetzung unserer Reise gestört; denn unsere Dienerschaft erklärte, daß sie nicht weiter mit uns ziehen wolle. Die Furcht vor den gefährlichen Fiebern dieser Gegenden hatte Alle ergriffen, und nachdem der Capataz von Minas Novas in Capão bei nächtlicher Weile entwichen, waren die Uebrigen nicht mehr zurückzuhalten. Nur unser treuer Custodio, der Coroado-Indianer vom Prezidio de S. João Baptista, welcher die volle Küche im Sertão der Armuth seiner Urwälder vorzog, äusserte sich, daß er uns von hier bis zurück an das Meer nach Bahia begleiten wolle. Wir waren endlich auch so glücklich, einen muthigen Paulisten als Führer zu erhalten, und da wir das Vernügen hatten, die Gemahlin des Cap. Serrão vollkommen wieder hergestellt zu sehen, so verließen wir am 1. September das freundliche Salgado, um die einsamen Gegenden zu besuchen, welche sich unter dem Namen der Campos oder Chapadas de S. Maria vom Strome bis an die Grenzen der Provinz Minas gegen Goyaz hin erheben.



Vogelteich.

Reise in Brasilien

von

Dr. J. Bapt. v. Spix & Dr. C. Fr. Ph. v. Martius.

Für die reifere Jugend bearbeitet

und

mit Worterklärungen versehen

von

Dr. Joseph von Hefner.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Augsburg, 1854.
In George Jaquet's Verlagsbuchhandlung.

Reise nach dem Vão de Paranan, an der Grenze von Goyaz, und zurück nach Malhada, am Rio de S. Francisco.

Die Uferberge des Rio de S. Francisco, welche die Serra de Salgado ausmachen, bestehen, wie die der Chapadas de S. Felipe, aus einem bläulichgrauen Kalksteine. Wir hatten während unseres Aufenthaltes in Salgado den Itabirasava bestiegen. Das dürre Gestein seines Scheitels ist auf eine seltsame Weise in tiefe Löcher und Mulden ausgefressen; vielgestaltige scharfe Kanten starren von allen Seiten empor, und gleichen von der Ferne einer großartigen gothischen Ruine, oder einem, im höchsten Aufruhre zu Stein erstarrten Meere. Mit Gefahr erkletterten wir die Höhe, um das Bild einer verbrannten Einöde zu erhalten, denn ringsumher grünte kein Blatt, und die Catingaswaldung schien vom Hauche des Todes ergriffen, wie die grauen Felsen des Gebirges. Dieser Anblick, und die Erzählungen der Sertanejos von der wüsten Einsamkeit der Chapada de S. Maria und den Krankheiten im Vão de Paranan waren nicht geeignet, uns zu dieser Reise zu ermuthigen. Doch hörten wir die tröstliche Versicherung, daß es uns nirgends an — Wasser fehlen werde, ein Element, dessen Mangel wir bis jetzt noch gar nicht empfunden, ja das uns vielmehr in seiner Fülle nachtheilig gewesen war. Wenn wir aber auf unserer Weiterreise keinen Wassermangel zu befürchten hatten, so waren wir doch durch die bisherigen Erfahrungen von der Nothwendigkeit belehrt, das salpeterhaltige Trinkwasser zu verbessern. Dazu verhalf uns die Fürsorge unserer Freunde in Salgado, indem sie ein Maulthier

lediglich mit trockenverzuckerten Früchten und mit Quittenconserve beluden. Ein anderer Theil unserer Lastthiere wurde mit türkischem Korne, mit gesalztem Fleische, Speck und Branntwein beladen, und so ausgerüstet konnten wir hoffen, auch diese gefahrvolle Reise glücklich zu bestehen.

Die Hitze hatte in Salgado fast von Tage zu Tag zugenommen. Ein warmer Wind wehte aus Osten über die Geraës her, manchmal am Morgen oder Mittag von heftigen Donnerwettern begleitet. Dieser Witterung gemäß war in der Nähe des Flußes die Vegetation fast erstorben, und schien, in ihrem verbrannten fahlen Kleide bis zum Eintritte der Regenzeit winterlich zu ruhen. Um so fröhlicher begrüßten wir daher die grünen Gebüsche, als wir auf unseren ersten Tagereisen, nach der drei Legoas s. s.-westlich entfernten Fazenda Sumidouro, in die freundlichen engen Thäler traten, welche sich zwischen den Bergen der Kalksteinkette eröffnen. Allmählig erhebt sich der Pfad, und nach einer Meile Wegs, durch den Wiesgrund (Brejo) sieht sich der Reisende auf den höheren Ebenen des Stromes, welche sich in ihrer Physiognomie den östlichen zwischen Contendas und Salgado nähern.

Die höher liegenden trockneren Gegenden waren mit dichtem, zum Theile blattlosen Gesträuche, die Niederungen mit einem feinen, blumenreichen Grasteppiche bekleidet, aus dem sich zerstreute Gruppen von Palmen und saftigem Gebüsche erheben. Die Sertanejos nennen solche bebuschte Wiesen Varredas. Wir fanden hier eine dornige Fächerpalme, als Hauptschmuck der Gründe, neben der hier seltneren edlen Weinpalme. Sie bietet weder einen zuckerhaltigen, der Weingährung fähigen Saft, noch eßbare Früchte, wie jene Art, ist aber sehr geeignet für die Construktion des Dachgebälkes in den Hütten der Einwohner, die sie mit dem Namen des wilden Buriti bezeichnen. Ausserdem erschienen hie und da dichte Haufen der Indajá-Palme. Sie bildeten die ersten Palmenwälder, in deren Schatten wir, trocknen Fußes und sicher vor Riesenschlangen und Kaimans, umherzuschweifen wagten. Die großen, an einem sehr reinen fetten Oele reichen Kerne dieser Palme machen sie zum Lieblingsbaume der großen blauen Araras, welche paarweise häufig über uns einherflogen. So schön der Federschmuck dieses Vogels ist, so sehr beleidigt sein heißeres, durchdringendes Geschrei auch die un-

empfindlichsten Ohren, und gewiß hätte er, wenn er dem Alterthume bekannt gewesen wäre, als ein unheilbringender Vogel von der übelsten Vorbedeutung gegolten. Für uns aber hätte die kleine Menagerie dieser zanksüchtigen Vögel, welche wir, auf dem Dache einiger Maulthierladungen angekettet, mit uns führten, einen besondern Nutzen, indem sie durch ihren andauernden, weithin hörbaren Lärmen uns den Ort der Karavane bezeichneten, von der wir bei den Streifzügen zur Untersuchung der Gegend oft ziemlich weit abkamen. Wir übernachteten an dem Bache Rio das Pedras, in dessen kühlender Nähe wir, nach einem mühevollen Tage, die volle Labung einer tropischen Nacht empfanden. Jene hehre Naturfeier zog mit allem ihr eigenthümlichen Zauber: dem leisen Wallen der Palmenwipfel, dem flüsternden Gesange ferner Vögel, der ernsten Dunkelheit des bestirnten Firmamentes, unter dem das Laub der Bäume in tieferem Schatten schwankte, an uns vorüber, und versetzte uns in eine Heiterkeit und Ruhe des Gemüthes, die reichlich für den Mangel einer menschlichen Umgebung entschädigte. Diese Nacht bereitete so eine Stimmung vor, die allmählig während der Reise nach Paranán, durch eine von Menschen fast unberührte Gegend, in uns immer herrschender wurde, so daß wir von dieser Unternehmung, statt der Erinnerung an Ungemach und Gefahren, nur Bilder einer schönen Vergangenheit zurückbrachten. Die wenigen Sertanejos, deren Wohnungen wir auf dieser einsamen Reise betraten, unterhielten ebenfalls diese Gemüthsstimmung durch ihr einfaches, treuherziges Wesen. Sie sind arm, doch ohne Bedürfnisse, rauh von Sitten, aber gutmüthig. Ihren Hütten zogen wir gewöhnlich ein Nachtquartier im freien Felde vor, wo wir bisweilen nicht einmal das angenehme und gesunde Wasser des Rio de S Francisco vermißten, wenn uns das Glück an eine reine, kühle Quelle führte.

Auf der dritten Tagreise erreichten wir eine sehr ausgedehnte, unmerklich ansteigende Ebene, deren engverwachsenes, zum Theile dürres Gebüsche den Lastthieren nur langsam auf dem engen, gewundenen Pfade fortzuschreiten erlaubte. Oefter als einmal mußten die Kisten abgenommen, oder die Zwergbäume niedergehauen werden, zwischen denen sie von den Thieren eingeklemmt worden waren. Zwei tafelförmige, fast viereckigte, sich von S. nach N. erstreckende Berge erschienen gegen Abend zu unserer Linken, gleich Inseln in dem grünen Meere, das uns umgab.

Unser Führer, ein rüstiger Pauliste, versicherte, daß auf ihnen Diamanten gefunden worden seyen, und nannte sie Serra das Araras, ein Name, den sie mit vielen andern Gebirgen in Brasilien theilet. Ein Leichenzug kam uns von der zunächstliegenden Fazenda de S. Domingos entgegen Mehrere Reiter, in lange Mäntel gehüllt, umgaben die Leiche, welche in einem großen weißen Tuche von einer Stange herabhing, die die Leidtragenden abwechselnd auf die Schultern nahmen Ein alter Mann, an der Spitze des Zuges, sprach bisweilen ein Ave Maria, in das die Uebrigen halblaut einfielen. Es war ein Kind, das, wie einer der Begleiter nicht ohne scheue Besorgniß mittheilte, bei der Bereitung von Schießpulver verunglückt war. Da diese Fabrikation den Einzelnen ohne specielles Privilegium strenge verboten ist, so setzte sich der gebeugte Vater einer gerichtlichen Strafe aus, indem er seinem Kinde zu Salgado einen Platz in geweihter Erde verschaffte. So wurden wir auch hier daran erinnert, daß selbst in die unbefleckte einsame Natur dem Menschen das Schicksal in seiner tragischen Gestalt nachfolgt.

Ausser diesem Abentheuer konnten wir auf dieser einsamen Reise unsere ungetheilte Aufmerksamkeit dem Einsammeln vieler seltenen Pflanzen und der Jagd nach Tapiren, Ameisenfressern und Araras widmen. Weite dürre Sandstrecken (Charneeas) nehmen zwei Reihen von Hügeln, die Fortsetzungen der Serra das Araras, ein, und zwischen und nach ihnen erscheinen herrlich grünende Wiesen, aus denen sich zerstreute Schafte der edlen Buritpalme erheben Vorzüglich in dem tiefsten, quellenreichen Theile dieser Gründe tritt die Palme zu lichten Wäldern, oft von unübersehbarer Länge zusammen. Der Weg läuft bald längs diesen Hainen hin, worin die Bildnerin Natur gleichsam die edelsten Verhältnisse und Formen im Baue vegetabilischer Säulen beurkundet, bald durchkreuzt er die Niederungen und geht auf den Höhen fort, welche mit zerstreuten, niedrigen, krummästigen Taboleiro-Bäumen besetzt sind. Mancherlei Gräser, zartfiedrige Acacien, Myrten, Cassien von wunderlicher Gestaltung der Blätter und wohlriechende Lippenblummen sind hier eben so zahlreich, als buntfarbiges Gefieder und die vielartigsten Ameisen, welche ihre kunstreichen Wohnungen von Lehm und Erde, thurmähnlich und sechs bis acht Fuß hoch, aufbauen, oder an den Aesten der Bäume, hängenden schwarzen Bienenkörben ähnlich, aufführen. Die sumpfigen Wiesen leiten ihre Gewässer dem

Rio Carynhanha zu. Hie und da bemerkt man in den Wiesen Teiche von bedeutender Ausdehnung, wie z. B. die Sete Lagoas, an denen wir vorbeizogen. Das Wasser ist zwar trinkbar, soll aber bei dem Baden ein unerträgliches Jucken auf der Haut hervorbringen. Es ist unentschieden, ob diese Eigenschaft von salzigen Theilen des Bodens und vegetabilischen Extractivstoffen, oder von dem Unrathe der Kaimans und Riesenschlangen herrührt; fast aber möchte ich, mit den Sertanejos, die letztere Ursache annehmen, da es bekannt ist, daß nicht nur die Kaimans einen sehr durchdringenden Moschusgeruch aus der an ihrem Unterleibe, in der Nähe des Afters befindlichen Drüse verbreiten, sondern daß selbst die Excremente und der Urin der Schlangen und Krokodile einen eigenthümlichen, widerlichen Geruch und viel Harnsäure und Ammonium besitzen. West-nord-westlich von diesen Teichen, wo wir in der glühendsten Sonnenhitze an dem kleinen Bache Patos Halt machten, erhielt diese Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit, als wir uns von der ungeheuren Menge überzeugen konnten, in welcher diese Amphibien hier die Sümpfe und Bäche bevölkern. Eines unserer Maulthiere war, wie es diese Thiere bei Annäherung an die Tränke oft zu thun pflegen, vorausgeeilt, um seinen Durst zu löschen; am Bache angelangt, wurde es von einem großen Kaiman an der Schnautze ergriffen, und würde wahrscheinlich in dem ungleichen Kampfe unterlegen seyn, wären die Treiber nicht zeitig genug zu Hülfe gekommen. In dem Gewässer waren hie und da solche furchtbare Thiere, und im Schatten der nahen Gebüsche einige große, gleich Ankertauen zusammengerollte Schlangen sichtbar, so daß wir nur unter anhaltendem Geschrei und Lärmen überzusetzen wagten, und es uns nun zum Gesetze machten, ähnliche Orte nur in gedrängten Haufen, unter dem Vortritte des Capataz, und die Thiere durch Schläge und Zuruf antreibend, zu passiren.

Die Anmuth dieser Gegend, in der frische Wäldchen mit ausgedehnten Wiesen, voll klarer Quellen, und mit Gruppen majestätischer Burit palmen wechseln, ist unbeschreiblich, und sie wird noch dadurch erhöht, daß das Land gleichsam unentweiht erscheint von der Hand der Cultur, indem sich die wenigen Ansiedler fast ausschließlich mit Viehzucht beschäftigen. Die Gebüsche beherbergen zahlreiche Hirsche und Tapire, und letztere sind so wenig scheu, daß wir sie, bei Anbruch des Tages, ganz nahe an unserm Lagerplatze weidend erblickten. Als wir sie zu

Pferde durch das Dickicht verfolgten, wurden wir von einem seltsamen Anblicke überrascht: eine Frau von athletischem Körperbaue, mit Säbel und Flinte bewaffnet, begegnete uns, wie es schien, auf gleicher Jagd begriffen. Diese braune Amazone war die Besitzerin des benachbarten Hofes Yhá, wohin wir eben unter Anführung ihres Pflegesohnes, der uns von Salgado aus begleitete, zogen, und sie hatte diesmal, wie öfter, die Waffen ergriffen, um ihren alten und kränklichen Eheherrn mit frischem Wildpret zu versorgen. Die Umzäunung in der Nähe des Hofes, mit zahlreichen Onzen- und Wolfs-Schädeln verziert, schien die Aussagen von ihren rühmlichen Jägerthaten zu bestätigen.

Nach einem Rasttage in dem einsamen Yhá, dessen idyllische Umgebung ganz zu der Sitteneinfalt seiner Bewohner paßte, verfolgten wir den Weg, immer in west-nord-westlicher Richtung, und gelangten an den Rio Carynhanha. Dieser schöne Fluß führt hier seine klaren grünlichen Gewässer in einem Bette von weissem Sandstein, anmuthig von frischen Gebüschen oder von Fächerpalmen beschattet. Ein baufälliges Floß von den Stämmen der wilden Buriti, welches wir hier fanden, ward binnen wenig Stunden vergrößert, mit Lianen fester gemacht, und brachte uns mit dem Gepäcke wohlbehalten auf das nördliche Ufer, wo wir in eine weitläufige sandige Ebene traten, die sich allmälig erhebt, und schon hier Chapada de (do) Paranán genannt wird. Mit Ausnahme der seichten Querthäler, in denen Wiesen und Buritisaës herrschen, ist sie überall mit dichtem, während der Dürre zum Theile blattlosen Gebüsche bedeckt, welches fast alljährig durch die, von den Sertanejos angelegten Feuer angebrannt wird. Eben jetzt hatten sich diese Brände in einer unabsehlichen Ausdehnung verbreitet, und wir waren öfter als einmal gezwungen, von dem Wege abzuweichen, oder zwischen brennenden Stellen hindurchzueilen. Ein heftiger Wind aus Nordosten jagte den feinen Kohlenstaub der abgebrannten Plätze in ungeheuren Säulen auf, welche sich langsam und drohend an uns hinbewegten, bisweilen, mit Nachlaß des Windes, wie ein schwarzer Regen niederfielen, und endlich den Horizont verfinsterten, an dem die untergehende Sonne wie eine große blutrothe Scheibe hing. Um den verfolgenden Flammen auszuweichen, flüchteten Rudel von Seriemas, welcher Vogel hier sehr häufig zu seyn schien, mit lautem Geschreie, und Eidechsen und Schlangen fanden wir auf unversehrten Plätzen ruhig

beisammen, und sich gleichsam in Vertheidigung setzend gegen die Aasgeier, welche von benachbarten Bäumen aus sich ihre Beute auszusuchen schienen. Die Hitze war unerträglich, und wurde noch fühlbarer durch den Wechsel kühlerer Luftströme, oder durch die gänzliche Ruhe der Atmosphäre in den tieferliegenden Plätzen. Hie und da ward der Luftkreis durch die aus den glühend heissen Sandstrichen zurückgeworfene strahlende Wärme in eine stätige Oscillation gesetzt, so dass alle Gegenstände um uns in tanzender Bewegung erschienen. Wir waren deshalb sehr froh, auf diesem heissen Marsche unsern Durst mit den Beeren einer hier häufigen Myrte stillen zu können, die sich in geringer Quantität durch die Säure ihres Saftes empfiehlt, aber im Uebermaass genossen leicht Diarrhöen hervorbringt. In der Fazenda do Rio Fermozo, welche wir gegen Abend erreichten, wurden wir durch eine vortreffliche Limonade aus dem Essig der Mangabafrucht erquickt, womit die Küche der Sertanejos oft versehen ist.

Um der Hitze des Tages auszuweichen, verliessen wir mit Zurücklassung eines Theiles unsers Trupps die gastfreie Fazenda do Rio Fermozo schon nach Mitternacht, und verfolgten bei Mondenlicht unsern Weg durch das Gebüsch. Schwarze Staubwolken, die in ihrem Fusse Funken sprühten, begegneten uns öfter, und erinnerten an jene Säulen, welche einst den Israeliten in der Wüste den Weg zeigten. Als wir uns dem kleinen Flüsschen Paratinga näherten, welches in den Rio Uruguay fällt, ging die Sonne auf, und beleuchtete vor uns eine weitausgedehnte, gegen Westen ansteigende, hie und da von Gräben und Wällen durchschnittene Hochebene. Einzelne Palmengruppen vermögen nicht, die Monotonie dieser Gegend zu unterbrechen. Nach einem ermüdenden Marsche gelangten wir an den Rand des tiefen Paranan Thales (Vão), in welches wir einen steilen, steinigen Weg, wenigstens eine Legoa lang, hinabstiegen.

In dem Thale angelangt, befanden wir uns also auf einem andern Gebiete, und wir richteten unsere Schritte nach dem Grenzposten, Contagem de S. Maria, wo unsere Effecten gemäss den Empfehlungsbriefen der Regierung, so wie beim Eintritte in die übrigen Provinzen des Reiches, keinem Zollgesetze unterlagen, welches sonst hier für jede Arroba eingeführter Waaren zwölfhundert und fünfzig Reis Zollgebühren bestimmt.

Die nächste Umgebung dieses Grenzpostens war durch die Eigenthümlichkeit der Vegetation und durch die fühlbare Verschiedenheit des Klima ganz geeignet, um uns zur Weiterreise, entweder in das Stromthal des Tocantins, oder nach dem Hauptorte der Capitanie, der Villa Boa, aufzumuntern, allein unser Reiseplan war durch die Anweisung der Wechsel nach Bahia und durch den Mangel officieller Empfehlungen für die nördlichen Provinzen, welche der K. K. österreichische Gesandte, Herr Baron von Neven, uns ebenfalls in jene Stadt zu senden versprochen hatte, zu sehr fixirt, als daß wir uns eine solche Abweichung von demselben hätten erlauben dürfen; und da wir später erfuhren, daß unser Freund, Herr Dr. Pohl, diese Provinz zum besondern Gegenstande seiner Untersuchung gemacht habe, so konnten wir uns über die früher gewählte Richtung unserer Reise beruhigen, so schwer es uns auch im Augenblicke fiel, an der Schwelle eines so interessanten Landes umkehren zu müssen.

Ueber diesen Weg erwarten wir interessante Aufschlüsse von den Nachrichten unseres Freundes, Herrn Dr. Pohl, der den Tocantins selbst in großer Ausdehnung beschifft hat. Nach den Nachrichten, welche uns ein erfahrner Schiffer mittheilte, wird diese Schifffahrt besonders mühvoll durch die häufigen Untiefen, durch Strömungen und kleine Fälle des Flußes, welche an mehreren Orten die ganze oder halbe Ladung auszuschiffen, oder an andern, die Böte zu erleichtern nöthig machen. Gefährlich wird die Reise durch Krankheiten, als Wechsel-, Nerven- und Faulfieber und Ruhren, welche die Mannschaft nicht selten befallen, und durch die Feindseligkeiten der anwohnenden Indianer. Da sie nomadisch umherschweifen und oft feindselige Gesinnungen gegen die Ansiedler und Reisenden hegen, so kann man weder das Verhältniß dieser Stämme unter einander, noch die Grenzen ihrer Gebiete mit Sicherheit angeben. Die Xerentes sind eine sehr zahlreiche Nation und Antropophagen. Sie sollen sogar ihre Verwandten tödten und essen, wenn diese, durch Altersschwäche unvermögend, sich selbst zu ernähren, der übrigen Familie zur Last fallen. Bei ihren Einfällen in die Fazendas der Ansiedler verschonen sie Nichts, und versichern sich besonders der Pferde, deren Fleisch sie vorzüglich lieben. Ihre zahlreichsten Wohnorte (Aldeas) liegen zwischen dem Araguaya und Tocantins, von wo aus sie weite Streifzüge unternehmen. Die mächtigste und zahlreichste Nation in dem nördlichen Theile von Goyaz sind, so

wie deren Todfeinde die Cajapós im südlichen, die Chavantes. Man hat mehrere Aldeas derselben schon civilisirt, ohne jedoch dadurch die Kraft des Stammes zu brechen, noch dem Staate Bürger zu verschaffen, da die Neuangesiedelten sehr häufig Opfer von Blatternseuchen wurden, oder wieder in die Freiheit zurückkehrten. Diese Indianer sind von hohem Wuchse und sehr heller Farbe. Sie sind muthig und gehen ihren Feinden offen und bei Tage entgegen, während die Cajapós nächtliche Ueberfälle vorziehen. Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeil von sechs Fuß Länge, und einer vier Fuß langen Keule, welche oben nach Art eines Ruders verflacht ist. Zu der Führung dieser mächtigen Waffe gewöhnen sie sich durch mancherlei Kampfspiele, vorzüglich durch das Tragen eines zwei bis drei Centner schweren Holzblockes, den sie im Laufe von sich schleudern. Der Jüngling, welcher dieß nicht vermag, darf auch nicht heurathen. Wie bei allen brasilianischen Wilden trägt auch hier das schwächere Geschlecht alle Sorge des Haushaltes und der Erziehung. Sie sind übrigens geschickt in Handarbeiten, und würden, wenn nicht durch angeborne Indolenz verhindert, gute Handwerker werden. Im Schwimmen und andern Leibesübungen zeichnen sie sich eben so sehr aus, wie durch eine gewisse sichere und edle Haltung in ihrem Benehmen, und durch die Offenheit ihrer Gesichtszüge, wodurch sich besonders die Weiber empfehlen sollen. Auch ist ihnen die Idee der Unsterblichkeit nicht fremd, und sie hoffen nach dem Tode in ein besseres Land zu kommen. Von dem Cultus eines höheren Wesens findet man aber keine Spur bei ihnen, es sey denn, daß die Feste, welche sie in den Monaten März und April während des Vollmondes feiern, sich hierauf bezögen. Ihre Sprache ist im Ausdrucke minder kräftig, jedoch reicher an Umschreibungen und weicher, als die der Cajapós, welche sehr einfach aber energisch seyn, und durch verschiedenartige Betonung der Worte verschiedene Zeiten und Affecte ausdrücken soll. Mit den Reisenden auf dem Araguaya und Tocantins pflegen sie bisweilen zu handeln, indem sie gegen Wildpret, Honig, Wachs und Vogelfedern Eisenwaaren, Branntwein u. s. f. eintauschen. In gleicher Absicht erscheinen bisweilen am Strome die Carajás, ein kleiner, schwacher Stamm, welcher schon Ananas, Mais, Pisang und Mandiocca pflanzt, aus der Wurzel der letzteren Pflanze eine Art Brod und ein gegohrnes Getränke bereitet, während der nassen Monate die höheren Gegenden be-

wohnt, und während der trocknen sich in der Nähe der Flüße niederläßt.

Während unserer Anwesenheit herrschte in Contagem de S. Maria eine ungewöhnliche Hitze. Dabei war die Atmosphäre in dem engen und tiefen Thale dicht erfüllt mit dem Rauche der Brände, welche die Weideplätze und Gebüsche der benachbarten Bergabhänge verzehrten, und Nachts bließ ein heftiger, warmer Südwind, der das Dach unseres Hauses erschütterte und uns nicht schlafen ließ. Wir fühlten uns unbehaglich und ängstlich, und der Entschluß, dem wir so oft die Gesundheit verdankten, in solchem Falle alsbald den Aufenthaltsort zu verändern, ward noch durch die Anwesenheit eines reisenden Mineiro bestärkt, der in demselben Hause wohnte und eben von einem heftigen Nervenfieber genesen war. Wir beschränkten daher selbst unseren späteren Reiseplan auf einen Besuch der zwei Legoas nordwestlich entfernten Fazenda de S. Roque, wo der Vorstand (Commandante) dieses Distriktes, Senhor Frotta, wohnte. In dem Hause des Commandanten erwartete uns ein früher nie gehabter Anblick. Wir fanden Niemanden, weder in dem Hofe, noch in den geräumigen Wohngebäuden, und wollten uns befrembet schon entfernen, als uns ein klägliches Geschrei nach einer abgelegenen Hütte rief. Hier trafen wir die ganze Familie und zahlreiche schwarze Dienerschaft um eine Leiche heulend, die ganz nach Art der ägyptischen Mumien in Baumwollenzeuge eingenähet war. Man erklärte uns, daß der Tod einer Negersclavin diese lugubre Feierlichkeit veranlaßt habe, indem sich die Afrikaner nicht abbringen ließen, den Verstorbenen nach vaterländischer Sitte die letzten Pflichten zu erweisen. Die Todtenklage wird von den Negern mit solcher Innbrunst und Lebhaftigkeit angestellt, daß die Fazendeiros es für eine Unklugheit halten, sie ihren Sclaven nicht zu gestatten. Wir wurden hier mit allen jenen Beweisen einer herzlichen und ungezwungenen Gastfreundschaft aufgenommen, welche einen wesentlichen Zug in dem Charakter der Goyazanos ausmachen soll; doch verweilten wir nur einen Tag, und kehrten sodann über Contagem de S. Maria nach der Fazenda do Rio Fermozo zurück, wo wir zwar den Trupp zu neuen Märschen ausgeruht, aber einen unserer treuesten Treiber so bedenklich erkrankt fanden, daß wir uns später glücklich schätzten, ihn bis an den Rio de S. Francisco gebracht zu haben, wo wir ihn in ärztlicher Pflege zurückließen, als wir in die Capi-

tanie von Bahia übertraten. An der Krankheit dieses Mannes hatte das Heimweh viel Antheil, dem die Mineiros, so wie in Europa die Bewohner gebirgiger Gegenden, mehr als andere Brasilianer unterworfen sind.

Bei der Untersuchung dieser Kalksteinberge stieß ich auf ein wieselartiges Thier, welches ganz langsam vor mir über das Gestein hinlief. Ich war eben im Begriffe einen Stein nach ihm zu werfen, als es den Rücken etwas in die Höhe und die Schenkel auseinander zog, und eine grünliche Feuchtigkeit von pestilenzialischem Gestanke gegen mich aussprühte, so daß mir für einen Augenblick die Sinne vergingen, und ich gänzlich unvermögend war, es weiter zu verfolgen. Der eben so eckelhafte als durchdringende Gestank blieb so fest in den Kleidern hängen, daß er sie unbrauchbar machte. Unser Führer versicherte, daß die Feuchtigkeit des Stinkthieres, wenn sie die Augen träfe, Blindheit verursachen könne. Obgleich dieses Thier in Brasilien nicht selten ist, waren wir doch nicht so glücklich, es für die Sammlung zu erlangen, weil die Hunde, wenn sie einmal von seiner seltsamen Waffe getroffen worden, für immer scheu von der Verfolgung abstehen sollen, und die Sertanejos dem, übrigens harmlosen Wilde gerne aus dem Wege gehen. Die Nacht bevor wir den Rio de S. Francisco wieder erreichten, brachten wir unter einem großen Joábaume, dem einzigen, der in dieser trocknen Gegend seine Blätter behalten hatte, zu. Neben ihm erblickten wir hie und da einen Baum, den man füglich unter die Wunder im Reiche der Flora zählt. Der sechzig bis siebenzig Fuß hohe Stamm der Barriguda ist in der Mitte nicht selten auf einen Durchmesser von fünfzehn Fuß angeschwollen, und führt das ungewohnte Bild eines faßförmigen Stammes vor, welches dem Reisenden um so mehr auffällt, als in dieser armen Landschaft dem Auge nur selten großartige Formen begegnen, und der Baum während der trocknen Monate entblättert steht. Bei dem Anblicke dieses riesenhaften Gewächses wird man an die colossalen Thiere der Urwelt erinnert, gleichsam, als dürfte man auch in ihm den Ueberrest einer älteren, an Masse reicheren Vegetation erblicken. Das Innere des Stammes ist jedoch nicht mit dichtem Holze, sondern mit einem sehr schwammigen Marke erfüllt, dessen sich die Sertanejos statt des Korkholzes bedienen.

Nach Malhada hatten wir von Salgado aus auf dem Strome unser überflüssiges Gepäcke abgeschickt, und mehrere Kranke beschieden, welche unsere ärztliche Hülfe wünschten. Wir verließen daher am 24. September Carynhanha, und setzten auf einem großen Boote über den Strom nach diesem Registo über, wo wir die Beruhigung hatten, unsere Sammlungen wohlbehalten in Verwahrung des Sargente Môr Senhor Thomé Ignazio Ribeiro anzutreffen.

Malhada ist wegen seiner ungesunden Lage vor allen Ortschaften am Rio de S. Francisco übelberüchtigt, und wir beschlossen daher nur so lange zu verweilen, bis wir unsern Trupp von neuem vollzählig gemacht, und mit den Bedürfnissen für die Reise nach Bahia versehen hätten.

Unseren Sammlungen, dem Ertrage der Reise von Villa Rica aus, widmeten wir hier eine ganz besondere Sorgfalt. Wir verpackten sie, weil das inländische Holz zu dicht und schwer ist, in Kisten von Tannenholz, worin die zierlichen Töpferwaaren Oporto's nach Brasilien geführt werden, und überzogen jene zur Sicherheit noch mit Rindshäuten. Das ganze, ansehnliche Gepäcke machte einen Trupp von zwanzig Lastthieren nothwendig, mit welchem eine Reise von mehr als hundert Meilen zu machen, in diesem Jahre, wegen gänzlichen Wassermangels in dem zu durchreisenden Landstriche, eine schwierige Aufgabe war. Wir begaben uns, begleitet von vier neu angenommenen Treibern, am 29. September Abends auf die Reise, voll Sehnsucht, in Bahia, an der Schwelle des Alles verbindenden so wie trennenden Oceans, dem Vaterlande wieder näher zu treten.

Reise von Malhada, durch das Innere der Provinz von Bahia, nach der Hauptstadt Bahia de Todos os Santos.

Der Reisende, welcher während der dürren Monate einen zahlreichen Maulthiertrupp, auf den von uns eingeschlagenen Weg, durch den Sertão von Bahia führt, ist niemals gewiß, ob er nur mit einem einzigen Thiere den Ort seiner Bestimmung glücklich erreichen werde. Für die Sicherheit seiner Person und die nothwendigste Nahrung darf er zwar nicht bange seyn; denn er trifft täglich eine oder mehrere Fazendas, aber Wasser und Futter für die Lastthiere sind sehr oft spärlich, und können bei lange anhaltender Trockenheit gänzlich fehlen; dann sterben nicht selten die Thiere schnell dahin, und er bleibt mit seinem Gepäcke hülflos der Gutherzigkeit der Sertanejos überlassen. Der neue Capataz machte es sich auf dem ersten Tagmarsche zum Geschäfte, uns recht viele Beispiele solcher Unglücksfälle zu Gemüthe zu führen, und wenn wir seine Erzählungen mit der Umgebung verglichen, durch die wir hinritten, so sahen wir uns allerdings von einer gleich trostlosen Möglichkeit bedroht. Statt der gänzlich ausgetrockneten Bäche fanden wir selten, in Lachen oder Felsenhöhlen, ein trübes, eckelhaft bitteres und schleimiges Wasser. Wir verbesserten für uns den Geschmack desselben durch Zucker und Quittenbrode, aber den Lastthieren war nicht auf gleiche Weise zu helfen, und da sie einigemale zu saufen verschmähten, so trieben wir mit banger Furcht so eilig als immer möglich vorwärts. Ein neues Hinderniß setzte uns dabei die Größe der Ladungen entgegen, welche nicht so leicht als die rundlichen Baumwollensäcke auf den dichtverwachsenen Wegen fortgebracht werden konnten. Die Bewohner dieses traurigen Landstriches treiben vorzugsweise Rindvieh- und Pferdezucht. Nur selten fanden wir Anpflanzungen von Baumwolle, die hier ziemlich gut gedeiht.

Die fünfte Tagereise, seit wir Malhada verlassen hatten,

führte uns bei Paraú über die letzte Kette des granitischen Gebirges, und von dessen Höhe erfreuten wir uns der Aussicht in lustig grünende Niederungen. Mit jedem Schritte, den wir, aus der muldenförmigen, mit frischem Grün gezierten Vertiefung dieses Gebirges bei Hospicio, weiter aufwärts thaten, fanden wir mehr und mehr ein Gebüsch aus Pflanzen des Serro Frio, und besonders der Hochebenen von Minas Novas bestehend, wieder. Hier schimmerten uns endlich die reinlich geweißten Häuser der Villa de Cayteté aus einer, von Hügeln umgebenen Niederung des Gebirges entgegen, den müden Wanderern ein freundliches Obdach verheissend.

Cayteté hat, gemäß der Aehnlichkeit seines Klima und seiner Vegetation mit denen von Minas Novas, seit zwanzig Jahren die Cultur der Baumwolle in großer Ausdehnung betrieben, und ist dadurch einer der reichsten Orte im Sertão von Bahia geworden. Die Einwohner des betriebsamen Oertchens gaben uns Gelegenheit, unsere ärztliche Thätigkeit zu üben; es kamen viele Kranke zu uns. Nach Sonnenuntergang hatten wir uns eben in das Nachtquartier zurückgezogen, als einer von unsern Dienern mit furchtsamer Mine einen Valentão ankündigte; und er hatte kaum ausgesprochen, als ein gigantischer Mann, im Reitermantel, mit Schwerdt und Pistolen bewaffnet, kecken Schrittes hereintrat, ihn aus der Thüre schob, diese abschloß, und sich jetzt ohne eine Sylbe des Grußes mit den Worten zu entkleiden begann: „Ihr Herren Fremden, curirt mich; — aber schnell, denn hier ist meines Bleibens nicht!“ Er zeigte an seinem Körper, der einem Achilles hätte angehören können, eine Menge Hiebwunden, und begehrte mit ungestümem Trotze und launigem Witze augenblickliche Hülfe. Das ausdrucksvolle, schöngezeichnete Gesicht und die fast weiße Farbe verriethen einen Mulatten des letzten Grades von etwa dreißig Jahren. Wilde Kühnheit, die jeder Widerstand zur Wuth entflammt, lagen im Ausdrucke dieses sonderbaren Mannes. Da er nicht Lust hatte, auf unsere ärztlichen Fragen zu antworten, so verrichteten wir, nachdem wir uns vom ersten Erstaunen erholt hatten, stillschweigend das aufgedrungene Geschäft, bereiteten Arzneien aus unserer Reiseapotheke und verbanden ihn, und kaum hatten wir geendet, so war er mit den Worten: „ich danke, — Gott befohlen!“ — verschwunden; wir hörten, wie er im raschen Galopp davoneilte, und blieben fast zweifelnd zurück, ob es Traum oder

Wahrheit gewesen. Unsere Diener lößten das Räthsel, indem sie von mehreren Abentheuerern erzählten, welche enterbt oder verarmt, entweder aus Verzweiflung oder aus einem Hange nach wilden Unternehmungen, sich in dem Sertão vogelfrei umhertrieben, Ruchlosigkeiten jeder Art, bald im Dienste Anderer, bald zu eigener Genugthuung verübten, und der Strafe der Gerechtigkeit oft lange durch ihre genaue Kenntniß des Landes und die Beihülfe von Verwandten und Verbündeten entgingen. Ehe das Land bürgerliche Ordnung angenommen hatte, waren solche Banditen (Valentoès) sehr häufig.

Zwischen Cayteté und dem nächsten größeren Orte, der Villa do Rio de Contas, hatten wir drei Tagreisen über ein sehr gebirgiges Land zurückzulegen. Da die jetzt fast von allem Grün entblößte Vegetation den Lastthieren nur wenig Nahrung darbot, so mußten wir mit Furcht bemerken, daß der mitgenommene Vorrath an Mais nicht genügte. Die Thiere verliefen sich während der Nacht, selbst, wenn sie an den Vorderfüßen mit Schlingen gefesselt waren, so weit, daß wir die Hälfte des Tages damit verloren, sie wieder zusammen zu bringen. In diesen mißlichen Umständen erreichten wir die Fazenda da Lagoa de N. S. d'Ajuda, wo wir Hülfe erwarteten, weil sie einer der größten Höfe im ganzen Sertão ist, aber gerade diese starke Bevölkerung, von mehr als einhundert und sechzig Sclaven, war unsern Wünschen entgegen. Man versicherte, selbst Mangel an Mais zu leiden, und nur mit Mühe gelang es uns, die nöthige Quantität von Negern einzuhandeln, welche ihre Feiertage zu selbstständigem Anbaue verwendet hatten. Die Besitzer solcher großen Landgüter leben selten im Sertão, sie verzehren in volkreicheren Gegenden, oft mit unglaublichem Aufwande, den Ertrag, und überlassen die Verwaltung einem Mulatten, auf dessen Gastfreundschaft der Reisende nicht immer rechnen darf. Oestlich von der Serra de Joazeiro erhebt sich der Weg allmälig, und führt endlich in ein, auf beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossenes Thal. Um in der Villa do Rio de Contas die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ließ ich hier, in der Fazenda Tapera, den Trupp zurück, und setzte die Reise, blos im Geleite eines schwarzen Führers, nach Sonnenuntergang fort. Der Mond erschien an dem, in ein warmes Violett gekleidetem Firmamente, und beleuchtete mit ungewöhnlicher Klarheit die Gebirge, Serra da Villa Velha; ich konnte mit Leichtigkeit die

kühnen Umrisse derselben und die verschiedenen Baumgruppen unterscheiden, welche in diesem schönen Thale mit Blüthen überschüttet, einen ambrosischen Wohlgeruch ausströmten. Tausende von großen Cicaden betäubten mich mit ihrem lauten monotonen Geschwirre, durch welches ich endlich, in der Nähe von Villa Velha, das Brausen des Rio Brumado vernahm, eines klaren Bergstromes, der seiner Verbindung mit dem Rio de Contas zueilt. Villa Velha, der „alte Flecken", war eine der frühsten Niederlassungen im Sertão von Bahia, entvölkerte sich aber mit der Entdeckung der Goldminen in dem nahen Gebirge und der dadurch veranlaßten Gründung der Villa do Rio de Contas (1724). Die Fazendeiros benützen die glückliche Lage des schönen Thales, durch welches ihre Höfe zerstreut liegen, für Viehzucht und für den Anbau der Baumwollenstaude. Eine gute Staude liefert zehn bis fünfzehn Pfunde mit den Kernen, und drei bis fünf Pfunde reiner Baumwolle. Wir bemerkten in dem grasigen Grunde des Thales zahlreiche Stämme von Hymenäen, von denen fußlange Nester einer Beutelmeise und eine sonderbare Art schwarzer Ameisennester herabhingen. Die letzteren sind besonders deshalb merkwürdig, weil sie, vermöge der animalischen Kitte, welche ihre kunstreichen Erbauer anwenden, eine außerordentliche Härte und Dauerhaftigkeit erhalten.

Eine Legoa nordöstlich von der Villa Velha liegt die Villa do Rio de Contas. Wir mußten, auf einem steilen, hie und da gefährlichen Wege, fast zwei Stunden lang emporsteigen, bis wir diesen ersehnten Ruhepunkt erreichten. Auf der Hälfte des Weges braußt dem Wanderer ein gewaltiger Wassersturz des Rio Brumado entgegen, der zwischen steilen Felsenklippen aus einer Höhe von hundert und fünfzig Fuß herabkömmt. Von dem Gipfel der Straße entfaltet sich eine herrliche Aussicht in das liebliche Thal von Villa Velha.

In der Nähe des Fleckens geht ein harter, weißlicher, sehr quarzreicher und dem Sandsteine ähnlicher Quarzschiefer zu Tage aus. Man zeigte uns auf kahlen Platten desselben unregelmäßige, wie es schien, keiner Deutung fähige Zeichnungen mit rother Farbe, welche von den ehemals hier wohnenden Indianern herrühren. In der Villa zeigte man uns große Stücke von Alabaster, angeblich aus der Nachbarschaft des Rio de S. Antonio, wo er in ganzen Felsen zu Tage stehen soll. Dieses

Fossil empfiehlt sich durch seine Weisse und Reinheit, und wird in großer Menge nach Bahia verführt, wo man Heiligenbilder und ähnliche Gegenstände daraus schnitzt.

Von größerem Interesse für den Naturforscher sind die Ueberreste urweltlicher Thiere, welche sich in dem Distrikte der Villa an mehreren Orten, am häufigsten in dem Rio de S. Antonio und in seiner Nähe bei der Fazenda do Bom Jezus de Meira, acht Legoas von der Villa, auf der Erdoberfläche oder in Sand eingegraben vorfinden. Man will dort einen Zahn von acht Pfunden Gewicht und einen fünf Schuh langen Knochen gefunden haben, der zum Brunnentroge dient. Die Schuhmacher bedienen sich solcher Knochen, welche, von allem anhängenden Sande entblößt, wie Bimssteine auf dem Rio de S. Antonio einherschwimmen, um das Leder zu poliren. Leider waren wir nicht im Stande, unversehrte Knochen zu erhalten, aber die Dimensionen der Bruchstücke, welche, ohne die äußere fast gänzlich abgeriebene Schale blos in der zelligen Substanz, sechs bis acht Zolle messen, deuten auf eine riesenhafte Größe des Thieres, welchem sie angehörten.

Die Villa do Rio de Contas soll neunhundert, ihr ganzer Kirchsprengel, neuntausend Einwohner zählen. Da das Klima den Ackerbau wenig begünstigt, so ist der Betrieb der Goldminen und Handel der wichtigste Erwerbszweig der Einwohner, die sich durch Bildung und Wohlhabenheit von der übrigen Bevölkerung des Innern von Bahia auszeichnen.

Nur ungerne verließen wir am 17. October das freundliche Städtchen, welches uns durch seine Lage, wie durch die Bildung und Gastfreundschaft seiner Bewohner an Tejuco erinnert hatte, und stiegen den steilen östlichen Abhang des Gebirges hinab bis zu der Caza de Telha, einem großen Maierhofe, der in den benachbarten Catingaswaldungen reiche Baumwollenpflanzungen besitzt. Große Strecken sind mit Gebüschen der Ariri-Palme, bedeckt, deren unreife Früchte ausgepreßt werden, um mit dem schleimigen Safte leichte Augenentzündungen zu behandeln; und hie und da erhebt sich ein lichter Hain der Aricuri-Palme, aus deren Stamme die Einwohner bei eintretender Hungersnoth ein trocknes, an Nahrungsstoffen höchst armes Brod zu bereiten pflegen. Daß die Bevölkerung eines so üppigreichen Landes zu

solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, um ihre Subsistenz zu sichern, würde uns unglaublich geschienen haben, hätten wir uns nicht von dem Elende überzeugt, in welchem die Sertanejos dieser Gegenden gewöhnlich leben, und sich wohlbefinden. Es schien uns aber, als stünden sie an Bildung und Lebensbedürfnissen selbst den einsamsten Sertanejos von Minas nach. Eine kleine schmutzige Hütte, umgeben mit einer vernachläßigten Bananenpflanzung, eine Rossa, die mit Bohnen und Mandiocca bestellt wird, eine Heerde von Rindvieh und einigen mageren Pferden, welche selbst für ihren Unterhalt sorgen muß, das befriedigt die höchsten Wünsche dieser verwilderten Leute. Sie leben von Vegetabilien, getrocknetem Rindfleische, Milch, einer Art süsser Käse, und während der Fruchtreife vorzüglich auch von den Früchten des Imbuzeiro-Baumes, aus deren süßlichsauern Safte sie mit Milch die Imbusada, ein erfrischendes, wohlschmeckendes Gericht bereiten. Selten sieht man unter ihnen einen Weissen von rein europäischer Abkunft; Viele sind Mulatten, Andere beurkunden durch ihre hellere Gesichtsfarbe und das schlichte Haar, die vermischte Abstammung von Indianern und Weissen.

Von der Fazenda Secco aus mußten wir abermals ein hohes Gebirge, die Serra das Lages, hinansteigen. In einer Thalschlucht zwischen diesem Gebirgszuge und dem von Lages fanden wir ein kleines, ärmliches Pfarrdorf, Sincorá.

Das Thal des Rio Sincorá, eines klaren Bergstromes, welches tausend bunte Schmetterlinge durchflatterten, bot uns eine der schönsten Ansichten in diesem Alpenlande. Wir würden gerne längere Zeit hier zugebracht haben, hätte uns nicht der gänzliche Mangel an Fourage unbedingt weiter getrieben. Selbst der braune Geistliche des Oertchens vermochte uns keinen Mais zu verschaffen, und so blieb uns nichts übrig, als mit Anbruch des folgenden Tages die Serra de Sincorá zu übersteigen.

Mit großer Mühe erreichten wir den Paß des Gebirges; denn um unsre Noth zu vermehren, hatten die meisten unserer Lastthiere während der Nacht ein giftiges Kraut gefressen; sie zitterten, schnaubten uns traurig an, und legten sich an den steilsten Stellen des Weges nieder, so, daß wir gezwungen waren, die Ladungen selbst bis auf den jenseitigen Abhang zu tra-

gen, welchen sie mit geringerer Anstrengung hinabstiegen, weil diese Art von Vergiftung besonders das Aufwärtssteigen erschwert. Unter den bittersten Gefühlen, diese interessante Gegend nur im Fluge betrachten zu können, kletterten wir den östlichen terrassenförmig abgesetzten mit prächtigen Alpenblumen verzierten Bergabhang hinab, und ließen uns kaum Zeit, die Pflanzen zu sammeln, welche eine ganz eigenthümliche Flora auf diesen Gebirgszug ausmachen. Eine weite Aussicht auf ein hüglichtes mit damals blattlosen Catingaswäldern bedecktes Land eröffnete sich vor uns, bis wir in ein niedrigeres Plateau zu der Fazenda Carabatos hinabstiegen. Hier waren wir an der Schwelle derjenigen Catingaswaldung angekommen, deren Durchbruch uns die Erzählungen der Sertanejos so gefährlich und furchtbar geschildert hatten. Denn bis Maracás, zwanzig Legoas von unserm Bivouacque, durften wir weder Wasser noch Fourage erwarten. In der That war unsere Lage verzweifelt, und nahe die Gefahr, mit dem Gepäcke in dieser traurigen Einöde liegen zu bleiben und zu verschmachten. Wie groß mußte daher unser Entsetzen seyn, als wir, nach einer beängstigten Nacht den Capataz, unsern Wegweiser, den wir in der Villa do Rio de Contas aufgenommen hatten, vermißten, und uns nach vergeblichem Suchen überzeugen mußten, daß er in der Furcht, uns nicht durch die Einöde führen zu können, entwischt sey. Durch sein Verschulden waren die meisten Thiere von den Tragsätteln gequetscht, und verweigerten den Dienst; zwei derselben hatten wir schon todt auf der Straße gelassen. Unser Maisvorrath ging fast zu Ende, ohne daß wir ihn bei den seltenen und armseligen Einwohnern ersetzen konnten; fließendes Wasser sollte auf zwanzig Legoas weit fehlen, und nur an drei oder vier Orten verhieß man uns eine stinkende Pfütze mit salzhaltigem Wasser. Die Gegend selbst, ein lebloser, dürrer Wald, umstarrte uns als ein furchtbares Bild allmäliger Vernichtung. In dieser äußersten Bedrängniß faßten wir den Entschluß, die Sammlungen aufs Spiel zu setzen, um nur das Leben zu retten. Wir trugen die Kisten in eine dicht verwachsene Schlucht des Waldes an einen wohlbezeichneten Ort, überließen die erkrankten und ermatteten Lastthiere ihrem Schicksale, und trieben den Rest so schnell als möglich vorwärts. Doch siehe da, in dieser höchsten Gefahr war auch die Hülfe am nächsten. Plötzlich ertönte das Klingeln eines Leitthieres, und wir erblickten einen wohlorganisirten Trupp von einigen und vierzig kräftigen Maulthieren,

welche unter der Anführung rüstiger Treiber dieselbe Straße zogen. Der Besitzer dieser Karavane, Senhor Augustinho Gomes, ein wackerer Pflanzer aus der Gegend von Cayteté, fühlte tiefes Mitleiden mit unserer hülflosen Lage. Großmüthig bot er mehrere seiner Thiere zum Transport unserer ohnehin leichten Last dar, theilte uns von seinem Maisvorrathe mit, und übernahm mit einem Worte die Sorge für unsere fernere Reise bis an die Küste des Meeres, wo er uns endlich wohlbehalten absetzte. Wir haben später nie von diesem braven Manne gehört. Möge der Himmel ihm die preiswürdige, mit Aufopferung verbundene Wohlthat reichlich vergolten haben!

Es war natürlich, daß wir in so bedrängten Umständen die ganze Aufmerksamkeit auf unsere leck gewordenen Schiffe der Wüste, und auf die Erhaltung ihrer Lasten verwendeten; an eine erfolgreiche Untersuchung der tödlich erstarrten Waldungen, durch welche wir zogen, war ohnehin nicht zu denken. Ein großer Theil der gesammelten Mineralien mußte Preis gegeben werden, und auch die vollständigen Gerippe eines Tapirs und einiger Krokodile blieben zurück.

Bei Olho d'Agoa, dem nächsten Nachtlager, wo große Blöcke eines glänzendweißen Quarzes zu Tage ausgehen, fanden wir so wenig Wasser, daß es den Lastthieren in einer Schüssel portionweise ausgetheilt werden mußte, und deßhalb wurde der folgende Tagmarsch auf eine ungewohnte Länge von sieben Legoas, bis Jacaré, ausgedehnt. Wir mußten zwei ziemlich hohe Granitberge übersteigen, für unsere ermatteten Lastthiere eine fast zu schwere Aufgabe. Der Bach Jacaré aber, auf welchen wir, hier angekommen, rechneten, war gänzlich ausgetrocknet, und wir sahen uns genöthigt, mit dem eckelhaften Inhalte einer grünen Lache vorlieb zu nehmen. In den Regenmonaten, wenn er ziemlich reich an Wasser ist, soll dieser Bach Fieber erregen, was er mit vielen kleinen Gewässern dieser Gegend, besonders aber mit denen in der Nähe des Rio Peruaguaçú gemein hat. Durch das Gebiet des letzteren, und also nördlich von unserer Straße, zogen sich die ersten Wege, welche in den Sertão von Bahia eröffnet wurden; sie empfehlen sich durch hinreichende Bewässerung und eine frischere Vegetation, werden aber wegen gefährlicher Wechselfieber gegenwärtig nur sehr selten besucht. Daß übrigens auch die Straße, auf welcher wir zogen, ihre Opfer

fordert, davon überzeugte uns manches hölzerne Kreuz am Wege, traurige Memento's mori für uns ermattete Wanderer. Allerdings empfanden auch wir täglich mehr und mehr den schädlichen Einfluß mannichfacher Strapatzen, Gemüthsbewegungen, und besonders des starken Temparaturunterschiedes bei Tag und bei Nacht, wo wir, meistens ohne Obdach, dem Thaue ausgesetzt waren. Dr. Spix litt an heftigem Kopfweh, und ich an einer bedeutenden Entzündung im rechten Ohre, die heftige Schmerzen und Fieber verursachte. Unter solchen körperlichen Leiden setzten wir die Reise von Jacaré aus fünf Tage lang fort, ohne unter einem wirthlichen Dache Ruhe und Arznei, an einer lebendigen Quelle die Gewährleistung gegen die Gefahr, noch mit unserem gesammten Truppe zu verdursten, oder in einem Wechsel von Erscheinungen um uns her Erheiterung gegen die traurigen Erfahrungen in dieser ausgedörrten Wildniß zu finden. Unser ganzes Leben drehte sich fortwährend um die Frage: werden wir heute Wasser finden? — und immer weiter getrieben von banger Sorge, durch Schmerzen und Krankheit gegen Alles abgestumpft, was sich nicht unmittelbar auf unsere Erhaltung bezog, rechneten wir mit Ungeduld die überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten von denen ab, die uns noch übrig blieben. Obgleich wir am Ende des ersten Tagmarsches von Jacaré aus nach dem kleinen Arrayal de Maracás gelangten, so mußten wir dennoch der Tröstung entbehren, Etwas zur Erfrischung zu finden. Der ohnehin elende und sehr arme Ort war von seinen meisten Bewohnern verlassen worden, welche sich auf ihre Roças zurückgezogen hatten. Das Wasser, dessen Vertheilung an die Lastthiere alle Abende unser wichtigstes Geschäfte war, fand sich, bisweilen äusserst sparsam, in grünen oder schwarzen Lachen; es enthielt so viel Humus aufgelöset, daß wir seine Bitterkeit durch Zusatz von Zuckerbroden mildern mußten. Für uns selbst ließen wir das Wasser zusammengießen, welches sich in den hohlen Blättern der Ananasstauden angesammelt hatte. Es war ziemlich frisch, aber bald durch Vögel verunreinigt, bald der Aufenthalt von Fröschen. Wir pflegten es daher zu reinigen, indem wir es einige Male durch ein seidenes Tuch laufen ließen.

Das Terrain, welches schon bei Olho d'Agoa hügelig und bergig zu werden anfängt, dauert in ähnlicher Ungleichheit, mit Catingaswaldung bedeckt fort, bis sich endlich in der Nähe der

Fazenda Rio Secco, welche wir am fünften Tage erreichten, der Weg zwischen einigen hohen kahlen Granitbergen allmälig absenkte, wo der Reisende in eine Ebene gelangt, die blos mit dürrem Gesträuche, von einigen Fuß Höhe, bekleidet, eine freiere Aussicht gestattet. Als wir nördlich von Rio Secco noch eine Tagreise zurückgelegt, und einen abgerundeten, mit dichtem Grün bedeckten Granitberg überstiegen hatten, veränderte sich zu unserer großen Freude allmälig die Scene. Es hatte hier geregnet, und die vermöge der Nähe des Meeres ohnehin frischere Vegetation erschien um uns her in ihrer wahren Frühlingspracht. Durch diese langentbehrte Ansicht fühlten wir uns so sehr erfrischt, daß wir beschlossen, die Indianer in der Villa da Pedra Branca, anderthalb Legoas S. S. westlich von Tapera, wo wir Nachtlager gehalten, zu besuchen. Der Eigner dieser Fazenda begleitete uns dahin auf einem engen Wege zwischen dichtbewachsenen Hügeln. Wir trafen einige Reihen niedriger Lehmhütten und in deren Mitte eine Kirche von gleicher Bauart, und nur durch den ärmlichen Schmuck eines Altars ausgezeichnet. Vor diesem Tempel fanden wir einen großen Theil der Indianer und die wenigen Ansiedler von andern Raçen vereinigt, um eben Messe zu hören. Die brasilianischen Ureinwohner, welche hier seit etwa dreißig Jahren, unter einem brasilianischen Gemeindevorstand (Juiz) und Schreiber (Escrivão) vereinigt leben, gehören den Stämmen der Cariris und Sabujás an. Die ersteren wohnen in der Villa da Pedra Branca selbst, letztere eine Viertelstunde südlich in einem kleinen Orte, den sie Caranquejo nennen. Vor ihrer Fixirung unter brasilianischer Botmäßigkeit wohnten sie zerstreut in den benachbarten waldigen Gebirgen. Gegenwärtig bilden sie eine Gemeinde von etwa sechshundert Seelen. Beide Stämme stehen in freundschaftlichem Vernehmen mit einander, und unterscheiden sich weder durch Körperbildung, noch durch Sitten und Gewohnheiten, sondern lediglich durch Verschiedenheit in ihren Sprachen. Sie sind von mittlerer, ziemlich schlanker Statur, keineswegs von starker Leibesbeschaffenheit, von hellbrauner Farbe, tragen das Haar schlicht und unbeschnitten, entstellen sich weder durch Tatuirung, noch durch eine Holzscheibe in den Lippen, Nasenflügeln oder Ohren, und haben in ihren Gesichtszügen gar Nichts, was sie von den übrigen brasilianischen Wilden auszeichnete. Wie bei den Coroados hat auch hier der Umgang mit den Weissen in einem sehr untergeordneten Verhältnisse weder günstig auf ihre geistige Ent-

wickelung; noch verändernd auf den Ausdruck ihrer Physiognomie gewirkt. Sie sind indolent, faul und träumerisch, stumpf für den Antrieb anderer als der niedrigsten Leidenschaften, und stellen auch in ihren kleinlichen Gesichtszügen diesen Zustand von moralischer Verkümmerung dar. Mehr geneigt, die Fehler, als die Tugenden ihrer europäischen Nachbarn anzunehmen, beschäftigen sie sich am liebsten damit, Tage lang den Felsenratzen und andern Wilde mit ihren langen Rohrpfeilen nachzujagen, oder sinnen darauf, wie sie ungestraft der Fazendeiros Vieh tödten oder stehlen können. Unter sich sind sie gegen die Europäer auf das innigste verbunden. Nur ungerne gehorchen sie dem Auftrage des Ortsvorstandes, Mais und Bananen anzubauen, und verlassen sich für die Zeit eines allgemeinen Mangels auf die Fürsorge der Regierung, als deren Gläubiger sie sich immer noch betrachten. Sie üben die gewöhnlichen Fertigkeiten der Indianer, indem sie Netze und Hangmatten aus Palmenzwirn stricken, und aus freier Hand Thongeschirre bereiten. Aus der Mandioccawurzel verstehen sie ein angenehmes Getränke, das Caungy, durch saure Gährung zu bereiten.

Von der Villa da Pedra Branca kehrten wir auf die Hauptstraße nach Tapera zurück, von wo aus man in zwei Tagemärschen den Hafen am Peruaguaçú nach Bahia, Porto de S. Feliz, leicht erreichen kann. Wir athmeten gleichsam freier in einer offenen, freundlichen Gegend, deren Vegetation uns schon im Kleide des Frühlings begrüßte, und deren Anbau und immer zunehmende Bevölkerung die Annäherung an eine große Stadt verkündigten. Curralinho, Genipapo, Salgado, Catingas, Torto und andere kleine Ortschaften, mit Kapellen, stattliche Meierhöfe mit großen Nebengebäuden und wohlbestellte Kaufbuden oder ausgedehnte Pflanzungen von Kaffee, Taback, Mais und Mandiocca waren für uns erschöpfte Wanderer die erfreulichsten Erscheinungen. Es war am 4. November, wo wir das Ende dieser so mühsamen und gefährlichen Reise erreicht hatten; voll von Gefühlen der Freude und des Dankes gegen die leitende Vorsehung stiegen wir auf einem steilen Wege mehrere hundert Fuß von dem hohen Tafellande des Continentes nach dem Porto de S. Feliz hinab, und befanden uns hier an dem schiffbaren, von Handel belebten Rio Peruaguaçú an der Schwelle des Oceans, und nur eine halbe Tagreise zu Wasser von dem Ziele unserer Wünsche, der Stadt Bahia, entfernt.

Der Porto de S. Feliz am südlichen Ufer des Peruaguaçú macht gewissermassen einen Theil der, auf dem gegenseitlichen Ufer gelegenen grossen Villa de Cachoeira aus, und ist für diesen Platz, so wie für Bahia selbst, als Speditionsort von grosser Wichtigkeit. Zahlreiche Maulthiertrupps empfangen hier die, zu Wasser herbeikommenden europäischen Handelsartikel, um sie nach dem Innern des Reiches abzuführen, und es herrscht die volle Geschäftigkeit eines Landhafens, während in der Villa de Cachoeira Alles an die Nähe des Meeres und an den Seehandel erinnert. Die Aussicht auf diesen schöngebauten, von europäischer Regsamkeit belebten Ort war ein wahrer Genuss für uns, nach so langem Aufenthalte im Sertão. Dieser Flecken breitet sich am Fusse grüner, mit Zuckerrohr und Taback bepflanzter Hügel aus, und ist wohl ohne Zweifel, so wie die reichste und volkreichste, auch eine der angenehmsten Villas in ganz Brasilien. Zahlreiche Buden und Waarenhäuser, mit den verschiedenartigsten europäischen Artikeln angefüllt, geben einen hohen Begriff von der Lebendigkeit seines Handels. Die Villa zählt gegen tausend Feuerstellen und über zehntausend Einwohner, unter welchen verhältnißmässig sehr viele Portugiesen sind. Am meisten hat sie sich durch den Anbau des Tabacks bereichert, welcher in ihrem Bezirke und in einem Umkreise von zehn Legoas vorzüglich gut gedeiht, und nach Europa, namentlich nach Gibraltar, Lissabon, Oporto, Marseille, Hamburg und Liverpool, in grossen Packen von dreissig bis hundert Pfunden Gewicht, nach der Negerküste aber in kleinen, von zehen bis zu zwölf Pfunden ausgeführt wird. Dieser Artikel war früherhin der hauptsächlichste, gegen welchen die brasilianischen Guineafahrer Sclaven eintauschten, seitdem aber der Negerhandel nördlich vom Aequator vertragsmässig aufgehört hat, oder doch wenigstens, Dank der Wachsamkeit der englischen Seestationen, sehr beschränkt ist, hat die Nachfrage nachgelassen, und man bemerkt eine beträchtliche Verminderung des Tabackshandels überhaupt.

Wir besuchten diesen lebhaften Ort von unserem Standquartiere in Porto de S. Feliz öfter mit stets zunehmendem Interesse, und wurden, als wir bei dem Juiz de Fora unsere Empfehlungsbriefe abgaben, auf das angenehmste durch einen Brief unseres trefflichen Freundes Senhor da Camara von Tejuco überrascht, welcher uns einlud, einige Zeit in seiner, unterhalb Cachoeira am Peruaguaçú gelegenen grossen Zuckerfabrik,

Engenho da Ponte, zuzubringen. Schon am Tage nach unserer Ankunft fand sich der Faktor der Fabrik mit seinem Boote ein, um uns dahin abzuholen, und wir nahmen die Einladung um so lieber an, als wir zugleich einen Ort auswählen mußten, um unsern zahlreichen Maulthiertrupp, während des Aufenthaltes in Bahia, mit Weide zu versorgen.

Da der Rio Peruaguaçu, hier mit dem benachbarten Meere, dem er zuströmt, Ebbe und Fluth theilet, so unternimmt man die Schiffahrt stromabwärts, und besonders nach Bahia, mit der Ebbe, meistens nach neun Uhr Abends. Die Fluth, welche hier während des Neu- und Vollmondes bedeutend sichtbar ist, steigt am höchsten in den Monaten März und August, und pflegt vom Januar an zu wachsen. Im Allgemeinen bemerkt man bei Mondsfinsternissen keine besonderen Veränderungen. In den Jahren 1754 oder 1755 (vielleicht zur Zeit des Lissaboner Erdbebens) soll die Fluth zwölf Fuß höher als gewöhnlich gestiegen seyn. Eine ähnliche Erschütterung der Natur glaubten wir befürchten zu müssen, als wir am 7 November gegen Abend eben unsere Sammlungen in das Boot gebracht hatten, welches uns nach dem Engenho da Ponte abholen sollte, und dem Augenblicke der Abfahrt entgegensahen. Plötzlich war nämlich das Firmament von drohend schwarzen Gewitterwolken umzogen worden, die unmittelbar auf dem Strome zu lagern schienen, und sich nun, nicht etwa so wie wir es sonst schon gesehen hatten, in kurzer Zeit entluden, sondern sechs Stunden lang Fluthen von Regen und Ströme von Feuer herabgossen. Da das offne Boot in kurzer Zeit zur Hälfte mit Wasser angefüllt war, so mußten wir mit tiefer Bekümmerniß sehen, wie selbst noch im Hafen die Früchte unserer Bemühungen dem Untergange nahe waren. Als wir erst einige Tage später in Bahia Gelegenheit fanden, die Kisten zu eröffnen, so erfuhren wir allerdings, daß diese wenige verhängnißvolle Stunden einen Theil unserer Sammlungen, und namentlich der Herbarien, vernichtet hatten.

Da uns dieser fürchterliche Sturm verhinderte, vor Tagesanbruch von Porto de S. Feliz abzufahren, so wurden wir bei der Reise während der Morgenstunden durch den Anblick der reizenden Ufer des Peruaguaçu entschädigt, die im hellsten Sonnenscheine vor uns lagen. Nichts konnte den an die Einsamkeit des Sertão gewöhnten Reisenden lieblicher erscheinen, als

iese grünenden, größtentheils sorgfältig angebauten Hügel, auf nd an welchen in bunter Reihe Kapellen, ausgedehnte Höfe, einliche Landhäuser, Werk- und Wachthütten der Neger und ischer, dunkle Wäldchen und Gruppen von luftigen Cocospal- ien abwechseln. Der Strom breitet sich bei dem Engenho da)onte, zwei Legoas unterhalb Cachoeira, in eine seeartige Fläche us, auf der zahlreiche Fischer- und Lastboote in allen Richtun- en sich hin und herbewegend, den regen Handel dieser anmuthi- en Gegend beurkunden. Die Villa unseres Freundes da Cà- iara ist durch die Ergiebigkeit seiner Zuckerpflanzungen eben so egünstigt, wie durch die unmittelbare Lage am Wasser. Sie endet jährlich zehntausend Arroben Zucker nach der Stadt. Zwei Rühlen, die eine von Ochsen, die andere von Wasser getrieben, iahlen nicht blos das in der Fazenda selbst gebaute Rohr, son- ern auch vieles benachbarter Pflanzer, welche keine eigenthüm- che Mühle besitzen.

Nach einem Ruhetage in diesem schönen Orte setzten wir ie Reise in dem offenen Boote des Engenho gegen Bahia fort, nd bald sahen wir uns aus dem schwärzlichen Gewässer des Stromes in die grünen Fluthen der großen Bai, Bahia hinaus- eführt. Die niedrigen Ufer dieses ausgedehnten Wasserbeckens nd seiner zahlreichen Inseln sind gegen das Meer hin großen-)eils mit dem dichten Gebüsche der Manguebäume bedeckt; wei- er aufwärts ergötzen sie das Auge durch einen lachenden Wech- el von Ansichten, gleich jenen am Peruaguaçú. Diesen ange- ehmen Eindrücken konnten wir uns jedoch nicht lange hingeben, enn da der Wind plötzlich nach Nord umsetzte, und die See och zu gehen anfing, so übte die schaukelnde Bewegung als- ald auf unser geschwächtes Nervensystem den übelsten Einfluß us, und wir schätzten uns glücklich, nach Mittag in der Rhede er Insel Itaparica, bei dem Arraial do Santissimo Sacra- iento einlaufen zu können. Der Ort macht, vermöge seiner Bauart und der Beschäftigung seiner Einwohner, auf den Rei- enden einen ähnlichen Eindruck, wie die kleinen Flecken an den lyrischen und italienischen Küsten. Es fehlt ihm nicht an Kauf- iden und Vendas, in denen wir mit Vergnügen englisches Por- erbier, Chester-Käse und jene vortrefflichen Würste und Schin- en aus Alemtejo bemerkten, welche gegenwärtig einen nicht un- eträchtlichen portugiesischen Einfuhrartikel ausmachen. An der Rhede stehen mehrere Thransiedereien, und zahlreiche Schädel

und Rippen von Wallfischen, welche die Luft mit einem uner-träglichen Gestanke verpesten, beweisen, daß auch jetzt noch die Bemühungen der brasilianischen Wallfischfänger an diesen Küsten nicht vergeblich sind. Von dem Cabo de S. Roque bis an den Rio de la Plata erscheinen Wallfische in bedeutender Menge, und die brasilianischen Wallfischfänger bringen sie in den Monaten Juni bis August auf, und versieden den Thran in den Thransiedereien und Niederlagen. Diese Fischer befahren jedoch die nördlichen Theile von Brasiliens Küsten keineswegs mit großen Schiffen, gleich denen der nordischen Wallfischfänger oder einzelner nordamerikanischer Unternehmer, welche bisweilen hierher kommen, sondern sie gehen nur in Böten auf geringe Entfernung, und oft nur dann ins Meer, wenn sie vom Lande aus den Wallfisch gesehen haben. Obgleich diese Art den Wallfischfang zu betreiben, geringere Auslagen erfordert, indem der Thran auf der hohen See weder ausgehauen noch verpackt, sondern die getödteten Thiere am Schlepptaue an die Küste gezogen, und daselbst der frische Thran ausgesotten wird, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Erwerbszweig bei größerer Ausdehnung zweckmäßiger Anstalten bei weitem reichlichere Früchte tragen könnte. Die Böte, in welchen man hier die Wallfische verfolgt, sind klein, gewöhnlich nur mit einem Harpunirer und den nöthigsten Matrosen ausgerüstet, und verunglücken nicht selten, wenn sie von dem verwundeten Thiere an die Küsten geschleudert oder umgeworfen werden, ehe die Mannschaft das Harpuntau kappte. Man erzählte uns von mehreren solchen Unglücksfällen. Auch sind die Thransiedereien, welche wir in Itaparica besuchten, von sehr geringem Umfange und ohne zweckmäßige Einrichtung. Die Pfannen haben nur wenige Fuß Durchmesser, und werden mittelst Oefen gleich gewöhnlichen Backöfen geheizt; für das Abschäumen und Reinigen des Thranes ist keine geeignete Vorrichtung getroffen, die Behälter, welche den ausgelassenen Thran bis zu der Ueberfüllung in Fässer enthalten, sind weder vor Staub noch vor anderen Unreinigkeiten gesichert, und das ganze Geschäft scheint einigen unwissenden Negern und Mulatten überlassen. Bei diesen Mängeln ist es kein Wunder, wenn der brasilianische Fischthran sowohl durch eine dunklere braune Farbe, als durch Gehalt von unaufgelösten Speckklumpen und durch einen unangenehmeren Geruch hinter dem in dem europäischen Norden ausgesottenen Thrane zurücksteht.

Die Insel Itaparica, welche wir nicht blos bei dieser Gelegenheit, sondern auch später einigemal von Bahia aus besuchten, ist die größte von allen, die in der Bucht von Bahia zerstreut liegen; sie hat eine Länge von sechs und einer halben Legoa bei verhältnißmäßiger Breite, und viertausend fünfhundert Einwohner, von deren Fleiß die ausgedehnten Zucker- und Tabackpflanzungen Zeugniß geben. Die Cocospalme gedeiht hier ganz vortrefflich, und liefert nicht blos zahlreiche, sondern auch große und durch die Weichheit ihres Kernes ausgezeichnete Früchte, die zum Theile sogar nach Rio de Janeiro ausgeführt werden, wo die Cocospalme bei weitem minder gut fortkömmt. Neben dieser, der edelsten aller Palmenarten, finden sich, wenn auch nicht so zahlreich, auf der Insel Itaparica noch die beiden andern Palmen, die den Bewohnern Brasiliens vom vielartigsten Nutzen sind: die Denté- und die Piaçaba-Palme. Die erstere, ohne Zweifel africanischer Abstammung, und von den Negern in Brasilien eingeführt, ist vorzüglich wegen des aus ihren Früchten bereiteten Palmöls, die letztere, wegen der zähen Fasern ihrer Blattscheiden merkwürdig, aus welchen in eigenthümlichen Fabriken Taue, Stricke, Striegeln, Bürsten und grobe Matten verfertigt werden.

Die Schiffahrt von Itaparica nach Bahia dauert, wenn anders das Meer nicht unruhig ist, nur wenige Stunden, und wir hatten sie am 10. November so glücklich, daß wir daselbst schon frühzeitig genug ankamen, um unser Gepäcke noch vor der Schwüle des Mittags an das Land bringen zu lassen. Wir bezogen sogleich ein Haus in der oberen Stadt, vertauschten es aber am dritten Tage mit einer Wohnung, welche uns Senhor Felisberto Caldeira Brant Pontes, Marschall der Milizen von Bahia, in seinem eigenen schönen Hotel in der Vorstadt Barril genannt, anbot.

Aufenthalt in der Stadt S. Salvador, oder Bahia.

Als wir uns von Itaparica aus der gegenüberliegenden Landspitze der grossen Bai näherten, woran die ehemalige Hauptstadt Brasiliens erbaut ist, hatten wir bereits Gelegenheit, in einem Blicke ihre Ausdehnung und die Grösse ihres Handels zu überschauen. Obgleich weder an den Schönheiten einer erhabenen Natur noch an Werken menschlicher Thätigkeit dem königlichen Rio de Janeiro vergleichbar, wird dennoch Bahia bei dem ersten Anblicke in dem Reisenden die angenehmsten Gefühle hervorrufen.

Die Landzunge des Continentes, durch welche die Ostküste der Bai gebildet wird, ist auf der westlichen Seite zwischen ihrer Süd- und Nordspitze, dem Cabo de S. Antonio und der Punta de Monserrate, in zwei Buchten vertieft, an deren nördlichen und grösseren die Stadt S. Salvador, gewöhnlich nur Bahia genannt, in der Ausdehnung von beinahe einer Legoa erbauet ist. Das Terrain ist so ungleich, und besonders auf der Westseite so steil abhängig, dass längs dem Strande nur eine einzige Hauptstrasse, in der Mitte von einigen Nebengassen durchkreuzt, Raum hat; ein anderer Theil der Stadt erhebt sich in Terrassen, und der grösste nimmt den hügeligen Rücken der Landspitze, in einer Höhe von ein- bis zweihundert Fuss und mehr über dem Ufer ein. Ausgedehnte Façaden von Pack- und Waarenhäusern an der Küste, weiter oben von hohen Wohnhäusern, an deren Seeseite lange hölzerne Erker hinlaufen, lassen vielmehr eine handelsthätige und volkreiche, als eine schöngebaute Stadt erwarten. Manche der steilsten Abhänge sind nicht mit Gebäuden, sondern theils mit wildem Gebüsche, theils mit Bananen- oder Orangegärten, dem europäischen Ankömmlinge erfreuliche Verkünder eines tropischen Landes, besetzt. In dem untern Theile der Stadt begegnet man dem Geräusche des Handels. Zahlreiche Schiffe von allen Nationen, die unter dem Schutze der Batterien des Forte do Mar und des in N. gegen-

überliegenden, de S. Felipe ganz nahe an der Stadt vor Anker liegen, entleeren sich in die geräumigen Hallen des Zollhauses, und nehmen daraus reiche Ladungen der Landesproducte ein. Dieses Geschäft und der Transport vom Zollhause in die benachbarten Waarenhäuser der Kaufleute, beschäftigt auch hier, wie in Rio de Janeiro, Haufen von fast nackten Negern, die unter stoßweisem Geschreie mit ihrer Bürde einherziehen. Die geöffneten Läden lassen eine unglaubliche Fülle aller europäischen Waaren erblicken; sie sind vorzüglich reich an englischen Schnittwaaren, Hüten, Metallarbeiten, an französischen Luxusartikeln, an deutschen Linnen, Eisenwaaren und Nürnberger Artikeln, und an groben portugiesischen Baumwollenzeugen, vorzüglich buntgefärbten kleinen Tüchern. Selbst europäische Victualien und Stockfische, ein Haupteinfuhrartikel der Nordamerikaner, werden in Menge angeboten. Die wenigen Apotheken erscheinen wie in Portugal eingerichtet, und in Ueberfluße versehen mit englischen Specificis und Wundermitteln. Ein paar kleine Buchläden, in denen man selbst die Erzeugnisse der brasilianischen Literatur vergeblich sucht, erregen keine hohe Meinung von den wissenschaftlichen Bedürfnissen dieser bewegten Handelsstadt. Um so ausgedehnter sind die Buden, worin Steinhändler und Juweliere die bunten Steine von Minas Novas zu Schnallen, Nadeln, Ohrringen, Kämmen u. s. w. verarbeitet, und goldne und silberne Ketten von der verschiedensten Größe feil bieten. Diese Arbeiten sind zwar ziemlich roh und ohne Geschmack, vorzüglich werden die Steine selten scharf und gleichförmig geschnitten, doch werden sie, gemäß dem Temperamente der Einwohner, häufig getragen. Einen Theil nehmen die Sertanejos von ihren Besuchen der Hauptstadt zurück, ein anderer ist für die Negerinnen bestimmt, welche, besonders wenn sie den reichen Zuckerfabrikanten angehören, ihren Sonntagsputz von weißen Mousselinkleidern und reichen Spitzen durch den Glanz solcher Ketten erhöhen. Einige Schritte weiter stoßen wir auf den Fischmarkt. Er ist nicht so reichlich wie der von Rio de Janeiro versehen, und geeignet durch den Anblick seiner Unreinlichkeit den reizbaren Europäer sogleich weiter zu treiben. Wohin immer aber sich dieser wenden möge, überall wird er in dem Gedränge der Praya seinen Geruchsinn und sein feineres Gefühl für das Schickliche beleidigt finden. In dem Gemische der verschiedenen Menschenraçen muß der Europäer gewisse Ansprüche aufgeben.

Schön und ermüdet drängen wir uns durch die Reihen von Mulatten, welche hier, auf niedrigen Tabouretten mit Schneiderhandwerk beschäftigt, die Straße versperren, und gelangen in die Börse, wo uns europäische Reinlichkeit in dem geschmackvoll decorirten und mit köstlichen Holzarten getäfelten Saale begegnet. Doch müssen wir uns wundern, selbst zur Börsenzeit nur eine geringe Gesellschaft zu finden; die brasilianischen Kaufleute sind noch nicht gewohnt, ihre Geschäfte gemeinschaftlich in der Halle abzumachen. Wenn wir dieses Gebäude verlassen, ladet uns ein brauner Sacristan, in ein rothes Mäntelchen gekleidet, mit der den Mulatten eigenen Zudringlichkeit ein, das Fest in der benachbarten Kirche de Nossa Senhora da Conceiçâo zu besuchen. Wir folgen ihm durch dichte Haufen von Neugierigen, und steigen die Stufen zu dem Thore dieses Tempels hinan, welcher unmittelbar am Ufer erbaut ist, und zwar keinen großartigen reinen Styl an der, von europäischen Quadern aufgeführten Façade beurkundet, jedoch unter den Kirchen Bahia's mit Auszeichnung genannt zu werden verdient. In dem Vestibul der Kirche erwartet uns ein ganz ungewohntes Schauspiel: die Wände desselben sind mit bunten Reihen englischer und französischer Kupferstiche behangen, durch welche man, wenn auch nicht die Andacht, doch den Zufluß von Neugierigen zur Kirche zu vermehren berechnete. Seltsam genug erscheinen hier Leda mit dem Schwane neben Marschall Blücher, der Einzug der Verbündeten in Paris neben der Resurrection des Herrn, und die Porträts eines hohen Monarchen und seines Premierministers neben Amour und Folie und einer niederländischen Schenkstube nach Ostade. Das Publikum schien an der Unschicklichkeit dieser Ausstellungen kein Arges zu finden, und wallte nach Beschauung derselben in dichten Zügen in die Kirche und an die Opferstöcke.

Auch das Arsenal und die königliche Schiffswerfte befinden sich in diesem Theile der Stadt. Das erstere ist reichlich mit allen Bedürfnissen ausgestattet, und kann mehrere Kriegsfahrzeuge in kurzer Zeit ausrüsten und bewaffnen. Das Schießpulver für die brasilianische Flotte, welches man zum Theil in der Gegend von Bahia selbst, östlich von der Stadt fabricirt, wird in den Casamatten des Seeforts aufbewahrt. Die königlichen Werften sind nicht groß, und deshalb findet man selten mehrere Fahrzeuge gleichzeitig in Arbeit; aber sowohl rücksichtlich der

Construktion als des Holzmaterials zeichnen sich die hier erbauten Schiffe vor allen übrigen in Brasilien aus. Kauffahrteischiffe werden vorzüglich in den Werften von Tapagipe, eine und eine halbe Legoa nordöstlich von der Stadt, erbaut. Die Oertlichkeit gestattet hier, auch die größten Schiffe vom Stapel zu lassen.

Nach der Besichtigung dieser Gebäude wendet sich der Fremde mit Vergnügen der obern Stadt zu, um sich aus der Unreinlichkeit und dem Gedränge des schwülen Strandes zu retten. An den steilen, zum Theil mit Backsteinen gepflasterten Abhängen, welche den Gebrauch der Pferde fast unmöglich machen, findet er miethbare Palankins und zwei rüstige Negersclaven bringen ihn mit Schnelligkeit auf die Höhe, wo ihn eine ungewohnte Stille empfängt, und erfrischende Seewinde ihn abkühlen. Die Häuser in diesem Theile der Stadt sind meistens von Steinen erbaut, drei bis fünf Stockwerke hoch, und zum Theile von geschmackvollem Ansehen. Eine breite Straße stattlicher Häuser führt aufwärts nach dem Theater, von dessen Balkone man einer schönen Aussicht auf die ganze Bai und den Hafen genießt. Der mittlere Theil der Stadt, auf einem hügeligen, aber etwas niedrigeren Terrain erbaut, enthält zwischen regelmäßigen Straßen mehrere ansehnliche Plätze, unter welchen sich der des Gouvernementspallastes auszeichnet. Die Architektur dieses und der benachbarten Gebäude, des Stadthauses, der Münze und des obersten Gerichtshofes, ist einfach aber unbedeutend, und die Ansicht der Gefängnisse unter einem Theile des Pallastes, aus deren Tiefe man das Rasseln der Ketten und die Stimmen der Gefangenen vernimmt, giebt dieser Gegend der Stadt einen traurigen Charakter. Viele der Unglücklichen und darunter auch Weiße, welche diese Kerker bewohnen, sieht man bei Tage, mit Ketten belastet, in den Straßen öffentliche Arbeiten verrichten. Das merkwürdigste Gebäude im obern Stadttheile ist unstreitig das ehemalige Jesuitencollegium, mit seiner daranstossenden Kirche. Letztere, welche statt eines ältern und zerfallenden Gebäudes als Cathedralkirche (Sê) gebraucht wird, ist gegenwärtig, nach ihren architectonischen Verhältnissen, wohl der würdigste und großartigste Tempel in ganz Brasilien, und ein Denkmal von der Macht und dem Reichthume seiner Erbauer. Einige Gemälde von spanischen Meistern, die bronzenen Verzierungen des Chores, kostbare Vergoldungen der Altäre und eine treffliche Orgel wurden aus Europa, das reiche Getäfel der Sacristei von Schildpatt

aus Ostindien hergebracht. In dem Locale der Bibliothek des Jesuitenordens sind die Reste derselben aufgestellt worden. Der größte Theil des Jesuitencollegiums wird jetzt von dem Militärspitale eingenommen. Die übrigen Kirchen, deren man in Bahia über dreißig zählt, sind fast alle von unbedeutender Architektur; und nur das neue Gebäude der italienischen Kapuziner, eine freundliche Kuppelkirche, verdient rücksichtlich der architektonischen Verhältnisse Erwähnung; Schade, daß die buntfarbigen Platten auf der Façade den Eindruck stören. Unter den Klöstern der übrigen geistlichen Orden, welche hier in großer Anzahl vorhanden sind, zeichnet sich keines durch Schönheit des Baustyls aus, mehrere aber durch sonderbare Verzierungen, oder durch ihre Ausdehnung. Das Bürgerspital, die chirurgische Schule, welche ähnlich wie die in Rio de Janeiro eingerichtet ist, das erst vor kurzem errichtete Waisenhaus für Weiße, und der erzbischöfliche Pallast sind einfache, aber zum Theil große Gebäude. Die anmuthigste Zierde dieser ausgedehnten Häusermasse sind viele Gärten, die in ihr zerstreut liegend, obgleich nur selten gepflegt, dennoch während des ganzen Jahres das saftige Grün ihrer Orangenbäume und Bananen erhalten.

Wie reichlich die Schönheit der tropischen Vegetation eine sorgsame Hand des Gärtners belohnt, dies sagt dem Wanderer der öffentliche Spaziergang (Passeio publico), welcher auf einem der höchsten Punkte im südöstlichen Ende der Stadt, nahe am Forte de S. Pedro errichtet worden ist. Die Alleen von Orangen-, Zitronen-, Jambos-, Manga- und Brodfruchtbäumen, die dichten Schnitthecken der Pitanga, und in bunter Reihe zahlreiche Zierpflanzen aus dem südlichen Europa, Ostindien und Brasilien, machen diesen Ort, am Abende, wenn sich die Luft abkühlt, zu einem lieblichen Aufenthalte. Von dem geschmackvollen Pavillon aus schweift das Auge hier über die grünen Inselgruppen des reichen Golfes hin, oder ruht dort mit sehnsüchtigen Blicken auf der unendlichen Azurfläche des Weltmeeres, welche die untergehende Sonne mit zitterndem Farbenspiele überzieht.

In der Nähe des Passeio publico findet der Spaziergänger die ausgedehnteste Befestigung der Stadt, das Forte de S. Pedro, welches diese von der Landseite vertheidigt. Es wurde von den Holländern, nachdem sie (am 9. Mai 1624) Herren der

Stadt geworden waren, bedeutend vergrößert. In dem Graben hausen viele kleine Kaimans, mit langer Schnautze, die einen sehr starken Moschusgeruch verbreiten, und dadurch den Wanderer von ihrer gefährlichen Nähe unterrichten. Auf der Landseite ist ausser dieser Befestigung auch noch das Forte Barbalho, welches die Hauptstrasse nördlich von der Stadt nach dem Continente beherrscht. Die Seeseite wird durch mehrere, mit Sorgfalt erhaltene und reichlich mit Geschütz versehene Forts und Batterien vertheidigt. An der äussersten Südspitze der Landzunge steht das Forte und der Leuchtthurm de S. Antonio, dann folgen die Seebatterien von S. Maria und S. Diego, und dem südlichen Ende der Stadt gegenüber, auf einer kleinen Felseninsel im Meere, das Forte de S. Marcello, gewöhnlich Fortim do Mar genannt.

In jeder Jahreszeit liegen in dem herrlichen Hafen hunderte von Kauffahrteischiffen vor Anker. Man sieht hier die Flaggen aller Nationen, und darunter sehr oft die der Hanse-Städte, welche in dem letzten Decennium besonders den Zwischenhandel mit Bahia energisch betrieben haben. Portugiesische Schiffe sind die häufigsten, nächst ihnen englische, nordamerikanische, deutsche und französische. In neuerer Zeit legen auch viele Ostindienfahrer hier an, um frische Lebensmittel und Wasser einzunehmen. Die Zahl der Schiffe, welche jährlich den Hafen von Bahia besucht, und aus demselben segelt, darf gegenwärtig, die kleineren Küstenfahrzeuge abgerechnet, auf mehr als zweitausend angenommen werden; hat sich also seit dem Jahre 1806 fast verdreifacht. Da der Platz vorzüglich vom Meere her mit Lebensmitteln versorgt wird, so sieht man täglich eine große Anzahl von Böten ankommen, welche theils neben den Erzeugnissen der benachbarten Zuckerfabriken und den Artikeln, welche aus dem Innern des Landes herbeigeführt werden, theils ausschließlich, Mais, Reis, Mandioccamehl, Gemüse, Federvieh, Fische u. d. gl. an Bord haben. Nichts gleicht der Lebendigkeit des Hafens von Bahia, vorzüglich an Tagen, welche den Festtagen vorausgehen, und der Betrachter wird dann geneigt, einen trügerischen Schluß von der Bevölkerung dieser Provinz zu machen, wenn er nicht weiß, daß viele dieser Kähne von zwanzig bis dreißig Legoas entfernten Orten herbeikommen.

Die Bevölkerung dieser großen Stadt darf gegenwärtig

ohne Uebertreibung auf zweimalhundert tausend Seelen angenommen werden, wovon vielleicht einhundert und fünfzehntausend in der Stadt und ihren beiden Vorstädten da Victoria und do Bom Fim wohnen. Die besondere Lage der Stadt und ihrer Umgebung weist der Bevölkerung, welche in gleichem Umfange selbst die von Rio de Janeiro übertrifft, eine dreifache Thätigkeit an. Das Geschäft des Ackerbaues ist gewissermassen den Sclaven zugetheilt, deren man zwischen achtzig und neunzigtausend zählt, die Handwerke, und namentlich die gemeineren, welche in der Stadt schon vollkommen ausgebildet sind, beschäftigen vorzüglich die farbigen Leute; und der Handel, die höheren Gewerbe, die Verwaltung der verschiedenen Staatsämter und die grossen Höfe und Engenhos im Reconcavo sind in den Händen der Weissen oder derjenigen, welche sich so nennen lassen. Obgleich übrigens die weisse Farbe in Brasilien gleichsam adelt, und Ansprüche auf eine gewisse Stufe in der Gesellschaft zu geben pflegt, so würde man sich doch sehr irren, wollte man bei dem weissen Theile der Bevölkerung, und zwar selbst in den höhern Ständen, Gleichheit der Bildung und der Ansichten erwarten.

Die französische Sprache findet man hier, wie in Rio de Janeiro, bei weitem mehr verbreitet, als die englische, obgleich die Handelsverbindungen mit England viel wichtiger sind. Im Theater versammelt sich selten eine der Grösse der hiesigen Volksmenge angemessene Gesellschaft; nur bei festlichen Gelegenheiten füllen sich die drei Reihen von Logen des geräumigen Gebäudes mit kostbar geschmückten Damen und Herren, und das Parterre mit einem bunten Gewühle von Männern aller Stände und Farben. Für tragische Affecte ist das hiesige Klima zu heiss, und selbst Nordländer ergötzen sich lieber an leicht vorüberflatternden Bildern der Laune und des Frohsinns, als an den grossartigen Schöpfungen eines Calderon, Shakespeare, Racine oder Schiller. Das Orchester in dem Theater ist gut eingeübt, und spielt die Ouvertüren von Pleyel, Girowetz, Boyeldieu und Rossini mit Fertigkeit; denn die Brasilianer sind alle geborne Musiker. Ausser dem Theater werden in der neueren Zeit noch einige Belustigungsorte besucht, wo sich die Gesellschaft mit Karten-, Pfänder- und Lottospielen unterhält. Der starken Neigung zum Karten- und Würfelspiele giebt man sich aber vorzüglich in den Kaffeehäusern hin, und in gewissen Apotheken versammeln sich geschlossene Gesellschaften zu ähnlichen Unterhaltungen. In dem

reichsten Häusern werden von Zeit zu Zeit große Gastereien gehalten, bei welchen der Wirth die solide, oft altmodische Pracht seines Haus- und Tischgeräthes zur Schau legt, und die Gäste, nach altportugiesischer Sitte einen kleinen vergoldeten Degen an der Seite, unter dem Zwange einer gewissen Etikette die Freuden einer herrlichen Tafel genießen. In andern Zirkeln bewegt man sich freier; ehe man sich zu Tische setzt, werden in einem benachbarten Zimmer weiße Jäckchen vom feinsten Zeuge angezogen, damit man um so kühler speise, weshalb gewöhnlich auch die Fensterläden angelehnt werden. Hier erscheint gegen Ende der Tafel eine Bande Spielleute, durch deren, oft sehr unmusikalische Accorde man endlich zu dem Landum fortgerissen wird, welchen die Damen mit großer Anmuth zu tanzen pflegen. Gesang und der Geist des beliebten Champagnerweins beseelen diese heiteren Gesellschaften, aus denen man sich oft erst mit Sonnenaufgang entfernt. Für die niedrigeren Stände sind Spaziergänge während der Feiertage die gewöhnlichsten Belustigungen, und jene nehmen dazu vorzüglich Gelegenheit von den Jahrestagen der verschiedenen Kirchenpatrone im Reconcavo, zu deren Verherrlichung Märkte, unter dem Zusammenfluße einer großen Volksmenge, gehalten werden. Die Feierlichkeiten am Feste de Nosso Senhor do Bom Fim in der Vorstadt dieses Namens, welche jährlich zweimal gehalten werden, versammeln dort eine unzählige Volksmenge, und dauern, bei Illumination der Kirche und der benachbarten Gebäude, einige Tage und Nächte hindurch. Der Lärm und die ausgelassene Lustigkeit der zahlreich versammelten Neger giebt diesem Volksfeste einen sonderbaren, bizarren Charakter, von welchem sich nur diejenigen eine Vorstellung machen können, die die verschiedenen Menschenraçen in ihrer Vermischung zu beobachten Gelegenheit hatten. Eben so anziehend für den Betrachter entfalten die verschiedenen Stände und Raçen ihre Eigenthümlichkeiten, wenn sie sich, bei Anlaß einer religiösen Prozession, auf die Straßen Bahia's ergießen. Der prunkende Aufzug zahlreicher Brüderschaften von allen Farben, welche einander in der Kostbarkeit ihrer Gewänder, Fahnen und Insignien zu übertreffen suchen, wechselnde Reihen von Benediktinern, Franziskanern, Augustinern, beschuhten und unbeschuhten Carmeliten, Almoseniereren von Jerusalem, Kapuzinern, Nonnen, — daneben die portugiesischen Linientruppen von kräftiger martialischer Haltung und die unkriegerischen Milizen der Hauptstadt, — die Gravität und Salbung europäischer Priester und

aller Glanz der altrömischen Kirche mitten in dem wilden Lärmen extatischer, zum Theile, möchte ich fast sagen, halbheidnischer Neger, und umgeben von dem Getümmel beweglicher Mulatten gestalten sich zu einem der großartigsten Lebensbilder, welches der Reisende irgendwo finden kann. Wie in einem Zauberspiegel sieht da der staunende Beobachter Repräsentanten aller Zeiten, aller Welttheile, aller Gemüthsstimmungen an sich vorüberziehen.

Die Schulen von Bahia, vor der Vertreibung der Jesuiten ganz in den Händen dieser Gesellschaft, werden auch gegenwärtig durch einige Mönche, hauptsächlich aber durch Weltgeistliche versehen. Solche lehren in dem Gymnasium, wo Griechisch, Lateinisch, Mathematik, Logik und Metaphysik vorgetragen werden; aber auch die Bürgerschulen, an denen Laien angestellt sind, stehen unter der Aufsicht der Pfarrer. Das Studium der Jurisprudenz verfolgen die hier gebildeten Jünglinge ausschließlich in Coimbra, das der Medicin einzelne auch in Edinburg oder Paris. Die reichen Besitzer der Zuckerfabriken und andere große Gutsbesitzer lassen ihre Kinder gemeinfglich durch Weltgeistliche unterrichten, denen zugleich die priesterlichen Geschäfte in den, oft sehr volkreichen Höfen übertragen sind.

Die Behörde verpachtet die Versorgung der Stadt mit frischem Fleische, Fischen und anderen Lebensmitteln an den Meistbietenden, und weil dadurch alle Concurrenz aufgehoben wird, so leidet Bahia bisweilen an gutem frischem Fleische Mangel. Bei andauerndem Regenmangel haben die Besitzer der Heerden (Bojadas) nicht selten die Hälfte verloren, und die Stadt empfand den Mangel um so mehr, als der Fischfang in der Bai und an den benachbarten Küsten des Oceans, ebenfalls verpachtet, und von Negern betrieben, dem Bedürfnisse der großen Bevölkerung kaum abhilft. Statt des Mehls von Mais, der gewöhnlichsten Nahrung in S. Paulo und einem Theile von Minas Geraës, nimmt hier der Gebrauch des Mandioccamehls mehr und mehr zu; ausserdem besteht die Nahrung des gemeinen Volkes aus Bohnen. Bananen. Speck und gesalztem Fleische, welches auch die hauptsächliche Kost der Sclaven ist. Kalbfleisch und Gemüse sind selten und theuer, aber an Früchten aller Art ist kein Mangel, und namentlich sind die Orangen von Bahia, ferner auch die Brodfrüchte, die Mangas und Attas vortrefflich.

Die Orangen werden sogar in grosser Menge für den Hof nach Rio de Janeiro gesendet. Das Wasser wird, wie in Rio de Janeiro, von Negersclaven in kleinen hölzernen Fässern herumgeführt und feilgeboten; es ist oft sehr warm und unrein. Die beste Quelle der Stadt, am Campo de S. Pedro, ist zu entlegen, um häufig benützt werden zu können. Die Schiffe versorgen sich am Strande zwischen dem Leuchthause von S. Antonio und dem Forte de S. Pedro.

An den Wasserplätzen der Stadt sind oft zahlreiche Haufen von Sclaven versammelt, und nicht ohne Interesse beobachtet der Menschenfreund diese unglücklichen Kinder eines entfernten Welttheiles, welche bestimmt scheinen, mit ihrem Schweiße die Erde des neuen Continentes zu befruchten. Die größte Zahl der Negersclaven, welche sonst hierher gebracht wurden, gehörten dem Stamme der Ausazes und Schéschés an. Sie sind von dunkelschwarzer Hautfarbe, gross, musculös, kräftig, sehr unternehmend, und haben früher einige Male gefährliche Meutereien angezettelt, ihre Herren getödtet, die Engenhos in Asche gelegt, und energische Maasregeln von Seite der Regierung nothwendig gemacht. Durch Vermischung mehrerer Stämme, die ihre Sprachen gegenseitig nicht verstehen, kommt man den Gefahren einer Empörung dieser so zahlreichen Neger allerdings einigermassen zuvor, jedoch verstehen sich viele, sehr entfernt von einander wohnende Stämme wenigstens in einzelnen Ausdrücken, denn, merkwürdig genug, haben sehr viele afrikanische Sprachen eine grosse Aehnlichkeit mit einander, und stehen dadurch in einem auffallenden Gegensatze mit den oft auf wenige Familien beschränkten Sprachen der amerikanischen Ureinwohner. Uebrigens erkennen sich die verschiedenen Negerstämme, sowohl durch ihre Sprache, Hautfarbe, Größe und Gesichtsbildung, als vorzugsweise durch eigenthümliche Verstümmelungen, welche, gemäß der Sitte ihrer Stämme, mit ihnen vorgenommen worden waren. Sehr häufig bemerkt man Neger, deren Eckzähne zugespitzt, oder deren Schneidezähne in tiefe Kerben ausgefeilt sind; Andere haben mehrere, oft ziemlich tiefe Narben von Schnitt-, Brand- oder Aetzwunden in der Schläfegegend, auf der Stirne oder den Wangen. Der Zustand dieser Sclaven ist bei weitem nicht so traurig, als man gewöhnlich in Europa annimmt; sie leiden nicht Mangel an Nahrung, sind, so weit es das Klima verlangt, bekleidet, und durch Arbeiten selten übermäßig angestrengt. Ausser

den Sonn- und den üblichen fünfunddreißig Festtagen (Dias santos) sind von der jetzigen Regierung noch achtzehn Tage im Jahre als Feiertage erklärt worden (feriados), an welchen keine öffentlichen Geschäfte vorgenommen werden; an den beiden ersteren, nicht aber an den letzteren, ist der Sclave von Arbeit für den Herrn befreiet, und kann sich für eigene Rechnung beschäftigen. Die Arbeiten in den Zuckerfabriken und in den Plantagen sind am anstrengendsten, dauern aber kürzere Zeit, und überdies genießt der Sclave auf dem Lande einer gewissen Freiheit, und lebt in harmloser Ruhe mit seiner Familie, welche gewöhnlich eine eigene Hütte bewohnt. In der Stadt sind diejenigen in der traurigsten Lage, welche ihren Herren täglich eine gewisse Summe (etwa 240 Reis) baar nach Hause bringen müssen; sie werden als arbeitende Capitalien betrachtet, und, da ihre Eigner sich binnen einer gewissen Zeit für Auslage und Zinsen bezahlt machen wollen, am wenigsten geschont. Schmerzlich fällt es mir zu sagen, daß Solche bisweilen im Alter, wenn sie zur Arbeit unfähig geworden sind, der Freiheit, und damit der Hülflosigkeit anheim gegeben werden. Diesen, jedoch zur Ehre der Brasilianer, sehr seltenen Fall abgerechnet, genießt der Negersclave sorglos, zwischen Arbeit und Muße, ein Loos, das in vieler Rücksicht dem Zustande gesetzloser Angst und Dürftigkeit in seinem, durch die bösen Künste der Europäer entmenschten Vaterlande vorzuziehen ist. Hier freuet er sich seines Lebens, und im Allgemeinen ist es nicht die Sclaverei, sondern nur die Trennung von den Verwandten und die unmenschliche Behandlung während des Transportes, vor denen seine Seele zurückschaudert; Schrecknisse, denen leider eine große Menge dieser traurigen Opfer unterliegt. Viele Sclaven erkennen den Werth moralischer Verbesserung, welche ihnen durch das Licht des Christenthums möglich geworden ist, sie geben unzweideutige, oft rührende Beweise davon, indem sie mit kindlichfrommer Scheu an den Götzendienst ihres Vaterlandes zurückdenken, und würdigen ihren sicheren, sorgenfreien Zustand, unter dem Schutze gewisser, wenn auch noch so beschränkender Gesetze.

Der Weinstock trägt jährlich zweimal, im Junius und im December, aber viele kleine Papageienarten stellen den Trauben so begierig nach, daß man sie in Beutel von Baumwollenzeug einschließen muß. Die europäischen Gemüsearten können hier größtentheils gebauet werden, sind aber dem Fraße der Ameisen,

Schnecken und Vögel mehr unterworfen, als inländische Pflanzen. Vorzüglich sind es die ersteren Thiere, welche die schönsten Pflanzungen oft in wenigen Stunden verheeren. Um Bäume gegen sie zu sichern, pflegen sorgsame Gärtner sogleich bei der Pflanzung derselben einen hohlen Teller von gebranntem Thone um den Grund des Stammes mit einzugraben, welcher beständig mit Wasser angefüllt erhalten werden muß. Andere vertilgen diese unheilbringenden Gäste durch Feuer, welches sie über ihren, oft sehr ausgedehnten Wohnungen anzünden.

Reise nach der Comarca dos Ilheos, und zurück nach Bahia.

Die Umgegend von Bahia ist reich an freundlichen Landschaften; jedoch findet man hier weder den romantischen Wechsel der Ansichten, noch die Fülle und Kraft dichtbelaubter Urwälder, noch jene großartigen Formen der Gebirge, welche vereint Rio de Janeiro zu einem der schönsten Orte der Erde machen. Vorzüglich sind in dem Reconcavo alte Hochwälder bereits eine Seltenheit geworden. Es mußte uns daher von Wichtigkeit seyn, den Charakter der unentweihten Wälder in andern Gegenden der Provinz kennen zu lernen, und wir nahmen deshalb gerne die Einladung des Marschalls Felisberto Caldeira an, in seinem Schoner die Villa de S. Jorge dos Ilheos zu besuchen, in deren Nähe er eine große Zuckerfabrik besitzt. Wir verließen am Abend des 11. December Bahia, und steuerten mit einem frischen Landwinde bei Mondenschein aus dem Hafen. Die erleuchtete Stadt, die zerstreut schimmernden Lichter auf Itaparica und die schwankenden Umrisse der vielgestaltigen Ufer vereinigten sich zu einem schönen Nachtgemälde, das durch das Tönen ferner Fischergesänge nicht nur Leben, sondern auch die magische Kraft erhielt, an ähnliche Erfahrungen in Europa zu erinnern. An dem Eingange der Bai begegneten wir einem Convoi portugiesischer Schiffe, welche, wegen der zahlreichen Seeräuber von Bue-

nos Ayres, unter dem Geleite eines Kriegsschiffes, ankamen. Als wir mit Anbruch des Tages auf das Verdeck stiegen, sahen wir in Westen den Morro de S Paulo, einen kegelförmigen Granitberg, mit Vegetation bedeckt, der obgleich nur einige hundert Fuß hoch, an dieser niedrigen Küste ein wichtiger Erkennungsort für diejenigen Schiffe ist, welche den Eingang in die Bai von Bahia verfehlt haben. Er liegt auf einer kleinen Insel, und hat eine unbedeutende Befestigung. Das Land, längs dem wir nun, in einer Entfernung von einigen Seemeilen, hinsteuerten, ist niedrig, und die Küste des Continentes mit zahlreichen Inseln besetzt. Die immergrüne Vegetation, unmittelbar in der Nähe des Meeres, gewährt von Ferne einen erfreulichen Anblick; wenn man sich ihr aber ganz nähert, wird man von dichten Schwärmen von Mosquiten überfallen, welche ihre Eier in den Schlamm des Ufers zu legen scheinen, und sich hier in unglaublicher Menge vermehren. Gegen Mittag gelangten wir in die Breite von Camamú. Wir hofften bis Sonnenuntergang in der Bai von Ilheos ankern zu können; allein, als wir eben die vier kleinen Inseln vor derselben erblickt hatten, erhob sich ein heftiger Südwestwind, welcher den Schoner zwang, die Nacht hindurch vor der Bai zu laviren. Die beiden grösseren von jenen Inseln erscheinen von Ferne gesehen, wie flache Hüte; die grössere in N. ist mit Waldung, die kleinere, so wie die übrigen, mit Graswuchs und Gesträuch bedeckt und felsig. Zwischen den beiden grössern läuft unter Wasser ein Felsenriff hin, an dem die See mit Heftigkeit brandet. Der Eingang in den Hafen ist zwischen der nördlichen Insel (Ilha verde) und dem festen Lande. Der Rio dos Ilheos fällt in die Bucht unter grosser Krümmung nach Süden, und bildet auf der Nordseite des Hafens eine schmale Landzunge, worauf die Villa de S. Jorge dos Ilheos steht. Hier warfen wir am 13. December, mit dämmerndem Morgen, in zwei und einem halben Faden Grund, Anker.

Die Lage der Villa de S. Jorge dos Ilheos ist überaus anmuthig. Die sandige Landzunge, an deren westlichem Ufer der Flecken erbauet ist, wird von einem reichen Haine wallender Cocospalmen geschmückt, dieses schönen Baumes, der, wo er erscheint, der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz verleihet. Gegen Nord erhebt sich die Landspitze zu einem dichtbewaldeten Hügel, den die Kirche de N. S. da Victoria beherrscht; gegen Westen verweilt das Auge mit Wohlgefallen auf dem seeartig

ausgebreiteten Wasserspiegel des Rio dos Ilheos, den freundliches Gebüsche umgrünt. Ostwärts rollet der Ocean in majestätischer Bewegung seine Wogen längs einer flachen Küste hin, die bald gerade fortlaufend, bald in seichte Buchten ausgeschnitten, hier mit niedrigen Felsen, dort mit glänzendem Buschwerke bekleidet ist, und theils Flächen eines weissen, reinlichen Sandes, theils saftig grünende Wiesen aufweiset. Wer mit entzücktem Blicke diese liebliche Landschaft überschauet, muss verwundert fragen, warum er nicht eine volkreiche wohlhabende Stadt, sondern einige, mit Gras bewachsene Strassen niedriger Hütten findet. Der ganze Flecken zeigt gegenwärtig kein einziges solides Haus mehr auf, da das i. J. 1723 aus Sand- und Backsteinen erbaute Jesuitencollegium, unbewohnt und vernachlässigt, bereits wieder in Trümmer zu zerfallen beginnt. Die Villa und ihr ganzes Kirchspiel zählt gegenwärtig, obgleich Hauptort der Gemarkung von Ilheos und Residenz des Ouvidors, doch nur zweitausend vierhundert Seelen. An Bildung, Fleiss und Thätigkeit stehen die Bewohner dieser schönen Gegend weit hinter den Mineiros. Indolenz und Armuth gehen aber auch hier gleichen Schritt, und zufrieden mit dem Zustande eines andauernden Müssigganges, ohne höhere Bedürfnisse, vernachlässigen die Ilheanos den Ackerbau so sehr, dass sie selbst, und noch mehr der Fremde bei ihnen, nicht selten sich dem Hunger ausgesetzt sehen. Die Indios manzos sind ein harmloses, aber wenig zur Arbeit geneigtes Volk, welches sich, ohne Bedürfnisse, vom Fischfang, der Jagd und dem sparsamen Anbaue des Mais und der Mandiocca nährt. In der Villa Olivença, zwei Legoas südlich von der Villa de S. Jorge wohnen ihrer achthundert. In diesem Orte ist die grösste Zahl derselben mit der Verfertigung von Rosenkränzen aus der Nuss der Piaçabapalme beschäftigt. Sie sollen deren in manchem Jahre um den Betrag von tausend Crusados nach Bahia senden, obgleich ein einzelner an Ort und Stelle nur zehn Reis kostet. Andere beschäftigen sich damit, aus den Fasern der Piaçaba Taue, Bürsten und Matten, und aus dem Stroh von der Cocospalme Hüte zu flechten, welche letztere sowohl, als Baumwollenzeuge, sie mit Brasilien- oder Gelbholz zu färben verstehen. Die Leibesbeschaffenheit dieser Küstenindianer ist kräftig, und ihre Gesichtsbildung bei weitem angenehmer, als die der Sabujás und Cariris; sie sind gute Ruderer und Schwimmer, und wenn sie sich entschlie-

fen, bei den Fazendeiros um Taglohn zu arbeiten, fördern sie das Holzfällen mit großer Gewandtheit und Ausdauer.

Der Rio dos Ilheos ist eigentlich die gemeinschaftliche Mündung dreier Flüsse, des Rio da Cachoeira, des mittleren und größten, des Rio do Engenho in Süden, und des, nur wenige Meilen langen, Rio Fundão in Norden. Sie sind von dichter Urwaldung umgeben, welche nur hie und da einer Pflanzung oder einem, im Vergleiche mit denen des Reconcavo, kleinen Engenho Platz gemacht hat. Das einzige Zuckerwerk von Bedeutung, welches zweihundert und sechzig Sclaven mit der Production von neun- bis zehntausend Arrobas Zucker, von einer verhältnißmässigen Quantität von Nahrungsmitteln und von etwas Baumwolle beschäftiget, ist das Engenho de S. Maria, am Rio do Engenho, dem es den Namen gab. Es gehört unserem Gastfreunde in Bahia, Senhor Felisberto Caldeira, und sollte, nach dessen Einladung, das Standquartier während unseres Aufenthaltes in Ilheos seyn. Wir zogen jedoch vor, die Küste sobald als möglich zu verlassen, und uns in die majestätischen Wälder zu vertiefen, von denen wir hier umgeben waren; und zu dieser Reise ermunterte uns vorzüglich die Aussicht, in Almada, sieben Legoas von der Villa, einige Landsleute zu finden, welche sich daselbst angesiedelt hatten. Man pflegt nach jener Gegend gemeiniglich nicht zu Lande, sondern auf dem Rio Itahype (Taïpe) zu reisen, welcher von dort her dem Meere zuströmet, und eine Stunde oberhalb der Barra de Ilheos in den Ocean fällt; da er aber eine sehr breite Mündung voll Untiefen hat, vermeidet man, von der See aus in ihn zu fahren, und schifft vielmehr den Rio Fundão bis zu einer Stelle hinauf, wo er sich dem Itahype so weit nähert, daß man die Ladung ohne große Mühe quer über eine schmale Landstrecke tragen, und auf dem letzteren Flusse von neuem einschiffen kann. Das freundliche Ufer des Rio Fundão, bedeckt bald mit üppigem Grasteppich, bald mit reinlichen Sandflächen, über welche sich die Ranken einer röthlichen Trichterwinde und eines seltsamen Grases ausbreiten; oder mit glänzendem Gebüsche, deren zahlreiche Cocospalmen und zerstreute Hütten der Gegend den Charakter einer harmlos ländlichen Cultur verleihen, steht im sonderbarsten Contraste mit den dicht- und finsterbewaldeten Ufern des Itahype, auf dem sich das Boot hier zwischen umgestürzten Baumstämmen, dort zwischen dicht verwachsenem Schilfe mit Mühe

einen Weg bahne. Mancherlei groteske Gestalten traten uns hier zum ersten Male entgegen, und ließen eine beträchtliche Verschiedenheit von der Vegetation der Urwälder bei Rio de Janeiro bemerken. Längs dem Ufer steht eine Aronstaude; ihre, nach oben konisch verdünnten Stämme, von vier bis fünf Zoll Durchmesser, von grauer Farbe, und bisweilen wie Elfenbein glänzend, mit großen Pfeilblättern und tutenförmigen Scheiden gekrönt, bilden bisweilen eine Reihe undurchdringlicher Pallisaden; schlanke Heliconiensstämme prangen mit purpurrothen oder feuerfarbigen Scheiden, und das Pfeilrohr nickt mit seiner einseitigen Rispe zwischen dichten Aesten fiederblättriger Mimosen hervor; hier haben sich die Lianen zwischen weißstämmigen Ambaúvabäumen zu dichten Tapeten verschlungen, dort hängen sie in langen Guirlanden herab, und bilden in den Buchten des Flusses schwankende Brücken. Die wechselnde Pracht dieser Blattformen wird erhöht durch den Farbenschmuck unzähliger Blumen. Zahlreiche Wasserhühner, Reiher, Taucher u. d. gl. beleben das Gebüsche; das stille Leben und Treiben dieser Vögelgeschlechter harmonirt mit dem wilden Charakter dieser Einsamkeit, und der Reisende überläßt sich, langsam aufwärts rudernd, einem Wechsel von Staunen und von Schwermuth, bis ihn hier die Erscheinung eines lauernden Kaimans aufschreckt, oder dort ein pfeilschnell vorüberjagender Zug schnarchender Fischotter störet. Obgleich die Ebbe und Fluth in dem Itahype weit aufwärts, bis zur Vereinigung desselben mit der Lagoa de Almada, und in dieser sichtbar seyn sollen, bemerkten wir doch nur eine sehr schwache Ebbe oberhalb unseres Eintrittes in den Fluß; sie entblößte die Wurzeln der Manguebäume, auf welchen wir, neben der eßbaren Landkrabbe auch eine Art von Seekrebsen bemerkten, welche von den Einwohnern häufig genossen werden, und vorzüglich mit Essig und Oel zubereitet sehr schmackhaft sind. Diese Thiere, kleine Muscheln und Seefische gehören, nebst Bananen und Mandiocamehl, zu der gewöhnlichen Nahrung der Küstenbewohner. Tiefer landeinwärts wird der Fluß seicht und felsig; wir mußten einigemal das Boot über spitzige Granitfelsen wegschieben. Nachdem wir einen Weg von etwa fünf Legoas auf dem Flusse zurückgelegt hatten, verließen wir ihn bei Taviri, einer verwilderten Pflanzung, und drangen, auf einem hügeligen Terrain, quer durch den Wald. Bald nahe, bald ferne brauste zu unseren Füßen in einem tiefen Thale der Itahype über sein Granitbette hin, und ein mannichfaltiger Wechsel von Aussichten in wild-

verwachsene Schluchten, in finstere Waldgehänge und auf kleine Wasserfälle entschädigte uns für die Mühen einer Wanderung auf ungebahnten steilen Wegen. Vergessen waren sie aber in dem Augenblicke, als wir die Fazenda Almada betraten, wo deutsche Sprache und deutscher Händedruck uns willkommen hießen. Herr P. Weyll hatte den Muth gehabt, sich in dieser Wildniß niederzulassen; große Strecken des Waldes waren umgehauen, abgebrannt, und mit Mais, Reis, Zuckerrohr und Kaffrebäumchen bepflanzt; im Thale am Itahype, der eben da, zwischen malerischen Felsgruppen, einen kleinen Fall bildet, war der Grund zu einer Zuckermühle gelegt, und für die Zimmerung derselben ein englischer Werkmeister angenommen. Auf der Höhe des Berges, welche den ganzen Landtheil unseres Wirthes, von einer Quadratlegoa Umfang, beherrschet, sollte ein Wohnhaus gebaut werden. Diese Vorarbeiten, welche mit zehn bis zwölf Negersclaven, und den, um Taglohn arbeitenden Indianern geschehen waren, hatten gewissermassen den muthigen Ansiedler erst mit der Größe und Schwierigkeit seines Unternehmens bekannt gemacht. Jetzt erst war er dahin gekommen, die ungeheuere Waldung zu überschauen, welche er sein nannte, von der er aber erst nach fortgesetzten Opfern mehrerer Jahre, voll Beschwerlichkeiten und Sorgen, den Lohn seiner Thätigkeit erwarten durfte. Die Vegetation streitet hier mit aller Stärke des jugendlichen und unbesiegten Bodens gegen die Thätigkeit des Menschen; und Vermessenheit würden viele unserer harmlosen Landbauer das Unternehmen nennen, hier die friedliche Kunst des Ackerbaues, mit Feuer und Axt bewaffnet, der ungeregelten Schöpferkraft der Erde entgegenzustellen. Groß und mannichfaltig sind die Plagen, denen sich der kühne Pflanzer in diesen einsamen Wildnissen, abgeschnitten von der übrigen gebildeten Menschenwelt, aussetzen muß; denn, abgesehen von der Mühseligkeit der Ausrodung dichtverwachsener Wälder, wo mancher Baum, von zehn bis zwölf Fuß Durchmesser, zwei Aexte mehrere Tage lang beschäftiget, wo das Abbrennen bisweilen nur unvollkommen gelingt, Würmer, Schnecken, Ameisen und Vögel den Pflanzen um so mehr nachstellen, als diese wie zarte Fremdlinge in den Wäldern erscheinen, — so ist der Ankömmling und seine Dienerschaft manchen Krankheiten, vorzüglich kalten Fiebern und Hautausschlägen, ausgesetzt; er leidet von den Mosquitos, welche ihn zwingen, seine Hütten während des Tages sorgfältig zu verschließen, weil sie den Schatten aufsuchen; er hat nicht selten Mangel an ge-

wohnter gesunder Kost, da er sich alle Provisionen von Fleisch, Butter u. s. f. aus der Ferne kommen lassen muß, und endlich sind ihm seine Sclaven eine beständige Quelle von Sorgen, da sie, bei irgend einer Unzufriedenheit, gar leicht Gelegenheit zur Flucht in die benachbarten unermeßlichen Wälder oder zum Aufenthalte bei entfernten Fazendeiros finden. Die Gesetze bestimmen zwar scharfe Strafen den Brasilianern, welche Sclaven Anderer zurückhalten, jedoch geschieht dieses nicht selten, und der angehende Pflanzer, dessen Capital dann theilweise unbenützt ruht, empfindet den Mangel arbeitender Hände gerade im Beginne seiner Bemühungen um so übler. Auf alle diese, in Europa nicht hinreichend gewürdigte Schwierigkeiten wurden wir von unserem gastfreundlichen Wirthe aufmerksam gemacht; sie ließen uns erkennen, welche Kraft des Charakters, ja sogar welcher Antheil von Glück und Zufall nothwendig sey, um die Unternehmung deutscher Colonisten in jenen Gegenden so erfolgreich zu machen, als man sich bei uns nicht selten vorspiegelt. Auch die beiden Nachbarn des Herrn Weyll, Herr Fr. Schmid aus Stuttgart, in der Pflanzung Lussia, und Herr Borell aus Neufchatel, in Castel-Novo, mußten uns, obgleich guter Hoffnungen voll, eine ähnliche Schilderung von den Schwierigkeiten einer Ansiedlung in diesen Wäldern machen. Der Erstere beabsichtigte, die Asche der verbrannten Stämme in seinen Pflanzungen für Pottasche zu verwenden; der Letztere baut vorzüglich Kaffee. Alle hatten viel von kalten Fiebern zu leiden gehabt, und glaubten mit Recht, nur dann ihre neuen Wohnplätze frei von den Einflüssen der schädlichen Ausdünstungen der Wälder, wenn diese durch häufige Niederlassung in der Nähe gelichtet worden wären. Doch wurde, so viel wir hören, bis jetzt dieser Wunsch nicht erreicht, und nachdem eine Gesellschaft von Deutschen, besonders Frankfurter Colonisten, sich unter Anführung des, leider zu früh verstorbenen, Herrn Freyreiß, am Rio Mucuri in der Provinz Porto Seguro niedergelassen hat, wurde Herr Weyll veranlaßt, sich dahin überzusiedeln; Herr Schmid hatte aber seine Unternehmung schon früher aufgegeben, und war nach Europa zurückgekehrt.

Die Indianer von Almada versicherten uns, des zwölf Legoas langen Weges von unserem dermaligen Aufenthalte nach Ferradas oder der daselbst neuerlich errichteten Villa de S. Pedro de Alcantara vollkommen kundig zu seyn, und wir beschlossen

daher, uns der Leitung derselben zu überlassen, um jene Gegend zu besuchen. Wir beluden daher die Indianer, unseren Custodio und einen europäischen Diener mit einigen Lebensmitteln, versahen uns mit den nöthigsten Waffen und Waldmessern, und vertieften uns, die Schritte des Führers sorgfältig verfolgend, in das nächtliche Dunkel der Waldung. Das Terrain ist äusserst ungleich, und in den tieferen, zum Theile sumpfigen Gegenden stellt die Vegetation, vorzüglich von Heliconien, Rapateen, Bromelien und scharfblättrigen, zum Theile baumartigen Gräsern, dem Vorwärtsschreiten fast unbesiegbare Hindernisse entgegen. Ueberdies sind hier kleine giftige Schlangen nicht selten, welche wir bisweilen in den Höhlen der Ananasstauden liegen fanden. Unser Führer vermied daher die niedrigsten Gründe, und je höher wir an den Hügeln hinanstiegen, desto reinlicher und lichter von Unterholze ward der Wald. Gras und Kräuter sind auf diesem Boden selten, aber um so majestätischer erheben sich die Stämme namenloser Baumgeschlechter, die sich in einer Höhe von hundert und fünfzig Schuhen zu einem dichten Laubgewölbe ausbreiten. Unzählbar sind übrigens die Formen von gerade ausgespannten oder schlangenartig gewundenen Schlingpflanzen, von Ananas- und Aronstauden, von Farnkräutern und prachtvollen Orchideen, die an feuchten Orten die Hochstämme überziehen. Solche phantastische, oft trügerische Gestalten spannen die Einbildungskraft des Wanderers, und erregen nicht selten die Anwandlungen einer bangen Furcht, zu der ohnehin die schauervolle Stille dieser Wälder vorbereitet. Welche Wirkung aber der andauernde Einfluß dieser grausenvollen Einsamkeit auf das menschliche Gemüth äussere, beurkundeten unsere indianischen Führer. Trippelnden, jedoch schnellen Schrittes gingen sie vor uns her, und schienen mit allen Sinnen in das Stillleben der Umgebung versunken. Jeder Windstoß, der die ruhigen Wipfel beweget, jeder Laut eines Thieres wird von dem Indianer vernommen, — nach allen Seiten wendet er die kleinen dunklen Augen, die weitabstehenden Ohren; — er erfaßt gleichsam auf einmal alle Handlungen, die in diesem großen Naturschauspiele, durch welches er hinwandelt, vorgehen, er setzt alle in Beziehung zu seinen Bedürfnissen; — hier lockt er mit täuschendem Rufe den Papagei aus den Zweigen herab, hier hat er im Nu das, durch die Zweige fliehende Eichhörnchen ausgekundschaftet, dort erhascht er eine Paca oder ein Coati, die eben in ihre Höhlen schlüpfen wollten; mit Schnelligkeit sammelt er während des

Gehens die Larven großer Käfer, einen Leckerbissen, aus faulem Holze auf, oder bricht die jungen Stengel von Costus ab, um durch den auszusaugenden Saft dem Durste vorzubeugen. So macht er sich die ganze Umgebung für seine Zwecke dienstbar, und verfolgt mit sicherer Eile seinen Weg. Obgleich wir, um den sumpfigen Niederungen auszuweichen, meistens an den runden Hügeln herumgingen, so blieben doch unsere braunen Führer der eingeschlagenen Richtung nach S. S. W. immer treu, und steuerten zuversichtlich durch die ungeheuere Waldung. Nur nachdem wir Mittags an dem granitischen Ufer eines klaren Waldbaches geruhet hatten, und die Branntweinflasche öfter von ihnen in Anspruch genommen worden war, erhuben sie unter einander mancherlei Zweifel über die kürzeste Richtung, und sobald eine Art von Urtheil, statt des bis jetzt waltenden Instinktes, sie leiten sollte, verloren sie ihre Unbefangenheit und Sicherheit. Nachdem sie uns eine gute Weile fortgeführt, und, um den Rückweg nicht zu verfehlen, die Spitzen der Zweige, an welchen wir vorübergingen, abgebrochen hatten, blieben sie stehen, und verfielen in träumerisches Hinbrüten, aus dem wir sie nur durch die Versicherung erwecken konnten, daß ihre Leitung ganz mit der Aussage unseres Compasses übereinstimme. Inzwischen war der Abend hereingebrochen, es fing an langsam und immer stärker zu regnen, und auf einmal umgab uns die Nacht mit undurchdringlichem Schleier. In der Nähe eines kleinen Baches ward nun Halt gemacht, und in wenigen Minuten war ein schrägaufsteigendes Lattenwerk errichtet, das wir mit den Wedeln einiger gefällten Palmen deckten, und durch eine dichte Lage von Farnkräutern zu unserer Schlafstätte einrichteten. Die Indianer bauten sich, Jeder einzeln, einen ähnlichen Zufluchtsort, oder suchten sich große Stücke von Baumrinden abzuziehen, womit sie sich bedeckten. Wir waren zwar hinreichend mit Mundvorrath, und auch mit Kaffee versehen, aber ein Kochgeschirre war vergessen worden. Die Erfindungskraft unserer Führer wußte auch dafür Rath; ein junges, noch ungetheiltes Blatt der Patipalme von etwa vier Fuß Länge, ward kahnförmig unter einem Stocke festgebunden, und, mit Wasser gefüllt, dem Feuer ausgesetzt. Zu unserer Verwunderung erreichte das Wasser den Siedepunkt, ohne Berstung dieses vegetabilischen Topfes, und wir entbehrten bei unserem idyllischen Abendmahle selbst den erregenden Trank Arabiens nicht. Die Wachtfeuer, welche wir vorzüglich zum Schutze gegen wilde Thiere anzünde-

ten, drohten, bei der Nässe des Brennmaterials, alle Augenblicke zu erlöschen, und da unser Blätterdach dem Regen nicht mehr widerstand, brachten wir den größten Theil der Nacht wachend zu. Die Eindrücke einer solchen Einsamkeit bereichern das Gemüth des europäischen Wanderers mit früher unbekannten Gefühlen. In besonderer Schönheit und Glanz erschienen die Leuchtkäfer, welche von Zeit zu Zeit, besonders wenn es aufgehört hatte zu regnen, in großer Menge um uns schwärmten. Diese Thiere können das phosphorichte Licht, welches von beiden gelblichten Punkten ihres Thorax ausstrahlet, erhöhen und schwächen; bald ist es flammend und röthlich, bald bleich wie Mondschein. Sie behalten es an die Nadel gespießt noch fünf bis acht Tage bis zu ihrem Tode. Bei der Eröffnung der gelben Punkte überzeugte sich Dr. Spix, daß die Phosphorescenz von einem kleinen Säckchen, in dem Thorax, ausgehe, welches mit einer, dem zerflossenen Phosphor ähnlichen, talgartigen Masse angefüllt sey. Eine andere Erscheinung in den Wäldern, die hier von Neuem unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war das durchdringende Schnarren einer großen Cicade, welches sich dem Tone einer Nürnberger Kindertrompete vergleichen läßt. Es entsteht nicht durch das Reiben der Flügel, sondern durch die, von starken Muskelbündeln vermittelte Zusammenziehung und Erweiterung des eigenthümlichen Trommelapparats dieser Thiere am Unterleibe. Mit Aufgang der Sonne bemerkten wir, daß sich ein dichter Nebel in der Waldung gelagert hatte, und jetzt empfanden wir auch am lebhaftesten die Einwirkung der, aus den faulenden Pflanzenstoffen entwickelten, Dünste auf unsere Geruchsnerven. Naß und ermüdet setzten wir die Reise, durch einen eben so dichten und unwirthlichen Wald, über Berge, Bäche und umgestürzte vermoderte Bäume, bis gegen Mittag fort, wo endlich die Indianer einige Waldwege erkannten, welche jedoch uns selbst unkenntlich geblieben wären, da sie sich vielmehr durch Verstümmelung der benachbarten Bäume und Gesträuche, als durch Entblössung des Bodens von niedrigen Pflanzen auszeichneten. Jetzt gelangten wir endlich auf eine breitausgehauene, zum Theile ziemlich reine Straße.

Das Oertchen, welches den Namen Villa de S. Pedro de Alcantara, zu Ehren des jetzigen Beherrschers von Brasilien, trägt, besteht aus sechs bis acht elenden Lehmhütten, einer kleinen Kirche von ähnlicher Bauart, und einigen offenen Schop-

pen, in denen wir, bei unserer Ankunft, drei Familien der Guerens, welche von Almada hierher waren übersiedelt worden, und einige Individuen, besonders Weiber und Kinder, vom Stamme der Camacans vorfanden. Die letzteren bilden gegenwärtig den Hauptstock der Bevölkerung, und zählen etwa sechzig bis siebzig Köpfe; eine eben so große Anzahl war an einem bösartigen Fieber gestorben, oder hatte sich bald nach der Anlegung der Ortschaft wieder zerstreut. Wir trafen gegenwärtig auch jenen Rest nicht vollständig, da die meisten Männer bereits seit acht Tagen auf einem Streifzuge gegen die Grenze von Minas abwesend waren, woher sie Rohre zu Pfeilen, und eine Pflanze, um die Spitzen derselben zu vergiften, abholen wollten. Alle diese Indianer waren hier durch die Bemühungen eines ehrwürdigen Geistlichen von dem Kapuzinerkloster zu Bahia, Frey Ludoviko Liorne versammelt, und, so wie in den ersten Lehren der Kirche, im Ackerbaue unterrichtet worden. Wenn irgend Jemand es vermag, diese unstäten und rohen Söhne des Waldes zu sanfteren Gefühlen umzubilden, und für die Stimme der Religion empfänglich zu machen, so mußte es dieser würdige Greis seyn. Ruhe und Heiterkeit sprechen aus den edlen Gesichtszügen des Mannes, dessen Haar und Bart unter dem verdienstlichen Amte eines Seelenhirten erblichen ist, und seine würdevolle Haltung erhebt ihn, als ein Wesen höherer Art, über die scheuen Wilden, welche durch das Vertrauen zu ihm für die ersten Funken religiöser Gefühle empfänglich werden. Wenn solche Mittel zur Humanisirung ihre Zwecke nicht erreichen, dann darf man wohl überhaupt an der Möglichkeit verzweifeln, diese gefallenen Kinder Amerika's zur wahren Menschheit zu erheben. Und dennoch, wie geringfügig mußten uns die Fortschritte der Camacans in der Cultur erscheinen, wenn uns der würdige Missionär ein Bild von ihrem Leben und Thun vor Augen stellte! Noch vor wenigen Wochen hatte ein Weib, im Zorne, ihr eigenes Kind umgebracht, eine Andere hatte die Ueberreste ihres vor wenigen Monaten verstorbenen, sehr geliebten Kindes wieder ausgegraben, die Gebeine abgeschabt, dann mit den fleischigen Theilen gekocht, die Brühe getrunken, und jene darauf, reinlich in Palmenblättern eingewickelt, von neuem begraben. Welche grausigen Excesse der Gefühle, die fast über die Grenze der Menschheit hinausfallen!

Die Nation der Camacans wohnet zwischen dem Rio de

Contas und dem Rio Pardo. Ihre Gesammtzahl wird auf zweitausend Köpfe geschätzt; läßt sich aber nicht mit Bestimmtheit angeben, da sie in einzelnen Hütten oder kleinen Dörfern (Rancharias) durch die Wälder zerstreut wohnen, und zum Theil ihre Wohnsitze verändern. Die von uns daselbst gesehenen Camacans erschienen uns als ein derber und gesunder Menschenschlag, breitbrüstig, fleischig, von dunkler bräunlichrother oder Kupferfarbe. Das größte Individuum unter ihnen maß fünf Fuß sechs Zoll paris. Maas. Ihre Gesichtszüge hatten nichts vor denen der übrigen Indianer Ausgezeichnetes, wenn nicht vielleicht die Stirne minder reclinirt und höher war, als bei den, unstreitig mehr verkrüppelten, Catris und Sabujás. Das Haupthaar trugen sie unbeschnitten und von ausserordentlicher Länge wild herabhängend. Barthaare waren nur an einigen Männern sichtbar. In ihren Bewegungen hatten sie alle jene eigenthümliche Gewandtheit und Rundung, die den amerikanischen Urbewohnern eigenthümlich ist. Die Männer gingen ganz nackt, oder hatten kurze Hosen von Baumwollenzeug angethan, womit sie der Missionär versah. Die Weiber waren in Röcke von bunten Baumwollenzeugen gekleidet, und übernahmen willig allerlei Arbeiten und Dienstleistungen in dem Haushalte ihres geistlichen Lehrers, dem sie mit großer Ehrfurcht zugethan schienen. Sie verstehen aus Baumwollen- und Palmenschnüren saubere Beutel, Jagdtaschen und kurze viereckichte Schürzen, welche sie lieber als die europäische Kleidung um die Lenden tragen, zu verfertigen, und färben das Material mit den Saamen des Urucú roth, mit den Früchten des Genipapo schwarz, und mit dem Gelbholze gelb. Auch Töpferwaren verstehen sie zu verfertigen. Die Waffen der Camacans sind Bogen und Pfeile; letztere sollen sie nur im Krieg mit dem Extrakte eines Schlingstrauches vergiften. Die Bogen sind von dem braunen Holze eines großen Hülsenbaumes gemacht, sieben bis acht Fuß lang, und auf der vordern Seite mit einer Längsrinne versehen; die Pfeile von vier Fuß Länge, sind, wie dies bei den meisten Indianerstämmen der Fall ist, nach ihrer Bestimmung für große und kleine Jagd, oder für den Krieg, mit einfachen Spitzen oder mit vielartig gebildeten Wiederhacken versehen. Für die Jagd der kleinsten Vögel bedienen sie sich wohl auch eines Pfeiles mit fünf oder sechs quirlförmig auseinander tretenden Spitzen. Eine fein polirte zugespitzte Stange von röthlichem Holze wird bisweilen dem Anführer im Kriege, gleichsam als Com-

mandostab, verliehen. Wir fanden bei diesem Stamme keine Gewohnheit, wodurch sie sich auffallend von ihren Nachbarn unterscheiden, mit Ausnahme ihrer Weise zu schlafen. Sie gebrauchen nämlich keine Hängmatten, sondern ein Gerüste von Latten, welches sie mit getrockneten Blättern und Thierfellen bedecken. Dieser Gebrauch scheint mir aufzudeuten, daß die Camacans ursprünglich nicht in Waldungen, sondern in Fluren gelebt haben. Die Camacans pflegen erst spät ein Weib zu nehmen. Mehrere Bewerber um eine Braut entscheiden bisweilen ihren Streit durch die Probe, wer einen Holzblock von acht bis neun Arrobas Gewicht im Laufe am weitesten tragen kann; eine Sitte, welche sie mit den Cajapós gemein haben, die überhaupt manches Uebereinstimmende zu besitzen scheinen. Die Leichen von Kindern begraben diese Indianer an jedem Ort ohne Unterschied; die der Erwachsenen aber im Walde, wie man uns erzählte, bisweilen in sitzender Stellung. Das Grab wird hoch mit Palmblättern bedeckt, und darauf von Zeit zu Zeit frisches Fleisch gelegt. Sobald dieses von irgend einem Thiere gefressen wird, oder durch einen andern Zufall verschwindet, so glauben sie, es sey dem Verstorbenen willkommen gewesen, und hüten sich lange Zeit, von demjenigen Thiere zu essen, welches es lieferte. Diese, in einer großen Ausdehnung bei den meisten Indianerstämmen vorfindliche, Sitte mag beurkunden, daß sie eine, wenn auch noch so undeutliche, Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele besitzen. Vielleicht hängt sie auch mit einer wenig ausgebildeten Idee von der Seelenwanderung zusammen. Uebrigens erreichen die Camacans ein hohes Alter, und ich sah einen Mann von hundert Jahren, dessen dichtes Haupthaar zwar ergrauet, aber nicht weiß war. In der Nähe der Weissen nimmt die Sterblichkeit unter ihnen zu, und sie unterliegen vorzüglich den Blattern und andern hitzigen Fiebern. Die Colonie hatte erst vor Kurzem durch diese Krankheiten einen Theil ihrer Glieder verloren, wodurch sich die Gelegenheit ergab, das Skelet von einem Manne dieses Stammes zu erhalten. Wir fürchteten anfänglich, die Meinungen und Gefühle der Indianer durch Nachsuchungen solcher Art zu beleidigen, zu unserer Verwunderung aber brachten sie uns selbst das Gewünschte. Der Schädel dieses Mannes zeichnet sich durch die äusserste Festigkeit und Schwere seiner Knochensubstanz, durch die kräftige Ausbildung des Unterkiefers und die starke Hervorragung der Stirnbeulen aus. Nasen- und Gaumenlaute sind in der Camacans-Sprache sehr häufig. Uebri-

gens soll die Sprache zwar arm und ungelenk, aber doch sehr energisch seyn. Selbst mit den wenigen Worten, welche die Camacans besitzen, kargten sie, als wir, in ihre Hütten eingedrungen, Auskunft über das verschiedene Geräthe ihres ärmlichen Haushaltes wünschten. Ein junger Bursche war beschäftigt, einigen Kindern die Augenbraunen auszureissen: eine allgemein übliche Verunstaltung, gegen die sich der Missionär bisher vergeblich bemüht hatte. Eine Mutter hatte ihre Kleinen auf der Stirne und den Wangen mit Kreisbögen und auf der Brust mit einem grossen Kreuze von rother Farbe bemalt, war aber durch den Dollmetscher nicht zu bewegen, uns Etwas über den Grund der Wahl der letzten Verzierung zu sagen. Die Camacans, und zwar vorzüglich die Weiber, bereiten diese rothe Farbe aus den Saamen des Urucústrauches, indem sie dieselben mit kaltem Wasser abreiben, bis der farbehaltige Ueberzug niedergefallen ist. Diesen Stoff formen sie sodann in viereckichte Stücke, welche sie an der Sonne austrocknen lassen; um die Farbe zur Schminke zu benützen, mischen sie sie durch Reiben mit Ricinusöl oder mit einem Thierfette. Auch die Geschäfte des Landbaues, zu denen sie ihr christlicher Seelenhirte anleitet, werden vorzüglich von den Weibern betrieben, und mehrere Rossas sind mit Mandiocca und Mais bepflanzt worden; doch reicht dies nicht für ihren Bedarf hin, und die Regierung hatte zur Zeit unserer Anwesenheit veranstaltet, daß jedem Familienvater zehn Arrobas Mandioccamehl auf ihre Kosten in dem Engenho de S. Maria abgereicht wurden. Der ehrwürdige Frey Ludoviko hatte sich vorgenommen, selbst noch in die westlichen Wälder einzudringen, um die zerstreuten Camacans-Indianer an seinem Altare zu vereinigen; doch war dies vielleicht eine zu schwere Aufgabe für den rüstigen Greis. Wir nahmen von dem trefflichen Manne Abschied; fuhren auf dem, gerade jetzt sehr wasserarmen Rio da Cachoeira bis zu seiner kleinen Strömung zwischen Granitklippen hinab, und drangen von da aus wieder in den Urwald. In ihm brachten wir unter einem elenden Schoppen eine regnerische Nacht zu, und erreichten endlich die gastfreundlichen Hütten von Almada wieder. Hier hätte uns nicht blos die biedere Herzlichkeit der Bewohner, sondern auch der Reichthum des Waldes an merkwürdigen Pflanzen lange Zeit zurückhalten können; wir wünschten aber auf dem Schoner, welcher uns nach Ilheos gebracht hatte, nach Bahia zurückzureisen, und würden deshalb von unseren Landsleuten sogleich Abschied genommen haben, wenn

nicht ein unvorgesehenes Hinderniß eingetreten wäre. Der Coroado-Indianer Custodio, welchen wir bereits acht Monate, von dem Presidio de S. João Baptista in Minas aus, mit uns führten, war, als wir aufbrechen wollten, verschwunden, und, wie uns die zweideutigen Reden der Indianer von Almada belehrten, nach den Wäldern seines Stammes zurückgekehrt. Wahrscheinlich hatte die Ansicht des Naturzustandes der Camacans in ihm Gefühle von Heimweh erregt, deren wir ihn um so weniger fähig hielten, als er uns viele unzweideutige Spuren von Anhänglichkeit gegeben, und eine große Neugierde gezeigt hatte, jenes Land zu sehen, wo es, wie er sich auszudrücken pflegte, lauter blasse Männer mit Hosen gäbe. An diesem seinen Entschluß, uns nach Europa zu begleiten, hatte die Eitelkeit großen Antheil, denn er that sich auf das Erstaunen, was er dort erregen würde, viel zu Gute; doch vermochten, wie es sich nun hier zeigte, solche Rücksichten nichts über die Macht alter Gewohnheit und angestammter Sinnesart. Wir versuchten einige Tage lang, ihn durch die ausgesendeten Indianer wieder auffinden zu lassen, da diese ihn aber nicht zurückbrachten, so mußten wir ihm Glück zur Reise auf der einsamen Straße nach dem Rio Pardo wünschen. Wir verließen unsern liebenswürdigen Wirth, schifften den Itahype hinab, und gelangten nach einer, wegen der gegenwärtigen Seichtheit des Flußes und der drückenden Sonnenhitze, sehr beschwerlichen Tagreise, in die Villa de S. Jorge, wo wir zu unserem Verdrusse den Schoner nicht mehr vorfanden, weil wir uns, gegen die Abrede, verspätet hatten. Im Hafen lag ein ganz kleines Boot, dessen Benützung zur Fahrt nach Bahia uns angeboten wurde; es war dasselbe Fahrzeug, welches vor Kurzem eine Colonie von schweizerischen und holländischen Familien, unter des Herrn Freireiß Leitung, nach Mucuri bringen sollte, aber in der Nähe von Porto Seguro auf einem Felsen auffaß, leck wurde, und die Personen nur mit Verlust der Ladung an den Ort ihrer Bestimmung brachte. Die Erzählung dieses Unfalls, welche uns als neuer Beleg von dem vielfachen Mißgeschicke deutscher Ansiedler in Brasilien diente, war nicht geeignet, die Seereise, und zwar gerade in einem Augenblicke zu empfehlen, wo der N. O. Wind an dieser Küste herrscht. Nachdem wir daher mehrere Tage auf die Erscheinung eines andern Schoners vergeblich gewartet hatten, beschlossen wir endlich, zu Fuß, längs der Küste nach Bahia zurückzukehren. Bevor diese Reise angetreten wurde, hatten wir

Gelegenheit, den größten Theil der Bevölkerung auf Veranlassung eines nationellen Festes versammelt zu sehen, welches die Feiertage in der ersten Woche des Jahres ausfüllt. Junge Leute zogen als Mauren und christliche Ritter verkleidet mit lärmender Musik durch die Straßen, nach einem freien Platze, wo sich ein Baum, mit portugiesischem Wappen geschmückt, gleich einem deutschen Maienbaum, erhob. Ein hitziger Kampf zwischen beiden Partheien gab vorzüglich der Figur, welche den heiligen Georg vorstellte, Gelegenheit, die ritterlichen Tugenden des Schutzpatrons von Ilheos glänzen zu lassen. Beide Heere vergaßen aber, nach ächtromantischer Sitte, ihre Fehde bald bei einem lauten Bankette, das sogar durch den Tanz Landum gefeiert wurde.

Wir verließen am 6. Januar 1819 das armselige, aber schön gelegene Oertchen, und verfolgten in der Richtung nach Norden zu Fuß das Ufer des Meeres. Wir setzten in einem Kahne über die Mündung des Rio Itahype, und wanderten im Sande längs einer unabsehbaren Küste hin. Der Ocean wälzt hier, unter Gebrause und Donner, ungeheuere Wogen auf die Dünen an, und netzte von Zeit zu Zeit unsere Schritte. Wir durchwadeten mehrere tiefe, zwischen dem Sande sich dem Ocean zuschlängelnde Bäche, und fanden an dem einen derselben eine große Meerschildkröte, wahrscheinlich beschäftigt, sich einen Platz zu wählen, wohin sie ihre Eier legen könnte; denn sie entwischte unseren Verfolgungen, indem sie eiligst dem Wasser zukroch und untertauchte, was sie wahrscheinlich, im Begriffe, ihre Eier zu legen, nicht gethan haben würde, da es bekannt ist, daß sich diese Thiere im Geschäfte des Eierlegens nicht mehr stören lassen. Ihre Eier sollen übrigens nicht so wohlschmeckend seyn, als die der großen Flußschildkröte, welche uns während der Reise auf dem Amazonenstrome so nützlich ward. Allmälig war es Nacht geworden, ein frisches, regsames Lüftchen kreißte kühlend um die erhitzten Wanderer; der Mond trat hellleuchtend an dem klaren Firmamente hervor, und die Lohen entfernter Pflanzungen, in denen die Wälder niedergebrannt wurden, rötheten den westlichen Himmel. So wanderten wir in der labenden Kühle der Nacht fort, das Gemüth getheilt zwischen den unnennbaren Genüssen einer Tropennacht und seligen Rückerinnerungen an das Vaterland, dessen Rechte an uns hier gleichsam der Ocean mit periodischer Donnerstimme wiederholte. Um zwei Uhr nach Mitter-

nacht erreichten wir die kleine Fazénda Memoam, und baten nicht vergeblich um Herberge. Zwischen Gebüschen der Strandpalme, an einen dichtbelaubten Hügel gelehnt, liegen die niedrigen Hütten, deren harmlose Bewohner, Abkömmlinge von Indianern und Weissen, vom Fischfange leben. Als wir in der Morgenkühle noch anderthalb Legoas weiter wanderten, fanden wir an der Ponta do Ramos eine ähnliche Niederlassung von zahmen Indianern. Diese Leute verstehen aus den Fasern der Tucumpalme und einer Ananasstaude vortreffliche Netze für ihr Fischergewerbe zu verfertigen, welche im ganzen Lande hochgeschätzt werden. Eine Indianerin bezeugte Mitleiden mit dem Gesundheitszustande unseres Freundes, Herrn Schlüter, und bereitete einen Trank aus dem Safte der kleinen grünen Limonie, Salz und Wasser. Die Wirkung dieses Mittels war in so ferne sehr glücklich, als es den Fieberanfall, der eben eintreten sollte, unterdrückte. Eine halbe Legoa nördlich von der Ponta do Ramos erstreckt sich ein, etwa sechshundert Fuß hohes Gebirge, die Serra Grande der Einwohner, in das Meer, welches an ihm mit Gewalt brandet. Nicht ohne Mühe überstiegen wir den steilen Granitberg, beschattet von seiner dichten, mit Blumen und Wohlgerüchen erfüllten Waldung. Auf der nördlichen Ebene angelangt, setzten wir den Weg in der Richtung nach Nord, bald auf Dünen, bald zwischen dichten Strandpalmen, deren eben reife Früchte Araras und andere Vögel herbeilockten, fort. An dem Ufer des Meeres fanden wir zahlreiche Muscheln und Quarzgeschiebe von so ausgezeichneter Klarheit, daß wir bei dem ersten Anblicke versucht waren, sie für Topase zu halten. Obgleich wir bei, bis spät nach Sonnenuntergang fortgesetzter Reise uns wiederum von aller Herrlichkeit einer tropischen Mondnacht umgeben sahen, so fühlten wir uns doch von der Wanderung im tiefen Sande so ermüdet, daß wir endlich gleichgültig gegen alle Reize die Fazenda Tejuipe erreichten; wo wir, von zahlreichen Mosquitos grausam verfolgt, den Rest der Nacht hinbrachten.

Die dritte Tagreise, welche unter ganz ähnlichen Umgebungen, wie die vorigen, zurückgelegt wurde, brachte uns nach der Villa da Barra do Rio de Contas. Dieser Ort ist einer von den neueren an der Küste. Ungeachtet der guten Lage an einer großen Rhede, welche Grund für Schoner, Schmacks und andere kleine Schiffe hat, und des fruchtbaren Bodens der Umgegend nimmt doch die Villa verhältnißmässig nur langsam an

Bevölkerung und Reichthum zu. Der Rio de Contas hat hier eine bedeutende Breite, wir brauchten in einem kleinen Nachen eine halbe Viertelstunde, um das gegenseitige, nördliche Ufer zu erreichen. Mehrere kleine Böte und ein nach Bahia bestimmter Schoner lagen in der Mündung vor Anker. Diese Schiffe bringen etwas Taback, Speck, Leder und Häute aus den Gegenden am oberen Theile des Rio de Contas nach der Hauptstadt, und nehmen dagegen die Bedürfnisse der Provinz zurück. Sie können jedoch nur einige Legoas aufwärts schiffen, weil der Strom weiter gegen Westen Untiefen und Felsenriffe mit kleinen Strömungen enthält. Nördlich von der Barra do Rio de Contas dehnt sich bis nach der Villa de Marahú eine ebene Sandküste aus. Mit Tagesanbruch waren wir hier im Anblicke eines herrlichen Sonnenaufganges; wanderten wir der Küste entlang und vergnügten uns, den Pulsschlag des Meeres zu beobachten, dessen siebente und eilfte Welle uns höher anzuwogen schien. Marahú liegt an dem südlichen Ufer eines, etwa eine halbe Legoa breiten Meerarmes. Die Villa, welche wir nach einigen Stunden Wegs erreichten, ist unbedeutend, und hat, obgleich mit einer sehr fruchtbaren Umgebung gesegnet, dennoch in den letzten Decennien nur wenig an Bevölkerung zugenommen. Man zählt in ihrem Kirchspiele etwa sechzehnhundert Menschen, darunter ziemlich viele von indianischer Abkunft. Die hier gebauten Wassermelonen sind wegen ihrer Süssigkeit berühmt, und werden bis nach Bahia ausgeführt; ausserdem bringt die Gegend Mandioccamehl, Reis, Bohnen, Mais hervor, und sie ist wegen der großen Feuchtheit des hiesigen Klima, wo vierzehn Tage ohne Regen eine große Seltenheit sind, sehr geeignet für die Cultur des Cacaobaumes. Wir fanden hier nur einige Stämme, deren gesundes Aussehen allerdings die Zweckmässigkeit des Cacaobaues in diesen Gegenden bewährte. Auch einige, in jener Periode hier angepflanzte Zimmtbäume schienen gut zu gedeihen. Auf dem andern Ufer des weit landeinwärts gedehnten Meerarmes liegt die kleine Villa de Barcellos, welche wir noch an demselben Tage in der Hoffnung besuchten, uns dort nach Bahia einschiffen zu können. Wir wollten in Barcellos eben vom Ufer stossen, als unsere Indianer, welche bereits die Ruder ergriffen hatten, plötzlich mit großem Geschreie das Boot verließen, und einem Thiere nachliefen, das sich zwischen dem Manglegebüsche gezeigt hatte. Es war ein Guaxinim, welches gegen Abend die Küsten zu beschleichen, und die bei der Ebbe

an den Wurzeln der Uferbäume zurückbleibenden Krabben und Krebse zu fangen pflegt. Nur mit Mühe versammelten wir die Ruderer wieder im Boote, und fuhren längs dem Ufer in der Richtung nach N. hin, bis wir, vom herabströmenden Regen, wie von dem ins Boot eindringenden Wasser durchnäßt, um Mitternacht die Villa de Camamú erreichten. Dieser Ort ist ohne Zweifel der bedeutendste und volkreichste an der ganzen Küste von Bahia, südlich von der Hauptstadt. Man zählt in der Villa selbst mehr als sechstausend Menschen, worunter verhältnißmässig viele Weisse und nur wenige Indianer sind. Das kleine Boot, worin wir die Seereise von Camamú nach Bahia unternahmen, war mit abgeschälter Manglerinde angefüllt, die, zum Theile bereits seit längerer Zeit in dem Schiffsraume der Fäulniß ausgesetzt, einen pestilenzialischen Geruch verbreitete. Als wir uns, bei eintretendem Regenwetter unter das Deck flüchteten, wurde, zu nicht geringem Erstaunen, unsere Silbermünze in der Tasche schwarz; und wir glaubten deshalb in der Rinde auf einen Schwefelgehalt schließen zu dürfen, welcher sich durch die Fäulniß als Schwefelwasserstoffgas entbunden hätte. Unter den Uebeln, die wir auf der Fahrt nach Bahia auszustehen hatten, war jedoch dieser üble Geruch nicht das größte. Noch unangenehmer empfanden wir die Saumseligkeit unseres Bootsmannes, der, obgleich er versprochen hatte, in der gewöhnlichen Zeit, von vier und zwanzig Stunden, uns nach Bahia zu bringen, dazu drei volle Tage verwendete, indem er an einigen Orten in Geschäften verweilte. Der europäische Reisende hat an dieser Küste von den Söhnen Neptuns, in deren Willkühr ihn der Zufall versetzt, keine Aufmerksamkeit, sondern nur Geringschätzung zu erwarten. Er muß gemeiniglich, als vermeintlicher Engländer, alle Launen eines Nationalhasses ertragen, den diese Seeleute weder verhehlen können, noch verstecken wollen. Die erste Station, welche wir dem Schiffsmeister zu Gefallen halten mußten, war auf der kleinen Insel das Flores, oder do Chiqueiro an dem Ausgange der Bai von Camamú. Das Eiland ist mit fruchtbaren Pflanzungen bedeckt, und bot uns eine reichliche Lese köstlicher Guajavenbeeren, aus denen die Bewohner, von indianischer Abkunft, sehr wohlschmeckende Zuckerconserven bereiten. Die Früchte der Cuitébäume werden von ihnen, der Länge nach getheilt, sorgfältig gereinigt und getrocknet, zu sehr zierlichen Trinkschalen verarbeitet. In der dunkelgeschwärzten Oberfläche der Schalen wissen sie mit einem Griffel oder Messer zahlreiche Fi-

guren von Blumen, Thieren und Menschen einzugraben, welche daher in weisser Farbe hervortreten. Diese Figuren sind von allen, die wir in Brasilien von den Ureinwohnern verfertigt sahen, die besten in der Zeichnung, und nähern sich, dem Charakter nach, einigermassen dem chinesischen Geschmacke. Zum Schwarzfärben der Cujas sollen sich diese Indianer einer Abkochung von der Rinde mehrerer Myrten und eines sehr feinen, schwarzen Thones bedienen. Nachdem wir gezwungen worden waren, auf der Ilha das Flores eine regnerische Nacht unter dem Schutze einer feuchten Hütte hinzubringen, landeten wir am nächsten Tage schon wieder an der Mündung des Jagoaripe. Viele Barken mit Lebensmitteln und mit Zuckerkisten beleben die Wasserstraße; und wir setzten von nun an die Reise fast immer in Begleitung größerer oder kleinerer Fahrzeuge fort. In der Nähe des Meeres sind die Küsten des Festlandes und der zahlreichen Inseln großentheils mit Manglebäumen besetzt, landeinwärts aber erblickt man ausgedehnte Pflanzungen und reinliche Gebäude an den sanftansteigenden, mit Buschwerk und einzelnen Palmen gezierten Hügeln. Als wir die Insel Itaparica erreicht hatten, ließen wir uns auf der Mitte der Westseite an das Land setzen, und wanderten zu Fuß, durch freundliche, zum Theil wohlbebaute Gründe nach der Villa, wo wir bequeme Herberge fanden, und uns an der idyllischen Ruhe dieser schönen Insel ergötzen konnten, welche allerdings sehr angenehm mit dem Lärm der benachbarten Hauptstadt contrastirt.

Reise durch den Sertão von Bahia nach Joazeiro, am Rio de S. Francisco.

Die Dampfböte, welche gegenwärtig Bahia mit den Hauptorten an der Küste des Reconcavo in Verbindung setzen, waren zwar zur Zeit unserer Abreise von dieser Stadt bereits im Baue begriffen, jedoch noch nicht vollendet, und wir schifften uns daher am 18. Februar 1819, in einer der gewöhnlichen Zuckerbarken nach der Villa de Cachoeira ein, wo wir gegen Mitternacht ankamen. Die neue Anordnung unserer Karavane war hier mit Schwierigkeiten verbunden, weil der Binnenhandel durch Maulthiere fast ausschließlich von den Sertanejos betrieben wird, und diese gegenwärtig, wegen andauernder Dürre, nicht eingetroffen waren. Es kostete uns viele Mühe, die nothwendige Zahl von Maulthieren zusammenzubringen. Diese Thiere, welche aus den Provinzen Rio Grande do Sul und S. Paulo in großen Haufen, und zwar gewöhnlich längs dem Rio de S. Francisco, in die Provinz von Bahia getrieben werden, sind, theils wegen der Anstrengung einer so langen Reise, theils wegen der Einflüsse eines ganz verschiedenartigen Klima, hier viel schwächer, als in südlicheren Gegenden. Eine gewöhnliche Ladung wiegt deshalb nicht sieben Arrobas wie in S. Paulo, sondern nur vier. Die Leitung der von Neuem organisirten Karavane übergaben wir einem Mulatten aus S. Paulo, der als Arieiro im Gefolge des Herrn Conde de Palma gedient hatte, und von diesem zu unserm Dienste abgeordnet worden war. Er gehörte unter die colossalsten und stärksten Männer, die wir in Brasilien sahen, und Niemand durfte vermuthen, daß er das erste Todtenopfer sey, welches von unserer Reiseunternehmung würde gefordert werden. Während solcher Vorbereitungen hatten wir Gelegenheit, unseren Aufenthaltsort etwas genauer kennen zu lernen. Die Villa de Cachoeira genießt eines beständigeren und gesünderen Klima's, als die benachbarte Hauptstadt. Obgleich auch hier die Seewinde fühlbar sind, so leidet man doch nicht von dem dort so nachtheiligen Wechsel der Temperatur. Die gesellschaftlichen Verhält-

nisse und die Civilisation in dieser reichen Villa gleichen denen von Bahia, da sich unter den Einwohnern viele Portugiesen befinden. Die lateinische Schule bildet gute Zöglinge. Zur Gründung eines Waisenhauses war von den mildthätigen Einwohnern der bedeutende Fond von 22,378,000 Reis subscribirt worden. In die Zeit unserer Anwesenheit fiel das Carneval, welches, nach portugiesischer Sitte, die gesammte Bevölkerung in Bewegung setzte. Man sah zwar hier keine jener grotesken Maskeraden des römischen oder venetianischen Carnevals, aber das schöne Geschlecht wetteiferte, die Vorübergehenden durch einen scherzhaften Krieg in Verlegenheit zu bringen. Alle Fenster waren von Damen besetzt, welche mit Wasser gefüllte Wachskugeln umherwarfen, und sehr erfreuet schienen, die streng bewachte Etikette auf einige Tage vergessen zu dürfen.

In der Gegend der Villa de Cachoeira findet man Landschaften, die durch das üppige Grün der Hügel, durch den Wechsel des Gebüsches und durch mannichfaltige Aussichten auf den majestätischen Fluß von eigenthümlichem Reize sind. Zwei kleine Bäche, Pitanga und Caquende, welche schnellen Laufes von den Hügeln herabkommen, bieten ein erquickendes Bad im dunklen Schatten aromatischer Lorbeerbäume, oder idyllische Ruheplätze neben schäumenden Cascaden. Mit Freude bemerkt der Europäer, wie hier die Cultur des Bodens bereits den Charakter der Landschaft veredelt hat. Etwa eine kleine Stunde östlich von der Villa war der große, 2666 Pfund schwere Block gediegenen Kupfers entdeckt worden, welcher seit dem Jahre 1782 in dem K. Naturalienkabinette zu Lissabon aufbewahrt wird.

Von der Villa de Cachoeira laufen drei Hauptstraßen aus: die Estrada de Muritiba, die Estrada de Belem und die Estrada de Capoeiraçú. Wir schlugen den letzteren Weg ein, als wir am 27. Februar die Villa de Cachoeira verließen, und stiegen den steilen Morro de Capoeiraçú hinan, auf dessen Höhe, etwa siebenhundert Fuß über dem Meere, wir das dürre hügelichte Platteau erreicht hatten, durch welches uns nun mehrere beschwerliche Tagemärsche bevorstanden. Bis auf eine Legoa Entfernung von Cachoeira liegen auf beiden Seiten der Landstraße viele Landhäuser, Vendas und Arbeitshütten der Neger; man sieht ausgedehnte Pflanzungen von Kaffee, Mandiocca, Gras und etwas Gemüse; dann aber nimmt der Anbau mehr und

mehr ab, und in der Nähe von Feira da Conceição, zwei Legoas von der Villa, sind alle Spuren einer industriösen Bevölkerung wieder verschwunden, und der Reisende sieht sich von Neuem in den Sertão versetzt. Wir übernachteten in dieser kleinen, aus niedrigen Lehmhütten bestehenden Ortschaft, und brachten daselbst den nächsten Tag mit Einrichtung unseres Gepäckes und Anordnung der Karavane zu. Unser Zug war ein Gegenstand lebhafter Neugierde bei den braunen und schwarzen Bewohnern des Oertchens. Sie hielten die Reise durch den Sertão in dieser Jahrszeit für sehr gefährlich, und riethen uns, davon abzustehen, weil die gewöhnlichen Regenmonate, September bis Februar, ohne Regen vorübergegangen seyen, und deshalb ein allgemeiner Wassermangel die Straße fast entvölkert habe. Gewohnt jedoch, solchen, meistens übertriebenen, Aussagen nicht unbedingt zu vertrauen, ließen wir uns von dem Vorhaben nicht abbringen, und holten genaue Erkundigungen über die Nachtlager ein, wo wir auf Wasser rechnen durften. Alle Nachrichten stimmten darin überein, daß wir sieben Tagmärsche durch ein von Wasser fast ganz entblößtes Land, bis zu der Fazenda do Rio do Peixe, machen müßten, wo die Quellen und Bäche wieder Wasser zu halten anfingen; daß nur an den zu Nachtlagern empfohlenen Orten Wasser zu finden sey; daß es nicht räthlich sey von der Straße abzulenken, um welches zu suchen; daß auch keine Weide für die Lastthiere in den verbrannten Catingas angetroffen werde, und daß ein langsamer Marsch durch diese trockne Wüste den ganzen Trupp in Gefahr bringen könne. Unter solchen Umständen blieb uns nichts übrig, als uns mit Mais und mit einer großen Quantität brauner Zuckerbrode zu versehen, durch die man in ähnlichen Fällen dem Durste der Lastthiere abzuhelfen pflegt, für uns selbst aber einen Schlauch voll Wasser mitzuführen. Die Ebene, im Allgemeinen sechs bis siebenhundert Fuß über das Meer erhoben, ist hie und da zu seichten Niederungen vertieft, in denen sich während der Regenzeit ein salziges, oft selbst dem Viehe ungenießbares, Wasser ansammelt. An andern Orten erblickt man in mehreren Richtungen Reihen von Hügeln, deren Seiten flach ansteigen. Die einzige Gebirgsart, welche wir fanden, ist Gneiß, oder körniger Granit. Eigentliche Dammerde findet sich nur in einzelnen Niederungen, und bisweilen kommt sie dann mit dem feinen fetten Thone, meistens von schwarzer Farbe, überein, den man Massapé

nennt. Die zerstreut liegenden Massapé-Gründe abgerechnet, ist die Gegend wenig für den Ackerbau geeignet. In den tiefer liegenden und feuchteren Stellen findet man kleine Wäldchen; die höheren Ebenen und die Hügel sind bald von aller Vegetation entblößt, bald mit einzelnen Cactusstämmen und Kräutern, bald mit dichtem Gestrüppe und mit niedrigen Bäumen bedeckt. Alle diese Pflanzen lassen während der Dürre die Blätter fallen, und belauben sich größtentheils erst nach dem Eintritte der Regenmonate. Nur in den feuchten Niederungen erhalten sich die Blätter das ganze Jahr hindurch; in dem übrigen Gebiete hängt das Leben der Blätter so sehr von der Feuchtigkeit ab, daß bisweilen zwei und drei Jahre hingehen sollen, bevor die scheinbar abgestorbenen Bäume wieder ausschlagen. Das Ausschlagen der Blätter aber ist besonders darum so merkwürdig, weil es nach Regen in der kürzesten Zeit, und gleichsam wie durch Zauberei eintritt. Von dieser Eigenthümlichkeit der Catingasvegetation konnten wir uns öfter überzeugen, indem wir mitten in dem ausgebrannten Sertão, wo alle Pflanzen blattlos standen, Streifen von Wald und Flur trafen, die im schönsten Grün des Frühlings prangten. Solche Striche hatten, wie man uns berichtete, einen theilweisen Regen erfahren, und waren somit in der Entfaltung der Knospen den benachbarten Gegenden plötzlich vorangeeilt. Der Prozeß der Knospenentwickelung, welcher in unserem Klima mehrere Wochen hindurch andauert, wird in einem oder in zwei Tagen vollendet. Der Bau der Wurzeln und Stämme ist für die Eigenthümlichkeiten dieses Bodens berechnet. Als Beispiel davon ist der Imbü-Baum zu bemerken, dessen horizontalverbreitete Wurzeln nahe an der Erdoberfläche in knorrige Wülste von der Größe einer Faust bis zu der eines Kinderkopfes aufgetrieben, inwendig hohl und mit Wasser gefüllt sind. Wir öffneten einigemal diese sonderbaren Behälter, um den durstigen Lastthieren Wasser zu verschaffen, und fanden bisweilen mehr als eine halbe Maas Flüssigkeit in einer einzigen Wurzel. Das Wasser war bald ganz klar, bald etwas opalisirend, und, obgleich lau und gewöhnlich von einem nicht angenehmen harzigbalsamischen oder etwas herben Beigeschmacke, dennoch trinkbar. Die Thierwelt schien diese ausgebrannte Oede gänzlich verlassen zu haben. Nur in den kegelförmigen, oft fünf Fuß hohen Ameisenhaufen bemerkten wir Leben und Geschäftigkeit; Vögel oder Säugthiere waren, wie es schien, wasserreicheren Gegenden zugezogen.

In solchen monotonen Umgebungen setzten wir am 1. März die Reise fünf und eine halbe Legoa, bis zu dem Arrayal da Feira de S. Anna, fort. Die Einwohner dieser ärmlichen Ortschaft boten uns schon das vollkommene Bild der Sertanejos dar. Der Zweck unserer Reise, den wir angaben, schien ihnen unglaublich. Der Stimmführer bewies ihnen mit triftigen Worten, daß irgend eine geheime Absicht dieser Expedition zum Grunde liegen müsse. „Wie könnt Ihr glauben, sprach er, daß man sich um Käfer und Kräuter willen der Gefahr zu verdursten aussetzen werde? — Die Herren suchen die Silberblöcke von Monte Santo auf, und werden gewiß die Mühseligkeiten einer solchen Reise nicht umsonst auf sich nehmen.“ Diese und ähnliche Bemerkungen überzeugten uns, daß die Sage von dem mineralischen Reichthume jener Gegend sehr weit verbreitet sey, und wir fanden allerdings ein besonderes Interesse dabei, weil wir beschlossen hatten, das Meteoreisen von Bembegô aufzusuchen, welches, wie wir später erfuhren, Veranlassung zu jenen Gerüchten gegeben hatte. Das Trinkwasser wird hier in Cisternen aufbewahrt, hat gewöhnlich einen salzichten Geschmack, und bringt, ohne verbessernden Beisatz getrunken, kalte Fieber hervor. Dennoch mußten wir unsern Schlauch damit anfüllen; überdies theilten wir, dem Rathe der Einwohner gemäß, den Trupp in zwei Abtheilungen, damit die später ankommenden Lastthiere neu angesammeltes Wasser in den fast versiegten Quellen finden möchten. Dr. Spix ging mit dem größeren Theile des Trupps voraus; ich folgte erst nach Sonnenuntergang, indem ich bei Sternenlicht die Reise fünf und eine halbe Legoa fortsetzte. Zwei Legoas nordwestlich von der Feira de S. Anna fanden wir das kleine Arrayal de S. Jozé wegen Wassermangels fast von allen Bewohnern verlassen, und eben so die folgenden Fazendas: Formigas, S. Barbara und Gravatá, wo sich beide Trupps wieder vereinigten. Nicht ohne Bangigkeit überließen wir uns hier einiger Ruhe, denn es war zu fürchten, daß wir bei Fortdauer ähnlicher Dürre nur mit der Hälfte der Lastthiere das Ende dieser furchtbaren Einöde erreichen würden. Das salzige Wasser, welches wir in den Cisternen fanden, ward, mit Zuckerbroden versüßt, den Maulthieren in einer Kürbisschaale ausgetheilt; die armen Thiere schienen aber unbefriedigt, und blieben, mit gesenktem Kopfe umherschnöbernd, den Rest der Nacht über bei unsern Wachtfeuern stehen. Am folgenden Tage wurde der Marsch sechs Legoas weit fortgesetzt. Die Waldung, zwar gra-

ßentheils blattlos, aber höher und dichter als bisher, milderte durch den Schatten, welchen sie gewährte, einigermassen die Qual der Hitze; Wasser jedoch war nirgends zu finden. Mehrere Bewohner begegneten uns, ängstlich beschäftigt, das Wasser aus der Höhlung zwischen den Blättern der wilden Ananasstauden zusammen zu gießen. Dies Wasser war, obgleich von Insekten und von Froschlaich verunreinigt, dennoch ein Labsal für diese armseligen Sertanejos. In der Fazenda Umbáuva kauften wir einen Krug Wassers um einen Gulden, allein, unter die Equipäge vertheilt, schien diese kleine Quantität den Durst nicht zu löschen, sondern nur unerträglicher zu machen. Unsere Leute geriethen in Erbitterung gegen die Einwohner, von denen sie behaupteten, daß sie weder ihren Vorrath mittheilen, noch die Quellen und Cisternen angeben wollten. In Genipapo, einem andern kleinen Meierhofe, drangen sie, unserer Vorstellungen ungeachtet, in das Haus eines alten Mannes, und bemächtigten sich eines Topfes mit Wasser, den er unter dem Bette versteckt hatte. Vergeblich war seine Versicherung, daß er fast blind sey, daß sein einziger Sohn das Wasser täglich drei Stunden weit herbeihole, — unser Arieiro und seine Gehülfen leerten das Gefäß, ohne zu achten, daß es von Würmern wimmelte. Doch schon am Abende stellten sich die Folgen ihrer sträflichen Gewaltthat ein, indem sie insgesammt von einem heftigen Fieberanfalle ergriffen wurden. In der Fazenda Patos, wo wir die Nacht zubrachten, fanden die Thiere eine kleine Pfütze grünen Wassers, über welche sie mit Gier herfielen. Man vertröstete uns, daß jetzt die größte Noth überstanden sey, da in der kleinen Ortschaft Coité, sechs Legoas von Patos, eine reichliche Quelle aus dem Felsen springe. Am Abende des 4. Mai erreichten wir diesen Ort der Verheißung, aber wie groß war unser Schrecken, als wir ihn besichtigt hatten! Eine Kluft in dem Granitfelsen war durch eine zwölf Fuß tiefe Grube zugängig gemacht worden, und darin stand eine Person, um das tropfenweise fallende Wasser in eine Cuja aufzufangen. Mehr als dreißig Menschen waren um diesen Born der Wüste versammelt, Weiber und Mädchen, um, wie es der anwesende Ortsrichter befahl, der Ordnung nach zur Quelle hinabzusteigen, und die Männer mit Flinten in den Händen, um die Ansprüche der Ihrigen nöthigen Falls mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Auf hinreichende Tränke für die ermatteten Thiere war hier nicht zu rechnen, ja, als ich für die Menschen um einen Labetrunk bat, war die tro-

zige Antwort: „Hier giebt es nur Wasser für uns, aber nicht für hergelaufene Engländer!" Ein abgedankter Soldat verschaffte uns um Geld einige Pinten Wassers, und rieth, noch in dieser Nacht weiter zu reisen, theils weil er uns hier keine Sicherheit geben könne, theils weil nordwestlich von Coité, und vielleicht nahe an der Straße, vor Kurzem ein Gewitter niedergegangen sey. Wir beschlossen diesen Rath zu befolgen, denn obgleich mehrere Lastthiere bereits den Dienst verweigerten, und überdies zwei unserer Leute von dem heftigsten Fieber ergriffen waren, so schien uns doch, bei längerem Verweilen, ein allgemeineres Unglück zu bedrohen. In der Ungeduld der Verzweiflung trieben wir den Trupp vorwärts, und machten endlich bei Cisterna, vier Legoas von Coité, um ein Uhr nach Mitternacht, Halt. Menschen und Thiere waren von der ungeheueren Anstrengung eines so anhaltenden Marsches erschöpft, aber die Sorge für den folgenden Tag ließ uns nicht schlafen; überdieß war der Arieiro, von tödtlicher Mattigkeit niedergeworfen, ein Gegenstand des bangen Mitleidens. Als die Sonne aufging, fanden wir die Mannschaft in dumpfes Hinbrüten versunken, die meisten Lastthiere traurig um uns herstehend, andere weit zerstreut im Dickicht, wo sie, von Durst gequält, umherliefen. In den Cisternen fand sich aber kein Tropfen Wassers. Wir selbst leckten den Thau von den kahlen Granitplatten auf, und stärkten die Thiere durch Zuckerbrode. Zwei derselben waren unvermögend, uns weiter zu folgen, die übrigen trieben wir zu fernerer Anstrengung vorwärts. Endlich, als unsere Noth den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, waren wir so glücklich, uns erlöset zu sehen. In Imbuzeiro, einige Legoas von Cisterna, hatte es stark geregnet, und der Bewohner hatte das wohlthätige Element in eiligst gemachten Gruben aufgesammelt. Hier stärkten wir uns so, daß wir am 6. Mai glücklich die Fazenda do Rio do Peixe, und daselbst die Grenze dieses furchtbaren Distriktes erreichen konnten.

Der Bach Rio do Peixe war zwar ohne Wasser, und bot nur eine Reihe unzusammenhängender Pfützen dar, deren Wasser salzig und höchst widerlich schmeckte. Doch war es auffallend, daß wir von nun an die Vegetation minder vertrocknet, die Luft feuchter, und Wasser sowohl in Cisternen, als in Felsenquellen häufiger fanden. Auf der ferneren Reise wurden wir öfter von Regen überfallen, der jedoch niemals lange anhielt. Diese Ver-

änderungen in dem Klima schienen uns vorzüglich mit der gebirgigen Oberfläche des Landes in Verbindung zu stehen.

Die bisherigen Mühen und Gefahren hatten unsere Gesundheit bedeutend angegriffen; wir selbst litten an anhaltender Diarrhöe, die wir dem salzigen Wasser zuschreiben zu müssen glaubten; der Arieiro und einer seiner Gehülfen wurden täglich von heftigen Fieberanfällen heimgesucht, die übrige Mannschaft klagte über Kopfweh und Schwindel. Nur ein Diener, ein geborner Franzose, den wir zu Bahia in Sold genommen hatten, blieb verschont; beinahe aber wäre er an diesem Tage auf andere Weise verunglückt. Als er in der Nähe der Fazenda die Thiere zusammentrieb, fiel ein Schuß aus dem Gebüsche, glücklicher Weise neben ihn; jedoch, wie wir zu argwohnen Ursache hatten, nicht ohne böse Absicht. Die Bewohner schienen nämlich ungerne zu sehen, daß wir hier einige Tage verweilen wollten, und hatten bereits früher, wegen geringfügiger Ursache, mit jenem Diener Streit begonnen. Vertraut mit dem heftigen und rachsüchtigen Temperamente der Sertanejos, die nur gar zu oft ihre Mißhelligkeiten mit einem Flintenschusse zu Ende zu führen gewohnt sind, zogen wir am nächsten Tage weiter. Wo sich die einförmige blattlose Waldung öffnete, erblickten wir vor uns einen langen, größtentheils mit Wald bedeckten Gebirgszug, einen Theil der sogenannten Serra de Tiuba. Bei dem Arrayal de S. Antonio das Queimadas, drei Legoas von Rio do Peixe, fanden wir den Rio Itapicurú, aber, wegen der anhaltenden Dürre, so ausgetrocknet, daß er nur eine Kette von Behältern stehenden Wassers darstellte. Alle Flüße dieses Landstriches sind wasserarm, und versiegen bei anhaltendem Regenmangel, wo dann nur ein weites, unregelmässiges Felsenbette Anzeige von ihrer Gegenwart und Richtung giebt. Ihre Quellen kommen zwischen den Klüften des Gesteins hervor, und bilden gewöhnlich klare, nur seichte Brunnen. Während der feuchten Monate aber werden die Rinnsale mit Regenwasser gefüllt, und dieses geschieht mit solcher Schnelligkeit, daß man binnen acht Tagen ein trocknes Felsenbett mit einem reissenden Strome erfüllt sieht.

S. Antonio das Queimadas, ein kleines Arrayal, das in seinem Kirchsprengel etwa sechshundert Menschen zählt, schien neuerlich ganz vorzugsweise durch die Trockenheit des Klima gelitten zu haben. Man versicherte uns, daß es in den Pflan-

zungen mehrerer Einwohner drei Jahre lang nicht geregnet habe, und diese gezwungen worden seyen, auszuwandern. Der Mais, welchen wir bisher in den Fazendas vorgefunden hatten, war hier selbst um enorme Preise nicht zu erhalten, so daß wir, glücklich der Dürre entronnen, jetzt dem Hunger entgegen zu gehen fürchten mußten. Das Oertchen liegt in einem seichten Thale zwischen den Vorbergen der Serra de Tiuba. Seine Einwohner, unter denen sich verhältnißmässig viele Portugiesen befinden, haben, neben Viehzucht, auch den Anbau von Baumwolle versucht. Wir verließen das Arrayal am 8. März, und näherten uns, allmälig ansteigend, der Serra de Tiuba. Auf dem Marsche durch die leichtansteigenden Vorberge wurden wir von einigen Regenschauern erquickt; gegen Abend aber, als wir bei der Fazenda Olho d'Agoa Halt gemacht hatten, war die Schwüle von Neuem sehr drückend, und ein gewitterhaftes Violett überzog den westlichen Himmel. Um sieben Uhr, als es bereits dunkel geworden war, erhob sich ein Wind, der uns den Eintritt des Gewitters zu verkündigen schien, so daß wir, um das Gepäcke vor Regen zu sichern, es eiligst unter dem Gebüsche zu verbergen befahlen.

Von der Fazenda Olho d'Agoa aus bestiegen wir die Serra de Tiuba, deren Rücken wir in einer Höhe von etwa zwölfhundert Schuhen über dem Fuß des Gebirgs passirten. Von der Höhe der Serra de Tiuba eröffnete sich uns eine sehr ausgedehnte Fernsicht nach Osten. Als wir auf die Westseite des Berges herabstiegen, begegnete uns eine Heerde von dreihundert Ochsen, die, von Piauhy herkommend, bereits einen Weg von hundert Legoas zurückgelegt hatte, und nach Bahia bestimmt war. Die Führer klagten, seit dem Uebergange über den Rio de S. Francisco kein reines Wasser getroffen zu haben, und unsere Nachrichten von dem Zustande des Landes setzten sie in Verzweiflung. Sie beschlossen, von dem Wege, welchen wir genommen hatten, abzuweichen. Obgleich die Rinder dieser Heerde schon großen Wassermangel erduldet hatten, war doch die Mehrzahl kräftig und gesund, weil sie immer noch Früchte vom Joá- und Imbúbaume, und an vielen Stellen Salzlecken gefunden hatten. Ueberdieses kömmt den wandernden Heerden noch insbesondere der Reichthum dieser Gegenden an Cactusbäumen zu Statten. Diese seltsamen, blattlosen Gewächse, mit einem besondern Vermögen ausgestattet, die atmosphärische Feuchtigkeit

anzuziehen und zu binden, dienen den durstigen Thieren zum Labsal. Das Rindvieh entblößt mit den Hörnern oder mit den Zähnen einen Theil der Oberfläche, und saugt den schleimigen und etwas bitterlichen Saft aus, der selbst während der trockensten Jahrszeit in diesen sonderbaren vegetabilischen Quellen enthalten ist. Bei diesem Geschäfte verwunden sich die Thiere nicht selten an den langen Stacheln oder an den reizenden Haaren, womit die Cactus bewaffnet sind, und man bemerkt bisweilen Individuen, deren Schnautze entzündet oder sogar brandig geworden. Deshalb ist es den Sertanejos eine Angelegenheit des Mitleids mit den durstenden Heerden, diesen den Zugang zu dem Cactussafte zu erleichtern, und sie pflegen im Vorüberreiten die Stämme mit ihrem Waldmesser durchzuhauen, oder seitlich zu verwunden. Die Früchte der Cactus werden zum Theile ebenfalls gegessen, jedoch nicht so häufig, als dieß selbst im südlichen Europa der Fall ist. Wir stiegen von der Höhe des Gebirges bis zu der Fazenda Tapera herab, welche in einem kesselförmigen Thale an massige Granitberge angelehnt ist, und in ihrem geräumigen Wohnhause eine bequemere Herberge bot, als man hier zu erwarten berechtigt ist. Die ruhige Zurückgezogenheit der Familie während der trocknen Jahrszeit erinnerte an das Stillleben unserer Landleute im Winter. Am 10. März erreichten wir die Ebene westlich von der Serra de Tiuba, und in ihr, bei der Fazenda Boa Vista, auf einem isolirten Hügel. Eine starke Tagereise brachte uns von hier aus, durch ein ausgebranntes Terrain, nach unserem ersten Ziele auf dieser mühevollen und gefährlichen Reise, der Villa Nova da Rainha. Zwar versagten die Thiere, eines nach dem andern, den Dienst an diesem letzteren Tage, so daß wir stets zu thun hatten, die niederliegenden aufzubringen, die verwundeten zu erleichtern, und die hungrigen, welche im Dickicht dem grünen Laube nachsetzten, wieder auf die Straße zurückzuführen; doch durften wir uns glücklich schätzen, bis hierher durchgedrungen zu seyn, wo wir hoffen mußten, uns und die Karavane zu erfrischen, nähren und stärken zu können.

Diese Hoffnungen gingen nun freilich hier nicht in Erfüllung, denn die Villa Nova da Rainha, ohnehin ein ärmlicher Flecken, dessen Wohlhabenheit größtentheils von dem Verkehre zwischen Bahia und der Provinz Piauhy abhängt, war durch das gänzliche Ausbleiben des Regens in eine Bestürzung und

Drangsal versetzt, von der wir keine Ahnung haben konnten. Wir sahen große Pflanzungen von Bohnen, Mais und Mandiocca, in denen alle Pflanzen, wie bei uns von unzeitiger Kälte, so hier von heftiger Sonnenhitze, verbrannt waren; andere Felder, von unmässiger Dürre ausgetrocknet, waren seit mehreren Jahren unbestellt geblieben, und wiesen Reihen von blattlosen Strünken auf, aus denen bereits alles Leben entwichen war. Nichts möchte geeigneter seyn, um die übertriebenen Erwartungen manches leichtsinnigen europäischen Auswanderers herabzustimmen, als die Ansicht eines solchen Misswachses. Diese Calamität hatte die Gegend um Villa Nova in einem weiten Umkreise getroffen, große Viehheerden waren überdies vor Hunger und Durst umgekommen, und ein Theil der wohlhabenden Einwohner hatte sich nach dem Rio de S. Francisco begeben, von woher gegenwärtig alle Lebensmittel zu enormen Preisen gebracht wurden. Um unseren Bedarf für den Trupp zu sichern, der in den benachbarten Bergen fast gar keine Weide fand, ersuchten wir den, einige Stunden von der Villa wohnenden, Capitão Môr um Fürsorge. Er verschaffte mit vieler Mühe zwei Metzen türkisches Korn, für die wir 20,400 Reis, und einen Metzen Mandioccamehl, für den wir 7,200 Reis (im Ganzen 76½ Gulden) bezahlten. Ein solcher Grad von Mißwachs, wie wir ihn hier bemerkten, erschien uns um so unerwarteter, als die Umgegend der Villa jede Cultur begünstigt.

Wenn wir den längst gehegten Plan ausführen, und das Meteoreisen von Bemdegô bei Monte Santo aufsuchen wollten, so mußte dies von hier aus geschehen. Unsere Lastthiere und das ganze Gepäcke ließen wir in der Villa unter Aufsicht des Ortsrichters zurück, und unternahmen diesen Ausflug von einigen und zwanzig Legoas so flüchtig als möglich, auf gemietheten Pferden, und in Begleitung eines einzigen, der Wege kundigen Sertanejo. Wir verließen die Villa am 16 Mai Abends 9 Uhr, und ritten bei Sternenlicht noch zwei Stunden lang bis zu der ärmlichen Fazenda Joá. Mit dem frühesten Morgen saßen wir wieder zu Pferde, um zeitig genug in Pouzo, einem andern drei Legoas entfernten kleinen Meierhofe, Wasser geben zu können. Hier erblickten wir die Armuth und das Elend der Sertanejos in seiner ganzen Größe. Die Bewohner waren durch gänzlichen Mangel an Nahrungsmitteln, eine Folge des Mißwachses aus Trockenheit, genöthigt worden, aus den markigen

Stämmen der Alicuri-Palme, eine Art von Kuchen zu bereiten, die nicht reicher an Nahrungsstoff sind, als das Brod der Normänner von Fichtenrinde. Die alten Stämme werden zu diesem Ende der Länge nach gespalten, und das im Innern zwischen den Holzfasern liegende Satzmehl wird durch Schlagen und Klopfen gewonnen. Dieses Mehl, natürlich mit vielen Fasertheilchen vermengt, wird sodann, zu Klumpen geballt, in Wasser gekocht, und sogleich, oder an der Sonne getrocknet, genossen. Man kann leicht beurtheilen, wie unverdaulich und arm an Nahrungsstoff diese elenden, bitterlich schmeckenden Kuchen seyn müssen. Einer Gährung sind sie, wegen des gänzlichen Mangels an Kleber neben dem Satzmehle, gar nicht fähig, und nur wenige Tage alt sind sie nicht viel besser, als Sägespäne. Der Weg erhebt sich allmälig bis zu der Fazenda Coche d'Agoa, welche am westlichen Abhange der Serra de Tiuba liegt. Wir fanden bis dahin manche Striche der Catingaswaldung, in denen der Imbú-Baum sehr häufig und voll von seinen, den Reine-Claude-Pflaumen nicht unähnlichen, Früchten war. Die Bewohner labten uns mit der Imbuzada, einer süßlichsauren Suppe, die aus dem ausgepreßten Safte dieser Früchte mit warmer Milch und braunem Zucker bereitet wird. Von Coche d'Agoa erstiegen wir die Serra de Tiuba auf einem äusserst steilen, engen, und bisweilen so dichtverwachsenen Felsenpfade, daß wir den Pferden mit dem Hirschfänger Bahn machen mußten. Wir erreichten die Fazenda Morros nicht, welche auf der entgegengesetzten Seite im Eingange der Serra de Tiuba liegt, und bequemten uns gerne, in freiem Felde zu übernachten. Das hohe, dürre Gras, mit einer Rindshaut bedeckt, bot ein gutes Nachtlager; der Himmel wölbte sich warm und freundlich über uns, im Schmucke der südlichen Sternbilder glänzend, und ein Heer von Cicaden, jenen harmlosen Thieren, die das Alterthum geheiligt hatte, sang uns mit monotonem Gezirpe in den Schlaf. Am 18. März ging die Reise über ärmliche Fazendas weiter. Wir durchzogen mit großer Eile diese Gegend, welche flach ausgebreitet, und mit einem fast undurchdringlichen Walde von Catingas bedeckt ist. Bisweilen bringen Gruppen seltsam abgerundeter und auf einander gethürmter Felsen einige Abwechslung in das Gemälde; bisweilen schrecken unabsehbare Pallisaden von stämmigen, mit weißen Borsten übersäeten Cactus, zwischen denen sich enge Wege hindurchkrümmen. Pedra Vermelha liegt nahe an einem Vorberge der Serra de Tiuba, der Serra de Cassucá, welche wir

umgingen, um endlich den ersehnten Monte Santo ins Auge zu bekommen. Gegen Mittag erreichten wir das Arrayal do Monte Santo, ein Quadrat niedriger Lehmhütten, an der Ostseite des Berges, den wir noch nach Mittag bestiegen.

Der Monte Santo erhebt sich isolirt und nicht verästelt aus den hügeligen Ebenen, und erstreckt sich etwa eine Legoa lang von S. nach N. fort. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, sahen wir um uns die Landschaft bis in weite Entfernung gleich einem Teppiche ausgebreitet, jedoch hat sie keineswegs die Reize der Abwechselung, welche man von Höhen zu gewahren gewohnt ist, sondern bietet dem Auge nichts, als eine ausgedehnte Ebene, mit dürren, monotonen Catingaswaldungen bedeckt, hie und da von Ravinen oder von unregelmässigen, jetzt wasserleeren Flußbetten durchzogen, und gegen N., O. und W. hin von langgestreckten mehrfachen Gebirgszügen eingeschlossen. Die gleichförmigen runden Umrisse der Berge, die regelmässige Abwechselung von Hügeln, Bergen und Thälern in den gewöhnlichen Verhältnissen, der Mangel von Spuren erloschener Vulcane, die ungestörte Lagerung der Gebirgsschichten, Alles dieses wies, bevor wir noch den Gegenstand unserer Forschung selbst gesehen hatten, jede Hypothese ab, daß jene Metallmasse durch tellurische Veränderungen hier zum Vorschein gekommen sey. Nach diesem Anblicke gewöhnten wir uns sogleich daran, das Eisen von Bemdegó für einen Fremdling zu halten, den feindlich bewegte Kräfte herabgeworfen hätten, wir stiegen, gegen Abend, auf der breiten, gepflasterten, und mit vielen Stationen aus der Leidensgeschichte Jesu gezierten Straße, vergnügt nach dem Arrayal herab. Diese Ortschaft verdankt ihre Vergrößerung ganz vorzüglich dem frommen Eifer des Frey Apollonio, eines italienischen Kapuziners von dem Kloster in Bahia, welcher die erwähnten Stationen am Berge, und auf dessen Rücken eine Capella da S. Cruz errichtet, und den Berg zu einem fleissig besuchten Wallfahrtsorte gemacht hat.

Nach der vorgängigen Uebersicht des Terrains machten wir uns am 20. März auf den Weg, um den Entdecker des Blockes, Domingos da Mota Botelho, in seiner Fazenda Anastasio, sechs Legoas nördlich vom Monte Santo aufzusuchen. Dieser wackere Sertanejos war von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt worden, und hatte bereits Sorge getragen, einige Stellen des

Weges, welche fast gänzlich mit Gestrüppe überwachsen waren, aushauen zu lassen. Der Weg bis Anastasio erhebt sich allmälig, und führt über Granit. Durch stets dichter werdendes Gestrüppe von Catingaspflanzen und an hohen Cactusbäumen vorüber, führte uns Domingos da Mota noch etwa zwei Legoas gegen N. über seine Fazenda hinaus; und als wir uns einer, von Gebüsche etwas freieren, Niederung zuwandten, sahen wir mit freudigem Erstaunen das Ziel unserer Wünsche in dem, gegenwärtig wasserleeren, Riacho de Bemdegó liegen. Die Masse ist nicht da, wo sie gegenwärtig liegt, sondern etwa einhundert und fünfzig Schritte gen W., einige Schuhe höher, entdeckt worden. Dort fand sie unser Führer als Knabe im Jahre 1784, indem er eine von der Heerde entlaufene Kuh aufsuchte, zwischen dem Gebüsche. Es wurde der Regierung alsbald Nachricht von diesem Metallblocke gegeben, den man zuerst für Silber hielt, und im Auftrage des Gouverneurs, D. Rodrigo Jozé de Menezes, versuchte ihn der Capitão Mór Bernardo de Carvalho hinwegzuschaffen. Man erbaute einen niedrigen Karren, dem man die Masse mit Mühe auflud, und versuchte umsonst, sie mit zwölf Ochsen von der Stelle zu ziehen. Mit einem Gespanne von vierzig Ochsen brachte man ein Jahr später die Ladung bis in den Bach, von wo aus man sie aber nicht weiter bewegen konnte, indem der Karren in den lockeren Sand einsank, und von einem vorstehenden Felsen aufgehalten wurde. Hier fanden wir den Metallblock, noch ruhend auf dem Hauptbalken des Karrens, und zum Theile von Sand umschüttet, welchen wir wegräumen ließen, um die ganze Figur des merkwürdigen Körpers kennen zu lernen. Die Farbe der Masse ist dunkelbraun, und an den mit häufigerem Roste überzogenen Stellen ockergelb. Das specifische Gewicht dieses Eisens zu 7,731 angenommen, möchte der ganze Block, wenn dessen Volumen auf 31 bis 32 Cubikfuß geschätzt werden darf, etwa 17,300 par. Pfunde wiegen, und also von allen bekannten meteorischen Eisenmassen eine der größten seyn. Vor Allem war uns wichtig, Bruchstücke dieses kolossalen Meteoreisens mit uns zu nehmen; allein hiebei traten uns unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Unsere Feilen und Sägen waren bald abgenützt, bevor sie nur einige Linien tief in die Masse eingedrungen waren; mit Keilen war eben so wenig eine Trennung der durch Löcher oder Furchen isolirten Theile zu bewerkstelligen, so daß wir uns ganz auf die Wirkung wiederholter Hammerschläge angewiesen sahen. Zwar

erklang der Block verschieden an verschiedenen Stellen, und schien dadurch einen ungleichen Cohäsionsgrad, vielleicht sogar Sprünge im Innern anzuzeigen; allein nach einem tagelangen Hämmern hatten wir noch nicht ein Stück gewonnen, weil alle minder schwer zu trennenden Hervortragungen bereits durch einen Handwerker abgeschlagen worden waren, der das Eisen verschmiedet, und für seine Zwecke sehr brauchbar gefunden hatte. Nichts konnte uns, nach so vielen Opfern, verdrießlicher seyn, als die Unzureichenheit unserer Mittel; und diese Verlegenheit ward dadurch vergrößert, daß kein Tropfen Wasser auf zwei Stunden Wegs gefunden wurde, und wir deshalb unsere Pferde täglich nach der Fazenda Anastasio zur Tränke zurücksenden mußten. Am zweiten Tage thürmten wir einen hohen Holzstoß über die Metallmasse auf, und unterhielten vierundzwanzig Stunden lang ein starkes Feuer über ihr —; dies, nebst der Belohnung, welche wir dem glücklichsten Arbeiter verhießen, verschaffte uns endlich am dritten Tage, mehrere Bruchstücke von einigen Pfunden Gewicht, deren größtes in dem Museum zu München aufbewahrt ist.

Während die aus den benachbarten Fazendas aufgebotenen Sertanejos beschäftigt waren, Stücke von dem Blocke abzuschlagen, eine Arbeit, wobei sie mit jedem Streiche die Hülfe eines Heiligen anriefen, machten wir einige Spazierritte in den nächsten Umgebungen. Zwischen den niedrigen blattlosen Gebüschen fielen uns die massigen Stämme der Barrigudas auf, welche, ebenfalls entblättert, wie ungeheuere Säulen hervorragten. Auf einem großen überhängenden Granitfelsen, nahe an dem Verlaufe der Serra do Anastasio, fand ich einige Reihen roher seltsamer Zeichnungen, welche ohne Zweifel von den ehemaligen indianischen Bewohnern dieser Gegend herrühren. Sie bestehen in geraden und krummen Linien, Kreisen, Punkten und Sternen, und scheinen, gemäß ihrer reihenweisen Anordnung, allerdings eine Bedeutung für die Indianer gehabt zu haben; sind aber jetzt schwer zu entziffern. Sie waren mit rother Farbe, wahrscheinlich von einem rothen Thone, der mit dem Urucú vermengt und mit Oel zusammengerieben worden war, gezeichnet, und schienen dem Ansehen nach schon vor geraumer Zeit gemacht worden zu seyn. Ganz in der Nähe dieses Felsens lagen große Haufen von Scherben röthlicher und ganz rohgearbeiteter Töpfergeschiere umher, unverkennbare Spuren, daß hier ehemals eine Niederlassung von Indianern bestanden habe.

In der Fazenda Anastasio, die wir auf dem Rückwege von dem Felsen mit der Inschrift berührten, trafen wir spät, bei Sternenlicht, wieder in unserem Lager bei dem Metallblöcke ein, und streckten uns, wie in den vorhergegangenen Nächten, in den Sand, wo wir, an jede Schlafstätte gewöhnt, und vergnügt über das glücklich bestandene Abentheuer, eine ruhsame Nacht hinbrachten. Noch bei Mondesschein erhoben wir uns am Morgen des 23. März, nahmen, mit einem unbeschreiblichen Gefühle, Abschied von dem stummen Zeugen einer andern Welt, und schlugen den Weg nach den Fazendas Mocó und Pedra Branca ein, um die Eisenmine zu untersuchen, welche daselbst vorkommen sollte. Wir ritten unter sehr dichtem Catingagebüsche hin, das uns oft kaum den Durchgang gestattete, und gelangten über Berg und Thal gegen Mittag in jene Fazenda. Auf dem Wege hierher blieb uns zur Linken die Serra da Tromba, ein bewaldeter, auf der Höhe mit isolirten Felsenwänden bedeckter Berg. Die Sertanejos erzählen sich viel von dem unterirdischen Gebrülle, welches sich nicht selten hier vernehmen lasse, und sogar mit Erdbeben begleitet seyn soll. Wenn die Erscheinung wahr ist, so dürfte sie kaum blos durch Windzug zu erklären seyn. Wir haben übrigens an vielen Orten Brasiliens von brüllenden Bergen reden gehört, und den Volksglauben sehr verbreitet gefunden, daß in ihnen große Schätze verborgen liegen.

Von hier nahmen wir den Rückweg, auf welchem wir hergekommen waren, und am 25. März langten wir, nach einer anstrengenden Reise, wieder in der Villa Nova da Rainha an. Die Freude über das Gelingen des Unternehmens ward uns jedoch hier sehr verbittert durch den Zustand, in welchem wir unsere Lastthiere antrafen. Nachdem sie mehrere Tage lang nur kümmerlich von dem Vorrathe an Mais hatten ernährt werden können, fanden sie Weide auf der Serra do Gado Bravo, wo es geregnet hatte; allein entweder das junge Gras selbst, oder giftige Kräuter, welche mit demselben aufgekeimt waren, hatten einen verderblichen Einfluß auf die, ohnehin von vielen Strapatzen ermatteten Thiere gehabt, und wir fanden, als wir sie auf dem Gebirge aufsuchten, einige schon todt, die übrigen alle aber so krank, daß wir uns entschließen mußten, sie hier, unter der Aufsicht des Arieiro, bis zur Wiederherstellung zurückzulassen.

Gerne nahmen wir von der Villa Nova da Rainha Abschied. In vier Tagreisen legten wir den Weg bis Joazeiro zurück. Die Gegend war trocken und wie ausgestorben. Wir zogen eilig und sorgsam unsere Straße, und fragten begierig einen entgegenkommenden Reiter, wie lange diese Einöde dauere? „Bis zum Rio de S. Francisco, dort ist Alles in Ueberfluß“ war die Antwort; — dann setzte er zögernd hinzu: es giebt Mehl und Wasser! Die sinkende Sonne des 30. März röthete eben die Gipfel der Bäume, als wir plötzlich, etwa eine halbe Stunde vor dem Ziele unserer Reise, von dem abgebrannten, lebensarmen Boden auf eine üppig grüne Decke von Gras und Blumen herüberschritten. Frische Lebensdüfte empfingen uns, blühende Acacien, Cappergesträuche, der Maribaum mit goldgelben Früchten beladen, eine großblumige, strauchartige Winde verkündeten die Nähe des heilbringenden Stromes; — da eröffnete sich die Landschaft, und der majestätische Rio de S. Francisco glänzte uns, ruhig dahinwallend, entgegen.

Aufenthalt in Joazeiro, und Reise von da durch einen Theil der Provinz Pernambuco nach Oeiras, der Hauptstadt von Piauhy.

Das Arrayal de Joazeiro, ein kleines Dorf von etwa fünfzig Häusern und zweihundert Einwohnern, verdankt seine Entstehung der Mission, welche ehemals in der Nähe bestand, seine gegenwärtige Wichtigkeit aber der Frequenz der Straße nach Piauhy, welche hier über den Fluß führt. Der Rio de S. Francisco trennt die beiden Capitanien von Bahia und Pernambuco, und das Zollamt, welches, Joazeiro gegenüber, auf der nördlichen Seite des Stromes liegt, gehört daher zu der letzteren Provinz. Der Commandant auf dieser Station, Senhor Manoel Luiz Ferreira, hatte bereits vor unserer Ankunft ein Haus für uns zubereiten lassen, und durch seine und des in Sento Sê, zwanzig Stunden stromaufwärts, wohnenden Capitão Mór,

Senhor Manoel Luiz da Costa, Fürsorge ward der, durch die Krankheit unserer Lastthiere veranlaßte, Aufenthalt in diesem Oertchen angenehmer, als wir es erwarten konnten. Die Gegend, in welcher wir uns befanden, mußte einen erquickenden Einfluß auf unser Gemüth haben; denn der majestätische Rio de S. Francisco verbreitet hier nicht nur alle Segnungen eines großen Stromes, sondern erinnerte auch die deutschen Reisenden an den vaterländischen Rhein, da wo er, aus beengenden Bergen hervortretend, von Bann aus durch fruchtbare Ebenen dahinwallt. Der Strom war während unserer Anwesenheit, wegen vorhergegangener langwieriger Trockenheit in den südlicheren Gegenden, sehr wasserarm, und hatte in diesem Jahre sein Bette gar nicht übertreten. Gemeiniglich pflegt er hier Ende Januars anzuschwellen, und wenigstens zwei Monate lang zu steigen. Er fällt sodann viel schneller, als er gestiegen ist, und läßt die steilen Wände des Hochwasserufers in einem Zustande der üppigsten Fruchtbarkeit zurück, so daß sie in kürzester Zeit mit grünen Gräsern und andern Pflanzen bedeckt sind. In dem wasserarmen Zustande, worin wir ihn bei Joazeiro fanden, mochte er etwa nur zweitausend Fuß breit seyn. Das Wasser des Stromes schien uns von unreinerem Geschmacke, als bei Salgado; seine Farbe war schmutzig, jedoch grünlicher als dort. Wir genossen häufig ein erquickendes Bad in dem Strome, welches hier nicht so gefährlich ist, als in Minas, weil Crocodile und der furchtbare Fisch Piranha hier viel seltener erscheinen. Ein einziges Mal nur kamen wir durch einen Kaiman in Gefahr, der neben uns im Sande lag, und für einen alten Baumstrunk gehalten worden war. Im Allgemeinen ist der Fluß hier minder belebt, als in den südlicheren Gegenden; die schmackhaftesten Fische gehen in großen Haufen nur bis Sento-Sê herab; auch die Fischotter erscheint selten. In den Lagoas, welche zwischen Gebüschen an den Ufern zerstreut liegen, kommen zwar viele Kaimans, aber nur wenige Riesenschlangen vor. Der Ackerbau scheint nicht so begünstigt, als in dem südlicheren Gebiete, das der Fluß durchströmt; bald zerstört eine anhaltende Hitze, bald eine plötzliche Ueberschwemmung die Hoffnung des Landmannes. Die einheimischen Erzeugnisse sind die Produkte der Pferde- und Rindviehzucht, welcher das Terrain günstig ist: Häute, Talg, gesalzenes Fleisch, ferner etwas Taback und vorzugsweise das, in der Nähe des Stromes gewonnene, Kochsalz. Es herrscht aus diesem Grunde hier unter dem größten Theile der Bevölke-

rung eine unglaubliche Armuth. Nur wenige grosse Gutsbesitzer sind reich, und beherrschen den Gewerbsfleiß des ganzen Distriktes. Die Leichtigkeit aber, womit diese sich durch die Erträgnisse ihrer Salzlagunen ihre Bedürfnisse verschaffen, verleitet sie zum Spiele, dem sie sehr ergeben sind. Ich sah einen Sertanejo an einem Abende eine Ladung von tausend Säcken Salz an einen durchreisenden Mineiro verspielen.

Die nächste Umgebung von Joazeiro ist eben und ohne Abwechselung, und man vermißt das frische fröhliche Pflanzenleben, welches die Gegend von Salgado so reizend macht. Granit ist die herrschende Formation im Umkreise von mehr als einer Legoa, und er zeigt in unmittelbarer Nähe keine Spur von der Salzbildung, welche den Reichthum dieses Landstriches ausmacht. Um diese zu beobachten, machten wir einen Ausflug von sechs Legoas nach dem Rio do Salitre, wo in mehreren Fazendas, vier Legoas von jenem Strome, Kochsalz gewonnen wird. Der Weg führt bald näher bald ferner vom Rio de S. Francisco durch niedrige Waldung. In der, zum Theile künstlich vertieften, Niederung zwischen Hügeln und dem Rio do Salitre, auf einem Raume von ohngefähr sechzigtausend Quadratfußen, und längs dem Rio do Salitre an vielen ähnlichen Stellen, wird hier das Kochsalz aus der Erde gewonnen, die mehrere Zolle mächtig über dem Gesteine liegt. Diese Erde ist ockergelb, fein, bisweilen fast moderartig, anzufühlen Sobald Regen oder Ueberschwemmungen die salinischen Theile aufgelößt haben, und die später eintretende Sonnenhitze diese Lauge verdünstet, erscheint, bald dichter, bald dünner, ein weißlicher, unter den Füssen knisternder Anflug, in dem man mit blossem Auge die hohlen vierekichten Pyramiden und die Würfel des Salzes unterscheiden kann. Je dünner die Wasserschichte, je schneller daher die Verdünstung an einem Orte ist, um so eher kommt dieser Ueberzug zum Vorscheine, weshalb wir ihn gegenwärtig, wo die ergiebigsten Stellen bereits bearbeitet worden waren, nur noch in den Fährten des Rindviehes bemerken konnten. Hier sieht man überall in den Niederungen, besonders nach Regen, weiße Salzkrusten auswittern, und die Orte, wo dies am häufigsten geschieht, sind die Salzminen der Einwohner, welche alljährlich von nah und ferne herbeikommen, um die Gabe der Natur zu benützen. Um das Kochsalz zu gewinnen ist die Operation sehr einfach. Die Erde und die auf ihr entstandenen Salzkrusten werden etwa

einen Zoll hoch abgekratzt, — wozu man sich der Blattstiele der Carnáuvapalme bedient, — und mit Regen- oder Flußwasser ausgelaugt; die Lauge wird sofort, unter Einwirkung der Sonne, zur Krystallisation gebracht. Dieß geschieht entweder in hölzernen Trögen, deren einer für die trübe Salzlösung, der andere für die abgegossene und zu krystallisirende bestimmt ist, oder in einer Rindshaut, die an vier Pfählen ausgespannt, und in der vertieften Mitte mit einer Oeffnung versehen ist, durch welche die Lauge entweder in eine andere geschlossene Haut, oder in einen Trog träufelt. Um bei letzterer Operation die unauflöslichen Unreinigkeiten sogleich zurückzuhalten, wird die Oeffnung mit Palmenblättern, und darüber mit einer Lage reinen Sandes bedeckt. Das Gefäß, worin die Krystallisation geschieht, ist einen Fuß tief, und nimmt mehrere Salzkrusten auf, welche, so wie sie sich an der Oberfläche der Lauge bilden, auf den Boden gedrückt werden. In einem Banque werden sechzig bis hundert und zwanzig Pfunde Salz gewonnen, wozu, je nach dem Wetter, zwei bis drei Wochen Zeit erforderlich ist. Gewöhnlich gießt man so lange Lauge nach, bis das Krystallisirgefäß ganz mit Salz gefüllt ist; dann nimmt man letzteres heraus, verkleinert es, trocknet es vollends an der Sonne, und packt es in viereckichte Säcke von Rindshaut (Surroês, Boroacas), deren jeder zwischen dreißig und vierzig Pfunden Gewicht hat. Die ausgelaugte Erde pflegt man wieder auf die Salinen auszustreuen, wo sie nach und nach von Neuem Kochsalz in sich aufnimmt. In gewissen Gegenden hat man die Erde bis auf das liegende Gestein, zwei Fuß tief, abgescharrt, und immer liefert sie noch Kochsalz, wenn sie einige Zeit geruht hat. Die Fabrikation geschieht besonders in den trocknen Monaten, Junius, Julius, August und September, nachdem die vorhergegangenen Regen das Ausschwitzen des Salzes vorbereitet haben. In manchen, besonders reichen Lagoas wird jedoch fast das ganze Jahr gearbeitet, und an ihnen haben sich die Sertanejos in, zum Theile ansehnlichen, Fazendas niedergelassen, wo sie zugleich Pferde- und Rindviehzucht treiben. An den übrigen Salinen sind Hütten erbaut, welche während der geeigneten Zeit von den Besitzern bezogen werden. Dann kommen hier neben den Salzarbeitern auch noch Handelsleute und Fischer zusammen, und ein vielfacher Handelsverkehr tritt ein, allgemein vermittelt durch das, als Münze geltende, Salz. Die Gerichtspersonen und Pfarrer, welche nur selten in den abgelegenen Einöden erscheinen, finden

sich ebenfalls auf diesen Märkten ein, und empfangen ihre Sporteln und Jura Stolä lediglich in Salz bezahlt. Ein Teller Salz gilt hier zwanzig bis vierzig Reis (einen oder zwei Groschen), ein Sack voll drei- bis vierhundert Reis. Man benützt die Zeit der Salzbereitung zugleich zum Fischfange, der in den trocknen Monaten ohnehin ergiebiger ist. Die grossen Fische werden ausgenommen, gesalzen und getrocknet; aus den kleineren wird Thran gebrannt. Die Ausbeute wird auf diesem Markte entweder an die gegenwärtigen Salzhändler aus Minas Geraës verkauft, oder in die Magazine am Rio de S. Francisco und von da weiter, nach allen Theilen des Innern von Brasilien, verführt.

In Joazeiro hatten wir, während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes, viele Veranlassung, uns als Aerzte zu beschäftigen.

Die einsame Lage des volksarmen Oertchens war übrigens sehr geeignet, uns flüchtige Reisende mit dem wohlthätigsten Gefühle behaglicher Ruhe zu durchdringen, wie es uns nur selten zu Theil werden konnte. In solchem Gemüthszustande wandten wir, während der langen Nächte, unsere Augen gerne zu den südlichen Sternen, die hier, am wolkenleeren Himmel, mit ungewöhnlichem Glanze leuchteten. Während wir uns in einer jener stillen Nächte den erhabensten Eindrücken hingaben, ertönten plötzlich die Glocken herbeiziehender Maulthiere, und der Arieiro Miguel erschien mit dem Reste des Trupps, welchen wir in Villa Nova zurückgelassen hatten. Da ward unser Dollond'sches Fernrohr eingepackt, und emsig an die Förderung der Reise gedacht. Wir setzten am 21. April in einer grossen Fähre, welche an Seilen läuft, über den Strom, und betraten, bei dem Registo do Joazeiro, die Provinz von Pernambuco. In diesem Landstrich herrscht dasselbe heisse, trockne Klima; und die wenigen Bäche, die ihn bewässern, wie auch der Rio Pontal, versiegen fast alljährlich, während jener furchtbaren Dürre. Die einzelnen Fazendeiros, welche sich hier niedergelassen haben, sorgen für ihr und der durchziehenden Karavanen Bedürfniss durch Cisternen; es ist aber demungeachtet nicht selten, dass die Hälfte der von Piauhy aus hier durchgetriebenen Ochsen und Pferde verdürstet oder verhungert, ehe sie den Rio de S. Francisco erreicht.

Nachdem wir das Registo do Joazeiro und seine gastfreien Bewohner verlassen hatten, richteten wir unsern Weg, außerhalb der Heerstraße, nach Melanzias, weil es hier bereits seit längerer Zeit geregnet hatte, und die ausgedehnten Wiesen mit zartem Grün bekleidet waren. Wir übernachteten im Freien; die Catingaswaldung, worin wir unsere Hangmatten aufhängten, war in ihrem blumenreichen Gewande viel anmuthiger, als ich sie mir je gedacht hatte. Mannichfaltige Gebüsche athmeten einen unvergleichlichen Wohlgeruch aus, und der Hauch des Frühlings belebte uns mit den fröhlichsten Hoffnungen für das glückliche Gelingen der Reise durch Piauhy nach dem ersehnten Maranhão. Wer hätte sich träumen lassen, daß dieser Abschnitt der Reise so reich an Gefahren und traurigen Begebenheiten werden würde? Unsere Lastthiere zerstreuten sich während der Nacht weit umher, und am Morgen zeigte es sich, daß ihnen die ledernen Fußschlingen waren entwendet worden. Es war dieses der erste und letzte Fall eines solchen Diebstahls; denn obgleich die Brasilianer für diesen Frevel nicht, wie die Bucharen, mit dem Verluste der Ohren zu büssen haben, sind sie doch von einer gewissen Pietät gegen den Reisenden erfüllt, und setzen ihn nur höchst selten dem Verluste seiner Lastthiere aus. Je weiter wir uns am folgenden Tage von dem Strome entfernten, desto ungleicher ward das Terrain; lange Gräben durchziehen es in mancherlei Richtungen. Diese füllen sich, während des Hochwassers, von dem Strome aus, wie Abzugsgräben, und sind auch ganz mit der Ufervegetation des Alagadisso, stachelichten Bäumen und dichtverwachsenen Schlingpflanzen, besetzt. Diese Gräben fanden wir hie und da bereits mit Regenwasser erfüllt, und öfter als einmal mußten wir mit Gefahr, das Gepäck zu durchnässen, übersetzen. Wir betraten hier zum ersten Male jenen der Viehzucht geweihten Distrikt, der gewissermassen als die Schweiz von Brasilien zu betrachten ist. Ueberall, wo wir übernachteten, bot man uns von nun an Milch, welche fett und wohlschmeckend war. Die Milch hat hier während der nassen Zeit die guten Eigenschaften, welche man an ihr in den südlicheren Gegenden fast das ganze Jahr hindurch findet; sie erscheint nur bei sehr grosser Dürre klebrig, dünne und blau. Eine Kuh liefert drei bis vier Maaß Milch, und wird täglich nur einmal, am Morgen, gemolken. Butter, welche sehr schmackhaft ist, wird nur während der ersten Regenmonate, der sogenannten grünen Zeit, bereitet. Die animalische Kost und die Beschäftigungen der Ser-

tanejos in dieser und in den nördlicheren Gegenden äußern einen auffallenden Einfluß auf Gemüthsart und Leibesbeschaffenheit. Ein fröhlicher, treuherziger, gutmüthiger Charakter spricht aus den runden Gesichtszügen dieser wohlgenährten, kräftigen und arbeitsamen Menschen. Das Geschäfte, die zahlreichen Heerden zusammenzuhalten, gegen wilde Thiere zu beschützen, oder einzufangen, übt die Ausdauer und Körperkraft, so daß man hier mitten in einem heißen Tropenlande nordische Festigkeit und Thatkraft bewundern muß. Nachdem wir in Terra Nova, einem Meierhofe des Commandanten von Joazeiro, welcher uns hier mit vieler Aufmerksamkeit empfangen ließ, ein, für die Abgelegenheit des Landes köstliches, Mahl eingenommen hatten, reisten wir über grünende Wiesen noch einige Legoas weit bis zu der Fazenda do Bom Jardim, wo wir in der Nähe eines großen Teiches übernachteten. Eine Menge von Ochsenfröschen erfüllte die Luft mit ihren sonderbaren pauckenähnlichen Tönen. Diese Thiere schienen das Licht nicht zu fürchten, denn sie kamen während der Nacht in Zügen zu unsern Feuern heran, so daß wir, bemüht die eckelhaften Gäste von uns abzutreiben, und überdem von Milliarden giftiger Mosquiten gequält, die ganze Nacht nicht schlafen konnten. Die drei folgenden Tagmärsche boten Merkwürdiges dar. Am ersten Tage trafen wir noch mehrere kleine Bäche, welche in den Rio Pontal fallen sollen, während der Dürre aber, wie dieses Flüßchen selbst, versiegen. Späterhin ward das Terrain trockner, abwechselnd bedeckt mit Wiesen oder mit hoher Catingaswaldung, die so eben ihre Blätter zu entfalten begann. Der Weg erhebt sich ganz unmerklich. Als wir jedoch zwischen den Fazendas Anjico und Capoculo aus der Catingaswaldung in lichteres, dem Taboleiro von Minas ähnliches, Gebüsche heraustraten, erblickten wir ein niedriges Gebirge vor uns, welches von den Einwohnern die Serra dos dois Irmãos genannt wird In dem Teiche bei der letztgenannten Fazenda sollen große Knochen urweltlicher Thiere gefunden worden seyn, und der Eigenthümer versicherte, daß ein Kopf mit zwei großen Hauzähnen halb aus der Erde hervorstehe; wegen des hohen Wasserstandes aber war es uns nicht möglich, Nachsuchungen anzustellen. Fast unmerklich erhebt sich nun der Weg, und als wir die kleine Fazenda das Barreiras hinter uns hatten, gelangten wir an ein niedriges Joch; jenseits desselben befanden wir uns in der Provinz Piauhy.

Diese Serra dos dois Irmãos, welche wir hier überstiegen, ist übrigens ein Theil des weitverbreiteten Gebirgszugs, der, in einer Ausdehnung von wenigstens fünf Breitegraden, die Provinz Piauhy von den östlich gelegenen Provinzen Pernambuco und Seará trennt.

Hinter dem Joche von dois Irmãos war uns ein anderer, zu derselben Kette gehöriger, in der Richtung von O. nach W. sich erstreckender Berg erschienen, welchen wir umgingen, um tiefer in die Catingas, zu der Fazenda Serrinha, herabzusteigen, wo wir unter einem großen, dichtbelaubten Joábaume unseren Bivouacq aufschlugen, weil man uns im Hause nicht beherbergen konnte. Wir hatten uns eben, in fröhlicher Gemüthsstimmung, dem Schlafe überlassen, als uns das Brüllen des fernen Donners weckte. Mit Erstaunen fanden wir statt des im hellen Sternenglanze schimmernden Firmamentes, das uns zur Ruhe geleuchtet hatte, die schwärzeste Finsterniß um uns ausgegossen. Häufige Blitze ließen uns eine heftige Bewegung in der Luft erkennen, wenn sie von Zeit zu Zeit die Ränder der wildgejagten Wolken erhellten, und auf einmal fiel der wüthendste Sturmwind auf die umgebende Waldung nieder. Als sollte im Nu das dichte Gesträuch und das Gehäge uralter Bäume ausgerissen werden, tobte der Orkan um uns her. Die Erde schien unter uns zu beben; laut krachten die entwurzelten und zerrissenen Stämme; das brausende Wühlen des Windes in dem Laube, das ächzende Geschrei der Affen und flatternder Vögelschaaren, das Rauschen des stromweise fallenden Regens, erfüllte uns Alle mit Entsetzen. Ein gewaltiger Windstoß riß das Dach des benachbarten Hauses ab, und warf es auf einen niedrigen Schoppen, der als Küche diente, und noch Feuer enthielt; in einem Augenblicke loderte eine hohe Flamme auf, und beleuchtete die grauenvolle Scene. Wir hatten an den Schutz unseres Gepäckes gedacht, allein in der Verwirrung eines so plötzlichen Aufruhrs der Elemente war Nichts zu thun; doch hatte diesmal der Zufall selbst am besten für uns gesorgt, denn der gastliche Joá-Baum, unter dem wir die Kisten aufgestellt hatten, war ebenfalls umgebrochen worden, und hatte sie so dicht mit seiner Krone bedeckt, daß wir sie am Morgen fast unversehrt hervorziehen konnten. Auf die Gesundheit unserer Diener wirkte jedoch die heftige Erkältung durch den Regen sehr nachtheilig, und das kalte Fieber stellte sich wieder bei ihnen ein. Nördlich von Ser-

rinha erhebt sich das Gebirg, die Topa genannt, terrassenförmig ansteigend, mit flachem Rücken, und aus einem weißen oder blaßröthlichen kalkichten Quadersandstein bestehend. Wir ließen diesen anmuthigen Bergrücken zur Rechten, und betraten eine weite Hochebene, deren Vegetation einen höchst reizenden Charakter hatte. Mannichfach gruppirte Gebüsche von Cactus, von Acacien, Mimosen, Bauhinien und Combreten gestalten die Gegend in einen wahren englischen Garten um, den wir, erquickt von dem Abentheuer der Nacht, in heiterer Gemüthsstimmung durchzogen.

Die Fazenda da Serra Branca, anmuthig an dem Abhange des gleichnamigen Berges gelegen, hatte uns gastfreundlich aufgenommen, und die Bewohner, Leute von liebenswürdiger Gutmüthigkeit und schlichter Sitteneinfalt, wurden nicht müde, die Fremdlinge über ihre Heimath zu befragen, von der sie die seltsamsten Vorstellungen hegten. Am andern Morgen half der Hausherr die Maulthiere beladen; als wir aber bereit waren, aufzubrechen, vermißten wir den Arieiro Miguel, dessen Abwesenheit früher nicht bemerkt worden war. Nach langem Suchen fanden wir ihn zunächst der Fazenda unter einem Baume liegend, in einem apathischen und halbverwirrten Zustande. Auf die Frage, was dieses bedeute, war die Antwort, daß er glaube, während des Aufsuchens der Lastthiere im hohen Grase von einer Schlange gestochen worden zu seyn. Zu unserm Schrecken bemerkten wir auf jeder Seite der großen Zehe eine schmale Wunde, welche nach Ausdehnung und Abstand allerdings von einer Giftschlange herzurühren schien. Augenblicklich reichten wir große Gaben von Eeau de Luce; wir scarificirten die Wunden, brannten sie mit Schiesspulver und dann mit einem glühenden Drahte aus, und thaten Alles, um den Leidenden über seinen Zustand zu beruhigen. Die Zehe war wenig geschwollen, der Puls war ungewöhnlich heftig und voll; die Augen halb geschlossen und mit Blut unterlaufen, waren unbeweglich, die Stimme war zitternd und schwach; der Kranke klagte über schmerzhaftes Ziehen in den Gliedern, Schwindel und Rückenweh, und war im höchsten Grade muthlos. Er schien vom Vorgefühl des Todes ergriffen, indem er sich ungerne den ärztlichen Bemühungen hingab, und nichts weiter wünschte, als Ruhe. Nach allen Erscheinungen war der Unglückliche schon einige Stunden früher gebissen worden, und die furchtbaren Wirkungen des Gif-

tes hatten bereits die Wurzel des Lebens in dem colossalen und kräftigen Körper erreicht. Dem Rathe der Fazendeiros und seinem eigenen Wunsche gemäß, beschlossen wir den Kranken hier zurückzulassen, weil das Abwarten seiner vollkommenen Wiederherstellung, wozu man hier zu Lande vierzig Tage nöthig erachtet, mit unsern Reiseplänen unverträglich war. Wir sendeten nach einem Curadeiro, hinterließen die nöthigen Arzneimittel und Regeln der Behandlung, und empfahlen den Unglücklichen der Menschenliebe des theilnehmenden Fazendeiro. Leider aber waren alle diese Maasregeln fruchtlos, denn einige Tage später erhielten wir die Nachricht von einem, dieselbe Straße ziehenden Tropeiro, daß der Unglückliche noch an dem nemlichen Tage gestorben sey. Dieser traurige Vorfall hatte wahrscheinlich das Gerücht verursacht, daß Einer von uns selbst ein Opfer geworden wäre, welches sich in kurzer Zeit nach Bahia und Minas verbreitete, und uns zu Maranhâo, in zahlreichen Briefen, manchen rührenden Beweis freundschaftlicher Theilnahme verschaffte.

Wir zogen durch schöne, frische Wiesen (Varedas), welche da, wo sich das Terrain erhebt, noch mit Catingaswaldung wechselten. Die Fazenda Cachoeira, welche wir passirten, bot uns den Anblick einer sehr ausgedehnten Rindviehzucht. Mehrere hundert Kühe und Kälber wurden so eben aus dem Curral getrieben. Nördlich von der Fazenda Cachoeira traten wir in die schönen Fluren, Campos de S. Isabella genannt, wo einzelne, weithinschattende Joàbäume, Gruppen von Carnaüvapalmen und zerstreutes Buschwerk sich zu einer höchst reizenden Landschaft vereinigen. Zahlreiche Rindviehheerden im Schatten der dichten Kronen jenes, der Linde vergleichbaren, Baumes hingestreckt, und unzählige Reiher, Taucher und Enten in den zerstreuten Teichen, belebten die liebliche Gegend. Am Abende schlugen wir an einem bebuschten Teiche unser Nachtquartier auf, neben dem Bivouacq eines Sclavenhändlers, welcher vierzig junge, in Bahia gekaufte, Schwarze beiderlei Geschlechts nach Aldeas Altas führte. Diese Rotte junger Aethiopier überließ sich nach Landesgebrauch hier auf freiem Felde der ausgelassensten Lustigkeit. Erst spät in der Nacht ward es um uns her ruhig, und wir lagen im tiefsten Schlafe, als uns jener Sclavenhändler mit allen Zeichen peinlichster Unruhe weckte. Es hatte nemlich fast die Hälfte seiner schwarzen Mannschaft am Abende eine benachbarte Pflanzung von Mandioccawurzeln geplündert, und war nach

dem Genusse dieser, im rohen Zustande giftigen, Wurzeln, welche sie für die unschädliche Aypim gehalten hatte, von allen Zufällen einer Vergiftung ergriffen worden. Kopfweh, Schwindel, Zittern, Brennen im Unterleibe und mit Krämpfen verbundene Vomituritionen stellten sich fast bei allen Erkrankten mit großer Heftigkeit ein. Auf unseren Räth wendete der Sclavenhändler bei Einigen Brechmittel, bei Andern Tabacksklystiere, große Gaben von Oel und von dem ausgepreßten Safte des Krautes der Mandioccapflanze an, welches, gewiß ein seltner Fall in der Natur, das Gegenmittel gegen die verderbliche Kraft der Wurzel enthält. Als die Sonne aufging, sahen wir zwar die größte Verwirrung in dem Lager der Neger, und viele stellten durch aufgetriebenen Leib und Fieber noch einen bedeutenden Krankheitszustand dar; doch wurde kein Einziger Opfer seiner Unvorsichtigkeit.

Am 1. Mai gelangten wir, nach mehrfachem Uebersetzen über die mäandrischen Krümmungen des Rio Canindé, zu der Fazenda Poçôes de baixo. Dies war die erste der drei und dreißig Fazendas in Piauhy, die auf öffentliche Kosten verwaltet werden. Domingos Affonço, aus Mafra bei Lissabon, hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine große Menge Meierhöfe in allen Theilen der Provinz Piauhy errichtet, nachdem ihm zahlreiche Streifzüge gegen die Indianer Pimenteiras, Geicos und Acroâs die Tauglichkeit dieses ausgedehnten Landstriches für die Viehzucht kennen gelehrt hatten. Nach seinem Tode wurden die Jesuiten von Bahia Erben von dreißig seiner Güter, mit der Bestimmung, den Erlös für mildthätige Zwecke und für die Gründung neuer Meierhöfe zu verwenden. Nach Vertreibung der Jesuiten fiel dieses große Besitzthum dem Staate anheim, welcher die dreißig ursprünglichen und die drei von den Jesuiten gegründeten Meierhöfe von drei Inspektionen verwalten läßt. Jeder der drei Inspektoren bezieht einen Jahresgehalt von 300,000 Rëis. Er befehligt die Hirten (Vaqueiros), deren jeder einer Fazenda vorsteht, und drei bis fünf Jahre in dem Dienste bleibt, auf welchen er nicht durch den Inspektor, sondern durch den Gouverneur der Provinz gesetzt wird. Der Gehalt dieser Vaqueiros, welche oft Jahre lang umsonst dienen, bis sie in Sold treten, besteht in dem Bezuge des vierten Theiles aller jährlich erzeugten Rinder und Pferde. Ausserdem genießen sie freie Wohnung, die Erzeugnisse der Schwein-, Ziegen- und

Schafzucht und den Ertrag von Butter und Käse, welcher nicht auf königliche Rechnung geht. Die Fazendas haben auch königliche Sclaven, denen nur Kleidung und Fleisch gereicht wird, weil sie für ihre übrigen Bedürfnisse durch den Ertrag des Landbaues und der Viehzucht sorgen können, wozu man ihnen Gelegenheit giebt. Von dem jährlich erzeugten Vieh wird überdem der Zehent entrichtet. Die Viehzucht hängt in diesen Gegenden lediglich von der Menge des Regens ab. Tritt mit Ende Decembers die Regenzeit ein, erreicht sie bis Ende des Februars ihre größte Stärke, und nimmt sie dann bis Ende des Aprils wieder ab, so füllen sich die häufigen Teiche und Gräben mit Wasser, die Erde wird erweicht, und die Weide ist reichlich. Während dieser Zeit werden die Kühe, welche ausserdem, wie alles übrige Vieh, auf freiem Felde bleiben, in die Umzäunungen getrieben, wo sie die Nacht zubringen und am Morgen gemolken werden, um Käse zu bereiten. Vom Monat Mai an läßt man auch die Kühe wieder frei auf die Weide gehen. Bisweilen vergeht der Monat Februar ohne Regen, und dann ist die Erzeugung von Käsen unmöglich, weil die Milch an Menge und Güte unzureichend ist, und die Heerden, bis auf wenige Kühe für den Dienst des Hauses, sich im Freien gänzlich überlassen bleiben. Große Seuchen sind dann nichts seltenes, und der Viehstand nimmt eben so schnell ab, als er sich in wasserreichen und fruchtbaren Jahren vermehrt hatte. Das Rindvieh ist groß und wohl gebaut, ausgezeichnet durch lange, spitzige, und weit nach aussen abstehende Hörner und durch die Mannichfaltigkeit seiner Färbung. Minder gut sind die Pferde. Sie haben selten mehr als mittlere Größe, schwachen Knochenbau und wenig Ausdauer. Pferde von schönem Baue werden mit großer Sorgfalt zugeritten. Um ihnen einen starken Paßschritt und ein hohes Aufheben der Füße anzugewöhnen, legt man breite, scheibenförmige Polster oberhalb des Fesselgelenks an, und läßt ihnen die Hufe sehr lange wachsen. Letzteres geschieht auch, um die Hufeisen zu ersparen, die allerdings hier und in der benachbarten Provinz Maranhão, auf den, einen Theil des Jahres hindurch, grundlos sumpfigen Straßen, nicht so nothwendig sind, als in Bahia, Minas und Rio de Janeiro. Selten werden diese Pferde über zwölf Jahre alt, theils wegen der Unregelmässigkeit der Fütterung und des starken Wechsels klimatischer Einflüsse, theils wegen übermässiger Anstrengungen, die man ihnen, auf Reisen, Jagden und bei dem Aufsuchen des Rind-

viehes, zumuthet. Das dem Könige gehörende Vieh wird von Jahr zu Jahr an den Meistbietenden verkauft. Der Preis wechselt bedeutend; so war er im Jahre 1818 für einen Ochsen = 5400 Réis, im Jahre 1819 = 8400 Réis. Im Jahre 1818 verkaufte die Inspektion von Canindé, die größte von allen, eintausend einhundert Stücke, und im Durchschnitte rendirt sie dem Könige acht Contos de Réis (22,233⅓ Gulden). Die zu ihr gehörigen Fazendas Castello und Campo Grande liefern jährlich zweihundert, Poçoês de baixo, Ilha, und alle übrigen weniger, nämlich siebzig bis hundert, Stücke. Alle drei Inspektionen verkaufen jährlich etwa dreitausend Ochsen. Ohne Zweifel könnte diese Summe viel bedeutender seyn, wenn eine geringere Menge des Rindviehes für die Fazendas selbst verbraucht würde, denn manche derselben erziehen sieben- bis achthundert, ja in glücklichen Jahren sogar tausend junge Rinder, aber eine große Menge wird für die Unterhaltung des Dienstpersonals geschlachtet; viele Kälber werden ein Opfer von giftigen Kräutern, die sie fressen, oder von den Verfolgungen der Insekten, blutdürstiger Fledermäuse und gefräßiger Onzen; auch Giftschlangen verringern die Zahl der jährlichen Zucht. Obgleich manche dieser Höfe zwanzig Sclaven, deren eine Hälfte für die Aufsicht einer Heerde von tausend Stücken hinreicht, besitzen, bauen sie doch den Bedarf an Mais und Mandioccamehl nicht selbst, sondern widmen sich fast ausschlüßlich der Viehzucht.

Zwischen den Fazendas Campo Grande und Castello hatten wir einen Theil der Serra Imperiatal zu übersteigen. Für die Mühen des engen, durch zerstreute Sandsteinfelsen unzugänglich gemachten Weges, hielt uns die Ansicht der offenen, frisch grünenden Campos und zerstreuter Catingaswäldchen schadlos, in welche wir heraustraten, ehe wir die Fazenda Brejo erreichten. Den Weg von Brejo bis zu der nächsten königlichen Fazenda Ilha fanden wir um so angenehmer, als die Vegetation auf den wechselnden Gründen und Hügeln uns mehr und mehr an die schönen Gefilde von Minas zu mahnen schien. In der Nähe von Ilha, sowie auch bei Castello und Mocambo, schwitzt der Boden häufig Kochsalz und Salpeter aus. Das Terrain erhebt sich zu vielen niedrigen, oben verflächten oder terrassenförmig ansteigenden, mit dichtem Gebüsche umgrünten Hügeln. Zwischen diesen erreichten wir, am 3. Mai, mit Sonnenuntergang, die Hauptstadt von Piauhy, die Cidade de Oeiras, deren unregel-

mäßige Häuserreihen sich erst dann dem Blicke des Wanderers darstellen, wenn er auf vielfach gewundenen Pfaden den letzten Hügel umgangen hat. Der würdige Capitão Mór, Senhor João Nepomuceno de Castello Branco, hatte bereits gefällige Sorge für uns getragen, und ein Haus stand zur Aufnahme bereit.

Reise von Oeiras über Cachias nach S. Luiz, der Hauptstadt von Maranhão.

Die gastfreien Bewohner von Oeiras hatten sich bemüht, uns ihre Theilnahme durch reiche Geschenke von Mundvorrath zu beurkunden, so daß ein doppelt so großer Trupp von Maulthieren nothwendig gewesen wäre, um alle Vorräthe an frischem und gesalztem Fleische mitzuführen. Bei dem großen Reichthume des Landes von Rindvieh ist die Sitte erklärlich, dem Reisenden einen schönen Ochsen vor die Thüre zu führen, und ihm zu überlassen, viel oder wenig von dem dargebotenen Geschenke zu benützen. Wir brachten die erste Nacht nur eine Legoa von der Stadt, auf der Höhe von Olho d'Agoa hin. Dieser Berg, auf den eine steile, schlechtgebahnte Straße führt, soll in den, den Sandstein durchsetzenden, Quarzgängen ziemlich viel Gold enthalten. Am 12. Mai setzten wir bei Inhuma, sieben Legoas von Oeiras, über den Rio Canindé, der auch hier noch unbedeutend ist. Die Gegend hat denselben Charakter, wie bisher, jedoch werden Teiche in den Niederungen immer häufiger, und neben der Carnaüvapalme treten die Buritis und die Uricurís in weit ausgedehnte Wälder zusammen, wodurch die Landschaft bisweilen einen eben so eigenthümlichen als majestätischen Ausdruck erhält. Wir umgingen links die isolirte Serra de Mocambo, und zogen durch mehrere Niederungen und Abhänge dieses Berges, wo wir krystallhelle Bäche durchwaten, und uns öfter mit Mühe auf den versumpften Wegen durch frische Wälder Bahn machen mußten. Nicht immer trafen wir gegen Abend

auf einen Meierhof, so daß wir gezwungen wurden, unter freiem Himmel zu übernachten. Da es seit vierzehn Tagen fast jeden Abend oder noch spät, vor Mitternacht, gewitterte, so wurde unsere fieberhafte Disposition durch die häufigen Erkältungen des Regens mehr und mehr gesteigert. Am 15. Mai überstiegen wir das Sandsteingebirge, die Serra de S. Conçalo, die sich etwa vierhundert Fuß erhebt; jenseits derselben fanden wir das kleine Arrayal gleiches Namens, ein Quadrat von niedrigen Lehmhütten um eine baufällige Capelle, den Wohnsitz einer Colonie von Indianern. Vor fünfzig Jahren hatte João do Rego Castello Branco, mehrere Stämme bekriegt, welche damals in den westlichsten Gegenden der Provinz den einzelnen Ansiedlern durch häufige Ueberfälle gefährlich geworden waren. Die Besiegten, welche man wegzuführen vermochte, fünfzehnhundert an der Zahl, waren, nach der allgemein üblichen Sitte, entfernt von ihrer Heimath in Dörfer (Aldeas) vereinigt worden. Die Geicôs erhielten als Aufenthaltsort die Freguezia de N. S. das Mercês, westlich von Oeiras; die Timbiras, Acroâs und Goguês wurden hier, in S. Gonçalo d'Amarante, vereinigt. Die drei letzteren werden von manchen Sertanejos mit dem gemeinschaftlichen Namen der Pamelas bezeichnet. Wir fanden nur einen schwachen Ueberrest von dieser, ehemals bedeutenden, Colonie, nämlich, nach des Pfarrers Liste, nur hundert und zwanzig Personen, und selbst diese nicht alle von ungemischter Abkunft. Krankheiten, besonders die Blattern, hatten Viele getödtet; Andere waren schon längst wieder in ihre ursprüngliche Heimath zurückgekehrt. Das traurige Ansehen der wenigen, in träumerischem Nichtsthun umherschleichenden Indianer, die Unreinlichkeit und Unordnung in den ärmlichen Hütten, und der Mangel an zweckmäßiger Aufsicht, die einem trunksüchtigen Soldaten übertragen schien, — erneuerten auch hier bei uns die Ueberzeugung, daß glückliche Versuche, die Ureingebornen zu colonisiren, nur als seltne Ausnahmen zu betrachten seyen. Diese Ueberzeugung fällt dem Menschenfreunde um so schmerzlicher, als solche Colonisationsversuche fast stets zahlreiche Menschenopfer kosten. Will man nämlich einen Indianerstamm, entweder um ihn unschädlich oder um ihn für den Staat nützlich zu machen, in eine Colonie versetzen, so geschieht dies fast niemals ohne vorhergehenden Krieg, dessen Folge die Unterwerfung des Stammes ist. Zu dem Ende werden Banner (Bandeiras) von Linientruppen und Freiwilligen errichtet; der Staat versieht sie mit Waffen

und Ammunition, und die Bauern tragen die Mundvorräthe zusammen, welche bei großen Expeditionen auf Monate lang mitgeführt werden müssen. Bisweilen werden Ochsenheerden dem Kriegszuge nachgetrieben. Die Mannschaft unternimmt den Zug (Entrada) selten in der Absicht eine offene Schlacht zu liefern, sondern man sucht die Indianer in ihren abgelegenen und zerstreuten Wohnsitzen zu überrumpeln. Ist der Feldzug glücklich, so zwingt man die Ueberwundenen, die Oberherrschaft Portugals anzuerkennen, und sich, unter dem Schutze des Königs, zwischen den Brasilianern niederzulassen. So verläßt der Stamm, oder doch die Glieder desselben, welche sich dem feindlichen Uebergewichte ergeben mußten, seine Wohnorte, und wird, meistens entfernt von andern brasilianischen Ortschaften, in eine eigene Aldea vereinigt, wo er unter der Aufsicht eines von dem Gouvernement eingesetzten Directors, bisweilen mit Beibehaltung eines eigenen Vorstandes aus seiner Mitte (Principal) Landbau treiben, und von einem Geistlichen im christlichen Glauben unterrichtet werden soll. Welche Früchte eine so ganz gewaltsame Operation tragen werde, ist nicht schwer vorauszusehen. Man verlangt von den Indianern ein plötzliches Aufgeben aller angebornen Neigungen, Gewohnheiten und Sitten, ja noch mehr, Ehrfurcht vor einem Gesetze und einer Religion, die sie nicht kennen. Die nächste Folge ist, daß die Entschlossenen unter ihnen sich sobald als möglich diesem unleidlichen Zwange durch die Flucht zu entziehen suchen, die übrigen aber nur wie Fremdlinge und ohne sich zu assimiliren, unter den Brasilianern zurückbleiben, und in dem traurigsten Zwitterleben moralisch und physisch verkümmern. Diese Indianerstämme bedienen sich als Waffen des Bogens und der Pfeile, die sie bisweilen vergiften. Sie ernähren sich von Jagd und Fischfang, und sind dem Ackerbaue abgeneigt. Ueber den Tocantins setzen sie nicht in Canots, deren Gebrauch ihnen fast unbekannt seyn soll, sondern in Flößen aus den Stämmen der Buritipalme. Sie sind keine Anthropophagen, und ihre Kriegsgefangenen werden zur Sclavenarbeit verwendet. Nach einer alten Sage dieser Indianer soll Gott am Anfange der Dinge ein hohes Haus gen Himmel gebauet haben, durch dessen Einsturz die Verschiedenheit der Thiere und Nationen entstanden sey. Marcellino behauptete ferner, daß sie eine, wenn auch undeutliche, Idee von einem höchsten guten Wesen haben, das sie in Augenblicken der Noth und Gefahr mit aufgehobenen und zusammenschlagenden Händen und in knieen-

der Stellung, oder auf den Boden hingeworfen, anrufen. Auch einen Teufel, ein böses Princip, erkennen sie an.

In S. Gonçalo d'Amarante stieß ein Fußgänger zu uns, der bat, die Reise nach Cachias im Geleite unserer Karavane machen zu dürfen. Es war ein Mann, wie es schien, von rein europäischer Abkunft, und von vorgerücktem Alter, dessen Erscheinung zu Fuß, ohne Gepäcke und Begleiter, in diesem unwirthbaren Lande uns sehr seltsam vorkommen mußte. In seinen stummen Geberden lag der Ausdruck eines ungeheuern Schreckens, der seine Sinne verwirrt habe. Genaue Beobachtung und Combination der einzelnen Worte, die er, gleichsam im Wahnsinne, fallen ließ, belehrten uns endlich, daß der Unglückliche, ein Bürger von Bahia, auf einer Seereise nach Maranhão Schiffbruch gelitten, und seine Frau vor sich in den Wellen habe untergehen, die Tochter aber von einem Haifische verschlingen sehen. Auf eine ihm selbst unbekannte Weise hatte er sich von der Küste bis in diese Gegenden verloren. Die entsetzliche Erfahrung hatte seine Phantasie so tief ergriffen, daß er uns bisweilen um Mitternacht durch ein erschütterndes Aufschreien aus dem Schlafe weckte. Diese traurige Begleitung, welche wir uns aus Menschenliebe gefallen lassen mußten, war gleichsam die Einleitung zu dem unbeschreiblichen Elende, das wir jetzt selbst, durch Steigerung unserer Kränklichkeit, erfahren sollten. Am 16. Mai machte ich eine Seitendigression in den benachbarten Urwald, wo ich an den Wänden eines gelblichen Sandsteinfelsens dichte Beschläge von einem salzigen Stoffe beobachtete, der sich bei chemischer Untersuchung als reich an Salpeter zeigte, und ich war eben bemüht, dem Fazendeiro in Coité, wo unser Bivouac aufgeschlagen war, zu bedeuten, daß er durch Bearbeitung dieses Stoffes sich eine wichtige Erwerbsquelle eröffnen könnte, als ich den Eintritt eines heftigen Fiebers bemerkte, das mich bald darauf fast besinnungslos niederwarf. Ein Brechmittel ward vergeblich versucht, den Fieberanfall abzuschneiden. Mit großer Anstrengung setzte ich die Reise zu Pferde, im beständigen Kampfe gegen das Fieber, noch zwei Tage lang, über die Fazendas Buriti und S. Pedro, bis zu der von Todos os Santos fort. Die unangenehmsten Gefühle, heftige Vomiturítionen und eine fast tödtliche Schwäche zwangen mich, von Zeit zu Zeit abzusteigen, und, wagerecht auf dem Boden ausgestreckt, zu ruhen. Zu gleicher Zeit erkrankte auf ähnliche Weise einer

unserer Diener, so daß wir uns in der traurigen, von uns stets mit Bangigkeit vorausgesehenen, Nothwendigkeit befanden, in dem letztgenannten Meierhofe liegen zu bleiben. Während der Fieberanfälle war mein Kopf so verwirrt, daß Dr. Spix, welcher sich mit treuester Sorgfalt um mich bemühte, ein Nervenfieber befürchtete; es schien jedoch, als wenn die hier genossene Ruhe der Krankheit eine andere Entwickelung gegeben habe, denn nach einigen Tagen regelte sie sich als ein aussetzendes kaltes Fieber, welches mich nur am Abende befiel. Nicht so günstig war der Gang der Krankheit bei dem Diener, welcher in die fürchterlichsten Zuckungen, in Kinnbackenkrampf und Wahnsinn verfiel, und, am vierten Tage starb. Um das Maas unserer Leiden voll zu machen, erkrankte auch mein treuer Gefährte, indem sich, wenige Stunden nach einem Bade, das er in einem seichten Teiche genommen hatte, sein ganzer Körper mit schmerzhaften Beulen bedeckte, die alsbald in Entzündung übergingen. Unter diesen Umständen schien es das Zweckmässigste, den zwischen feuchten Palmenwäldern gelegenen, ungesunden Ort zu verlassen, um so schnell als möglich Cachias zu erreichen. Weil wir zu kraftlos waren, um uns im Sattel zu erhalten, wurden Negersclaven aus den benachbarten Höfen aufgeboten, die uns in Hangmatten auf Stangen weiter trugen. Unbeschreiblich waren die Leiden der Seele, welche wir auf diesem Wege, beide hülflos und unvermögend einander beizustehen, gequält von den bängsten Sorgen um die Zukunft, für uns und die literärischen Ergebnisse unserer Reise, und gepeinigt von körperlichen Schmerzen, erduldeten.

So erreichten wir, bei der Fazenda Sobradinho, den Rio Parnahyba. Er führt hier seine gelblichen trüben Gewässer zwischen einem dichtbebuschten, sanft ansteigenden Ufer, in einer Breite von etwa zweihundert Fußen. Obgleich von erdigen und faulen Stoffen stark verunreinigt, liefert er doch das einzige Trinkwasser für die Anwohner, die deshalb häufig von kalten Fiebern befallen werden. Auch unsere Dienerschaft, welche, um die Equipage zu bewachen, nur eine Nacht am Ufer zubrachte, empfand sogleich die schädliche Wirkung seiner Ausdünstungen. In den zahlreichen Höfen, die längs seinen beiden Ufern aufwärts, weit gegen S. W., errichtet sind, und worin man sich früherhin fast ausschließlich mit Viehzucht beschäftigte, wird gegenwärtig viel Baumwolle erzeuget.

Die Passage des Rio Parnahyba ist hier, wie zu Joazeiro, von der Regierung verpachtet. Man zahlt nur eine geringe Summe, und das Gepäcke des Reisenden, welches auf einer Fähre über den Strom gesetzt wird, unterliegt keiner Verzollung. Auf dem nördlichen Ufer angelangt, befanden wir uns in der Provinz Maranhão, aber erst sechs Legoas weiter, in der Fazenda Sucuriuh, trafen wir eine amtliche Behörde in der Person des Commandanten, der uns, gerührt von unserer Hülflosigkeit, auf das menschenfreundlichste pflegte. Doch hätte sein guter Wille meinem Gefährten fast zum Verderben gereicht. Er empfahl nämlich zur Linderung der Schmerzen, welche ihm durch die Entzündung der Beulen verursacht wurden, eine Salbe, die, in einem Zustande von halbem Bewußtseyn, sorglos angewendet wurde. Gegen Mittag verließen wir das gastfreie Haus, und setzten die Reise bis zu einem offenen Schoppen, Perdido, drei Legoas weiter fort, von wo aus die gemietheten Sclaven am andern Tage zurückkehren sollten. Der Abend dunkelte, als wir hier ankamen, und wir hatten eben unsere Netze aufgehängt, als ein furchtbares Ungewitter losbrach. Der Regen drang in Strömen durch das leichte Blätterdach, der Sturmwind bließ unsere Feuer aus, und schien das morsche Gebälke über uns zusammenwerfen zu wollen. Ich hing apathisch in meinem durchnäßten Lager, als gegen Mitternacht der französische Diener, die einzige treue Hülfe in dieser schauervollen Nacht, mich mit dem Angstruf zu mir selbst brachte, es schiene ihm, als sey Dr. Spix im Sterben. Als ich voll Entsetzen zu seinem Lager wankte, fand ich ihn von tödtlicher Blässe umzogen, bewegungslos, mit harten Stellen auf der Haut, und von fürchterlichen Krämpfen im Unterleibe ergriffen. Auf einmal wurde es mir klar, er sey durch den übermässigen Gebrauch einer Bleisalbe vergiftet! Hier galt es schleunige Hülfe; aber wo sie finden in dieser Einöde, während um uns die empörten Elemente im höchsten Aufruhr wütheten? — Doch die Noth ist erfinderisch; einige Neger wurden in die nächste Fazenda zurückgesendet, um eine Badwanne zu holen; ich pülverte eine Menge Schwefel, welche zur Erstickung von Insekten bestimmt, noch von Rio her mitgeführt wurde, und gab das Pulver mit großen Gaben von Opiumtinktur ein. Durch dieses Mittel und durch anhaltendes Reiben mit erwärmten Tüchern gelang es, den Freund zum Bewußtseyn zu bringen, und, als gegen Morgen warme Waschungen vorgenommen werden konnten, hatte ich die unaussprechliche

Freude, die innern Krämpfe schwinden, und die Krankheit auf der Haut wieder hergestellt zu sehen. Wir waren hier neun Legoas von der Villa de Cachias entfernt, aber, da keine Sclaven für den Transport des Schwererkrankten zu erhalten waren, ohne Mittel dahin zu kommen. Es blieb also nichts übrig, als voraus zu eilen, um von dort Hülfe zu holen. Mit schwerem Herzen versprach ich dem Freunde, bald wieder zu kommen, ließ mich, doppelt entkräftet von den Anstrengungen der vorigen Nacht, auf das Pferd heben, und eilte die einsame Straße fürder. Unter den Strahlen der tropischen Sonne von innerer Fieberglut verzehrt, ritt ich erst durch weitläufige Palmenwälder, die jetzt voll Wasser standen, dann über mehrere bebuschte Hügelreihen, wie Tantalus verurtheilt, die Qual des Durstes zu leiden, weil ich fürchtete, wenn einmal abgestiegen, nicht mehr in den Sattel zu kommen. Es war Abend geworden, ohne daß ich das Ziel der Reise erreicht hatte, und als ich eben einen steilen Hügel hinanritt, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne eine waldige Gegend beleuchteten, verlor ich den schmalen Weg zwischen den hohen Grasbüschen. Alsbald ward es dunkle Nacht, und ich stand allein, krank und verirrt in der Wildniß. In der dumpfen Apathie, welche das Unglück der letzten Tage vorbereitet hatte, wollte ich mir eben einen Platz auf einem niedrigen Baume aussuchen, als ich menschliches Pfeifen vernahm, und auf mein Rufen erschien ein Neger, einen Feuerbrand schwingend, der zu dieser ungewöhnlichen Stunde von Cachias mit Arznei durch den Wald kam. Dieser glücklich gefundene Führer geleitete mich auf den Weg zurück, und endlich sah ich die Lichter der Villa schimmern. Ich stieg vor dem Hause des Juiz de Fora ab, und konnte dem würdigen Senhor Luiz de Oliveira Figueredo e Almeida eben noch unsere Empfehlungsbriefe übergeben; — doch in diesem Augenblicke zahlte der Körper die Anstrengung der letzten Tage, und ich sank ohnmächtig vor ihm zu Boden. Zur Besinnung gekommen, fand ich mich in einem sorgfältig meublirten Zimmer zu Bette, und vor mir einen Mann ärztlich beschäftigt, der mich in englischer Sprache anredete. Es war ein portugiesischer Arzt, der zu Edinburg studirt, und sich neuerlich in Cachias niedergelassen hatte. Dank seiner Sorgfalt, erholte ich mich bald, und hatte die Freude, am andern Morgen meinen Freund, in einem leidentlichen Zustande, durch die entgegengesendeten Negersclaven herbeitragen zu sehen. — Wenn wir im Verlaufe dieses Reiseberichtes nicht

selten Gelegenheit hatten, genußreiche und belohnende Momente zu schildern, so möge der Leser in Scenen, wie die eben erzählte, die Schattenseite des Gemäldes erkennen. Der Reisende aber, welcher solche Leiden im Gefühle der Pflicht erträgt, gewinnt aus ihnen nicht nur einen schönen Hintergrund der Erinnerung für das Alter, sondern auch erhöhtes Vertrauen auf den, dessen unerforschlicher Rath neben die Noth auch die Hülfe stellet. Unsere Gesundheit verbesserte sich in Cachias von Tag zu Tage, unter der theilnehmenden Pflege des Arztes und des neuen Juiz de Fora, Senhor Francisco Gonçalo Martins.

Cachias ist einer der blühendsten Flecken im Innern Brasiliens. Man zählt in ihrem Termo dreißigtausend Einwohner. Ihren Reichthum verdankt sie der Cultur der Baumwollenpflanze, und der Handelsthätigkeit ihrer Bewohner, unter denen sich sehr viele Europäer befinden. Mehr als die Hälfte der in der ganzen Provinz erzeugten Baumwolle wird von hier aus nach der Hauptstadt versendet, und in den letzten Jahren stieg die Zahl der von Cachias verschifften Baumwollensäcke, jeder zu fünf bis sechs Arrobas, auf fünfundzwanzig bis dreißigtausend, die, gering angeschlagen, im Innern selbst die Summe von 1,650,000 bis 1,980,000 Gulden werth sind. Für die besten Gegenden zum Anbaue der Baumwolle hält man in der Provinz Maranhão feuchte Niederungen, worin viele Andajapalmen wachsen. Der Boden besteht hier größtentheils aus einem schwarzen, mit feinem Quarzsande vermengten Thon. Man nennt diese Gegenden Vargema. Wenn das Erdreich durch vorgängiges Ausroden und Abbrennen der Bäume und Gebüsche vorbereitet worden, so wird es im Monate Januar mit den Saamen bestellt, deren man fünf, sechs, ja zwölf in ein Loch von drei bis vier Zoll Tiefe, in einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß, meistens ohne regelmäßige Ordnung, zu stecken pflegt. Es ist hiebei zu beobachten, daß die Saamen nicht zu tief in die Erde kommen, damit sie nicht verfaulen; aus diesem Grunde werden auch sehr feucht liegende Landstriche mit Abzugsgräben umgeben. Bisweilen pflanzt der Fazendeiro Bohnen, Mais, oder sogar Mandiocca zugleich zwischen der Baumwolle an. Schon nach wenigen, höchstens nach vierzehn, Tagen erscheinen die jungen Pflänzchen oberhalb der Erde, und nehmen nun in unglaublich schnellem Wachsthume zu. Die Baumwollenstaude, welche, unter günstigen Umständen sich selbst überlassen, hier zwölf, fünf-

zehn, ja zwanzig Jahre alt wird, blüht und fruktificirt, wenn sie einmal erstarkt ist, jährlich zweimal; und da die Pflanzungen in dichten, feuchten Urwäldern stets später reife Früchte bringen, als die in höheren, trockneren Lagen, so kann der Fazendeiro, welcher große Pflanzungen besitzt, fast die Hälfte des Jahres hindurch Neger mit der Lese beschäftigen. Diese beginnt in der Provinz Maranhão neun bis zehn Monate nach der Aussaat, im October, November u. s. f. Bereits vor dieser Lese reifen viele Früchte, fünf bis sechs Monate nach der Aussaat, aber die Fazendeiros lassen sie sehr oft gar nicht einsammeln. Die Wolle, welche im ersten Jahre geerndtet wird, hält man gemeiniglich für die beste. Die stärksten Bäume liefern im ersten Jahre acht Pfunde Saamen (= 2½ Pfunde reine Wolle), die schwächsten ein Pfund Saamen (= 10 Loth reine Wolle). Bei einer so großen Fruchtbarkeit, wie sie hier, nahe am Aequator, eintritt, überlassen viele Fazendeiros ihre Pflanzung bis zur Zeit der Lese fast gänzlich sich selbst. Die einzigen Arbeiten, zu denen sie ihre Negersclaven anhalten, sind das Ausreissen der überflüssigen jungen Pflanzen, und späterhin das Ausbrechen der obersten Triebe, womit sie bis zur Lese alles Nöthige gethan zu haben glauben. Diese Sorglosigkeit der Fazendeiros wird jedoch bisweilen durch die Fruchtbarkeit des Landes selbst bestraft, indem die ganze Pflanzung so hoch wächst, und durch unzählige schlingende Unkräuter zu einem so undurchdringlichen Dickicht verwoben wird, daß die Erndte gänzlich unmöglich wird. Die Reinigung vom Unkraute geschieht jährlich zweimal, nämlich zu Anfang der nassen Zeit, und nach dem Ende derselben. Die Lese der Baumwollenkapseln geschieht durch Neger, deren jeder täglich eine bis zwei Arrobas zu sammeln im Stande ist. Uebrigens unterliegt die Baumwollencultur selbst hier vielen Schwierigkeiten, und hat manchen Feind zu bekämpfen. Dauert die Regenzeit unverhältnißmässig lange, oder fällt während der trocknen Jahreszeit anhaltender Nachtthau, so wird die Blume in ihrem Uebergange zur Frucht gestört, oder die Früchte bleiben zu feucht, um sich öffnen zu können, und die Wolle verfault in ihnen. Sowohl zu lange anhaltende Feuchtigkeit, als heftige Sonnenblicke nach und während der Regen veranlassen ein plötzliches Abfallen der halbreifen Früchte; und mancherlei Krankheiten vernichten, wenn auch nur theilweise, die Hoffnung des Landwirthes. Auch manche Thiere: Vögel, Raupen, Wanzen und Heuschrecken, stellen sich von Zeit zu Zeit als verheerende Feinde in den Pflanzungen ein;

und den eingebrachten Früchten sind vor allen die Ratten gefährlich, die mit bekannter Schlauheit alle Vorsichtsmaaßregeln des Fazendeiro zu umgehen wissen. Da diese Thiere nur dem Kerne des Saamens nachstellen, so ist das beste Mittel, um die Wolle vor ihnen zu sichern, eine Schichte von Kernen, von denen die Wolle bereits genommen worden, über die übrigen zu schütten. Die Trennung der Wolle von den Saamen geschah früher durch eine sehr einfache Vorrichtung, nämlich durch zwei in entgegengesetzter Richtung über einander laufende Walzen, die mit der Hand bewegt wurden; gegenwärtig besitzen aber viele Fazendeiros auf gleiches Princip gegründete, mehr oder minder zusammengesetzte Maschinen. Auch das Einpacken der Wolle in Säcke von grobem Baumwollenzeuge, früher durch einen Neger bewerkstelligt, der die Wolle mit den Füßen in den aufgehängten befeuchteten Sack trat, und täglich nur einen Sack füllen konnte, geschieht jetzt schon überall durch einfache Pressen.

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes wurden wir einmal gegen Abend durch ein brüllendes Geschrei auf der Straße an's Fenster gelockt, wo sich uns das seltsame Schauspiel einer Horde von etwa fünfzig Indianern darbot, welche in aller Nacktheit und Rohheit des Naturzustandes durch die Straßen zogen. Diese Wilden waren, auf Veranlassung ihres Principals, aus den Wäldern herabgekommen, um sich von den Einwohnern mit Kleidungsstücken, Beilen, Messern und allerlei Kleinigkeiten versehen zu lassen, wogegen sie große Kuchen von Wachs, schönfarbige Federn, und einige zierlich gearbeitete Bögen und Pfeile zum Geschenke brachten. Aehnliche Züge werden jetzt nicht selten gemacht, und sind eines der Mittel, welcher sich die Ansiedler bedienen, um diese ursprünglichen Herren des Landes in freundschaftlichen Gesinnungen zu erhalten. Erst in den letzten Decennien war man so glücklich, einen friedlichen Verkehr zwischen den freien Indianern der Provinz Maranhão und den Ansiedlern herzustellen; und da die Klugheit gebietet, die zahlreichen Horden von ihren angestammten feindseligen Gesinnungen abzubringen, so beeiferte man sich auch in Caxias, die Einziehenden gut aufzunehmen, und mit Mehl, Branntwein, Taback und bunten Baumwollenzeugen reichlich zu beschenken. Diese Indianer gehörten zu zwei verwandten Stämmen, zu den Aponegi-crans und den Macame-crans, welche auch Carauús genannt werden. Ihre äußere Gestalt war so kräftig und ebenmässig, ihr Gang

und Benehmen hatte so viel Sicherheit und Gewandtheit, daß wir hierin einen auffallenden Unterschied von allen bisher gesehenen Stämmen bemerken mußten. Die meisten waren von unserer Statur, und die Gesichtszüge der Jüngeren unter ihnen waren offen und nicht unangenehm; jedoch verriethen die kleinen Augen, die kurze breitgedrückte Nase, die stark hervorragenden Stirnhöhlen und die niedrige Stirne auf den ersten Blick den Typus der amerikanischen Ureinwohner. Nur die Aelteren unter ihnen waren durch Löcher in der Unterlippe und durch aufgeschlitzte, zwei bis drei Zoll in die Länge gezogene Ohrlappen verunstaltet. In dem Loche der Unterlippe trugen sie glänzende gelbe Cylinder von Harz oder von Alabaster, die anderthalb bis drei Zoll lang waren, und leicht herausgenommen werden konnten. Die Ohren, deren ungewöhnliche Verlängerung durch Holzblöcke vermittelt worden war, ließen sie nur auf unser Verlangen frei herabhängen, wo sie fast die Schultern erreichten; gewöhnlich trugen sie sie von unten aus über den Obertheil der Ohrmuschel gestülpt. Die Hautfarbe war bei diesen starken und wohlgenährten Menschen ein glänzendes helles Kupferbraun, so wie wir es bei den meisten wilden Indianern gefunden haben, wenn sie einer kräftigen Gesundheit genossen; denn nur durch Krankheit, Vermischung und verfeinerte Lebensart wird diese eigenthümliche Farbe der amerikanischen Autochthonen in hellere Nüançen umgeändert. Unter allen hier Anwesenden befand sich keiner mit tatowirtem Gesichte; und diese Art der Verunstaltung soll bei keinem Stamme in der Provinz Maranhão üblich seyn. Als sie aber aufgefordert wurden, in der Nacht bei Fackelschein zu tanzen, erschienen die Meisten mit schwarzen und rothen Malereien auf dem Obertheile des Körpers und im Gesichte, und ihre Züge, von bacchantischer Wuth entstellt, vom rabenschwarzen, langumherhängenden Haupthaare umdüstert, erhielten dann einen wilden, ja entsetzlichen Ausdruck. Einer von ihnen lud zum Tanze durch das Blasen auf dem Boré, einer großen Rohrtrompete, die einen schnarrenden Ton von sich gab, ein Anderer durch ein monotones Geheul ein, welches endlich, im grausen Unisono der ganzen Horde wiederholt, furchtbar durch die Straßen des schweigsamen Städtchens wiederhallte, und eine Menge von Fledermäusen aus den benachbarten Dächern aufscheuchte. Die ungeregelten Sprünge und Drehungen, das kriegerisch drohende Schwingen der Waffen, die häßlichen Gesichtsverzerrungen dieser zügellosen Rotte, und ihr furchtbar unharmonisches Ge-

heule, vom Geklapper ihrer Klapperbüchsen (Maracá) begleitet, hätten für eine Scene aus der Hölle gelten können. Der größte Theil war mit kurzen Beinkleidern von Baumwollenzeug bekleidet. Die wenigen Weiber, welche sich bei dem Zuge befanden, waren anständig genug bekleidet, und nahmen am Tanze keinen Antheil, sondern waren während desselben beschäftigt, die kleinen Geschenke in Empfang zu nehmen, die die Zuschauer darboten. Francisco de Paula Ribeiro und Luiz de Oliveira Figueiredo e Almeida, den wir in der Hauptstadt wieder fanden, haben uns Folgendes mündlich über die Indianer dieser ausgedehnten Provinz berichtet. Die Stämme kommen in Sitten und Gebräuchen mit einander überein. Sie sind keine Anthropophagen, sondern nähren sich vorzugsweise von Jagd und Fischerei, welche besonders am Rio Mearim und den Seen in dessen Nachbarschaft sehr ergiebig ist, überdies auch vom Ertrage kleiner Mandiocca, und Bananenpflanzungen. Sie verstehen mit großer Geschicklichkeit den Honig der wilden Bienen auszunehmen, und das Wachs aus den Waben abzusondern. Letzteres bieten sie den benachbarten Ansiedlern zum Kaufe an. Sie gehen in ihrer Heimath meistens ganz unbekleidet, und schmücken sich und ihre Waffen zu Tanz und Krieg mit bunten Federn und Schnüren aus Zähnen und glänzenden Sämereien von Scleria. Sie sind kriegerisch, und die einzelnen Aldeas, welche bei zunehmender Vergrößerung Colonien von sich abtrennen, leben häufig in Streit mit einander, wenn auch von gleichem Stamme. Der Klügste und Muthigste thut sich während des Krieges als Anführer hervor, er commandirt durch die Töne seines Boré, und hat das Recht über Leben und Tod, ausser den Kriegszeiten aber keine Herrschaft. Ein steinernes Beil mit kurzer Handhabe ist ein Zeichen von Ansehen. Sie kennen den Gebrauch vergifteter Pfeile; ihre wichtigste Kriegswaffe ist jedoch eine Keule von schwerem Holze. In ihren Ueberfällen beweisen sie kluge Berechnung, und wenig Schonung gegen die Ueberwundenen, die sie als Sclaven wegführen. Diebstahl und Mord sind verboten; der Stehler wird nach Maaßgabe des Gestohlenen bestraft; gegen den Mörder üben die Verwandten des Erschlagenen die Blutrache. Sie sind sichere Schwimmer; große Ströme übersetzen sie in Flößen aus den Stämmen der Buritipalme. Auf diesen Fahrzeugen kommen sie bisweilen auch streckenweise die Flüsse der Provinz Maranhão herab, wenn sie den Ansiedlern Wachs und Copaivbalsam zum Kaufe bringen. Ihre Festlichkeiten beginnen

meistens mit Sonnenuntergang, und dauern bei Sternenlicht bis gegen den Morgen. Sie werden zur Zeit der Fruchtlese und bei Veranlassung der Verheirathungen gehalten. Vom Wechsel des Mondes leiten sie ihre Zeitrechnung ab; wenn dieses Gestirn während der Regenzeit, von Wolken bedeckt, nicht erscheint, so verlängert dieses ihre Perioden oft unverhältnißmäßig, ohne daß sie solche auf andere Weise zu berichtigen suchten. Die Folge von trockner und nasser Jahreszeit, von Tag und Nacht, von Blitz und Donner ist ihnen eine mechanische Naturnothwendigkeit, ohne daß sie sich einen Urheber dieser Erscheinungen dächten. Ueberhaupt haben sie keine Vorstellung von einem göttlichen Wesen.

Cachias steht mit der Hauptstadt der Provinz Maranhão nur durch den Fluß Itapicurú in Verbindung. Die Landwege, welche längs demselben von einem Hofe zum andern führen, sind nur für Reiter, kaum aber für Lastthiere gangbar, indem sie in den sumpfigen Palmenwäldern und dichtem Gestrüppe nur mit Mühe offen gehalten werden können, und überdieß den Ueberschwemmungen des Flußes ausgesetzt sind. Wir waren also hier an das Ziel unserer Landreise gekommen, und erfreuten uns der Aussicht, den übrigen Theil unserer Unternehmung auf den Flüßen, in wohl versorgten Kähnen, mit größerer Bequemlichkeit, so wie unsere geschwächte Gesundheit es forderte, ausführen zu können. Die Lastthiere unseres Trupps wurden hier an die Comboyeiros verkauft, welche, von Zeit zu Zeit, mit zahlreichen Karavanen, die dreihundert Legoas lange Landreise über Oeiras nach S. Feliz und Natividade unternehmen, um jene entfernten Theile der Provinz von Goyaz mit europäischen Artikeln zu versehen. Der Rio Itapicurú läuft südwestlich von Cachias fast immer parallel mit seinem südlichen Nachbar, dem Rio Parnahyba nach N. O.; bei genanntem Flecken hingegen nimmt er eine andere Richtung, nach N. W. an, und fließt in vielen Krümmungen dem Meere zu. Von Cachias aufwärts bis in das Gebiet der Freguezia dos Pastos Bons ist er, sowohl wegen Seichtheit, als wegen häufiger Wasserfälle, nur in sehr kleinen Kähnen fahrbar. Abwärts aber nimmt er, obgleich ausser der Zeit des Hochwassers fast überall nur sechzig bis achtzig Fuß breit, große und schwer beladene Fahrzeuge auf. Da eben jetzt eine Barke nach Maranhão abgehen sollte, welche uns ein sicheres und angenehmes Unterkommen darbot, so kürzten wir unsern Aufenthalt in Cachias ab, und bezogen am Abende des

3. Junius das Zelt, welches zwanzig Fuß über dem Fluße auf einer Ladung von dreihundert und fünfzig Baumwollenballen war ausgespannt worden. Die Schiffahrt mit diesem unlenksamen Fahrzeuge war so langsam, daß wir erst am dreizehnten Tage die Mündung des Flußes erreichten, und da sich besonders während der Nacht dichte Schwärme harpyenartiger Mosquiten einstellten, war diese Reise nicht blos langweilig, sondern sogar qualvoll. Der Fluß, dessen Bette aus einem mürben Sandsteine besteht, beschreibt zahlreiche kleine Krümmungen, so daß, wenn er daselbst zugleich mit erhöhter Geschwindigkeit läuft, die größte Vorsicht nothwendig wird, damit das Fahrzeug nicht auf die zahlreichen Sandbänke getrieben, oder am Ufer umgeworfen werde. Die erste Stromschnelle dieser Art, bei dem Hofe Barriguda, erreichten wir am dritten Tage; um sie sicher zu passiren, ward das Fahrzeug mit Stricken an Bäumen des Ufers befestigt, und nur langsam vorwärts gelassen. Der Canal des Fahrwassers befindet sich in der Mitte des Stromes. Das Boot war auf beiden Seiten mit Bündeln von Blattstielen der Andajapalme versehen worden, um das Schwimmen zu erleichtern, und wir überwanden glücklich diese Schwierigkeit. Unter der Einmündung des Rio Codó steigt das waldige Ufer steil an, und der Fluß bewegt sich in einer starken Krümmung mit Heftigkeit über ein Felsenriff, das nur an der Nordseite Fahrwasser übrig läßt. An dieser Stelle, der sogenannten Cachoeira Grande, mußte das Fahrzeug erleichtert werden, und obgleich die Seile zerrissen, durch welche der Schiffsmeister den Lauf zu hemmen suchte, ward doch auch diese Gefahr glücklich überstanden, und von nun an ward die Fahrt gefahrlos bis zur Mündung, weil der Fluß, dessen Hochwasser in den Monat April fallen, noch ziemlich wasserreich war. Gegenwärtig fanden wir selbst in einer Höhe von zwanzig Fuß über dem Wasserspiegel die Spuren der vorangegangenen Ueberschwemmung, welche zahlreiche Bäume entwurzelt, und dadurch unserer Fahrt ein gefährliches Hinderniß in den Weg gelegt hatte. Je weiter wir uns von Cachias entfernten, um so häufiger fanden wir die Fazendas, deren ausgedehnte Baulichkeiten auf die Wohlhabenheit ihrer Bewohner schließen ließen. Von Cachias bis in die Nähe des Flußes Codó eröffnet sich das Land zwischen der Waldvegetation des Ufers in üppige frische Wiesen, die theils von niedrigem Buschwerke oder von Andajapalmen unterbrochen werden, theils weithin frei nach Osten und Westen sich ausbreiten. Wenn man uns die Gelände

dieses Flußes als den fruchtbarsten Erzeugungsort der Baumwolle, und überhaupt als das dem Ackerbaue jeder Art günstigste Gebiet der Provinz geschildert hatte, so befremdete es uns anfänglich, verhältnißmäßig nur selten Pflanzungen zwischen den unbebauten Wald- und Wiesenstrecken zu erblicken. Allein bei einigen Besuchen in den Baumwollenplantagen erklärte sich uns dieses durch die fast unglaubliche Fruchtbarkeit. Obgleich in der gegenwärtigen Jahreszeit nur eine vorübergehende und untergeordnete Erndte eintritt, fanden wir doch in einigen Baumwollenpflanzungen Alles gleichsam weiß angeflogen von den zahlreichen Kapseln, die sich eben eröffnet hatten, und wir konnten uns überzeugen, daß eine Pflanzung, welche die Ufer dieses Flußes ohne Unterbrechung einnähme, das Bedürfniß von ganz Europa an Baumwolle decken könnte. Diese große Fruchtbarkeit des Bodens, welche daran erinnerte, daß wir uns hier in der Nähe des Erdgleichers befänden, bewährte sich auch an den übrigen Arten von Früchten. Zum ersten Male sahen wir hier die Bananenbäume von dem Gewichte ihrer Früchte niedergezogen; gewöhnlich trägt ein Stamm achtzig Früchte, unter denen mehr als die Hälfte über einen Fuß lang sind. Ebenso erreichen hier die Kolben des türkischen Korns, die Kürbisse, Wassermelonen und Gojaven eine ausserordentliche Größe. Die Bananenpflanzungen erstrecken sich nicht selten bis unmittelbar an das Hochufer des Flußes, dessen Gehänge wegen häufiger Bewachsung mit Gesträuch und Palmen sich weniger, als das des Rio de S. Francisco für Anpflanzung von Wassermelonen und ähnlichen Gewächsen eignet. In der Nähe der Pflanzungen fanden wir nicht selten den Abacatebaum, dessen Früchte, von der Größe und Form einer ansehnlichen Birne, um den Saamenkern ein, mit Zucker genossen, ungemein angenehmes und erfrischendes Fleisch darbieten. Die Hälfte der Reise, bis zu der Villa de Itapicurú Mirim, war unsere Schifffahrt langsam und langweilig; das Fahrzeug stieß bald auf Felsen und Sandbänke, bald blieb es in den Baumstämmen hängen, welche von der großen Ueberschwemmung dieses Jahres zusammengeführt worden waren. Die erwähnte Villa, welche wir am 10. Junius erreichten, liegt auf einer Erhöhung am östlichen Ufer des Flußes, und verkündigt im Aeussern kaum den beträchtlichen Handel, welcher von hier aus nach der Hauptstadt und entlang dem ganzen Ufer des Itapicurú getrieben wird. In den meisten Häusern sind Läden eröffnet, worin große Lager von Kattunen, Eisenwaaren, Por-

cellan= und Töpfergeschirren, Wein, Liqueurs und Viktualien aus Portugal zum Kaufe ausliegen. Da die Schifffahrt von hier aus mindere Vorsicht erheischt, so verließen wir den Ort Nachts im Mondenschein. Wir beobachteten den Einfluß der Ebbe und Fluth, welche hier bereits sehr bemerklich ist, obgleich kein Meerwasser so weit stromaufwärts geführt wird. Während der ersten Nacht, welche wir stromabwärts schifften, wurden wir durch das durchdringende krähende Geschrei eines Vogels in Verwunderung gesetzt, welcher in zahlreichen Haufen die grünen Gebüsche am Ufer besetzt hielt, und sich durch die laute Nähe der Menschen nicht stören ließ. Es war der sogenannte Zigeuner, ein schöner, hühnerartiger Vogel, welcher zwar größtentheils von Vegetabilien lebt, aber wegen seines unerträglichen Geruches nicht gegessen wird. Große grüne Iguane fanden sich häufig an sonnigen Orten des Sandufers, und wurden von den indianischen Bootsmännern eifrig verfolgt, um in ihrer Küche statt des gewöhnlichen Salzfleisches eine köstliche Schüssel auszumachen. Im Fluße finden sich nicht eben selten Zitteraale, die den Badenden gefährlich sind. Wir fingen ein kleines Exemplar, das so heftige Schläge auf uns ausübte, daß wir es im ersten Schrecken ins Wasser zurückfliehen ließen. Der 11. Mai brachte uns nach S. Miguel, einem sehr ausgedehnten Pfarrorte. Wir mußten hier die Ebbe erwarten, und setzten deshalb die Reise erst nach Mitternacht fort. Einige Stunden Fahrt brachten uns nach Pai Simão, einer aus zerstreuten Häusern bestehenden Ortschaft, wo ein Theil unserer Schiffsladung, wegen zu seichter Stellen im Fahrwasser, abgenommen wurde. Der in der Nähe vorfindliche sehr feine graue Thon wird in drei Oefen zu Hohlziegeln, Backsteinen und irdenem Geschirre, vorzüglich aber zu großen runden Töpfen und Schüsseln, verarbeitet. Man glasirt diese Geschirre nicht, sondern begnügt sich, ihnen durch das Bestreichen mit Wasser, worin ein ockerhaltiger Thon abgerieben worden, eine rothe Farbe mitzutheilen. Obgleich das Material dem des Töpfergeschirres von Rio de Janeiro gleichkömmt, werden dennoch die kleineren runden Wassertöpfe mit zwei Mündungen von dort her nach Maranhão eingeführt. Die Zahl der Fazendas längs dem Fluß wird von hier an immer größer. Die Portugiesen hatten i. J. 1620 am rechten Ufer des Flußes ein kleines Fort, Fortaleza do Calvario oder da Vera Cruz, errichtet, das bestimmt war, die feindlichen Indianer von dieser Seite abzuhalten, seit geraumer Zeit jedoch wieder in Trümmern liegt.

Indem wir, hier an's Land getreten, nicht ohne Interesse die siegreiche Gewalt des Pflanzenwuchses betrachteten, der, gleichsam eifersüchtig, die letzten Spuren menschlicher Thätigkeit zu zertrümmern oder zu bedecken strebt, war die Mannschaft beschäftigt, das hochbeladene, schwerfällige Fahrzeug durch die Klippen zu geleiten, über welche sich der Fluß, den Ruinen des Forts gegenüber, weithin verbreitet. Diese Stelle ist die gefährlichste in der ganzen Schifffahrt des Rio Itapicurú, und erfordert die größte Sorgfalt. Wir waren so glücklich, die gefährliche Stelle (Cachoeira, d. h. den Fall) gerade im niedrigsten Wasserstande, um Mittag, zu überwinden, und am Abend ankerten wir bei Mangue Alto, zwischen mehreren, mit dichter Manglewaldung bedeckten Inseln, gewissermassen schon ausserhalb des Flußes.

Als die Nacht hereindunkelte, und das Firmament im hehren Glanze der Aequatorialgestirne sich über uns ausspannte, hörten wir, zum ersten Male wieder nach einer leidensvollen Zeit, den Ocean rauschen. Bisher hatten wir, erhärtet unter so manchem Schlage des Schreckens, des Kummers, der Noth, die weicheren Gefühle verschlossen gehalten; aber nun, wo das trennende Element selbst uns an die Entfernung vom Vaterlande mahnte, lößte sich Alles in uns in das bitterste Gefühl der Sehnsucht auf, und die ganze Last der Gegenwart ward uns Hülflosen, Kranken und Niedergebeugten klar. — Der Morgen graute, und wir erblickten rings um uns her, auf dem saftigen Grün der Uferbäume zahlreiche Gruppen von dem rothen Ibis, Guará, sitzen, die wohlgefällig ihr Gefieder in den ersten Strahlen der Sonne glänzen ließen. Wir nahmen die Erscheinung des schönen Vogels als gute Vorbedeutung, und fuhren heiteren Gemüthes, begünstigt vom Landwinde, zwischen den Manguesaës hin, bis wir, nach einer Stunde, das hohe Meer erreichten. Die Insel Maranhão, worauf die Hauptstadt S. Luiz, das Ziel unserer Reise, liegt, wird auf der südlichen Seite nur durch einen schmalen und seichten Meerarm getrennt, der hier kaum dreihundert Fuß Breite hat. Die Schifffahrt von hier aus nach der, auf der Westseite der Insel gelegenen, Hauptstadt folgt dem Rio do Mosquito; dann geht sie an den Küsten nach N. O. Dieser Weg, den die Piloten zu zwanzig Legoas Länge anschlagen, ist unangenehm wegen der Verzögerungen durch Ebbe und Fluth, und nicht ohne Gefahr, wegen der Passage im Bo-

queirão, einer klippigen Gegend in der Nähe des Hafens. Wir zogen daher vor, den kürzeren Weg quer durch die Insel einzuschlagen, und das Gepäcke, unter Aufsicht des einzigen Dieners, der uns übrig geblieben war, zur See weiter führen zu lassen. In der Fazenda Arrayal, wohin wir uns übersetzen ließen, werden Pferde gehalten, um die Reisenden bis zu dem Fluße Bacanga zu bringen, auf welchem man sich einschifft, um zur Stadt zu gelangen. Bevor die Pferde von der Weide geholt wurden, hatten wir Gelegenheit, uns mit einem Zweige der Industrie bekannt zu machen, von dem wir vorher noch nicht gehört hatten. Wir sahen nämlich Hirschhäute in Milch einweichen und gerben, wodurch sie sehr weich und zart werden sollen. Der Fazendeiro zeigte uns sehr gut gegerbtes Rinds- und Ziegenleder, zu dessen Zubereitung man sich dort vorzüglich des Ochsenhirnes bedient, und mehrere Sorten von feiner Seife. Wenige Jahrzehende werden hinreichen, um die nördlichen Provinzen Brasiliens von der Einfuhr dieser Artikel aus Europa und Nordamerika unabhängig zu machen. Der Weg von der Fazenda Arrayal, drei Legoas weit in nordwestlicher Richtung, führte uns durch niedriges feuchtes Land. Wir erstaunten, die größtentheils niedrige, an Stachelpalmen reiche Waldung so wenig gelichtet, und Anpflanzungen nur so selten zu sehen. Bei der Fazenda da Bacanga bestiegen wir ein kleines Boot, und ruderten in dem, von der Ebbe stark entleerten, Rio Bacanga hinab. Die Stadt erhebt sich am nordöstlichen Ufer der Hafenbucht auf niedrigem und sehr ungleichem Grunde, und gewährt, von dieser Seite gesehen, nichts weniger als einen großartigen Anblick. Wir landeten im Hafen, und gingen sogleich durch die Straßen, die Stadt zu besehen.

Aufenthalt in S. Luiz do Maranhão und in dessen Umgebungen.

Der Cidade de S. Luiz do Maranhão gebührt, rücksichtlich ihrer Bevölkerung und ihres Reichthumes, der vierte Rang unter den Städten Brasiliens. Sie liegt, auf dem westlichen Theile der Insel, am nördlichen Ufer einer Landzunge, welche zwischen den beiden Flüßen, oder richtiger Buchten, dem Rio de S. Francisco im Norden und dem Rio da Bacanga im Süden, hervortritt. Das ältere und volkreichere Stadtviertel, Bairro da Praia Grande, liegt unmittelbar am Ufer auf einem sehr ungleichen Terrain. Die Häuser, zwei oder drei Stockwerke hoch, sind größtentheils aus Sandsteinquadern erbaut, und ihre zweckmäßige innere Einrichtung entspricht dem soliden, jedoch rein bürgerlichen Aeusseren. Die Straßen aber sind ungleich, zum Theil hügelig, und schlecht oder gar nicht gepflastert. Die Residenz des Gouverneurs bildet eine ausgedehnte Façade, der aber die, einem solchen Gebäude zukommende, Würde und Eleganz fehlet. Das ehemalige Jesuiten-Collegium, das Rathhaus und das öffentliche Gefängniß nehmen die übrigen Seiten des ausgedehnten Platzes vor jenen Gebäuden ein. Weiter landeinwärts breitet sich das zweite Viertel, Bairro de N. Senhora da Conceição, aus; es besteht aus meistens kleineren, nicht selten mit Gärten und Pflanzungen umgebenen Gebäuden, unter denen sich eine große Caserne auszeichnet. Karnieß und Gesimse zu diesem Gebäude hatte man, schon zugehauen, aus Lissabon kommen lassen, allein sie wurden für das leichte Gebäude zu schwer befunden, und liegen noch unbenützt. Neben den beiden Hauptkirchen besitzt die Stadt noch drei besondere Kirchen, zwei Capellen, die Kirchen der vier Klöster, eine andere für das Militär, und eine, welche zu dem allgemeinen Kranken- und Versorgungshause gehört. Es ist merkwürdig, daß mehrere dieser Kirchen noch in der neuesten Zeit auf Kosten einzelner Bürger erbaut worden sind.

Maranhão besitzt alle Behörden, wie die übrigen Provinzen, und zählt mit ihren unmittelbaren Dependenzien nur dreißigtausend Einwohner.

Unsere Gesundheit stellte sich in kurzer Zeit soweit wieder her, daß wir nicht nur an den heiteren Gesellschaften in der Stadt Theil nehmen, sondern auch einige Ausflüge zu Pferde unternehmen konnten. Die einzige wohl unterhaltene Straße führte uns nach dem größten Indianerdorfe, der Villa do Passo do Lumiar, im Innern der Insel; ein anderer Weg, durch dichte, niedrige, feuchte Waldung nach Vinhães, eine Legoa östlich von der Hauptstadt. Die Indianer, welche fast ausschließlich Bewohner dieser Ortschaften sind, fanden wir in demselben traurigen und bedeutungslosen Zustande, worin uns fast alle aldeirten Autochthonen Brasiliens erschienen sind. Sie genießen die Vorrechte einer selbstständigen Municipalverfassung, zahlen fast gar keine Abgaben, und beschäftigen sich mit dem Fischfange, der Verfertigung von Flechtarbeit und von Töpfergeschirre, oder vermiethen sich als Ruderer in den Küstenfahrzeugen. Sie bekennen sich alle zum Christenthume, und bilden eigene Kirchspiele.

Eine größere Excursion, mit den Herrn William Hesketh und Franc. Man. Alvez Caldas unternommen, sollte uns die physische Eigenthümlichkeit des Festlandes in der Nähe der Villa de Alcantara, am nordwestlichen Ufer desselben, kennen lehren, wo der Letztgenannte große Fazendas besitzt. Wir verließen die Stadt eines Morgens früh mit der Ebbe, welche unser kleines Fahrzeug bis in die Mitte der Bai brachte. An der anmuthigen Fazenda Bom Fim, auf einer vorspringenden Landzunge gelegen, vorüber, ließen wir mehrere Inseln zurück. Hier hat das Meer eine heftige Strömung von der Bai von Vianna her. Wir besiegten sie leicht, mit Hülfe des Landwindes, der in der Mitte der Bai stärker zu wehen pflegt, und ankerten, nach einer Fahrt von sechs Stunden, im Hafen von Alcantara. Diese Villa, nach S. Luiz der wichtigste Ort der Provinz, war früher die Hauptstadt der Capitanie von Cumá. Sie liegt mit der Hauptseite gegen das Meer gewendet, auf einer steilen Anhöhe des Ufers, und bietet einen hübschen Anblick dar. Ein Theil des Fleckens erstreckt sich weiter landeinwärts, in einem grünen Thale zerstreut. Mehrere, erst neuerlich, solid aus Quadersandstein gebaute Häuser und große Geschäftigkeit auf den Straßen,

beurkunden den blühenden und im Zunehmen begriffenen Wohlstand seiner Einwohner, deren Zahl auf achttausend angegeben wird. Die meisten derselben wohnen jedoch nicht immer hier, sondern bringen die größere Hälfte des Jahres auf ihren Fazendas zu, wo Baumwolle gut und reichlich erzeugt wird. In der Nähe der Villa am Meeresufer befinden sich mehrere Salzlagunen, deren Gebrauch vom Magistrate an gewisse Personen um die unbedeutende Summe von eintausend Reis jährlich verpachtet wird. Es sind vier bis fünf Fuß tiefe, vom Meere aus schräg ansteigende Niederungen, durch schmale Dämme von ihm getrennt, in welche man während der Monate Junius bis August das Meerwasser einläßt, damit es bis zum Monate Dezember verdunste, und eine Salzkruste zurücklasse. Diese wird abgekratzt, und ohne weitere Reinigung in Körbe von Palmblättern verpackt. Unser Salzmesser zeigte in einem Cubikfuße Meerwassers, das an der Küste geschöpft worden war, zwei Pfunde Salz an.

Der landschaftliche Charakter in der Umgegend von Alcantara weicht auffallend von dem der Insel Maranhão ab. Statt ununterbrochener, dichter Urwaldungen sieht man ausgedehnte Wiesen, durch welche Gebüsche oder isolirte Wäldchen zerstreut stehen. Schlanke Palmen, zum Theil mit mächtigen Stacheln bewaffnet, oder hohe Schäfte blühender Agaven zieren die sanften Gehänge und den Saum der Gebüsche. Zahlreiche, untereinander gleich künstlichen Canälen zusammenhängende, Bäche fließen durch diese idyllische Gegend dem Meere zu, dessen eigenthümliche Ufervegetation, die Manguesaës, sich längs den Ufern desselben weithin in das Land erstrecket. Hie und da breiten sich jene Gewässer in große Teiche aus, deren Fischreichthum die Thätigkeit der anwohnenden Indianer beschäftigt. Nicht selten sieht man den klaren Wasserspiegel von einem üppiggrünenden Teppich begrenzt, der, einer europäischen Wiese ähnlich, zum Lustwandeln einladet. Doch, kaum hat der ungewarnte Reisende diesen grünen Boden betreten, so schwankt er in weithin verbreiteten Schwingungen unter seinen Füßen; die Aronstauden, welche die elfenbeinweißen Stämme über die Fläche erheben, schütteln ihre großen pfeilförmigen Blätter, und gefräßige Kaimans strecken ihm ihren scheußlichen Rachen entgegen, gleichsam aus dem Grunde hervorwachsend. Mit Entsetzen gewahrt nun der Reisende, daß er sich auf einer vegetabilischen Brücke befin-

det, die, leicht gewoben aus den verbreiteten Halmen und Wurzeln perennirender Gräser, über einem Abgrund klaren und süssen Wassers schwanket. Man nennt diese seltsamen Zitterwiesen Tremetaës oder Balsedos. Hier, in so mächtig bewässerten Auen, vermag selbst die glühende Sonne der trocknen Monate nicht, der Vegetation ihr üppiges Grün zu nehmen; niemals stocken die Säfte der Pflanzen, und Blumen und Frucht folgen sich in fast regelmässiger Succession den grössten Theil des Jahres hindurch. Die Wälder wachsen in diesem stets verjüngten Theile der Erde zu einer fast unglaublichen Höhe auf, und die Wiesen erhalten beständig ihre saftige Frische. Einen grossen Theil dieser eigenthümlichen Wiesengegenden an der Bahia de Cumá zu besichtigen, war in dem Plane gelegen, als wir uns nach Alcantara begeben hatten; wir liessen uns daher durch den in Strömen fallenden Regen nicht abhalten, und schifften Morgens drei Uhr mit der Fluth in einem der engen Canäle jener Gegend gegen W. landeinwärts. Da das Ungewitter immer fortdauerte, und wir entweder auf die Cajütte unseres kleinen Fahrzeugs oder auf die Häuser der wenigen Fazendas, die in unserem Wege lagen, beschränkt waren, so standen wir, nach fruchtlosen Versuchen, von unserem Unternehmen ab, und kehrten, zufrieden mit der Ansicht von den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft in Maranhão, welche wir auf diesem Wege gewonnen hatten, nach Alcantara zurück. Der Hafen dieser Villa hat im Allgemeinen nur drei bis vier Klafter Tiefe, und einige Canäle Fahrwasser von sechs bis acht Klafter; er wird daher nur von kleinen Fahrzeugen besucht; diese aber vermitteln einen sehr lebhaften Verkehr mit der Hauptstadt, so dass auch wir sogleich Gelegenheit fanden, am nächsten Tage nach derselben zurück zu kehren.

Eine nicht geringe Freude erwartete uns zu S. Luiz mit der Nachricht, dass Se. Allergetreueste Majestät aus besonderer gnädiger Rücksicht uns die Erlaubniss ertheilte, die Provinz von Gram Pará zu bereisen, und uns die dazu nöthigen Empfehlungsbriefe übersenden liess; wie aber nur selten ein Genuss ungetrübt ist, mussten wir zugleich die schmerzliche Kunde von dem Tode des K. K. österreichischen Gesandten zu Rio, Herrn Baron von Neveu, vernehmen, an dem wir einen hochverehrten Freund und thätigen Unterstützer unserer Unternehmung verloren. — Nun stand uns jene reichste und wundervollste Natur

offen, welche sich unter den Segnungen des Aequators ausbreitet; und da wir während der ganzen Reise von allen Wünschen der Seele uns dorthin getrieben fühlten, so war es, als gäbe uns die erhaltene Erlaubniß jede verlorne Kraft des Körpers zurück, um jenes Land der letzten Verheißung erfolgreich zu besuchen. Wollten wir aber die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome unternehmen, so durften wir die Monate August und September nicht versäumen, in welchen östliche Winde die Reise stromaufwärts begünstigen. Da uns auch überdieß von dem Herrn Generalgouverneur gerade jetzt die Gelegenheit angeboten wurde, auf einem portugiesischen Kriegsschiffe die Ueberfahrt nach Pará zu machen, so sahen wir uns veranlaßt, den Aufenthalt in dem gastfreundlichen Maranhão abzukürzen. Unsere edlen Gastfreunde begleiteten uns am 20. Julius auf den Brig Promptidão, der uns, die Segel von günstigem Winde geschwellt, bald aus dem Anblick der Stadt und der von Ferne glückwünschenden Freunde davontrug. Nie hat ein Schiff dankbarere Herzen aus den Armen der Freundschaft geführt.

Seereise von S. Luiz nach S. Maria de Belem, Hauptstadt der Provinz von Gram Pará.

Die Schifffahrt zwischen dem Cabo de S. Roque und der Mündung des Amazonenstromes ist zwar jetzt sehr frequent, wird aber immer noch für gefährlich gehalten, so daß viele Seeleute den bereits hundertjährigen Vorschriften des Manoel Pimentel folgen, welcher die Fahrt nach Maranhão nur während der Regenzeit empfiehlt. Uebrigens begünstigen die, an dieser Küste herrschenden, Winde sowohl das Ein- als das Auslaufen zu jeder Jahreszeit, und der Seemann hat nur die zahlreichen Sandbänke und Canäle, und die Zeiten des hohen und niedrigen Wasserstandes zu berücksichtigen, um an diesen verrufenen Küsten mit Sicherheit zu segeln. Auch finden erfahrne Loosten, welche die, andern Augen fast unscheinbaren, Merkmale längs dem niedrigen und einförmigen Continente mit größter Zuversicht zu benützen verstehen. Wir hatten ebenfalls einen Pratico an Bord genommen, welcher uns, ganz nahe an der Ponta de Arêa und dem Forte de S. Marcos vorüber, durch die Untiefen bis jenseits im Westen von der Mittelbank geleitete, und gegen Abend, in seinem kleinen Nachen, zur Stadt zurückkehrte. Ein günstiger Ostwind führte uns die Nacht hindurch; doch steuerte man immer nur mit wenigen Segeln. Mit Sonnenaufgang waren wir der Bahia de Cabello da Velha gegenüber. Die Küste erscheint in ihrer ganzen Ausdehnung niedrig, mit dichtem Manglegebüsch umsäumt, zwischen welchem sich hie und da Strecken eines weißen Sandufers ausbreiten. Um eilf Uhr vor Mittag passirten wir die Breite der Ilha de S. João, nordwestlich vom Eingange der Bai von Tury-açú. Dieses Eiland, etwa drittehalb Meilen lang, sehr niedrig und dichtbewachsen, ist unbewohnt, obgleich es frisches Wasser, und auf der nördlichen und nordöstlichen Seite einige sichere Rheden für kleinere Fahrzeuge besitzt. Die Bai von Tury-açú hat eine sehr bedeutende Ausdehnung; die Endpunkte ihres niedrigen waldigen Ufers verlieren sich für den Schiffer, der hier, wegen der Sand-

bänke, weiter seewärts steuert, am Horizonte. Der Rio Tury, Grenzfluß zwischen den Provinzen von Maranhão und Pará, ergießt sich in die Bai; bei zunehmender Versandung aber nimmt er in der Mündung, bei dem Flecken gleiches Namens, nur kleine Fahrzeuge auf; und der Handelsverkehr dieser nördlichsten Villa in Maranhão ist noch geringe, so fruchtbar auch die Umgegend seyn mag.

Wir hatten uns, mit zunehmendem Ostwinde, während der Nacht vom 21. auf den 22. Julius weiter von dem Festlande entfernt; am Morgen des letztern Tages näherten wir uns wiederum der Küste, welche sich in einer Entfernung von sechs bis sieben Legoas als ein niedriger grüner Landsaum darstellt. Am Abende des 22. Julius ging die See ziemlich hoch; die Atmosphäre ward feucht und neblig, so daß wir, mit Ausnahme der sogenannten Serra de Gurupy, eines bedeutenden Hügels nahe an der niedrigen, mit Unterholz bewachsenen, Küste, nichts von dieser erkennen konnten. Wir steuerten gegen W., vier bis fünf Legoas von der Küste entfernt; das Meer zeugte, bei öfterer Sondirung, eine Tiefe von zehn bis fünfzehn Klaftern. Der folgende Tag fand uns im Angesichte der Bai von Caité, von welcher aus gegen Westen sich die Küste in eine Reihe weißer Hügel, den sogenannten Morro Pirau-uçú, erhebt. Mehrere, mit Manglewaldung bedeckte, Inseln liegen an derselben hin, und wurden von unserem Piloten, einem alten Mulatten, mit einer bewundernswürdigen Sicherheit benützt, um uns zu orientiren. Um drei Uhr nach Mittag warfen wir, gegenüber von der Küste von Salinas, in acht Faden Grund Anker, und gaben durch einige Canonenschüsse dem Loosten in dem Wachthause auf der Ponta d'Atalaya unser Bedürfniß zu erkennen, ihn an Bord zu haben. Dieser Pratico wird hier mit einem Gehalte von sechshundert Mil Reïs gehalten, um die Schiffe nach Pará zu geleiten. Er gab uns Nachts, durch zwei Feuer, zu verstehen, daß er zugegen sey, und am folgenden Morgen erscheinen werde. Das Schiff machte während der Nacht hindurch eine höchst unangenehme Bewegung, die uns nicht schlafen ließ; überdem war das Wetter feucht und windig; kein Stern leuchtete am trüben Himmel. Als der Loosse endlich gegen Mittag des 24. Julius herbeiruderte, mußten wir zusehen, wie er von einem königlichen Schoner an Bord genommen wurde, der vor uns geankert war. Es blieb nun nichts übrig, als diesem Schiffe

getreulich in allen Bewegungen zu folgen. Nach einigen Seemeilen Weges gelangten wir in den sogenannten Canal de Bragança, ein Fahrwasser von acht bis zehn Klafter Tiefe, und acht bis zwanzig Klafter Breite, welches sich, in einer Entfernung von fünf bis sechs Legoas vom Continente, zwischen gefährlichen Untiefen hinwindet, die zum Theile nur eine oder eine halbe Klafter Wassers über dem Sandboden haben, und sich hie und da durch ihre Brandungen anzeigen. Nach einigen Legoas Wegs verkündigte die schmutzig trübe, erdige Farbe, und die Abnahme des Salzgehaltes der Gewässer, daß wir uns in der Mündung des Rio do Pará, und also gewissermassen in dem größten Fluße der Erde, dem Amazonenstrome, befänden, als dessen südliche Mündung der erstere betrachtet werden kann. Die See ward ruhiger; und wir sahen uns ausser Gefahr. Unser Pilot leitete fortwährend mit bewundernswürdiger Sicherheit die Richtung des Schiffes. Wir fuhren noch während der Nacht mit wenigen Segeln stromaufwärts, bis in die breite Bucht am östlichen Stromufer, der Villa de Vigia gegenüber, wo wir uns bis zur Wiederkehr der Fluth vor Anker legten. Als die Sonne des 25. Julius am klaren Horizonte aufstieg, beleuchtete sie um uns her ein Labyrinth von kleinen und größeren Eilanden, und im Hintergrunde die Ufer des Continentes und der gegenüberliegenden Ilha de Marajó. Dicht, hoch und jugendlich grün ragte rings um uns her der Wald empor, feierlich und stille, als wäre jetzt erst diese einfach große Natur den schöpferischen Gewässern entstiegen. Scherzende Fische, die eilig durch die Fluth schwärmten, und buntes Gefieder auf den blüthenreichen Zweigen schienen die einzigen Bewohner der großen Einsamkeit; bis uns blaue Rauchsäulen, aus der Tiefe des Waldgrüns aufsteigend, an den Herrn der Erde, den Menschen, mahnten, der hier in glücklicher Abgeschiedenheit heimisch geworden. Da uns die Fluth nicht sehr begünstigte, so legten wir uns gegen Ende derselben nochmals vor Anker, um nicht auf eine der vielen Sandbänke im Strome getrieben zu werden. Nach Mittag gelangten wir zur Ansicht der kleinen Befestigung, Forte da Serra, im Fluße; und bald darauf trat die Stadt Pará mit ihren reinlichen Häusern, der Cathedrale und dem Pallaste, zwischen dem dunklen Grün der Cacaopflanzungen und dem glänzenden Waldsaum zahlreicher Inseln, hervor. Unmittelbar vom Schiffe aus besuchten wir S. E. den Generalgouverneur, Herrn Conde de Villa Flor, der uns, nicht blos im Sinne der königlichen Em-

pfehlungsschreiben, sondern auch aus freier Neigung und literärischer Theilnahme, auf die gütigste Weise bewillkommte, und während des langen Aufenthaltes in seiner Provinz mit den schmeichelhaftesten Beweisen von Wohlwollen und Vertrauen beehrte. Auf seine Veranlassung bezogen wir noch an demselben Abende das anmuthige Landhaus des Coronel, Senhor Ambrosio Henriquez, eine Viertelstunde von der Stadt, welches uns gastfreundlich eröffnet worden war. — So befanden wir uns denn, nach mancherlei Drangsal und Gefahr, in dem langersehnten Pará.

Aufenthalt in der Stadt S. Maria de Behem do Gram Pará.

Nur wenige Tage hatten wir die Rossinha, jenen anmuthigen Landsitz bei Pará, welcher uns durch wohlwollende Gastfreundschaft eröffnet war, bewohnt, so empfanden wir eine schnelle und allgemeine Veränderung unseres physischen Zustandes. Verjüngt und erkräftiget richteten wir uns auf, feuriger schlugen unsere Pulse, rascher bewegten wir uns, mit größerem Verlangen setzten wir uns zum Mahle, und die Gegenstände um uns her traten den klareren Sinnen in höherem Glanze entgegen. Mit Erstaunen bemerkten wir diese schnelle Veränderung an uns selbst; und, mochte es nun die gesunde Luft oder die heitere Umgebung unseres Aufenthaltes, mochte die Freude über die Erreichung eines langersehnten Zieles es seyn, was eine so zauberhafte Wirkung veranlaßte, — wir wünschten uns Glück zu dieser Wiedergeburt, und gelobten sie in froher Thätigkeit zu nützen.

Unsere Wohnung, ein sehr geräumiges Viereck, welches nicht blos uns in zahlreichen Gemächern aufnahm, sondern auf der Hinterseite von mehreren Negerfamilien, den Dienern in diesem schönen Besitzthume, besetzt war, bietet, obgleich nur wenig von der Stadt entfernt, alle Reize der Einsamkeit dar. Vor

ihr breitet sich eine ebene Wiese aus, von künstlichen Hecken umfangen, und unterbrochen hier von einzelnen Palmen, dort von zerstreutem Buschwerke. An die Rückseite des Hauses schließt sich ein geräumiger Küchen- und Baumgarten, von dem aus sich enge Fußpfade zu einem ungleichen unbebauten Terrain fortschlängeln, das, mit schattenreicher Waldung und mit undurchdringlichem Dickicht bewachsen, sich ohne Abgrenzung in die Ferne zieht. Hier winden sich durch die Niederungen Gräben und Teiche hin, und aus dem Gewässer schießt ein wildes Gehäge breitblätteriger Schilfe und stachelicher Rohrpalmen empor. Mit Grauen verliert sich der Naturforscher, unsicheren Schrittes, in diese Gründe, wo ihn das Gefieder des Waldes verläßt, nur scheue Capivaren bisweilen seinem Blicke begegnen, oder ein heftiger Moschusgeruch jene gepanzerten Ungeheuer, die Kaimans, verräth, welche sich, wie die tiefste Verworfenheit, in Moder und Dunkel verborgen halten. So fanden wir uns also in einer Gegend, die auf der einen Seite schon durch Cultur veredelt worden, auf der andern aber noch die wilde und unbesiegte Zeugungskraft des amerikanischen Bodens vergegenwärtigte; und ein einziger Blick führte uns die mannichfachsten Naturentwickelungen vor. Da dieser Reisebericht auch ein Spiegel unsers innern Lebens seyn, dem freundlichen Leser nicht blos von dem Gegenständlichen unserer Beobachtungen Kunde geben soll, so sey erlaubt, daß der Herausgeber ein Blatt seines Tagebuchs beifüge.

„Pará, den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtsschreiber der Natur seyn. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. — Es ist 3 Uhr Morgens; ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blend-

Laterne hinaus in die kühle Varanda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paullinienhecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um 5 Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmässiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Carpocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf, und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nagthiere laufen ins Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe! da ist er: wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter: die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der

Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weißlockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagsgestirn zu, und verlängern sich allmälich weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; Blüthen entfalten sich. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägern Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfärbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Lust des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer,

das immer schwärzer einherwogt, und die Flüße, die dunkler, und vom Winde übertönt lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — zwei, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orcan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt läßt das Säugthier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser, durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmälig, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weissen Flocken am Horizont; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Creatur zurückgelassen; mit dem

Dunkel des Abends wird Thier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht athmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blümen strömen: die Natur überläßt sich dem gewaltigen Zuge des Geschlechtes. Noch schwimmen einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens."

In gleicher Folge, wie dieß allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Pará von Tag zu Tag, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht, kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockne und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt, ja gewissermassen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden in der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät, und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immergrünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfter als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchten die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten, und vom Juni bis September die Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl; denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen

Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur mußten wir ja wohl zu neuer Frische des Gemüthes erstarken.

Zu solchen glücklichen Eindrücken kamen auch noch alle Vortheile behaglicher Häuslichkeit und geselliger Verbindungen, welche uns sogleich mit der Ankunft auf das freundlichste dargeboten worden waren. Unser achtungswürdiger Gastfreund, Senhor Ambrosio Henriquez beeiferte sich, den Bedürfnissen des kleinen Haushaltes wohlwollend abzuhelfen, und durch S. E. den Herrn Grafen von Villa Flor, so wie durch einen Bruder unsers edlen Freundes zu Maranhão, John Hesketh, der sich hier in Handelsgeschäften niedergelassen hatte, wurden wir bald in mehrere Familienkreise eingeführt. Zahlreiche Beweise von Wohlwollen haben uns diese gesellschaftlichen Verbindungen unvergeßlich gemacht, in welchen wir nicht bloß Erheiterung, sondern auch mannichfaltige Belehrung fanden. Da die Rossinha nur eine Viertelstunde nördlich von der Stadt liegt, so war es uns möglich, noch am späten Abend, wenn wir unsere wissenschaftlichen Untersuchungen geschlossen hatten, jene Freunde zu besuchen, oder sie bei uns zu empfangen, und wir konnten uns als Bewohner der Stadt selbst betrachten.

Santa Maria de Belem (Bethlehem) do Gram Pará, oder gewöhnlich nur Pará genannt, liegt ohngefähr sechzehn Meilen in gerader Linie vom Meere entfernt, auf einem ebenen und niedrigen Landstriche des Festlandes, längs dem östlichen Ufer jenes großen Stromes Rio do Pará genannt wird. Die Breite des Stroms beträgt hier vom Festlande bis nach Marajó anderthalbe deutsche Meilen; aber ein Theil des jenseitigen Ufers wird dem Blicke, durch die Insel Ilha das Onças von ähnlicher Ansicht, entzogen, welche gen Westen fast eine Stunde von jenem entfernt liegt. Südlich von der Stadt vereinigt sich mit jener großen Wasserfläche der Rio Guamá, ein ansehnlicher Fluß, der von Osten aus dem Cotinente herabkömmt. Wegen der Ebene des Landes stellt sich die Stadt dem Beschauer von der Seeseite ohne alle Tiefe, gleichsam als aus zwei Häuserreihen bestehend, dar, und der nahe Hintergrund hoher Urwälder macht bemerklich, wie hier menschlicher Kunstfleiß nur mit Mühe der

tropischen Vegetation seinen Standpunkt abgewonnen habe. Von der Seeseite aus erblickt man nahe am Ufer und fast in der Mitte der Häuserreihen das Kauf- und Zollhaus, hinter welchem die Doppelthürme der Kirche das Merces hervorragen. Tiefer im Lande erhebt sich die Kuppel der S. Annenkirche, und auf der Nordseite endet die Ansicht mit dem Kapuzinerkloster; an der äussersten Südseite ruht der Blick auf dem Castello und dem Militärspitale, an welches sich das bischöfliche Seminarium und die zweithürmige Kathedrale anschließen. Noch weiter landeinwärts ragt auf jener Seite der Pallast des Gouverneurs, ein würdiges Gebäude hervor. Wenn nun aber der Ankömmling in die Stadt selbst tritt, findet er mehr, als jene Ansicht versprach: solide, meistens aus Bruchsteinen gebaute, Häuser reihen sich zu breiten Straßen, die sich unter rechten Winkeln durchschneiden, oder bilden mehrere ausgedehnte Plätze. Die Bauart ist ganz bürgerlich; die Häuser, selten aus mehr als zweien, oft aus einem Stockwerke bestehend, sind selbst in minder großen Verhältnissen erbaut, und weniger verziert, als die von Maranhão, einfach geweißt, und oft ohne Glasfenster; aber das Ganze ist reinlich, bequem, und macht den Eindruck einer freundlichen Häuslichkeit. Die Kathedralkirche ist ein zwar nicht hohes aber würdiges, das Gemüth heiter und fromm stimmendes Gebäude. Die Wandkapellen desselben sind mit Oelgemälden von portugiesischen Meistern geschmückt, die jedoch wenig künstlerischen Werth haben. Das ehemalige Collegium der Jesuiten, jetzt Wohnung des Bischofs und Priesterseminarium, macht dem Geschmack und dem Unternehmungsgeist jener ehemals so mächtigen Körperschaft Ehre. Die daran stoßende Kirche der Jesuiten ist jetzt Krankenhaus. Auf der östlichen, gegen das Festland hingerichteten Seite der Stadt, ist durch die Einsicht des neuerlich verstorbenen D. Marcos de Noronha e Brito Conde dos Arcos, ein freies Stück Land gewonnen worden, welches, durch Gräben ausgetrocknet, und mit Alleen schöner Bäume geziert, den einzigen Spazierort um die Stadt bildet. Die Wollbäume, australischen Brodfruchtbäume, die Mangas und Monbimpflaumen haben sich in zwei Decennien zu schattenreichen Stämmen erhoben, und zieren die anmuthig frische Gegend, worin einzelne Landhäuser zerstreut liegen. Wenn die Lage dieser Stadt auf einem sehr niedrigen Terrain, an großen Wasserflächen, nach den allgemeinen Erfahrungen ein ungesundes Klima zu bedingen schiene, so darf man doch annehmen, daß Pará unter den brasilianischen

Seestädten eine der gesündesten sey, und ohne Zweifel würde es hier der Krankheiten noch viel weniger geben, wenn das Volk nicht durch schlechte Nahrungsmittel dazu disponirte. Leider aber ist die Kost nicht so gut und gesund, als man bei dem Reichthum des Landes erwarten könnte. Der gemeine Mann geniesst als Hauptnahrung Mandioccamehl, getrocknete Fische und gesalzenes Fleisch, welche letztere von der benachbarten Insel Marajó hergebracht werden. Das aus der Mandioccawurzel gewonnene Mehl erleidet hier, wie überhaupt in den nördlichsten Theilen Brasiliens, eine nachträgliche Behandlung, die zum Zwecke hat, es der Verderbniß minder geneigt zu machen. Es wird nämlich mit einem Zusatze von Wasser dem Anfange einer Gährung ausgesetzt, und dadurch dichter, und für den Gaumen der Einwohner wohlschmeckender. Reis wird minder häufig genossen, als er vermöge seiner Salubrität verdiente. Die nahen Gewässer liefern viele und schmackhafte Fische, aber selbst diese, welche sich die Einwohner durch ihre Indianer, denen das Fischergeschäfte obliegt, leicht verschaffen können, werden nicht so oft genossen, als die an der Luft getrockneten und leicht gesalzenen Fische, welche aus den Fischereien von Marajó nach der Stadt gebracht werden. Diese fruchtbare Insel, die Vorrathskammer der Hauptstadt, ernährt eine große Menge Hornvieh, welches entweder lebend herübergebracht, oder schon dort geschlachtet, eingesalzen und getrocknet wird. Da aber die Rinder auf dem äusserst niedrigen Eilande die Hälfte des Jahres hindurch im Sumpfe umherwaden, den Anfällen äusserst zahlreicher Kaimans ausgesetzt, in beständiger Furcht, und von dichten Mosquitenhaufen verfolgt leben müssen und ohne Obdach während des fast täglichen Regens mancherlei Krankheiten unterliegen, so liefern sie ein weder kräftiges, noch gesundes und wohlschmeckendes Fleisch. Dazu kommt noch, daß die Zufuhr in großen offenen Böten, zuweilen ohne hinreichende Provisionen bewerkstelligt wird, so daß die Heerden halb verhungert anlangen. Bananen, die in Verbindung mit innländischem Käse in mehreren der südlichen Provinzen eine eben so angenehme als dem Klima entsprechende Speise liefern, werden hier weniger genossen. Das Getränke des gemeinen Mannes ist Wasser oder Zuckerbranntwein; die Wohlhabenden trinken portugiesische Weine, welche, nebst mancherlei Leckereien, einen bedeutenden Einfuhrartikel ausmachen.

Die Bevölkerung von Pará ward zur Zeit unseres Aufenthaltes auf 24,500 Seelen geschätzt. Da diese Stadt unter die neueren Ansiedlungen der Portugiesen in Brasilien gehört, so ist die Zahl der Einwohner aus der höheren Bürgerclasse von unvermischt europäischem Geblüte verhältnißmässig größer, als in andern. Die Mulatten und Neger sind minder zahlreich, weil man sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts lediglich der Indianer für die Zwecke des Feldbaues und der öffentlichen Werke bediente.

Der Estado do Gram Pará besitzt eine verhältnißmässig größere Menge Indianer, als irgend ein anderes Gebiet Brasiliens. Nächst den einzeln ausser der Stadt wohnenden Indianerfamilien giebt es deren auch so viele in der Stadt, daß sie sich hier als Theil der bürgerlichen Gesellschaft bemerklich machen. In den Häusern ist die Bedienung durch schwarze Sclaven seltner, als in den andern großen Städten Brasiliens; sie wird vorzüglich durch Indianer verrichtet. Fischer und Lastträger gehören dieser Menschenraçe an; Indianer endlich dienen als Matrosen auf den Küstenfahrzeugen und als Ruderer auf den Kähnen, welche die Schifffahrt der großen Ströme betreiben. Ja, letzteres Geschäfte fällt ihnen ausschließlich zu, und oft werden sie mit List oder Gewalt zum Ruderdienste gepreßt, woraus die Unsicherheit einer weiten Schifffahrt erklärlich wird, indem sie sich, wo immer es möglich ist, Fahrzeug und Führer im Stiche lassend, zu ranzioniren suchen. Unter der Leitung von Weissen und Mulatten werden viele Indianer auf der Schiffswerfte, im Arsenal und bei öffentlichen Bauwerken gebraucht. Conde de Villaflor hat auch ein Bataillon Fußvolk aus Indianern errichtet, die wir mit eben so viel Präcision als Ausdauer militärische Evolutionen ausführen sahen. — Zu allen diesen Zwecken werden mehrmals im Jahre ganze Haufen junger Indianer aus den landeinwärts und auf Marajó gelegenen Indianervillas requirirt, und nach der Hauptstadt gesendet, wo sie einen Taglohn von drei Vintens (zwei g. Groschen), neben Verköstigung und Schlafstelle erhalten.

Pará rühmt sich, es an Zahl der Ausfuhrartikel allen andern Städten Brasiliens vorzuthun, und in der That steigt sie auf nicht weniger als vierzig. Es sind: Zucker, Zuckerbranntwein, Melasse, Caffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Copaivabal-

sam, Werg, Pech, Copal, Gelbholz, feine Tischlerholzarten, Bauhölzer, Taback, Palmfaserstricke, Salsapariha, Reis, gekörntes Mandioccastärkmehl, feines Stärkmehl, sowohl aus der Mandioccawurzel, als aus andern Knollenwurzeln bereitet, Gummi elasticum, Pechurimbohnen, Toncabohnen, Tamarindenmus, Nelkenzimmt, Indigo, Rocou, Maranhãonüsse und kleine Quantitäten von Zimmt, Gewürznelken, Muscatnüssen, Guaraná, Chicaroth und Ambra. Ferner müssen als Erzeugnisse der Viehzucht der Insel Marajó genannt werden: rohe und gegerbte Rindshäute, Ochsenhörner und Spitzen, welche nach Europa, und endlich Pferde, die seit einigen Jahren zu guten Preisen nach den englischen Besitzungen unter den Antillen, besonders nach Barbados, ausgeführt werden. Diese Pferde sind von mittlerer Statur, von feinem Knochenbaue, und zwar nicht sehr dauerhaft aber dennoch der schwächlichen Raçe auf jenen Inseln vorzuziehen. Nur der kleinste Theil dieser Produkte, und namentlich Zucker, Zuckerbranntwein, Melasse, Taback, Baumwolle und elastisches Gummi, wird in der Nähe der Hauptstadt erzeugt; das Meiste kommt aus dem Innern des Landes, welches hier mit dem unbestimmten Namen des Sertão bezeichnet wird. Der Handel von Pará hängt daher vorzüglich von der Einfuhr aus den thätigsten Orten im Innern der Provinz ab. Sobald Handelskähne aus jenen Gegenden ankommen, beleben sich die Straßen der Stadt, man sieht halbnackte Indianer beschäftiget, jene köstlichen Artikel in das Zollhaus, und von da in die einzelnen, durch die Stadt zerstreuten, Waarenhäuser zu bringen; ausserdem aber ist der Platz nicht weniger todt, als Maranhão, wo die, fast nur auf Baumwolle und Reis beschränkte, Einfuhr unmittelbar aus den, am Hafen gelegenen, Waarenhäusern verschifft wird. Der Cacaobaum gehört diesem Gebiete an; von ihm sahen wir hier die ersten Pflanzungen. Baumwolle wird in ähnlichen Lagen gebaut, gedeihet aber nicht sonderlich, indem sie zwar lange, aber schwache Fäden bildet, und gar leicht eine gelbliche Farbe, die Folge übermässiger Feuchtigkeit, annimmt. Dagegen scheint Klima und Boden dem Caffeebaume und der Tabackpflanze vorzüglich günstig, und bei sorgfältiger Behandlung der Früchte nach der Lese dürften diese Artikel fortwährend an Güte gewinnen. Reis, Mais, Bohnen und die Mandioccawurzel kommen in dem feuchten und schweren Boden der Urwälder so gut fort, und geben so reichliche Früchte, als in irgend einem Theile des tropischen Brasiliens. Eine besondere Erwähnung

verdienet die Ananas, welche in mehreren Gärten der Umgegend ohne eine sorgsame Cultur zu einer Größe, Vollsaftigkeit und einem Wohlgeschmack erwächst, wodurch sie ihren Namen als Königin der tropischen Früchte rechtfertigt. Die übrigen Früchte des heißen Brasiliens: Attas oder Frutas de Conde, Acajus, Goyaven, Mangas, Mangabas und Orangen gedeihen vortrefflich; aber die besten Früchte Europa's: Aepfel, Birnen, Steinobst, Wein, Feigen und Oliven ertragen das heiße Klima nicht. Die Bäume kommen selten zur Blüthe, und verlieren in diesem Falle gewöhnlich die Frucht vor vollkommner Reife; die Blätter werden oft von Ameisen, die den ausländischen Bäumen vorzugsweise nachstellen, verheert, und die Stämme von Gallwespen und andern Insekten angestochen.

Bei unsern botanischen Ausflügen in der Nähe der Rossinha begegneten wir nicht selten dem merkwürdigen Baume, der das elastische Gummi oder Cautschuck liefert. Er wird von den Brasilianern Seringeira genannt, weil man seinen Milchsaft ursprünglich nur zu Spritzen (Seringas), jenen birnförmigen Schläuchen, verarbeitete, die auch jetzo die häufigste Form sind, unter der jener eigenthümliche Körper in den Handel kommt. Die Seringeira treibt einen sehr hohen, schlanken Stamm, dessen gelblichgraue, am Grunde borkige, weiter oben glatte Rinde bisweilen von selbst, häufiger aber, wenn sie verwundet wird, einen Milchsaft ergießt, der sich an der Luft verhärtet, und dann als lange blaßgraue Stränge von der Dicke eines Gänsekiels oft viele Ellen lang herabhängt. Diese Fäden bilden, wenn sie dünne Aeste überziehen, elastische Röhren, durch welche zuerst die Zweckmässigkeit des Stoffes zu allerlei Instrumenten angedeutet worden seyn soll. Gewiß ist, daß, ehe man den Cautschuck als Mittel, Papier zu reinigen anwendete, die Indianer von jenen Röhren zu Klystierspritzen und Tabackspfeifen Gebrauch machten. Gegenwärtig widmen sich einsame Fazendeiros, und vorzüglich ärmere Leute gemischter Abkunft, die davon den Namen Seringeiros erhalten haben, der Einsammlung und Zubereitung jenes Saftes, und der größte Theil des elastischen Gummi, welches aus Pará ausgeführt wird, kommt aus den der Hauptstadt nahen Wäldern, und von der Insel Marajó, obgleich der Baum in dem ganzen Estado do Gram Pará, so wie in der französischen Gujana, wild wächst. Folgendes ist die von diesen Sammlern befolgte Bereitungsart. Während eines großen Theils des

Jahres, vorzüglich aber in den Monaten Mai, Juni, Juli und August, verwunden sie den Baum an mehreren Stellen durch senkrechte Einschnitte und kleben unterhalb derselben kleine, gemeiniglich anderthalb Zoll im Diameter messende, Schüsselchen von rohem, ungebranntem Thon an, die, wenn anders der Baum gesund ist, binnen vier und zwanzig Stunden vom Safte angefüllt werden. Dieser wird nun über mannichfaltige Formen von Thon gestrichen, in deren Auswahl und Modellirung der Erfindungskraft der Seringeiros weiter Spielraum gegeben ist. Am häufigsten formen sie jene birnförmigen Körper, durch welche die gewöhnlichen Flaschen entstehen, außerdem aber die verschiedenen Früchte des Landes, als Acajús, Attas, Ananas, Mangas, oder Thiere: Fische Onzen, Affen, den Lamantin, ja sogar menschliche Figuren oder allerlei seltsame Gebilde. Damit der, in dünnen Schichten aufgetragene, Saft schneller trockne und niemals in Fäulniß übergehe, werden die überstrichenen Formen in den Rauch gehängt, welcher bei dem langsamen Verbrennen der rohen Früchte der Dauassúpalme entsteht. Dieser Rauch giebt dem ursprünglich schmutzigweißen Cautschuck jene dunkelbraune Farbe und größere Dichtigkeit, die wir an der käuflichen Drogue wahrnehmen. Um ungebleichte Leinwand wasserdicht zu machen, pflegt man eine dünne Schicht des frischen Milchsaftes auf die eine Seite derselben aufzutragen und an der Sonne trocknen zu lassen. Sie empfiehlt sich dann besonders zu Mänteln und Ueberwürfen für Solche, die sich dem durchdringenden Nachtthaue aussetzen müssen; doch ist diese Bekleidung, weil sie die Ausdünstung zurückhält, unleidlich warm. Wir sahen sie bei den Polizeisoldaten von Pará, und wendeten sie selbst auf späteren Reisen an.

Noch viele andere Erzeugnisse des Pflanzenreiches unterhalten den Naturforscher auf seinen Wanderungen durch die einsamen Urwälder, welche sich im Norden und Osten der Stadt ohne Unterbrechung ausdehnen, und im Süden jenseits des Rio Guamá bis zu ungemessener Entfernung erstrecken. Vor Allem aber war uns die ungeheuere Größe vieler Stämme auffallend, die selbst das Riesenhafteste übertraf, was wir früher gesehen hatten. Wir maßen einige Bäume von Sapucaja und Bacori, und fanden, daß sie am untern Ende des Stammes fünfzig bis sechzig, und an dem sternförmig ausgebreiteten Wurzelhalse über hundert Fuß im Umkreise hatten. In der Mitte zwischen unse-

dem Landsitze und der Stadt erhebt sich ein prächtiger Baum einer Lecythis zu so ungeheuerer Höhe, daß er uns schon aus weiter Ferne Maaßstab für den zurückgelegten Weg seyn konnte. Dieses kräftige Wachsthum wird nicht blos durch die Wärme des hiesigen Klima, sondern vorzüglich durch das viele Wasser im Erdboden begünstigt. Der thonige Grund wird beständig feucht erhalten, sowohl durch häufigen Regen als durch zahlreiche Gräben, welche mit jeder Fluth mehr oder weniger angefüllt werden. Fast scheint es, als übten in unberührten Urwäldern diese gewaltigen Kinder der Erde eine verderbliche Gewalt über ihre kleineren Brüder aus, denn man findet weite Strecken von höherem Gebüsch und Kräutern entblößt, und statt derselben nur Gräser, ein kleines Liliengewächs mit weißen Blüthen gleich dem Lauche und vorzüglich vielerlei Arten von Bromelien und Aroideen, unter welchen das Dracontium polyphyllum durch seine gefleckten, einer Klapperschlange nicht unähnlichen, Stengel sich auszeichnet. Von den Bäumen hängen riesige Aronstauden, und, unserm Baumbart ähnlich, lange Flocken der Tillandsia usneoides herab. Noch seltsamer ist der Anblick jener Stämme deren braunrothe, zähe Rinde, einem dicken Tuche gleich, in ellenlangen Lappen herabhängt. Die Indianer benützen sie zu Kleidern, um sich gegen die Mosquiten und andere Insekten zu schützen. Sie gehören den Topfbäumen an, deren große, mit einem Deckel versehene Frucht viele mandelartige Saamen enthält. Eine andere Art dieser Gattung ist wegen des Reichthums der Rinde an langen zähen Fasern merkwürdig, wodurch sie sich, wenn sie eingeweicht und dann geschlagen wird, in eine wergartige Substanz auflösen läßt, welche statt des europäischen Wergs zum Kalfatern gebraucht, und unter dem Namen Estopa sogar ausgeführt wird.

Wenn wir am Abende von unseren Wanderungen in jenen merkwürdigen Urwäldern nach der Rossinha zurückkamen, erwartete uns die erheiternde Geselligkeit europäischer Freunde. Die heiteren Vereine wurden überdieß durch die kunstreichen Töne eines trefflichen Flötenspielers belebt, welcher aus Cayenne hierher gekommen war. Gleich einem zweiten Orpheus versammelte dieser durch seine Musik allerlei Creaturen um sich her, so daß uns die seltene Gelegenheit gegeben wurde, den Eindruck zu beobachten, welchen ungewohnte Töne auf gewisse Thiere ausüben. Nicht blos mancherlei, im Gebälke der Varanda nistende Spin-

nen, deren musikalische Neigung bekannt ist, näherten sich, sondern auch allerlei Vögel, wie die Bem te vi, mehrere unermüdlich heitere Arten von Kernbeisser und die musikalische Fringilla flaveola umflogen unsere Wohnung in engen Kreisen, ein Eichhörnchen kam öfter aus seinem Schlupfwinkel in einem benachbarten Cacaobaum auf den Grasplan vor unserer Wohnung herab, und die Affen, welche wir im Hinterhause angekettet hielten, lauschten den niegehörten Tönen, bis sie endlich in einem schmetternden Gekreische Aehnliches hervorzubringen suchten. Wir erwähnen dieses unbedeutenden Umstandes, weil wir uns gerne dem Gedanken überlassen, daß der Mensch seinen bildenden Einfluß selbst auf die freie Schöpfung um ihn her ausüben könne. Ein anderes Schauspiel bot sich uns dar, sobald, mit Einbruch der Nacht, die Varanda erleuchtet wurde. Dann stellte sich eine unglaubliche Menge von Nachtschmetterlingen ein, und umschwärmte die lockenden Lichter, so daß wir oft nicht Hände genug hatten, diese willkommnen Gäste einzufangen. Die Noctua Strix, L., der größte aller bekannten Eulenschmetterlinge, erschien besonders in feuchten, regnerischen Nächten. Ihr schwankes Flattern erschreckte uns fast, wenn die Erscheinung plötzlich um die Lichter gaukelte. Ein anderer Besucher in jenen einsamen Abendstunden, war die (Phalaena Atlas, L.), deren grüne, mit prachtvoll feuerfarbigen Warzen besetzte Raupe auf den benachbarten Orangenbäumen lebte. Die Cocons dieses schönen Thierchens liefern eine ungemein starke, glänzende Seide, welche vielleicht statt der europäischen verwendet werden könnte, wenn man ihrer Anzucht Sorgfalt widmen wollte. Auch die europäische Seidenraupe ist hier schon von einigen Freunden der inländischen Cultür gezogen worden, und soll, besonders im Innern der Provinz, wie in Caza forte, sehr gut fortkommen. Doch sind die deßhalb unter der Königin Maria gemachten Anträge, die Seidenzucht zu unterstützen, fruchtlos geblieben.

Ausflüge in die Umgegend von Pará, und Vorbereitungen zur Reise auf dem Amazonenstrome in's Innere.

Schon die ersten Spaziergänge um die Stadt hatten uns belehrt, daß wir uns hier auf einem, von jedem früher besuchten sehr verschiedenen Boden befänden. Ueberall Bäche, Teiche und Wassergräben, sehr wenige Straßen und Fußsteige durch das Festland; die einzelnen Wohnungen und Plantagen fast immer in der Nähe der Gewässer, und die Bewohner statt der Wagen und des Zugviehes fast lediglich die Communication unzähliger Wasserstraßen benutzend. Zwischen den volkreicheren Ortschaften der Provinz gehen ohne Unterlaß größere und kleinere Canots hin und her; und das gemeine Volk ist so sehr an ein Schifferleben gewöhnt, daß es sogar in kleinen Einbäumen meilenweite Strecken in den Mündungen der Ströme übersetzt, und, wenn das schwache Fahrzeug vom Wellendrange während der, Nachmittags häufigen, Gewitter umgeworfen worden, dieses wieder aufrichtet und vom Wasser entleert, oder, wo dieß unthunlich ist, sich durch Schwimmen an die Küsten rettet. Unter solchen Umgebungen ward es daher auch für uns nothwendig, einen kleinen Nachen (Montaria), der von einem oder zwei Indianern regiert werden konnte, stets bereit zu halten, um die verschiedenen Buchten des Stromes, die Bäche, welche sich in ihn ergießen, und die mit beiden in Verbindung stehenden Gräben zu befahren, welche, zur Zeit der Fluth mit Wasser gefüllt, bequeme Gelegenheit darbieten, sich in Gegenden des Continentes zu vertiefen, zu denen jeder Landweg fast unzugänglich bleibt. Für diejenigen Excursionen, die wir zu Lande unternehmen konnten, hatte Seine Excellenz der Herr Graf von Villa Flor die Güte, Reitpferde zu unserer Verfügung stellen zu lassen.

Aeusserst angenehm ist der Eindruck, welchen der Reisende bei den Wasserfahrten um Pará durch die unvergleichliche Fülle und Frische der Umgebung empfängt. Das Vorrecht der tropi-

schen Seeufer, sich mit dem ewiggrünen Saume der Mangrove-Waldung zu bedecken, kommt nicht blos den vom Ocean bespülten Küsten dieser Gegend zu, sondern jene seltsame Vegetation erstreckt sich von der Mündung des eigentlichen Amazonas und des Parástromes aufwärts bis zur Villa de Cametá am Tocantins und gegen Westen bis Gurupá, überzieht also auch die niedrigen Küsten jener unzähligen Eilande, das große Marajó in der Mitte, welche man füglich den Archipel von Pará nennen könnte. Je weiter man sich aber von dem Oceane entfernt, um so seltener werden die eigentlichen Meerstrandbäume, und um so häufiger bemerkt man diejenigen Formen, welche, bezeichnend für dieses ungeheure Stromgebiett des Amazonas, sich bis tief landeinwärts an den Ufern behaupten. Das einförmige saftige Grün jener Bäume wechselt dann mehr und mehr mit manchfaltigem Laube, das in allerlei Farbenschattirungen, durch große Prachtblumen oder die krausen Wipfel der Jubatipalme verschönert, einen unglaublich malerischen Reichthum zur Schau trägt. Zahllose Heerden des amerikanischen Ibis nisten in den Wipfeln dieser Uferbäume, und beleben das Grün durch das schönste Purpurroth ihres Gefieders. Diesen Anblick genossen wir eines Morgens, da wir, in einem mit vier Ruderern bemannten Boote, über den Strom setzten, um die gegenüberliegende Ilha das Onças zu besuchen. Wir wurden vom Landwinde begünstigt, und erreichten nach einer Stunde das jenseitige Ufer bei einer reichen, der Familie Faria gehörigen, Fazenda. Das Engenho do Faria, fast in der Mitte des östlichen Ufers der Insel gelegen, konnte uns, statt aller andern, eine Vorstellung von der hier üblichen Landwirthschaft geben. Es baut Zuckerrohr in etwas erhöhten Gegenden der Insel, und verwendet den größten Theil des Rohres zu Melasse und Branntwein. Die zweckmäßig construirten Destillirapparate sind in England verfertigt worden, und liefern zum Theil ein treffliches Fabrikat, von feineren gebrannten Wassern, besonders Anisette, zu dessen Bereitung man Anissaamen aus Portugal und Gibraltar einführt. Reis wächst ungemein schnell und giebt kleine aber zahlreiche Körner. Man hat den Bergreis mit Vortheil vor dem gewöhnlichen ausgesäet. Zur Enthülsung ist eine vom Wasser getriebene Mühle vorgerichtet. Auch der Mais gedeihet trefflich, und zeichnet sich besonders durch ungeheuer große und saamenreiche Kolben aus. Minder geeignet für den Boden der Insel ist die Mandiocca-Wurzel; doch macht Mandioccamehl ein Hauptnahrungsmittel

der Sclaven und Indianer des Engenho aus. Mehrere Leute des Hauses sind fast immer mit dem Fischfange beschäftigt; man lobt unter den Fischen des Stromes vorzüglich die Rochen. Das Rindvieh ist in den Wiesengründen der Insel frei auf der Weide, wird aber am Abend nach dem Stalle getrieben. Wenn, was bisweilen während der feuchtesten Jahreszeit eintritt, die Weideplätze überschwemmt werden, bleibt es im Stalle, und wird mit Reis- und Bohnenstroh, Mais, Bagasso und Gras gefüttert. Es ist vorzüglich für den Bedarf des Hauses bestimmt, zu welchem Zwecke das Fleisch eingesalzen und getrocknet wird. Oft ist der Fazendeira genöthigt, noch Vorräthe von Salzfleisch oder getrockneten Fischen von der Insel Marajó anzukaufen. Wegen der großen Hitze ist das Fleisch selten schmackhaft; es läßt sich nicht lange aufbewahren und diejenigen Theile, welche mit der Luft in Berührung waren, müssen alsbald ausgeschnitten und verworfen werden. Milch liefern die Kühe nicht reichlich aber gut genug; an Bereitung von Butter wird jedoch nicht gedacht. Man erhält diesen Artikel besonders aus England. Das Unschlitt wird, da man zur Beleuchtung Ricinus-, Andiroba- und Sesamöl im Ueberfluß hat, nur zur Seife verwendet. Der Ueberschuß wird, so wie die andern Erzeugnisse der Viehzucht, Häute, Hörnerspitzen und ganze Hörner, ausgeführt. Die Schweinezucht wird zwar von allen einsichtsvollen Landwirthen empfohlen, ist aber noch sehr geringe. Schaafe findet man fast nirgends; und es scheint auch, als wäre ihnen die hiesige feuchte Gegend bei weitem minder günstig, als die trocknen, dürren Hügel von Ceará. Alles trägt hier den Charakter des Ueberflusses und einer Sorglosigkeit im Betrieb der Geschäfte, die nur durch den Reichthum des Bodens entschuldigt werden kann. Wenn in andern, minder gesegneten Ländern die Aufgabe des Landwirthes ist, den Ertrag seiner Ländereien zu vermehren, so geht sie hier lediglich dahin, daß die in Fülle sich darbietenden Produkte zeitgemäß geerndtet, aufbewahrt und verwendet werden.

Von dem Ufer mich nach dem Innern wendend, mußte ich zuerst eine dichte Waldung durchdringen, die keinen freundlichen Anblick, sondern die Spuren einer wilden Ueberschwemmung darbot: die Bäume unten mit dem zurückbleibenden Schlamme überzogen, verbreiten sich weiter oben in unregelmäßige sparrige Aeste, Wasser trieft ohne Unterlaß von den dicken, mit Jungermannien und Moosen überzogenen, Blättern, und eine moder-

artig riechende Luftschicht liegt auf dem feuchten, schlüpfrigen, von Kräutern und Stauden fast entblößten Boden. Diese Waldung heißt bei den Brasilianern Alagadisso oder in der Lingua Geral Sabó. Sie ist vor allem dem Cacaobaum befreundet, von dem ich einige Stämme wild, andere in einem Cacoal reihenweise nebeneinander gepflanzt fand. Dieser Baum erreicht keine bedeutende Höhe und breitet, da er seine große schwere Frucht nur am Stamme und den Hauptästen trägt, die Krone wenig aus. Seine Pflanzungen gleichen daher von Ferne gesehen dichten, unter der Scheere gehaltenen, Lindengängen. Von dem Alagadisso trat ich in einige etwas erhöhte, trockne, von Bäumen freie Gegenden heraus, die mit einem lachenden Grasteppich bekleidet sind. Nichts gleicht der Ruhe, die auf diesen anmuthigen Waldwiesen liegt. Von keinem Lüftchen bewegt, und lautlos steht rings um sie her der melancholisch düstre Wald; während der warme Sonnenstrahl allen Glanz der Wiesenblumen entfaltet, und unzählige Schmetterlinge, Libellen und Colibris herbeilockt, die hier ein harmloses Spiel treiben. Lange verweilte ich im Anschauen dieses mir neuen Schauspiels, als plötzlich die langen Schatten, welche einzeln stehende Inajápalmen über die Wiesen warfen, mich an den herannahenden Abend und zur Rückkehr mahnten. Doch wollte ich vorher noch eine benachbarte Niederung sehen, zu der ich von Zeit zu Zeit Schwärme von Wasserhühnern und Enten hatte fliegen sehen. Ich folgte einem seichten Wassergraben, und stand bald vor einem kleinen Teiche krystallhellen Wassers, umsäumt von breitblättrigen Schilfen und gewaltigen Aronschaften. Wie erstaunt war ich, hier das Bild jener merkwürdigen Vögelteiche am Rio de S. Francisco wieder zu sehen. Wie dort, war auch hier alles Leben; nur minder ausgedehnt das Reich des Gefieders, und minder lärmend sein Verkehr. Von hier aus wollte ich zum Ufer zurückkehren, allein in den Windungen der Gewässer, unter den dichten Gebüschen, die sie umsäumen, und den düstern Zungen des Urwaldes, welche sich in verschiedenen Richtungen zwischen durchziehen, hatte ich bald den Weg verloren, und je eifriger ich suchte, um so verworrener und wilder ward Alles um mich her. Nur zu bald mußte ich die Freuden jener anmuthigen Naturanschauungen mit ihren Schrecken vertauschen, denn in den Sümpfen worein ich gerathen war, umstarrten mich undurchdringliche Büsche von Stachelpalmen, die zähen Gehäge der Maranten verstrickten sich immer dichter um mich her, die breiten

blättrigen Heliconien, auf denen ich zu fußen versuchte, verbargen mir ein tiefes Gewässer, und als ich stillstand und lauschte, glaubte ich das Geraffel der Kaimans zu vernehmen, die, ihrer Beute gewiß, den Verirrten zu verschlingen kämen. Jetzt mußte ich mir zu meinem Grausen gestehen, daß ich in einen jener verrufenen Tümpfel gerathen sey, die selbst der Indianer als den Aufenthalt gefährlicher Thiere und als verderbliche Irrgänge zu fliehen pflegt. Es fing an zu dunkeln, und da ich unbewaffnet war, blieb mir nichts übrig, als stille zu stehen, und durch unaufhörliches Schreien und Trommeln auf meiner blechernen Botanisirbüchse Jemanden zu Hülfe herbeizurufen. Nachdem ich mich eine Zeit lang vergeblich bemüht hatte, bestieg ich einen Stamm der Jubatipalme, dessen zum Theil stehen gebliebene Blattstiele eine Art von Treppe bildeten. In der dichten Krone dieses Baumes war ich von den Angriffen wilder Thiere gesichert, aber nur mit großer Vorsicht konnte ich mich an die aufstrebenden Blattstiele anlehnen, um nicht von ihren Stacheln verwundet zu werden. Allmälig ward es Nacht, und zahllose Sterne erglänzten über mir; heute aber vermochte ich nicht, mich durch ihren Anblick zu erheben und zu beruhigen; viel lieber gab ich mich dem Gedanken hin, daß mein Ausbleiben bis zu ungewöhnlicher Stunde, den Reisegefährten veranlassen werde, mich suchen zu lassen. In der That hatte Dr. Spix die Indianer nach mir ausgesendet, es fielen einige Flintenschüsse, denen ich durch meinen Ruf zu antworten suchte, und endlich entdeckte ich zwei wandernde Lichter, die mit Umschweifen auf mich zukamen. Es waren zwei Leute des Engenho, welche mich endlich aus meiner furchtbaren Lage befreieten, und mit vieler Ortskenntniß zu dem besorgten Gefährten zurückgeleiteten. Selbst dieser Weg hatte noch seine Gefahren; denn die Fackeln, vom Holze der Jubatipalme, welche meine Führer trugen, erleuchteten uns nur wenig den dichtverwachsenen Pfad durch Röhricht, Schilf und Gebüsche der Sumpfpalmen, deren Stacheln mich so übel zugerichtet hatten, daß ich am ganzen Körper blutete.

Als wir am andern Morgen nach der Rossinha zurückkamen, erwartete uns die Freude zahlreiche Briefe aus dem Vaterlande vorzufinden. Sie waren von unserm trefflichen Freunde R. Hesketh von Maranhão aus mit dem Landboten nachgesendet worden, der die langwierige und gefährliche Reise in vierzehn Tagen vollendet hatte. Neuere Bestimmungen, welche sie

unter Anderm enthielten, mußten den bereits gefaßten Plan befestigen, im Sommer des Jahres 1820 wieder nach Europa zurückzukehren. Zugleich aber nöthigte die Kürze der Frist, welche uns zur Beschiffung des Amazonas übrig war, unseren Aufenthalt in Pará nur bis zur Beendigung der Vorbereitungen für jene Reise zu verlängern.

In dieser Zwischenzeit durchstreiften wir in allen Richtungen die um die Stadt gelegenen Wälder, welche uns eine bedeutende Menge vorher unbekannter Thiere und Pflanzen darboten. Wenn sich die Vegetation dieses Landes schon auf den ersten Blick von der der südlicher gelegenen Länder unterscheidet, so findet eine genauere Betrachtung auch das Thierreich durch ganz andere Formen repräsentirt. Die großen Säugethiere, welche dem tropischen Amerika überhaupt angehören, erscheinen auch hier auf ähnliche Weise vertheilt; aber Arten und sogar Gattungen der niederen Thierklassen sind größtentheils verschieden. Namentlich schien es uns, als wenn jene seltsamen spinnenartigen Phalangien und die Hesperiden, jene zarten Abendschmetterlinge, die von einer fast unglaublichen Mannichfaltigkeit der Zeichnung und Färbung in den Provinzen Rio de Janeiro und S. Paulo vorkommen, hier viel seltener seyen, und einer größeren Zahl von Tag- und Nachtschmetterlingen Platz machten. Die Käfer aus den Familien der Buprestiden und Coprideen, welche sich vor allen andern durch die Farbenpracht ihrer Flügeldecken auszeichnen, werden durch ein Heer von Cerambyciden und Rüsselkäfern ersetzt, die mit seltsamem Geschnarre und Gekreische an der Zerstörung der Urwaldbäume arbeiten. Unglaublich groß ist die Zahl der Cassideen, auf den Bäumen und Gesträuchen der Capoeira-Waldung, und, den Schreck abgerechnet, welchen uns bisweilen eine Baumschlange einflößte, die zugleich mit ihnen aus den geschüttelten Zweigen herab fiel, war die Jagd nach diesen Thierchen minder gefährlich, als in den südlichen Provinzen, wo wir viel häufiger großen Scorpionen und Tausendfüßen begegneten. Auch die Plage der Carabatos ist in diesen stets feuchten Wäldern minder häufig, dagegen quälte uns hier zuerst ein anderes Thierchen, das wir früher nur bisweilen an unsern Pferden und Maulthieren beobachtet hatten. Der Mucuim, ein microscopisches ungeflügeltes Insekt aus der Gattung Trombidium, lebt im frischen Grase und setzt sich mit Begierde auf die Haut, wo er als ein fast unsichtbares scharlachrothes Pünktchen erscheint.

Hier gräbt er sich alsbald mittelst seines langen Rüssels ein, bleibt todt als ein giftiger Reiz zurück, und veranlaßt ein höchst unangenehmes Jucken, das zwei bis drei Tage anhält, und erst mit dem Ausschwüren der kleinen Wunde und der Entfernung des Thierchens aufhört. Diese Plage, die besonders bei erhöhter Hauttemperatur zunimmt, beunruhigte uns anfangs in manchen schlaflosen Nächten aufs äusserste, bis wir endlich den kleinen Feind entdeckten, und uns von ihm durch täglich einigemal wiederholte Waschungen mit Branntwein befreiten, welche Flüssigkeit dem Thierchen augenblicklich seine rothe Farbe nimmt, und es tödtet.

Hier in Pará sollten wir auch die Bösartigkeit der weissen Ameisen oder Termiten näher kennen lernen. In einer Nacht wurden wir durch das Gefühl einer unangenehmen Kälte aufgeweckt, die sich quer über den Körper verbreitete. Wir tasteten im Finstern umher, und fanden eine kühle, fettig anzufühlende Masse, die über das Bett hinwimmelte. Wie groß war unser Erstaunen, in diesen eckelhaften Gästen, nachdem Licht gebracht worden, einen Zug von Termiten zu erkennen. In einer obern Ecke des Zimmers, welches lange nicht bewohnt und gelüftet worden war, hatte sich, von uns unbemerkt, ein Haufen dieser Thiere sein Nest aus Lehm erbaut, welches mit mehreren ähnlichen auf der Aussenseite des Hauses unter dem Dache in Verbindung stand; und alle Bewohner dieser, aus vielen krummen Gängen zusammengesetzten, Bauwerke hatten in jener Nacht, vielleicht weil wir sie während der Jagd, nach einem in das Zimmer verirrten Vampyr aufgestört hatten, ihren Weg, die Wand herab, bis in die Mitte des Zimmers genommen. Die Straße, welche sie, dicht an und auf einander hinlaufend, einnahmen, war anderthalb Fuß breit, und die Thiere verfolgten eifrig ihren Weg in gerader Linie fort, ohne sich durch das Schicksal ihrer Vorgänger irre machen zu lassen, die wir mit heißem Wasser tödteten. Nur wenige in diesem unzählbaren Schwarme waren beflügelt, und entkamen zum Theile durch einen langsamen und schweren Flug; manche verloren auch die Flügel nach kurzer Anstrengung, worauf sie sich unter die ungeflügelten mischten. Erst mit Tagesanbruch hörte der Marsch der Thiere auf, deren Leichname einige große Körbe füllten. Glücklicherweise hatten sie in dem Zimmer nichts gefunden, was ihrer Gefrässigkeit hätte zum Raube dienen können, denn alle Leinwand und Holzwerke waren

weggeräumt worden. Nur von einigen Oelgemälden hatten sie theils die Farbe, theils die Leinwand weggefressen. Die von einer eigenen Art animalischen Mörtels, aus Lehm und einem durch die Thiere bereiteten Schleim, erbauten halbcylindrischen Gänge, wodurch die Nester unter sich und mit dem Boden an der Aussenseite des Hauses in Verbindung standen, waren acht und vierzig Fuß lang, und wir konnten aus den Wanderungen einzelner Flüchtlinge beurtheilen, daß manche derselben zur Straße nach Oben, andere nach Unten bestimmt waren. Bewohner eines großen Gartens, hatten wir auch Gelegenheit die Sitten der Ameisen genauer als früher zu beobachten. Die durch das ganze tropische Amerika häufig anzutreffende kleine schwarze Ameise, von den Indianern Guajúgoajú genannt, bildet in dem Boden Höhlen und Gänge von ausserordentlicher Ausdehnung. Eine einzige Colonie derselben, die wir wegen ihrer Verheerung in den Ananasbeeten aufgraben ließen, nahm einen Flächenraum von hundert und neunzig Quadratschuhen ein. An sonnigen Tagen, welche auf Regen und Gewittern folgten, sahen wir sie in ganz unglaublicher Anzahl hervorkriechen. Die geschlechtslosen fielen alle Bäume, besonders die Orangen- und Abiustämme, mit großer Gefräßigkeit an, die geflügelten Männchen und Weibchen, welche nach jenen aus den Höhlen hervorkriechen, erhoben sich in dichten Schaaren in die Luft und hingen sich an entferntere Bäume, deren Laub sie in wenigen Stunden abweideten. Gegen die ersten ließen wir kochendes Wasser, gegen letztere einen narkotischen Rauch anwenden, indem wir das Feuer mit Gesträuch von baumartigen Solanen bedeckten. So eckelhaft auch diese geflügelten Ameisen sind, werden sie dennoch von den Indianern gesammelt, und, in einer Pfanne geröstet, als köstliche Speise genossen. Oft überraschten wir auch einen jungen Indianer, den wir für die Nebendienste in der Küche angenommen hatten, wie er im Garten vor einem Ameisenhaufen kauerte, und sich die Thierchen an einem Stocke in den Mund laufen ließ. Der Biß aller der zahlreichen Arten von Ameisen dieses Landes ist schmerzhaft, besonders bösartig aber ist der einer schwarzen, zweigehörnten Art, von den Indianern Tasibura genannt, und der größten von allen, welche die Indianer Tapiahi und Quibuquibura, die Portugiesen Tocanteira nennen. Als mein Gefährte auf einer Excursion von einigen dieser Thiere gebissen wurde, schwoll ihm alsbald die Hand und der Arm bis zum Ellenbogengelenke an, und ein heftiger, den ganzen Tag über dauern-

der, Fieberanfall, gab der Meinung Raum, daß hier eine Art Vergiftung Statt habe. Wie eigenthümlich übrigens die von diesen Thieren bereiteten und abgesonderten Säfte seyen, beweißt vor Allem der verschiedene, bald Citronen, bald faulem Käse, bald der Ameisensäure ähnliche Geruch, den sie, besonders wenn sie verwundet sind, verbreiten. Diese differenten, von den Ameisen zubereiteten Stoffe haben wahrscheinlich auch Theil an der sonderbaren Umbildung des Holzes, worin sie nisten, zu einer, aus sehr feinen dicht verworrenen Fäden bestehenden, Filzmasse, deren sich die Indianer statt des Zunders bedienen, indem sie solche in verschlossenen Rohrstücken der Bambusen bei sich führen. Unter der grossen Mannichfaltigkeit von Ameisen giebt es sogar einige, die sich in der Nähe des Meeres auf den Mangue-Bäumen aufhalten. Wir beobachteten ihre schwarzbraunen, aus dädalischen Windungen zusammengesetzten, sehr harten Nester von der Größe eines Kinderkopfes immer an dem oberen Theile jener Bäume, wo sie gewissermaassen ein Wahrzeichen für den höchsten Wasserstand sind, über welchen sie sich stets emporbauen. Werden sie durch eine ungewöhnliche Wasserhöhe in die Spitzen der Bäume hinaufgetrieben, so erhalten sie sich als wimmelnde Ballen, in steter Unruhe, und bei leichter Bewegung der Aeste fielen sie zu unserm Schrecken in den Kahn herab. Diese Art beißt jedoch eben so wenig, als die sogenannte Tapipitanga, eine schwarze, und eine rostbraune Art, die kleinste von allen, welche zum Aerger der Hausfrauen dem Zucker und den süßeingemachten Früchten nachgehen. Manche Pflanzen scheinen von der Natur selbst für Wohnorte der Ameisen eingerichtet zu seyn, so namentlich die Gattung Tococa. Diese Gesträuche tragen an dem oberen Theile ihrer Blattstiele eine blasige Erweiterung, worin zahlreiche Gesellschaften kleiner rother Ameisen nisten, und die hohlen Aeste der Triplaris americana L., eines schlanken Uferbaumes, sind oft von unzähligen Niederlassungen ähnlicher Thierchen bewohnt. Wehe dem, der zufällig einen solchen Ast abbricht: ein wimmelnder Strom der heftig beissenden Feinde gießt sich dann auf ihn herab, und läßt zahlreiche Brennblasen auf der Haut zurück. Die Oekonomie aller dieser Thiere, unter denen sich manche, wie Atta serdens und F. attelaboides, F., auch durch Stacheln am Brustschilde auszeichnen, scheint eben so viele merkwürdige Verhältnisse als die der Bienen darzubieten, und dürfte der würdige Gegenstand der Untersuchungen eines bleibend im Lande wohnenden Naturforschers werden. Wenn

wir, unsern freilich noch mangelhaften Beobachtungen zu Folge, annehmen zu müssen glaubten, daß im Durchschnitt das Thierreich, namentlich die Insekten, hier minder zierlich gestaltet und minder prächtig sey, als in den südlichen Provinzen, so war dagegen die verhältnißmässig grössere Zahl der Individuen nicht zu verkennen. Dieß gilt außer den Insekten auch von den übrigen niedrigen Thierklassen. Die Menge der Frösche und Kröten in der Nähe des Flußes und den mit demselben in Verbindung stehenden Gewässern übersteigt allen Glauben. Viele Arten derselben sollen nach der Aussage der Paraënser alle Monate laichen, und die Brut erscheint in stillen Buchten der fließenden Gewässer und in den Teichen so außerordentlich häufig, daß wenn sie sich ungestört entwickeln könnte, bald das ganze Land von diesen eckelhaften Thieren bevölkert seyn würde. Oft aber bleiben große Haufen derselben bei plötzlich eintretender Ebbe am Ufer zurück, andere fallen den Kaimans, den Raubfischen und großen Wasservögeln als Beute anheim. Auch die Indianer genießen diese Brut, welche sie, wenn halb ausgewachsen, Juins nennen, als eine Leckerspeise. Bei einer Fahrt an den Ufern des Guamá stürzten sich unsere Ruderer einmal plötzlich ins Wasser, zogen den Kahn an das Ufer und füllten den Vordertheil desselben mit solchen Froschlarven, die sie zu Hause, indem sie sie durch die Finger zogen ausweideten, und dann mit der Butter der Schildkröteneier zurichteten. Alle Arten dieser Amphibien scheinen mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu wandern, je nachdem sie die Jahrszeit mit Regen begünstigt. Bei jeder eintretenden Trocknung der seichten Gewässer ziehen sie oft heerdenweise in feuchtere Gegenden oder in die Wälder. Ihre widerliche Musik schweigt fast keinen Tag in diesen Gegenden; und das gewaltige Paucken des Ochsenfrosches oder der klägliche Ton der Cutagoá oder der Inigoá welche dem Geschrei eines kleinen Kindes gleichen, weckten uns oft aus dem Schlafe. — Die gewaltigen Ströme, welche Pará umgeben, ernähren in großer Menge alle jene köstlichen Fische, die man im übrigen Brasilien kennt; aber man fischt hier nahe an der Stadt nicht so fleißig, als z. B. in Rio de Janeiro. Selbst viele Meerfische gehen, besonders während der Regenmonate, in den Strömen weit aufwärts, und einige Indianervillas an der Küste des Festlandes beschäftigen sich in jener Zeit ausschließlich mit dem Fischfange. Der wichtigste von allen Fischen ist auch hier der Pirarucú, welcher sechzig bis achtzig Pfunde schwer wird. In den zum

Fange desselben eingerichteten Fischereien wird er ausgeweidet, der Kopf wird weggeworfen, die Seiten werden von der Wirbelsäule getrennt, in lange Stücke geschnitten, gesalzen und getrocknet. Die Schwimmblase und die Därme des Fisches können, wenn getrocknet, wie die Hausenblase verwendet werden. Man hat sie aber bis jetzt noch nicht ausgeführt, und verwendet sie blos gepulvert zur Klärung des Caffees. Schwerdtfische werden, jedoch selten, in den Mündungen des Pará- und des Amazonenstromes gefangen. Dort treibt auch Ambra an die Küsten; und man fängt, jedoch nur sehr selten, auch einen Pottfisch, der hier strandet. Haifische kommen oft den Fluß herauf, und sie machen, zugleich mit den ziemlich häufigen Rochen, das Baden gefährlich. Die letzteren Fische pflegen den größten Theil ihres platten Körpers in den Schlamm zu verstecken, und den mit einem starken Stachel bewaffneten Schwanz mit großer Gewalt gegen ihre Feinde zu schleudern. Die dadurch veranlaßten Wunden sind äußerst schmerzhaft, und veranlassen oft gefährliche Krämpfe.

Gleichsam als wenn nur das Ungeheuere einen Eindruck auf die stumpfen Gemüther der Ureinwohner machen könnte, hatten auch ihre Erzählungen nur das Seltsamste und Unbegreifliche zum Gegenstande, und während sie jedes kleine Ungemach auf unsern Schiffahrten, mit unbeschreiblichem Gleichmuth erduldeten, nahmen sie Veranlassung von der Pororoca zu sprechen, jener furchtbaren, mauerartig einherrollenden und in kurzer Zeit Hochwasser bildenden, Fluth in mehreren Flüßen der Provinz Pará, die allerdings eben so sehr durch die wilde Größe als durch das Unerklärliche ihrer Erscheinung selbst den Blick der Indolenz auf sich ziehen muß. Die Indianer pflegen dieses Phänomen als die Wirkung böser Geister zu betrachten. Das Wort bedeutet in ihrer Sprache krachendes oder donnerndes Meer. Die nächste Pororoca wird am Rio Guamá bei dem kleinen Kirchdorfe S. Domingos, am östlichen Ufer des Flußes bemerkt. Um an diesem Punkte die Erscheinung zu beobachten, machten wir uns am 6. August Nachmittags in einer mit vier Indianern bemannten Canoa auf den Weg. Wir waren aber kaum eine Stunde weit in dem, mit dichtem Gebüsche und niedrigen Bäumen umhegten, Rio Guamá aufwärts geschifft, als ein furchtbares Donnerwetter hereinbrach, welches uns zwang, das Fahrzeug ans Ufer zu ziehen, und in einer unaufhörlichen

Regenfluth bis nach Sonnenuntergang zu warten. Als nun der Fluß zu ebben begann, und wir, gänzlich durchnäßt, während einer trüben Nacht nur eine mühsame und langsame Reise vor uns sahen, entschlossen wir uns nach Pará zurückzukehren, und die Beobachtung der Pororoca auf die Zeit nach unserer Rückkehr aus dem Innern zu verschieben. Fast ein volles Jahr später, am 25. Mai 1820 unternahm ich allein diese Reise noch einmal. Am 27. war Neumond, und ich hatte daher eine vollständige Ansicht von jenem merkwürdigen Phänomene zu erwarten. Ich verließ Pará Abends 9 Uhr, und benützte, die ganze Nacht hindurch stromaufwärts rudernd, die günstige Bewegung der Fluth. Die Ufer des Guamá sind niedrig, überall dicht bewaldet. Während der Ebbe hielten wir, nach dem in allen Küstenflüßen dieser Gegenden üblichen Gebrauche an, weil sie für die Kraft unserer Ruderer zu mächtig gewesen wäre, und ohnehin die Reise nach bestimmten Pausen vollendet werden mußte. Mocajuba, eine wohlhabende Fazenda am Ufer des Flußes, beherbergte uns während der ersten Hälfte der Nacht vom 26. auf den 27. Mai. Die Ufer des Guamá sind fruchtbar, und namentlich gedeihet das Zuckerrohr trefflich. Auch fanden wir eine ausgedehnte Branntweinbrennerei. Mit der gegen 1 Uhr nach Mitternacht wiederkehrenden Fluth, setzten wir die Reise fort, und um 9 Uhr Vormittags erreichten wir S. Domingos, ein ärmliches Kirchdorf. Die Pororoca mußte, der gesetzmäßigen Periodizität in Ebbe und Fluth zu Folge, nach Mittag eintreten, und ich verließ daher keinen Augenblick eine niedrige Erhöhung dem Fluße gegenüber, von wo aus ich sie übersehen konnte. Dreißig Minuten nach 1 Uhr hörte ich ein gewaltiges Brausen, gleich dem Tosen eines großen Wasserfalles; ich richtete meine Augen den Fluß abwärts, und nach einer Viertelstunde erschien eine etwa fünfzehn Fuß hohe Wasserwoge, maueráhnlich die ganze Breite des Flußes einnehmend, die unter furchtbarem Gebrause in großer Schnelligkeit aufwärts rückte, indem ihre von der Spitze wirbelnd herabstürzenden Fluthen stets wieder von der hinteren Anschwellung ersetzt wurden. An einigen Orten gegen das Ufer hin tauchte das Wasser bisweilen in der Breite von einer oder zwei Klaftern unter, erhob sich aber bald wieder weiter oben im Fluße, worin die Gesammtwelle ohne Stillstand vorwärts trieb. Indem ich starr vor Erstaunen dieser gesetzmäßigen Empörung der Gewässer zusah, versank plötzlich zweimal die ganze Wassermasse, indem breite und seichte Wellen und kleine

Wirbel auf einmal die ganze Oberfläche des Flußes überflutheten und anschwellten. Kaum aber war das Getöse des ersten Anlaufes verschollen, so bäumte sich das Gewässer wieder auf, stieg unter gewaltigem Brausen und strömte, eine lebendige Wassermauer, die bebenden Ufer in ihren Grundfesten erschütternd, stets vom schäumenden Gipfel überschlagend, fast eben so hoch als es gekommen war, in zwei Aeste getheilt in beide Flüße hinauf, wo es alsbald meinen Blicken entschwand. Die ganze Erscheinung war das Werk von kaum einer halben Stunde gewesen; die beunruhigten Gewässer, welche jedoch, eben so wie die Wellen der Pororoca selbst, keineswegs von aufgeregtem Schlamme auffallend getrübt erscheinen, befanden sich jetzt im Zustande der höchsten Fülle, kehrten allmälig zur Ruhe zurück, und fingen nach einer eben so kurzen Frist, mit Eintritt der Ebbe, sich sichtbar zu entleeren an. Die stärksten Pororocas des Rio Guamá treten stets zugleich mit den Hochfluthen an der Meeresküste, zur Zeit des Voll- und Neumondes, besonders aber in den Monaten März, April und September, also in den Aequinoctien, ein. Noch sah ich an der Kirche in S. Domingos die Spuren der Verheerung, welche durch die Erschütterung der Pororoca im zunächst verflossenen April angerichtet worden war. Diese Kirche ist in Gefahr von der Pororoca, welche das benachbarte Land untergräbt, noch gänzlich weggerissen zu werden, so wie sie auch bereits früher so sehr beschädigt worden war, daß man sie fast vom Grund aus neu aufrichten mußte. Bäume, Felsen oder andere Gegenstände, denen die Pororoca begegnet, werden mit Sturmgeschwindigkeit erhoben, und darauf, eben so schnell niedergeschmettert, in dem vor ihr hergehenden Abgrund begraben. Wo sie sich zwischen hochbewaldeten Ufern hinwälzt, entwurzelt sie bisweilen die stärksten Bäume, und schmettert sie dann so gewaltig in das Bette des Flußes, daß dieser, ohne die mindeste Störung zu erleiden, ruhig darüber hinebbet. Die sandigen Ufer werden von ihr so heftig abgespült, daß sie gleichsam mit Vorsicht abgefegt erscheinen. Manche Canoa wurde schon von der Pororoca verschlungen, und ging mit Ladung und Mannschaft verloren; seitdem man aber die Perioden kennt, in welchen sie sich einstellt, sichert man sich in den Esperas, wo die Fahrzeuge von der vorüberziehenden Fluth nicht beunruhigt werden. Die einzige Vorsicht welche man dort anzuwenden pflegt, ist, das Fahrzeug, statt mit einem Ankertaue im Fluße, mit einem Seile an einem Baume zu

befestigen, damit es nicht bei plötzlich erhöhter Wasserfläche unter dieser zurückgehalten werde.

Der Ostwind hatte sich schon in den letzten Tagen des Julius eingestellt, und wehte fast ununterbrochen vom Morgen bis 10 Uhr, und von 3 Uhr Nachmittags bis spät in die Nacht. Es mußte uns daher sehr daran gelegen seyn, die Gunst dieses Windes, der bis zum Monate September oder October anzuhalten pflegt, zu benutzen, und Dank der wohlwollenden Fürsorge Sr. Exc. des Hrn. Grafen von Villa Flor, welcher ein königliches Fahrzeug zu unserer Disposition stellte, und es im Arsenal unter unmittelbarer Aufsicht des Intendanten, Senhor João Antonio Rodriguez Martins, für unsere speciellen Zwecke einrichten ließ, — wir konnten am 15. August anfangen, es mit unsern Provisionen und übrigen Effecten zu beladen. Das für uns bestimmte Fahrzeug führte neunhundert Arrobas. Es hatte ein, fast in der Höhe des Bordes befindliches Verdeck, welches längs den beiden vorderen Drittheilen in der Mitte mit starken Planken überwölbt, an der Seite aber wagerecht erhöht war. Der Schiffsschnabel war mit eisernen Platten und einem Castrol versehen, um als Küche zu dienen. Im Hintertheile der Canoa war eine Cajüte, groß genug, um unseren beiden Hangmatten Raum zu geben. Vor dieser kann in den Fahrzeugen gleicher Bauart ein niederer Mast mit einem viereckigen Segel nach Belieben eingesteckt oder niedergelegt werden. Das Steuerruder läuft in einem Verschlag durch die Rückwand der Cajüte herab, auf deren Dach sich der Steuermann befindet. Die acht rudernden Indianer haben, vier auf jeder Seite, ihren Platz auf dem wagerechten Rande der Ueberwölbung des Vordertheils; ihre langen Ruder sind in Schlingen von zähen Rankengewächsen an senkrecht längs dem Verdeck herablaufenden Pfeilern befestigt. Das Fahrzeug war mit einem Haupt- und einem Nothanker versehen, wovon man jedoch nur in dem unteren Theile des Stromes Gebrauch zu machen pflegt, indem die Befestigung an Bäumen des Ufers sicherer ist. Die Mundvorräthe für die Equipage wurden unter dem Decke des Vordertheiles untergebracht. Für uns selbst hatten wir Zwieback, Mehl, Reis, Schinken, Würste, Salzfleisch, Butter, Zucker, Caffe, Thee, Wein, Branntwein, Arzneimittel, Munition eingeschifft, was Alles in dem Raume unter der Cajüte verpackt werden konnte. Endlich versorgten wir uns mit einem großen Fischernetze, und mit einer beträchtlichen Quantität solcher Gegenstände, die uns für den Tausch mit den Indianern empfohlen worden waren, nämlich: Beile, Waldmesser, Taschenmesser, An-

geleisen, Nürnberger Spiegel, grobes, weisses und blau und weiss gestreiftes Baumwollenzeug, Cattune, Glasperlen. Alle diese Dinge wurden in einige starke, tragbare Koffer verschlossen, die ebenfalls im Vordertheile des Schiffes Platz fanden. Da es in unserm Plane liegen mußte, nicht blos auf der gewöhnlichen Handelsstrasse des Amazonas zu bleiben, sondern auch abgelegene, vielleicht unfreundlich gesinnte Indianerhorden zu besuchen, so trug uns der Herr General-Gouverneur selbst eine militärische Begleitung an. Dieses wohlwollende Anerbieten benützten wir mit grossem Vergnügen, da Se. Exc. uns auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, durch diese Escorte sowohl die dienenden Indianer in strenger Zucht zu halten, als auch den von ihm ertheilten Befehlen Nachdruck zu ertheilen, in deren Folge die Orts-Vorstände, wo es nöthig wäre, uns mit neuer Rudermannschaft versehen sollten.

Die merkwürdige Verbindung der Gewässer des Amazonenstromes und des Tocantins, welche sich an ihren beiderseitigen Mündungen zwischen ein Labyrinth unzähliger Inseln ergiessen, gestattet drei verschiedene Wege, um von Pará auch in den ersteren zu gelangen. Für die größten Schiffe ist es gerathen, den Parástrom hinabzufahren. Dieser Weg ist jedoch für Schiffe jeder Art gefährlich, weil die Sandbänke in der Nähe jener Inseln und der Mündung oft ihre Lage wechseln, und die Gewässer sehr unruhig sind. Eine zweite Wasserstraße führt in dem Rio Pará, zwischen der Insel Marajó und dem Festlande hin, und bringt die Reisenden unterhalb Gurupá in den Strom. Auch dieser Weg, der kürzeste von allen, ist wegen zahlreicher Sandbänke, Klippen, Ungleichheiten der Strömung gefährlich, und nur solche Fahrzeuge schlagen ihn ein, deren Größe die Durchfahrt durch den sogenannten Igarapé-mirim nicht erlaubt. Unsere Canona ward vom Arsenal in den Hafen gebracht, wo wir sie noch mit den letzten kleinen Bedürfnissen für eine langwierige Unternehmung versahen, die, so viele Genüsse wir uns auch von ihr versprechen durften, uns dennoch im Voraus manches bängliche Gefühl einflößte.

Reise von Pará durch den Archipel in den Amazonenstrom, und auf diesem bis zur Enge von Obydos.

Am 21. August verließen wir mit Tagesanbruch unsern schönen Landsitz, und Vormittags 9 Uhr schifften wir uns ein. Die zehnte Stunde war für die Abfahrt gewählt worden, um sowohl den Seewind als die Fluth zu benutzen. Nach einer Stunde hatten wir den südlichen Grund der Bahia de Goajara erreicht, und liefen in den Rio Mojú ein. Die Ufer dieses majestätisch dahinwallenden Flusses sind überall mit dichtem Waldgrün bekleidet. Eine sieben Stunden lange Reise brachte uns zu dem Engenho de Jacuarary, dem schönen Besitzthume unseres Wirthes, Senhor Ambrosio Henriquez, der bereits Auftrag ertheilt hatte, uns hier einige Tage lang zu beherbergen. In ganz Pará hat diese Fazenda den Ruf größter Zweckmäßigkeit und Eleganz. Das sehr geräumige, hohe Werkhaus enthält eine ausgedehnte Zuckermühle nebst Zubehör, eine Reisstampfe und die, nach englischen Mustern gebauten, Destillirapparate. Ein beträchtlicher Bach, der zugleich das Trinkwasser für die Einwohner liefert, setzt die Maschinen in Bewegung. Der Branntwein (Rum), dessen jährliche Production sich auf fünfzehnhundert Pipas beläuft, wird in dem untern Stocke eines großen Hauses, in ungeheuren hohlen Stämmen vom Angelimbaume aufbewahrt. Die Wohnung des Verwalters stößt mit dem Werkhause zusammen, und verbindet es mit dem äußerst geschmackvollen Wohnhause des Besitzers. Hinter dem Werkhause liegen zwei Reihen kleiner Wohnungen für die Sclaven, deren Reinlichkeit und körperliches Wohlbefinden das beste Zeugniß von der menschenfreundlichen Behandlung gibt, die sie hier erfahren. Jacuarary war ehemals ein Landgut und Belustigsort der Jesuiten gewesen. Sie hatten hier eine Cacaopflanzung angelegt, die jedoch wieder eingegangen war. Noch sah' ich einen einzelnen Zimmtbaum, der von einem der Väter vor siebzig Jahren war gepflanzt worden und, jetzt ganz vernachlässigt, sich dennoch erhalten hatte. Eine kleine Viertelstunde stromabwärts hat der baufreudige Besitzer eine kleine Kapelle errichtet,

und dadurch die von seinem Fleiße der Natur abgewonnene Wildniß veredelt. Wer niemals beobachtet hat, wie schwer die düstern Urwälder auf dem Gemüthe ihrer Bewohner lasten, kann auch das Gefühl der heiteren Ruhe nicht erfahren, womit solche freie Ansichten den Colonisten belohnen. In den Buchten der Mojú giebt es elektrische Aale, und man erzählte uns, daß erst vor wenigen Jahren ein Mulatte beim Baden durch den Schlag dieses merkwürdigen Fisches getödtet worden sey. Wir gaben uns daher viele Mühe, einen derselben in dem großen Netze zu fangen, welches wir zu solchen Zwecken in der Villa de Vigia aus sehr starken Palmenfasern hatten machen lassen; jedoch vergeblich. Die einzige Ausbeute war eine Schildkröte, die Matamatá der Indianer. Die Phantasie kann kein häßlicheres Thier erschaffen, als diese, am Halse und Kopfe mit Fleischlappen versehene, dunkelbraune Schildkröte, welche in den Flüssen und stehenden Gewässern des Estado nicht selten vorkömmt, aber, wegen ihrer gräulichen Gestalt, nur von den weniger ecklen Indianern gegessen wird.

Am 26. August, gegen 10 Uhr Nachts, verließen wir das freundliche Jacuarary (Hundefluß), und fuhren unter Begünstigung der Fluth den Mojú aufwärts. Am Morgen des folgenden Tages fanden wir uns bei Jacary (Krokodillfluß), einer Fazenda mit einem kleinen Engenho um Zucker zu sieden und Branntwein zu brennen. Der Eigenthümer hatte einen Tapir gezähmt, der wie ein Schwein im Hofe der Fazenda umherlief, und uns ohne Spuren von Furcht mit seinem beweglichen Rüssel beschnuferte. Man hatte während der drei Jahre, die er sich hier befand, beobachtet, daß er immer mit Anfang der Regenzeit unbändig und wild geworden war. Einmal hatte er sich sogar in dieser Periode befreit, war aber nach einigen Tagen ganz nahe an der Fazenda wieder gesehen worden, wo er sich geduldig fangen ließ. Die Schweine, zu denen er sich gerne gesellte, schienen ihn zu fürchten. Auch von hier aus benützten wir zur Fortsetzung unserer Fahrt die Fluth. Am 28. August vor Tagesanbruch wurden wir durch ein lautes Krachen zerbrechender und herabstürzender Baumäste geweckt. Wir befanden uns am Anfange jenes Canals, welcher den Mojú mit den Gewässern des Tocantins vereiniget. Dieser Eingang ist so schmal, daß unser Fahrzeug nur langsam zwischen den dichtbewaldeten Ufern vorwärts dringen konnte, und wir die hereinragenden Aeste, die dem Drucke nicht nachgaben, mit Aexten durchhauen mußten. Große, hochmastige Canoas passirten oft nur mit Gefahr die erste halbe Legoa, welche die Enge dauert, und vor der künstlichen Erweiterung des

Canals, mußten sie bisweilen mehrere Tage zu einer Reise von wenigen Stunden verwenden. Wir verfolgten den Weg im Anapú abwärts. Einige Stunden brachten uns an die Mündung desselben in jenes große Wasserbecken, welches man als die Mündung des Tocantins in den Archipel von Pará betrachten muß. Die Gewässer wurden durch einen heftigen Wind zu hohen Wellen empört, und wir suchten daher eine gesicherte Bucht, um ohne Bewegung vor Anker liegen zu können; jedoch, zu schnell von einer dunklen, sternenlosen Nacht überrascht, mußten wir uns begnügen, eine Stelle gefunden zu haben, wo wir in vier Klafter Tiefe guten Ankergrund fanden. Die ganze Nacht hindurch ward das Fahrzeug auf eine beunruhigende Weise hin und hergeworfen, und wir erfuhren zum erstenmale auf süßem Wasser die Qualen der Seekrankheit.

Der Morgen des 29. Augusts hatte noch nicht gedämmert, als wir die Anker lichteten, um das entgegengesetzte Continent zu erreichen, dessen Ansicht uns durch die, drei Legoas lange, Insel Uararahy entzogen war. Wir hatten am 30. August Vormittags nur die Hälfte des Weges nach der Insel Uararahy zurückgelegt, als der Wind, mit Regenschauern, immer heftiger zu werden, und dieses Meer zu so hohen Wellen zu empören anfing, daß unser Fahrzeug aus allen Fugen zu gehen drohte. Wir nahmen daher gerne den Vorschlag des Piloten an, am südlichen Ufer der Ilha Pautinga anzulegen, und daselbst günstigere Witterung abzuwarten. Einem ganz neuen höchst frappanten Anblicke begegneten wir auf diesem kleinen, sich kaum einige Spannen hoch über das Gewässer erhebenden, Eilande. Unzählige Miritipalmen, deren graue, glatte Stämme, im Durchmesser von anderthalb bis zwei Fuß, eine gewaltige Krone ungeheuerer Fächerblätter hundert und mehr Fuß hoch in die Luft tragen, schienen die einzigen Bewohner desselben, und sie waren so dicht gesäet, daß sie an manchen Orten gleich Pallisaden einer Gigantenfestung aneinander standen. Wo sie der Strom umgerissen hatte, bildeten sie, wild durch einander liegend, mehrere Klafter hohe Bollwerke, die wir nur mit Mühe erkletterten, um eine Aussicht auf die ganze Umgebung zu gewinnen. Diese Fürsten der Wälder, zu Tausenden über einander hingestürzt, und der Wuth der Gewässer oder dem Fraße der Fäulniß überlassen, gleichsam beklagt von den überlebenden, deren wallende Wipfel ohne Unterlaß im Sturmwind rauschen, sind ein ungeheures Bild von der unerbittlichen Kraft der Elemente. „Welch schrecklicher Aufenthalt müßte diese verlassene, in der Fülle der Naturkraft öde, Insel dem einsamen europäischen Schiffbrüchigen seyn," sagte ich zu mir selbst,

der Schicksale Robinson Crusoës, wie sie sich der jugendlichen Phantasie eingedrückt hatten, gedenkend. Und dennoch ist der Baum, welcher sich ausschließlich zum Herrn dieser Insel gemacht hat, für viele Stämme der Ureinwohner Amerika's ein Baum des Lebens; an ihm hängt der Guarauno während der Regenzeit, bei allgemeiner Ueberschwemmung, sein Netz auf, von ihm erhält er Obdach, Nahrung, Kleidung; — so verschieden sind die Bedürfnisse der Menschen. Unsere, am Abend fortgesetzte Fahrt war nicht glücklich, denn wir konnten, wegen widrigen Windes, die Bai von Limoeiro nicht erreichen. Groß war die Gefahr, auf Sandbänke zu gerathen, oder, wenn wir in tiefem Grunde geankert hätten, durch die gewaltigen Wogen losgerissen zu werden und an den Küsten zu scheitern. Unter diesen Umständen suchten wir in einem Canale im Süden vom Limoeiro Schutz, wo wir eine ziemlich ruhige Nacht hinbringen konnten. Dieser Canal steht zwar durch mehrere Nebenwege mit der Bahia do Limoeiro in Verbindung; da jedoch diese für eine Canoa von der Größe der unsrigen nicht fahrbar sind, so waren wir gezwungen, am 31. August abermals das hohe Wasser zu suchen. Wir fuhren am Morgen aus, hatten aber so widrigen Wind, daß es ganz unmöglich war, unser Ziel zu erreichen, und wir nochmals an denselben Ort zurückkehren mußten. Nur am Abend, da sich der Wind gelegt hatte, glückte es, in die Bahia do Limoeiro zu gelangen.

Als wir am frühen Morgen des 1. Septembers die Bucht von Limoeiro verließen und am westlichen Ufer des Tocantins hinabfuhren, kam uns die Ebbe zu Statten. Wir ruderten den ganzen Tag; nur gegen Mittag ward auf einer Insel gelandet, um das Mahl zu bereiten. Unsere Indianer, denen ein angestrengter Dienst nicht anstand, behaupteten, daß man in diesen Gegenden niemals gegen die Fluth zu rudern pflege, doch ließen sie sich durch eine doppelte Ration Branntwein leicht zu fortgesetzter Arbeit ermuntern. Sie waren großentheils aus den Villas von Oeiras gebürtig, und unzufrieden, daß wir nicht gesonnen schienen, alle diese Orte der Reihe nach zu besuchen. Man hatte uns aber dieß schon in Pará ernstlich abgerathen, denn der Unbestand dieser Menschen besteht selten die Probe, wenn man ihnen Gelegenheit gibt, in bekannten Orten an's Land zu gehen. Die Neigung für ihr Geburtsland, das Zureden der Verwandten, die es keineswegs für pflichtwidrig halten, dem Weißen die Treue zu brechen, veranlaßt dann gewöhnlich, daß die erste Gelegenheit zur Flucht benützt, und der Führer hülflos zurückgelassen wird. Unsere Indianer schienen zwar mit den

weißen Hemden und rothen Mützen, die wir ihnen gleichmäßig zum Geschenk gemacht hatten, wie mit der vollen Küche wohl zufrieden, und wollten unter dem ihnen eigenen schmunzelnden Lachen, die Absicht nicht zugestehen, deren wir sie bezüchtigten; dennoch schien es räthlicher, von unserem Reiseplane nicht mehr abzustehen, und einige Stunden reichten hin, ihren Wunsch in Vergessenheit zu bringen. So heftig der Indianer im Begehren ist, so leicht weiß er sich auch, wenn es vergeblich war, zu trösten.

Erst am Abend des folgenden Tages verließen wir den äußersten jener Canäle und befanden uns nun abermals in einem Meere süßen Wassers. Je weiter wir in Westen fortsteuerten, desto weiter traten die unzähligen grünen Inseln auseinander, zwischen denen wir uns befanden.

Mittag war vorüber, als feiner Regen und Nebel uns die Aussicht auf diesen seltsamen Archipel zu entziehen anfing, und zugleich unser Pilot sich über ein Uebelbefinden beklagte, das uns alsobald in geheimen Schrecken versetzte, weil wir es für die Vorboten der Blatterkrankheit erkannten. Wir hießen ihn sich unter das Verdeck niederlegen, und übernahmen selbst die Führung des Steuerruders. Unglücklicherweise ward das Wetter immer trüber, wir verirrten uns einigemale zwischen den Windungen der stillen Gewässer, welche wir der Sicherheit wegen aufgesucht hatten, und schifften, bald mit kleinem Winde segelnd, bald rudernd, den ganzen Tag hin, ohne einen bewohnten Ort zu finden, wo wir den Kranken sicherer Pflege hätten übergeben können. Dieser Umstand versetzte uns in die peinlichste Unruhe, denn wir brachten bei längerer Anwesenheit des Kranken auf dem kleinen Schiffe die ganze Mannschaft in Gefahr, und hätten die Indianer eine Ahnung von derselben gehabt, so wären sie wahrscheinlich an das Ufer geschwommen, und hätten uns unserm Schicksale überlassen. Nach Sonnenuntergang waren wir, wie sich am andern Tage auswies, nur eine Legoa von dem kleinen Orte Breves auf der Insel Marajó entfernt; allein da sich der Wind stärker und stärker erhob, und uns auf irgend eine der vielen Sandbänke in dieser Gegend zu treiben drohte, so wagten wir bei tiefer Dunkelheit einer sternlosen Nacht und vollkommener Unkenntniß der Oertlichkeit nicht, die Reise noch weiter fortzusetzen. Mit Mühe brachten wir das Fahrzeug am Ufer der Insel in Sicherheit und erwarteten voll banglicher Gefühle den Morgen. An Schlaf durften wir um so weniger denken, als das Fahrzeug von den gewaltig bewegten Wellen ohne Unterlaß hin und her, und einigemale so heftig an einen vorher unbemerkten Baumstamm

im Wasser geschleudert wurde, daß es aus den Fugen zu gehen drohte. Mit Mühe lichteten wir den Anker und ließen ihn weiter seewärts wieder fallen; doch vergeblich: da er in dem tiefen Schlamme nicht fassen konnte, ward das Schiff wiederholt gegen die Küste getrieben, und es blieb nichts anders übrig, als mit den Indianern abwechselnd in's Wasser zu gehen, um durch die quergestellten Ruder und Rae ein weiteres Aufschlagen zu verhindern. Während dieser Arbeiten begann es zu regnen, wild braus'te der Wind in der benachbarten Waldung, und so vereinigte sich Alles, diese Nacht mit Schrecknissen zu erfüllen. Inzwischen nahmen die Symtome der Krankheit bei unserm Piloten zu; doch waren am nächsten Morgen die Blattern noch nicht ausgebrochen. Wir fuhren fort, die Indianer über die Natur der Krankheit in Ungewißheit zu lassen, und steuerten längs der Küste; wir brauchten sechs Stunden, um den Weg zurückzulegen. Erst nach Mittag gelangten wir nach Breves, wo wir glücklich genug waren, den Kranken der Sorgfalt des Richters, eines gutmüthigen Mulatten, zu übergeben, der in unserer Gegenwart eine Hütte für ihn zurichten ließ, ihn seiner alten Negerin zur Pflege überantwortete, und uns einen neuen Piloten verschaffte. Der unglückliche Indianer hatte sich, von einer schwarzen Ahnung verfolgt, umsonst bemüht, Pará zu fliehen; sein Verhängniß ereilte ihn hier. Als wir nach acht Monaten zurückkamen, fanden wir sein Grab; bereits blühte darauf die Cosmea, mit deren rosenrothen Blumen die Indianerinen sich die Haare und die Todtenhügel ihrer Geliebten zu schmücken pflegen.

Breves ist die südwestliche Ortschaft auf der Insel Marajó. Kaum möchte ich es ein Dorf nennen, denn von den dreißig bis vierzig Hütten, die ohne Regel in dichtem Schatten von Cacao-, Jambos-, Abiu- und Orangenbäumen umherliegen, hatte nur die des Juiz, aus Flechtwerk und Lehm bestehende, Nebenwände, die andern waren nichts weiter, als große Dächer aus Blättern der Ubussúpalme, auf niedrigen Pfeilern ruhend, und etwa noch auf der Windseite durch ein tragbares Gitter der Flechtwerke vor Regen gesichert. Jene Palme ist die einzige in Brasilien, welche unzertheilte Blätter, von zwanzig Fuß Länge und sechs Fuß Breite, hervorbringt. Das Gefüge derselben ist so fest, daß ein damit gedecktes Dach bei guter Aufsicht viele Jahre dauern kann; und viele Bewohner ziehen sie, wegen der Leichtigkeit und Kühle, den Ziegeln vor. Alles trug hier den Charakter idyllischer Armuth und Genügsamkeit. Wir fanden mehrere Weiber beschäftiget, irdene Geschirre zu bereiten. Sie verfertigen Krüge und Schüsseln, meistens ohne

die Drehscheibe zu gebrauchen, aus freier Hand mit großer Geschicklichkeit. Im Winkel der Hütte erblickten wir den ärmlichen Heerd, mancherlei Fischergeräthe, Hangmatten und Bogen und Pfeile, Waffen, deren sich nicht blos die Indianer, sondern auch die übrigen farbigen Einwohner bedienen. Ein cylindrisches, zwei Klafter langes Rohrgeflechte mit getriebener Mandioccawurzel angefüllt und am Untertheile durch einen Stein beschwert, hängt an einem Querpfosten der Hütte. Auf diese einfache Weise wird der giftige Saft der frischen Wurzel ausgepreßt, welchen eine unterstehende Schüssel auffängt. Dieser Saft, über dem Feuer eingedickt und mit kleinen getrockneten Beißbeeren vermengt, liefert dann das Tucupi, die gewöhnliche Würze aller Fleischspeisen. Für die Röstung der Mandioccawurzel stehen einige runde irdene Darröfen unter einem Schilfdache zwischen den Häusern zerstreut, wahrscheinlich Gemeingut der Ortschaft, wie bei Uns auf dem Lande die Backöfen. Was die Bewohner an Kleider und Wäsche nicht eben benutzen, hängt zum Trocknen ausgebreitet über die Gesträuche um die Hütten her, oder ist in einem rohgearbeiteten Kasten aufbewahrt, der auch alle übrigen Reichthümer des Hauses einschließt. Wenn der Normann im höchsten Norden Europa's seine Hütte nicht verschließt, weil er der Treue der Nachbarn mehr als Schloß und Riegel vertraut, so läßt der Ansiedler indianischer Abstammung auf Marajó die seine offen, weil er kein Besitzthum von Werth hat, und, selbst ohne Neugierde, auch bei den Nachbarn keine Heimlichkeiten erwartet. Wie verschieden ist in dieser Beziehung der Charakter des Negers! Sorgfältig verschließt er seine Behausung; zugleich mit dem Gefühle heimischer Behaglichkeit erkennt er den Werth eines Besitzthums, und wird dadurch zu Thätigkeit und Erwerb aufgemuntert. Bei solcher Gemüthsart der Bewohner von Breves würde man hier vergeblich ausgedehnte Pflanzungen oder andere Beweise von Industrie suchen. Zwar gedeiht Caffe hier ganz trefflich, aber wir fanden die ehemals durch die Jesuiten angelegten Plantagen vollkommen verwildert; überhaupt schienen uns die Bewohner in entschiedener Sorglosigkeit von einem Tag auf den andern zu leben. Ein kleiner Fisch, den der Mann, einige Waldfrüchte oder Wurzeln, die die Frau nach Hause bringt, sind neben der trocknen, oder mit Wasser eingerührten Mandiocca und eigenen Bananen, die man in einem vernachläßigten Hausgarten hegt, die gewöhnlichen Lebensmittel; höchstens sorgt man durch ein Paar, in einer Umzäunung am Wasser aufbewahrte, Schildkröten für Tage des Mangels.

Und doch, was für Genüsse würde diese Gegend, wie die ganze Insel von Marajó, Bewohnern darbieten, welche verständen eine fast überschwenglich reiche Natur zu benutzen! Aber die unglaubliche Leichtigkeit, womit sich das hierher eingeführte Rindvieh und die Pferde, fast ohne Zuthun der Ansiedler, vermehrt haben, war Veranlassung, daß die Fruchtbarkeit des Landes vernachlässigt, und Viehzucht bisher der einzige Culturtrieb dieser Insel geworden ist. Das ganze Eiland ist niedrig, und enthält keinen einzigen Berg. Sümpfe sind häufig, und besonders verrufen ist ein meilenbreiter sumpfiger Landstrich voll Tümpfel im nördlichen Theile der Insel. Dicht mit Würzschilfen, Stachelpalmen und Röhricht bedeckt, ein Aufenthalt der Onzen und großer Kaimans, wird er von den Reisenden nur mit großer Gefahr und Anstrengung durchsetzt. Die Vegetation ist auf eine merkwürdige Weise über die Insel vertheilt: die nordöstliche Hälfte, im Allgemeinen etwas höher und trockner, wird von Wiesen bedeckt; die südwestliche aber, an Wasser reichere, von Wäldern, welche während der Regenmonate weithin überfluthet, an Verworrenheit, Dichtheit und Unreinlichkeit den Wäldern im untern Stromgebiete des Amazonas ähnlich sind. Der nordöstliche, mit Campos-Vegetation bedeckte Theil ist es vorzüglich wo eine ungemein große Menge von Rindvieh und Pferden gezogen wird. Die beiden, der Regierung gehörigen, Fazendas Arary und Chaves besitzen erstere vierzig, letztere dreißigtausend Stück Rindvieh, Arary überdieß zehntausend Pferde. Auch die Carmeliten von Pará und die Mercenarii, deren Kloster später mit dem desselben Ordens in Maranhão vereinigt wurde, besitzen mehrere dieser, ehemals den Jesuiten zugehörigen Höfe, und man kann aus dem Umstande auf den Reichthum an Rindvieh daselbst schließen, daß Bischof Brandão sich darüber zu beklagen hatte, daß jedem Mercenario täglich sechs, dem Obern aber zwölf Pfund Rindfleisch gereicht wurden. Ein Ochs gilt dort 4000 bis 5000 Réis, ein Pferd 6 bis 10,000 Réis, eine Stute, die man bis jetzt zu gar keinem Dienste verwendet, nur 1 bis 2000 Réis. Die Provisionen an Rindfleisch für das Heer und für die Marine werden von den beiden Fazendas und eben so die eingesalzten Fische von einigen auf Kosten der Regierung unterhaltenen Fischereien geliefert. Der Fischfang in den Seen der Insel und an ihren Küsten ist sehr ergiebig, und ward früherhin durch eine Gesellschaft in Pará betrieben. Die jährliche Einnahme der Regierung von den Pächtern soll sich auf zwei bis dreimalhunderttausend Crusados belaufen. Unglaublich groß ist der Reichthum an Wasservögeln, unter denen besonders

viele wohlschmeckende Arten von Enten gefangen werden. Der eigenthümlichen Landesbeschaffenheit zu Folge ist hier Jedermann beritten, und nicht selten sieht man die Hirten, wenn sie sich der kleinen leichten Montaria in den ausgetrockneten Sümpfen nicht mehr bedienen können, diese am Schwanze ihres Pferdes befestigen, um weiter zu reisen. Die zahlreichen kleinen Bäche, welche von allen Seiten in die umgebenden Ströme fallen, setzen der Bereisung der Küsten große Schwierigkeiten entgegen, weil sie außerordentlich tiefen Schlamm mit sich führen. Man zieht daher vor, sich mit dem Pferde in den Strom zu werfen und jene gefährlichen Orte schwimmend zu übersetzen. Die Fluthen des Pará und des Amazonas umgeben Marajó von allen Seiten, so daß selbst große Kriegsschiffe in süßem Wasser vor Anker gehen können. Diese Inseln sind reich an Viehzucht, und unser Wirth, Senhor Ambrosio Henriquez, besaß daselbst zwei große Fazendas, die acht- bis zehntausend Stück Vieh enthalten.

Am 3. September vor Mitternacht verließen wir Breves, ohne daß unsere Indianer weiter nach dem Zurückgelassenen gefragt, oder wegen seiner Krankheit Furcht geäußert hätten. Der Mond stand hell am Firmamente, mit mildem Lichte die schweigsam düstre Landschaft beleuchtend. Die Ebbe brachte uns um 7 Uhr vor Mittag in die Nähe des kleinen Flusses Mamauhy, wo wir mit der Montaria landeten, um nochmals einen Streifzug in die Insel zu unternehmen. Auch hier ist ringsum Alles dichter Wald von himmelhohen Bäumen, mit jungem Gesträuche und vielen Palmen untermengt, und oft so geschlossen, daß man bei hellem Tageslicht tiefe Dämmerung findet. Der Boden, großentheils aus verfaulten Stoffen, besonders aus aufgelöstem Wurzelwerke gebildet, ist sehr geneigt, nachbildliche Gewächse hervorzubringen, und wir bemerkten mancherlei riesenhafte Blätter-, Röhren- und Stachelpilze. Die Indianer versäumten nicht, von den Ubussúpalmen möglichstviele Blüthenscheiden zu sammeln, aus denen sie sich dann Mützen, Säcke und Beutel machten. Diese Palme hat nämlich ihre Blüthen in eine ellenlange, aus braunen starken Fasern gewebte, Scheide eingeschlossen, und kommt dem einfachen Bedürfnisse Jener auf das befriedigendste entgegen. Mit der Nachmittags eintretenden Ebbe setzten wir die Reise stets in der Nähe von Marajó, auf Canälen fort, wir kamen an Portento, einigen Indianerwohnungen, vorbei, und legten uns am Abend zunächst dem Rio dos Macacos, einem kleinen, aus Marajó kommenden Flusse, vor Anker. Auf gleiche

Weise ward die Schifffahrt am 5. früh bis zur Mündung des Rio Mapuá fortgesetzt.

Am Morgen des 6. Septembers befanden wir uns in dem Canale Jaburú, wo wir mehrere Pottfische bemerkten, die um uns her spielend, bald nahe bald ferne, den unförmlichen Kopf aus dem Gewässer emporhoben. Diese Fische bewohnen eigentlich nur das Weltmeer, steigen aber bisweilen noch viel weiter im Strome aufwärts. Man hat schon in der Nähe von Gurupá einen gefangen, der auf eine Sandinsel gerathen, nicht mehr flott werden konnte. Die kleinen Fische fliehen vor ihnen, aufgeschreckt durch die große Bewegung, welche sie dem Wasser mittheilen, so daß sie oft in großer Anzahl stranden. Während des 6. Septembers verfolgten wir auf dem Canale Jaburú unsern Weg in nordwestlicher Richtung. Gegen Abend landeten wir am Festlande, um daselbst die Nacht zuzubringen. Weil der Anker nur schwierig von den Wurzeln der Uferbäume sich losmachen läßt, zogen wir vor, wie schon öfter geschehen war, das Fahrzeug an einen starken Baum zu befestigen.

Am 7. September mit frühstem Morgen erhob sich ein gelinder Ostwind, mit dessen Hülfe wir eine Insel umschifften, und nun befanden wir uns in der Mündung des Tagipurú in den Amazonas. Als am Abend der Wind frischer wurde, flog unser Fahrzeug in südwestlicher Richtung über eine Wasserfläche hin, die sich zwischen dem Festlande im Süden und mehreren Inseln im Norden auf vier und fünf Seemeilen Breite ausdehnt. Die meerähnliche Bewegung der breiten, einen Fuß hohen Wellen, und die ochergelbliche Farbe des trüben Gewässers zeigte uns an, daß wir uns nun in dem eigentlichen Amazonen-Strome befänden. Der Gedanke, daß wir uns auf dem ersten Strome der Welt, so nahe dem Aequator befänden gab dieser unvergleichlichen Anschauung noch höheren Werth und wir hingen mit begierigen Blicken an dem erhabenen Bilde, bis die Sonne unterging, und Strom und Ufer in unbestimmter Dämmerung zusammentraten. Noch waren wir im Nachgenusse dieses Naturschauspiels versunken, als sich plötzlich ein schwerer Ostwind hinter uns erhob, in kürzester Zeit die Wellen empörte, und unser ächzendes Fahrzeug so gewaltig hin und herschleuderte, daß wir von allen Schrecknissen eines Seesturmes uns umgeben sahen. Man wechselte die Segel, und zog sie endlich ganz ein, weil man für den Mast fürchtete. Die Bemühungen der Indianer, uns durch Rudern dem Festlande zu nähern, waren eitel, und wir mußten uns entschließen, mit dem Winde nach Westen zu gehen. Es war

ein Glück, daß sich die Wuth des Sturmes in einer Viertelstunde erschöpft hatte; nun konnten wir die Segel wieder ausspannen, und im Dunkel der Nacht erreichten wir das Ufer, wo wir in zwölf Klafter Anker warfen. Nun erfreuten wir uns, indem das Fahrzeug unter hohen Bäumen in Sicherheit stand, der muntern Feuer im Walde, und der Heiterkeit unserer Indianer, die bei doppelter Gabe Branntwein in ein Lied ausbrach; da schwärzte sich plötzlich noch tiefer der nächtliche Himmel, und von Nordosten kam auf Windesflügeln ein schweres Donnerwetter einher, das bald den ganzen Himmel überzog. Wild ergoß sich der Regen aus der rabenschwarzen Nacht; er weckte ein dumpfes, stets wachsendes Getön in den Blättern der erseufzenden Waldung. Unaufhörlich von allen Seiten schimmernde Blitze, schwer rollender Donner, hohles Brausen der empörten Fluth: dieß waren die Grüße, unter denen uns der König der Ströme empfing. Nach Mitternacht wurde das Meer ruhiger, während das Wetterleuchten und die Sternschnuppen vorzüglich in Süden fortdauerten; und endlich konnten wir uns nach einem gefahrvollen, an den verschiedensten Eindrücken so reichen Tage der Stärkung des Schlafes überlassen.

8. September. Der Ostwind stellte sich schon mit Anbruch des Tages ein, so daß wir, ohne die Ruder zu gebrauchen, längs dem Festlande hinsteuern konnten. Wir waren während der Nacht vom 8. auf den 9. September nur einige Stunden von Gurupá vor Anker gelegen, und hatten am letztern Tage noch eine Landspitze umschifft, als wir diesen Ort auf einer geringen Höhe am südlichen Ufer des Stromes erblickten. St. Antonio de Gurupá hat als Besatzung nur wenige Soldaten, die den größten Theil des Jahres als Begleiter der Expeditionen auf dem Rio Xingú u. s. f. abwesend sind. Die Kähne, welche mit Handelswaaren den Amazonas herabkommen, werden hier einregistrirt. Der Commandant des Oertchens schilderte uns die Ortschaft als Villa de Brancos, einen Marktflecken, dessen Bewohner lauter Weiße, keine Indianer, seyen. Einer der gelben Bewohner beklagte den Verfall des Ortes, indem er bemerkte, wie es zu Zeiten der Pái-tucûra viel besser gewesen. Mit Lachen erklärte unser Dolmetscher, daß unter Pái-tucûra oder Vater-Heuschrecke ein Kapuziner zu verstehen sey, und die Indianer solch' seltsamen Namen von der spitzigen Kapuze jener Geistlichen hergenommen hätten. Wir fanden in der Nachbarschaft der Villa sehr feine Thonerde, welche sich nicht blos zu Ziegeln, sondern selbst zu schönen Töpferarbeiten eignet, und von den Indianern besonders zu großen Töpfen verarbeitet wird, und sogar

nach dem Innern ausführt, um das Fett der Schildkröteneier darin aufzubewahren. Bisher hatten wir noch kein Terrain am Amazonas gesehen, das, wie das hiesige, sich fünfundzwanzig Fuß hoch über den Strom erhebt. Unser Blick konnte nicht ermüden, sich über die weite Wasserfläche zu ergehen. Die Reise von Gurupá nach Macapá wird bei günstigem Wetter in sechsunddreißig Stunden zurückgelegt. Von allen Reisen in den Gewässern des Amazonas werden diese Fahrt, die von Pará um das Cabo de Magoary nach Macapá, für die gefährlichsten gehalten. Dennoch hat eine Indianerin, von treuer Gattenliebe getrieben, den furchtbaren Golf zwischen Macapá und der Insel Marajó auf einem Balken durchrudert. Gerne erzähle ich die rührende Geschichte von Venancia wieder, wie ich sie in manchen Orten am Strome vernommen. Als Mendonça Furtado aus allen Orten der Küste Indianer zusammentreiben ließ, um sie zum Ruderdienste bei seiner Expedition nach Rio Negro zu verwenden, ward auch ein Indianer vom Stamme der Armaburós zum Matrosen gepreßt, der erst vor wenig Tagen mit seinem Weibe Venancia und einem Säugling nach Macapá gekommen war, um sich und die Seinen taufen zu lassen. Umsonst stellte der Geistliche dem Commandanten die Barbarei dieser Täuschung vor, umsonst warf sich Venancia verzweifelnd vor ihm nieder; selbst der Trost ward ihr versagt, den Geliebten begleiten zu dürfen, und thränenlos sah sie ihn, den plötzliches Unglück in rathlos stumme Verzweiflung gestürzt hatte, mit den Uebrigen sich einschiffen. Drei Tage und drei Nächte sitzt sie, den Säugling im Arme, am Ufer, und ihr tiefer Harm rührt auch den Befehlshaber einer Kaufmannsbarke nicht, den sie um einen Platz bis Chaves anfleht. Da verbirgt sie sich in dem absegelnden Fahrzeuge; aber das Wimmern des Kindes verräth sie, und der Unmensch zwingt sie, schwimmend an das Ufer zurückzukehren. Dieß gelingt, und neuer Muth erwacht aus der Probe. Sie findet ein Ruder, sieht einen leichten Balken am Strande treiben, und dieser unsichern Hülfe vertraut sie nun mehr als den Menschen. In dem einen Arm das Kind, mit dem andern rudernd, erreicht sie, fast einen Tag lang den Fluthen Preiß gegeben, glücklich das jenseitige Ufer und findet den Geliebten. So viel Heroismus erweicht die harten Gemüther der Soldaten; sie gewinnt den Gatten wieder.

Sobald wir einen neuen Piloten aufgenommen hatten, hielt uns Nichts in dem traurigen Oertchen zurück, und wir lichteten noch Nachts 10 Uhr den Anker, um bei klarem Mondscheine die Reise in westsüdwestlicher Richtung längs dem Festlande fortzusetzen.

Unsere Indianer erheiterten sich zu dem Ruderdienste durch einen einfachen Gesang, den sie, ohne zu ermüden, Stunden lang wiederholten. Die Melodie, wahrscheinlich ein veränderter Theil aus einem Kirchengesange, ward von Einem der Gesellschaft vorgesungen, und dann fielen die Uebrigen pünktlich ein, wobei sich ihre Thätigkeit am Ruder verdoppelte. Es konnte uns hiebei nicht entgehen, was sich durch längere Beobachtung vollkommen bestätigte, daß der Indianer mit einem sehr richtigen Gefühle für Harmonie ausgestattet sey; denn stets sangen sie in reinen Terzen und Quinten und vermieden jede Dissonanz in bewußtloser Sorgfalt. Auch hierin unterscheidet sich der rothe Mensch auf das Schärfste vom schwarzen, der allen Gefühls für Harmonie beraubt, und nur mit einer instinctartigen Vorliebe für Melodie begabt scheint. Wer jemals Gelegenheit hatte, das furchtbare Unisono zu hören, worin die Neger Stunden lang ihre einfachen, abgesetzt hervorgestoßenen Singweisen, ohne eine Spur von Gefühl für Harmonie, wiederholen, wird unserer Bemerkung beipflichten müssen. Freilich hatten aber unsere Indianer, außer ihrer angebornen musicalischen Neigung, noch eine andere, leidige Veranlassung, sich die Stunden der Arbeit durch Gesang zu verkürzen; dieß waren die Mosquiten, welche sich heute zum Erstenmale in dichten Schwärmen über das Schiff lagerten, und uns Alle bis zur Verzweiflung peinigten. Schon öfter waren wir auf dieser Schifffahrt von den summenden langbeinigen Verfolgern angefallen worden, wenn wir am Abend in der Nähe von dichtem Gebüsche landeten, oder durch enge Canäle fuhren; doch waren die Besuche vorübergehend und minder zahlreich. Heute aber, wo wir uns auf den Gewässern des Amazonas selbst befanden, fielen diese Harpyien in so dichten Schwärmen auf uns nieder, daß ihre beständige Berührung ein Gefühl gleich dem eines leichten Regens auf der bloßen Haut erregte, das alsbald in den Schmerz unzähliger Stiche überging. Der Schutz der Mosquiteira, eines weiten Zeltes von dünnem Baumwollenzeuge, womit der Reisende sich und seine Hangmatte umgibt, ist in der erstickend heißen Luft um so unleidlicher, als er manche jener singenden Peiniger dennoch nicht ausschließt; und so bleibt keine Schutzwaffe, als dichte Bekleidung von Leder oder Seidenzeug, für das Antlitz aber eine Maske oder [illegible]. Dieses bösartige Insect, welches die Indianer Carapaná nennen, erhebt sich mit Sonnenuntergang von dem Schlamme der Ufer und den Gesträuchen in der Nähe der Gewässer, und fliegt, bald höher bald niedriger, je nach dem Zug der Winde, in zahllosen Schwärmen einher. Von Gewittern oder Regen und bei

stiller wärmer Luft sind sie unruhiger, thätiger und lästiger. Nur dichter Rauch, besonders von angebrannten Tabackblättern, den man in den Fahrzeugen unterhält, vermag sie zu verscheuchen. Von Sonnenuntergang an bis nach Mitternacht schwärmen sie am dichtesten, dann ziehen sie sich theilweise in die Uferwaldungen zurück, wo sie bis zum nächsten Abend verweilen, denn sie fliehen den hellen Sonnenschein, und kehren aus dem Schatten bei Tage nur dann zurück, wenn sich die Sonne hinter Wolken verbirgt. Es ist bereits von Herrn von Humboldt bemerkt worden, daß diese Schnacken sich nur in der Nähe solcher Flüsse aufhalten, die, im Ganzen angesehen, braunes oder schwärzliches Wasser führen. Auch wir machten diese Bemerkung; unter den Flüssen mit dunklem Wasser ist namentlich der Rio Negro ganz frei von jener Plage; dagegen bieten Flüsse von trübem, weißlichem Gewässer vorzugsweise die Wohnorte für jene Unholde dar. Wahrscheinlich sind die in dem schwarzen Wasser aufgelösten Extractivstoffe den Eiern und Larven verderblich, während der Flußschlamm der übrigen Gewässer ihre Entwickelung und Vermehrung begünstigt. Besonders auffallend ist übrigens, daß alle Reisenden, welche den Amazonas beschiffen, gerade in den Gegenden, wo wir uns befanden, am Grausamsten von den Carapanáschwärmen verfolgten werden. Man behauptet sogar, daß sie sechs Monate lang herrschen, und vom vierten October an verschwinden sollen. Vielleicht haben die Ostwinde und die Ueberschwemmungen des Herbstäquinoctiums Antheil an dieser Erscheinung. Mit der Zunahme der Cultur, der Verminderung jener großen Schlammflächen an den Ufern, die durch die Hitze in Gährung gesetzt, den Insecten willkommene Brutorte darbieten, und wahrscheinlich auch mit der Abnahme gewisser Uferpflanzen darf man wohl auf allmählige Verminderung dieser peinlichen Landplage hoffen. Manche der am Ufer wachsenden Bäume vermehren die Bösartigkeit dieser blutgierigen Insecten. Die leichte, schmerzhafte Geschwulst, welche durch den Stich zahlreicher Carapanás verursacht wird, nimmt an Höhe und Spannung zu und veranlaßt bisweilen einen fieberhaften Zustand, wenn Gebüsche von Sapium aucuparium oder Bäume des Oassacú (Hura) in der Nähe stehen. Wahrscheinlich tragen dann die Insecten einen Antheil der Milchsäfte jener giftigen Euphorbiaceen auf die Haut über, von wo aus sie, gemäß dem in diesen heißen Gegenden doppelt lebhaften Einsaugungsprocesse, schnell in die Blutmasse aufgenommen werden. Wenn andere Gegenden durch die Menge von Schlangen oder Fledermäusen fast unbewohnbar werden, so treten hier überhaupt gerade die unscheinbaren Geschlechter

der Insecten als die ärgsten Feinde der Ansiedler auf. Den Ortschaften am nördlichen Ufer des Amazonas wird neben den Schnacken auch noch der fast unsichtbare, im Grase der Fluren wohnende, Mucuim, und eine große Art von Wespe, Moruçoca, äußerst lästig. In der Villa Nova vistoza da Madre de Deos heftet diese ihre Nester furchtlos überall in den Häusern an, und hat nicht wenig dazu beigetragen, viele Ansiedler aus der, übrigens angenehmen Gegend zu vertreiben.

Am 10. September schifften wir längs dem Festlande gegen Westen.

Gegen Mitternacht warfen wir bei Porto de Môz, am südlichen Ufer des Stromes, Anker. Diese Villa, eine unregelmäßige Straße niedriger, mit Palmblättern gedeckter Häuschen wird größtentheils von Indianern und Mischlingen bewohnt, deren erste Missionarien die Kapuziner von Pará waren. Im ganzen Stromgebiete des Amazonas hatten wir bis jetzt keinen Ort gesehen, welcher einen gleich heiteren Anblick dargeboten hätte. In dem Hause des Geistlichen sahen wir eine ganze Ladung von Nelkenzimmt bereit, nach Pará abgeschickt zu werden, welche der fromme Vater durch seine Indianer in dem obern Stromgebiete hatte sammeln lassen. Dieses angenehme Gewürz steht im Geschmack zwischen Zimmt und Gewürznelken. Es ist die Rinde des Cravaobaumes, der sich auf dreißig und mehr Fuß Höhe erhebt, und durch das dichte Laub seiner glänzenden Blätter schon von ferne sich als der Familie der Lorbeeren angehörig darstellt. Gewöhnlich sind die Stücke zwei Fuß lang, und gleich der China, jedoch in mehreren Schichten, concentrisch, bis auf die Dicke eines Zolles, zusammengerollt. Zwanzig oder mehr solcher Stäbe, im Gewichte von fünfzig bis sechzig Pfunden, werden mit der schwarzen glänzenden Rinde einer Schlingpflanze zusammengebunden; solche Bündel kommen sodann entweder nochmals zwischen Palmblättern, in Körben oder in Säcken, in den Handel. Die Einsammlung der Rinde ist ein müheseliges, und bisweilen gefährliches Geschäft, indem die Indianer, durch die Wälder einsam umhersuchend, dem Ueberfalle feindlicher Wilden oder Thiere ausgesetzt sind. Selten trifft die Expedition die Bäume so zahlreich beisammen an, daß sie sich ungetrennt der Arbeit hingeben kann. Dann pflegt man einen Platz im Walde zu reinigen, und für das Nachtquartier einzurichten, und beginnt die Arbeit ohne alle Rücksicht, indem man die Bäume nur theilweise der Rinde beraubt, oder gänzlich fällt, je nachdem es gelegener erscheinen mag. Die Rinde wird entweder ohne weitere Zubereitung über gelindem Feuer

zur Röhrenform eingerollt oder mit einem Messer der borkigen Oberhaut beraubt. Man unternimmt die Einsammlung zu jeder Jahreszeit, doch vorzugsweise nach Verlauf der Regenmonate. Die rücksichtslose Behandlung, welche dieser edle Baum erfährt, würde ihn schon sehr selten gemacht haben, wenn nicht die Vorliebe für den Nelkenzimmt in Europa, besonders dem nördlichen, bedeutend abgenommen hätte, weßhalb sich die Thätigkeit der Sammler jetzt vorzugsweise dem Cakao und der Salsaparilha zuwendet.

Nachdem wir von der Villa aus über den Strom geschifft waren, fand der Pilot es räthlich, in der Nähe der Ausmündung des Aquiqui zu landen, und die Nacht zu erwarten. Wir hingen unsere Hangmatten zwischen den niedrigen Bäumen des Ufers auf, und durchstreiften die durch den Aquiqui und Xingú gebildete Insel. Die Indianer versuchten inzwischen ihr Fischerglück mit dem Netze, Andere bereiteten einige große Schildkröten zum Mahle zu.

Mit einbrechender Nacht verließen wir die Insel von Aquiqui und suchten die nördliche Spitze derselben zu gewinnen; allein der Wind war nicht stark genug, und mit dem Ruder kamen wir nur langsam vorwärts. Erst mit dem Morgenwinde des 12. Septembers konnten wir daher den gelblichen Amazonenstrom erreichen. Sogleich mit dem Eintritte in denselben, stießen wir auf eine der eigenthümlichen Gefahren, welche die Reisenden in diesem Strome zu bestehen haben. Eine große Menge Treibholz kam uns nämlich mit der vollen Schnelligkeit der Strömung entgegen, und setzte die Mannschaft ohne Unterlaß in Thätigkeit, indem sie dasselbe mit Stangen von dem Schiffe ablenken mußte, eine bisweilen sehr mühsame Arbeit, weil die treibenden Baumstämme unser Fahrzeug an Länge zwei oder dreimal übertrafen. Die große Zahl derselben erklärte sich, als wir an der seichten Bucht einer Insel vorüber kamen; diese lag nämlich in solcher Richtung quer durch den Strom, daß sie die ungeheuere Massen des Treibholzes aufgefangen hatte, welches nun entweder am Ufer aufgeschichtet war, oder sich so lange vor demselben im Wirbel herumbewegte, bis es durch irgend einen Zufall befreit wurde. Die Bäume gehörten vorzugsweise dem Faulthierbaume und der Munguba an, und waren fast alle mit der Wurzel ausgerissen. Indem sie bald einen Theil der Stämme, bald die Aeste der Krone aus dem Wasser hervorstreckten, stellten sie, von Ferne gesehen, oft die seltsamsten Bildungen dar; andere führten einen großen Theil des Landes mit sich, auf dem sie gestanden waren, und bildeten kleine schwimmende Inseln; aber am seltsamsten erschienen diejenigen, auf welchen sich allerlei Thiere

niedergelassen hatten, welche, in größter Ruhe und Friedsamkeit, neben einander die ungewisse Reise machten. Da sah man gravitätische Störche auf demselben Fahrzeuge mit neckischen Affen, welche beim Anblick unserer Canoa in ein lautes Geschrei ausbrachen, dort eine dichte Kette von Enten und Tauchern neben Eichhörnchen, und auf einem modernden Cederstamme ein ungeheueres Krokodil, dem ein wahrscheinlich seltner Zufall eine Tigerkatze zum Nachbar gegeben hatte. Beide Thiere schienen sich in anhaltendem feindlichen Mißtrauen zu beobachten; aber die fleischfressende Eidechse war ohne Zweifel im Gefühle ihrer Ueberlegenheit sicherer, und ließ sich die Reise stromabwärts in hämischer Hoffnung einer gewissen Beute gefallen. Diese Anschauung konnte uns im Allgemeinen ein Bild seyn von der Herrschaft des Stromes, auf dem wir uns befanden. Bäume entwurzelnd und Thiere wider Sitte und Neigung zur Geselligkeit zwingend, bewältigt er gleichsam die ganze Natur um sich her. Wenn die im Strome treibenden Stämme endlich untersinken, vermehren sie bisweilen die Gefahren der Schifffahrt, besonders für Solche, welche den Strom herabkommen; und den aufwärts Schiffenden legen sie ein großes Hinderniß in den Weg, weil sie durch aufgeschwemmtes Röhricht und Reißig alsbald zu einem mächtigen Wehre werden, an dessen Enden der Strom mit weit erhöhter Geschwindigkeit strömt. Wie selbst der kleinste Balken oder ein Baumast, welcher vom Ufer in den Strom hereinhängt, eine mächtige Stromschnelle hervorbringt, wird Niemand glauben, der es nicht selbst gesehen. Die Indianer mußten nicht selten alle Kraft anwenden, eine solche Stromschnelle mit dem Ruder zu überwinden, da der Ostwind Nachmittags nur sehr schwach wehte. Die kühle Bewegung der Atmosphäre in den Morgenstunden hatte uns von den lästigen Schnacken befreiet, welche wir während der Nacht aufgelesen hatten. Sie machten sich allmählig aus den Falten der Kleider und den dunklen Orten des Fahrzeuges los, und verschwanden; allein gegen Abend sanken andere Schwärme auf das Schiff nieder, und ihre blutgierige Verfolgung nahm immer mehr zu, als ein finsteres Gewitter heraufzog, das eine halbe Stunde lang unzählige Blitze über das Firmament und einen Strom von Regen über die Erde ausgoß. Wenn diese Gewitter am Amazonas das Gemüth des europäischen Reisenden durch die furchtbaren Donnerschläge, das wilde Brausen des Windes in der benachbarten Waldung und das stürmische Rauschen der Gewässer erschüttern, so sind sie doch rücksichtlich der Blitze wenig gefährlich; denn diese gehen stets so hoch, daß Einschlagen auf niedrige Gegenstände fast ohne Beispiel ist.

So gewöhnten wir uns bald an die majestätische Grösse dieser Erscheinung, welche sich von nun an wöchentlich wenigstens drei oder viermal wiederholte.

Wir waren während jenes Sturms am Ufer vor Anker gelegen; allein gegen Mitternacht trieben die Mosquiten unsere Mannschaft auf, und wir ruderten am südlichen Stromufer aufwärts. Als die Sonne des 13. Septembers aufging, erfreute uns ein ungewohnter Anblick. Am nördlichen Ufer des Stromes erschien uns eine Reihe tafelförmiger, langgestreckter Berge. Vor den Bergen schwammen einzelne ganz niedrige Inseln, deren saftiges Grün um so glänzender aus der in Sonnenschein spiegelnden Fluth hervortrat, als der Hintergrund sich in ein duftiges Blaugrün kleidete. In der Nacht vom 14. auf den 15. September gingen wir mit vermehrter Geschwindigkeit stromaufwärts, bis uns das Geschrei der vordersten Ruderer erschreckte, daß wir nur in anderthalb Klafter Wasser gingen. Wir befanden uns nun in einer dunklen, sternelosen Nacht, bei heftigem Winde und hochgehendem Strome, auf den verrufenen Sandbänken von Mauary. Das Segel ward eiligst eingezogen, die Igatübas (d. i. Schiffschnabelmänner, Proeiros, die vordersten Ruderer) mußten sondiren und durch anhaltendes Rufen vom Befunde Nachricht geben, während die ganze übrige Mannschaft mit Stangen arbeitete, das Canoa in ein tieferes Fahrwasser zu bringen. Mit Sonnenaufgang fuhren wir den ganzen Tag zwischen dem Festlande und einer niedrigen Insel hin, die einen ganz eigenthümlichen Charakter durch die zahllosen Ambaúbabäume erhält, deren weißrindige, sanftgeschwungene Stämme in bedeutender Höhe über dem übrigen Buschwerk der Ufer das Laub ihrer ellenlangen lappigen Blätter ausbreiten. Rudel von Capivaras brechen bisweilen schüchtern durch das Dickicht der Ufer, oder das krächzende Geschrei der Araras tönt weit hin durch die Waldung; außerdem begegnet dem Reisenden nichts in dieser wilden Einsamkeit, und der Mangel eines freien Luftzuges oder der heiteren Aussicht auf eine bewegte Stromfläche erregt den Wunsch in das Meer des Amazonas zurückzukehren. Am Morgen des 16. Septembers hatten wir die sogenannten Ilhas de Uruará hinter uns, und traten nun in einen andern Canal ein. Der Eingang ist so enge und seicht, daß unser Fahrzeug einigemal nur mit größter Anstrengung durch den Teppich von Schlingpflanzen fortgeschoben werden konnte, die sich von einem Ufer zum andern ausgesponnen, und ausserdem in dem benachbarten Walde zu undurchdringlichen Hecken auf zwanzig Fuß Höhe aufgerankt hatten. Es war besonders eine Kürbispflanze, deren unglaublicher Wucher

alle übrigen Gewächse gleichsam unterdrückt hatte. Am Ufer stand ein Wald der Munguba, deren graulichgrüne Stämme, schlanke Aeste und große gefiederte Blätter der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Die Munguba lebt gesellig in den Niederungen des Stromgebietes, einzeln und mehr auf hochliegenden Landstrichen begegneten wir hier auch der Samaúma, einem verwandten Baume. Er erhebt sich noch höher, als jener, und breitet seine Aeste in großer Entfernung vom Boden fast horizontal aus. Statt der leichtgedrehten Verzweigung und der luftigen Krone der Munguba, fesselt er das Auge durch die kühne Masse seiner ungeheueren Stämme und Aeste und das üppige Laub. Gewöhnlich sieht man diesen gewaltigen Baum wie einen vegetabilischen Thurm über seine Nachbarn hervorragen, und die Indianer, besonders die raubsüchtigen Muras, besteigen ihn als Warte, um die Reisenden auf dem Strome zu erspähen, denen sie Hinterhalt legen. Die Frucht dieser beiden Bäume, eine eiförmige, oft spannenlange Kapsel, enthält eine bedeutende Menge feiner, gekräuselter Fäden, größtentheils am Mittelsäulchen befestigt, das nach dem Abfalle der Fruchtklappen stehen bleibt, und dem Baume, wenn er deren viele trägt, ein höchst seltsames Ansehen gibt. Die Wolle der Munguba ist graulichgelb, die der Samaúma aber von der Weiße der schönsten Baumwolle. Man hat versucht, diese vegetabilische Faser gleich der eigentlichen Baumwolle zu spinnen; da aber die Fäden spröder und nur mit wenigen jener kleinen Widerhacken versehen sind, wodurch die Baumwolle sich für mancherlei Gewebe vorzugsweise eignet, so hat man dabei wenig Vortheil gefunden. Um so geeigneter ist diese Art von Baumwolle zu Filzarbeit, namentlich zu leichten Sommerhüten und zur Bereitung weicher und sehr elastischer Polster. Für letztere Arbeit pflegt man von Pará aus schon seit längerer Zeit Sendungen nach Portugal zu machen. Bei dem Einsammeln und Trocknen ist große Vorsicht nöthig, denn da die Flocken sehr zart und leicht sind, so vermag selbst der schwächste Windstoß die in der Sonne ausgebreiteten Vorräthe aufzuheben und davon zu jagen. Die innere Rinde der Munguba theilt mit der vieler anderen Bombaceen eine außerordentliche Zähigkeit und Festigkeit. Oft ersetzten daher unsere Indianer den Mangel anderer Stricke, die bei dem Ziehen des Fahrzeuges gegen starke Strömungen nöthig wurden, durch lange Bastbänder, welche sie mit großer Geschicklichkeit dem Baume auszuschneiden verstehen. In dem Canale von Uruará war es, wo wir die ersten jener Schildkröten im Zustande der Freiheit erblickten, welche für die Anwohner des ganzen Ama-

zonas in so ferne die Stelle des Rindviehes vertreten, als ihr Fleisch die gewöhnlichste animalische Speise ist. Sie waren, im feuchten Sande des Ufers gelagert, beschäftigt, das hohe Gras desselben abzuweiden. Nächst der Meerschildkröte ist diese Art, die Tartaruga grande der Ansiedler, die größte von allen; ein ausgewachsenes Thier mag wohl neun bis zehn Pfunde Fleisch liefern. Sie werden von den Indianern eingefangen, und in dichten Verzäunungen aufbewahrt, die man in der Nähe der Gewässer so aufrichtet, daß diese Zutritt zu denselben haben. Blätter und Früchte der Inga und anderer Bäume, welche man von Zeit zu Zeit hineinwirft, sind hier ihr eigenes Futter. In reichen Fazendas enthält der Curral nicht selten hundert und mehr Schildkröten, von denen man täglich, oder wenigstens an den Feiertagen, zum Behufe frischer Fleischnahrung zu schlachten pflegt. Die Bewohner der Provinz von Rio Negro machen vielerlei, zum Theil sehr schmackhafte Gerichte aus der Schildkröte; aber am häufigsten sind die Zubereitungen von Suppen aus den Extremitäten und eines Gerichtes aus den dem Bauchschilde anhängenden Theilen, welche auf diesem selbst klein gehackt, und mit spanischem Pfeffer und andern Gewürzen stark versetzt über Kohlen gebraten werden. Das Schildkrot kann nicht verwendet werden, da es ohne Glanz, schöne Farbe und überdieß geneigt ist, in dünnen Lamellen abzublättern. Man sieht daher die Schale nur im Ganzen, statt anderer großen Gefäße, von den Indianern in ihrem dürftigen Hausrathe gebraucht. Die Thiere sind dumm und ziemlich träge, so daß es unsern Indianern leicht ward, einige zu fangen, indem sie ihnen den Weg zum Flusse abschnitten, und sie von der Seite mit einem Stock auf den Rücken legten. Die einzige Vorsicht ist, dem kräftigen Gebisse derselben nicht zu nahe zu kommen. Noch war die Zeit nicht da, in welcher die Schildkröten schaarenweise den Strom zu verlassen, und ihre Eier in den Sand der Ufer zu legen pflegen. Ich behalte es daher einem spätern Abschnitte dieses Berichtes vor, von jenem Naturtriebe und von dem Nutzen zu handeln, der uns ihm für die Anwohner entspringt. Das Jahr 1819 war übrigens, gemäß der Versicherung unserer Indianer, der Jagd nach Schildkröten sehr ungünstig, weil sich der Fluß auf einer, in den Monaten August und September, der Zeit des tiefsten Wasserstandes, seltenen Höhe erhielt. Manche der sandigen Ufer, welche sonst in dieser Periode frei von Wasser und mit Schildkröten angefüllt sind, waren dieses Jahr noch vier bis sechs Fuß tief überschwemmt. Die vorhergehenden Hochwasser des Frühlings hatten auch jetzt noch bemerkbare Verwüstungen an-

gerichtet. Die steilen Ufer erschienen an gewissen Orten gleichsam frisch abgerissen; ungeheure Massen von entwurzelten Stämmen lagen aufeinander gehäuft, oder trieben den Strom hinab, und manche der Cacaowälder längs den Ufern trugen Flußschlamm, Reißig und Röhricht bis auf zwölf Fuß Höhe in den Aesten. In ihnen war die Aerndte des Cacao verdorben, oder wegen der Gefahren der Einsammlung unbenutzt geblieben. Weiter oben am Strome hörten wir viel von dem mannichfaltigen Schaden erzählen, den dieses gewaltige Hochwasser überdieß in den Cacao-, Reis-, Zucker- und Caffe-Pflanzungen und auf dem nördlichen Ufer, zwischen Monte Alegre und Macapa, in den Heerden angerichtet hatte. Er ward von der Villa de Faro bis Santarem auf 60,000 Crusados geschätzt. Das Vieh ward auf enge, sich täglich verkleinernde Inseln im Strome eingeschlossen, wo es, sich selbst überlassen und den Anfällen hungriger Kaimans und Onzen Preis gegeben, haufenweise zu Grunde ging. Besonders auffallend war übrigens die große Sterblichkeit, welche diese außerordentliche Ueberschwemmung unter den Schlangen, Kaimans und den Fischen veranlaßte, die in den Seen und stehenden Gewässern längs dem Strome wohnten. Zum Theil ward sie durch die Fäulniß der anderen untergegangenen Thiere, ausserdem aber wohl auch durch die Verunreinigung jener stillen Gewässer mit den Fluthen des Amazonas bewirkt. Die Ansiedler längs diesem Strome sind ohne Unterschied der Meinung, daß das Wasser desselben, weil es wohl gemischt und bewegt sei, vor den meisten andern Trinkwassern den Vorzug verdiene, sobald man ihm nur gestattet habe, die erdigen Theilchen, welche es in ziemlicher Menge enthält, niederfallen zu lassen. Man pflegt es daher in großen, schwach gebrannten Töpfen, welche durch eine unmerkliche Verdünstung die Temperatur verringern, vierundzwanzig Stunden lang ruhig zu lassen, wo es dann allerdings von reinem Geschmacke ist. Die Gewässer der Seen und Canäle dagegen sind im Allgemeinen, wenn gleich krystallhell, und durch erdige Theilchen minder verunreinigt, von schlechterem Geschmacke und wärmer. Die zahllose Menge zum Theil fleischfressender Amphibien, welche sie bewohnen, die darein aufgenommenen faulenden Pflanzentheile, und vielleicht auch der Mangel jener erquickenden Luft-Bewegung, welche täglich wenigstens einige Stunden lang über die Wasserfläche des Amazonas hinzieht, dürften die Gründe einer geringeren Salubrität der benachbarten stehenden Gewässer seyn. Obgleich man Kaimans und große Schlangen auch im Strome

selbst findet, so lebt doch die Mehrzahl derselben in den seitlichen Wasseransammlungen, und kommt nur in das fliessende Wasser, wenn sie auf Raub ausgeht, oder von dem Geruche der in der Nähe von Ansiedlungen, besonders von Fischereien, dem Strome übergebenen animalischen Reste angelockt wird. Wir scheuten uns nirgends im schnell bewegten Strome zu baden, und ich erinnere mich nicht, nur ein einziges Krokodil in einem der Hauptkanäle gesehen zu haben, während sie in tiefen Buchten, im Röhricht sumpfiger Ufer an den Ausmündungen der Canäle, und in der Nähe von Wohnungen oft zu hunderten beisamen vorkamen. Wenn ich übrigens den zahlreichen Aussagen vorurtheilsfreier Männer Glauben schenke, möchte die Tiefe des Amazonas, ausser den eben erwähnten grossen Amphibien, noch einige Arten von Wasserschlangen beherbergen, die ihm und seinen grössten Confluenten angehören, aber die stillen Gewässer der benachbarten Seen und Teiche verschmähen. Man hat ungeheuere grünlich oder braungefärbte Schlangen gleich treibenden Stämmen daher schwimmen gesehen, und Kinder und sogar Erwachsene sollen von ihnen weggeraubt worden seyn, wenn sie, was jedoch selten geschieht, auf das Land hervorsteigen. Die Indianer nennen diess Ungethüm die Flussmutter, und scheuen sich, ihm zu begegnen, noch mehr es zu tödten, weil dann ihr und des ganzen Stammes Untergang gewiss wäre. Ein alter Ruderer auf unserer Canoa behauptete, diese furchtbare Wasserschlange bei Gurupá gesehen zu haben, und zwei Tage später habe sie seinen Bruder verschlungen. Dieser sei nämlich mit seiner Braut am Ufer des Stroms spazieren gegangen, und, an eine Stelle gelangt, wo sich in der Tiefe ein Lager des feinen schwarzen Letten bemerklich machte, womit die Indianerinnen ihre Baumwollenzeuge färben, von ihr gebeten worden, einige Hände voll herauszuholen. Der Jüngling taucht in die Tiefe nieder; allein die Braut wartet lange umsonst auf seine Wiederkehr. Als sie endlich genauer und ängstlicher nach der Stelle blickt, von wo er wiederkommen sollte, findet sie den schwarzen Fleck in der Tiefe verschwunden, und in der Mitte des Stroms peitscht die Flussmutter die Wellen mit dem furchtbaren Schwanze, und der unglückliche Bräutigam ist für immer hinweggerafft. Seit Jahrtausenden schon beschäftigt sich die Phantasie der Völker mit dem Bilde solcher riesenhaften Schlangen, die in verborgener Tiefe des flüssigen Elementes wohnen, und nur selten zum Schrecken und Unheil der Menschen daraus aufsteigen. In Europa bewundern wir die Kunstschöpfung eines Laocoon, aus dieser Sage hervorgegangen; in Amerika wird die Phantasie von

den colossalen Dimensionen ergriffen, unter denen sich das Ungeheuere darstellen soll. Die neuerlich so vielfach bestätigte Erscheinung der Meerriesenschlange an den Küsten von Nordamerika erhöht die Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Factums in den lebensreichen Fluthen des Amazonas; freilich aber ziehen die Indianer den einfachen wahren Thatbestand durch allerlei seltsame Ausschmückungen in das Reich der Fabel hinüber. So soll die Flußmutter von Zeit zu Zeit mit einem glänzenden Diademe erscheinen, oder ihren Kopf leuchtend aus dem Wasser emporheben, wenn eine ungewöhnliche Verminderung des Wasserstandes und davon abhängige Krankheiten eintreten werde. Die Zuversicht, womit der Indianer solche Mährchen vorträgt, gehört zu den eigenthümlichsten Zügen seines Charakters, und der Reisende in diesen Ländern mag durch sie aufmerksam gemacht werden, von allem, was er aus dem Munde der rothen Menschen erfährt, einen Antheil des Wunderbaren dieser phantastischen Neigung zuzuschreiben. Das Ausschmücken einfacher Naturerscheinungen mit dem Glanze des Wunderbaren ist die einzige Poesie, deren der Indianer, nach seiner trüben und verdüsterten Gemüthsart, fähig ist. Auf gleiche Weise hat denn auch fast jedes Naturfactum, das sich durch eine hervorstechende Eigenthümlichkeit auszeichnet, eine Fabel erhalten. Von vielen Thieren und Pflanzen weiß der Indianer die abentheuerlichsten Dinge zu erzählen. Die Fabel von den Amazonen, von Menschen ohne Kopf und dem Gesichte auf der Brust, von andern, die einen dritten Fuß auf der Brust oder einen Schweif besäßen u. dgl., sind ähnliche Ausgeburten der träumerischen Phantasie dieser Menschenraçe.

Die Fahrt durch den engen Canal von Uruará, welche man zu sieben Legoas anzuschlagen pflegt, ward bis zum Abend des 16. Sept. glücklich beendigt, da wir wieder in den Amazonas selbst kamen. An seinen Ufern oder auf den Sandbänken in ihm, wo sie schon entblößt sind, die Nacht zuzubringen, ist immer dem Aufenthalte in den Canälen vorzuziehen. Die freiere Aussicht über einen Theil des gewaltigen Stromes und der sanfte Luftzug, wodurch wenigstens manche Mosquiten hinweggescheucht werden, sind Annehmlichkeiten, zu denen sich noch die ergiebigere Fischerei gesellt; denn sehr selten warfen die Indianer ihre Angeln aus oder trugen das große Netz durch einen Theil des Stromes, ohne einen reichlichen Fang an großen und kleinen Fischen zu thun. Unsere Indianer freuten sich immer schon im Voraus auf den Augenblick, wo sie das Ruder verlassen, und sich diesem Lieblingsgeschäft hingeben konnten. Kaum stand das Fahrzeug still, so warfen diese schon

vom Vordertheile ihre Angeln aus, jene sprangen unter Jubel über Bord, um einen günstigen Ort für die Ausbreitung des Netzes zu suchen, und Andere sorgten alsbald Feuer anzumachen, und die unter lebhaftem Geschrei herbeigeschleppte Beute zuzurichten. Eine mäßige Portion Branntwein, die wir bei solcher Gelegenheit auszutheilen nie versäumten, hatte die gute Wirkung, sie heiter, gesellig und thätig zu machen. Der Indianer ist eben so geschickt im Fischfange als auf der Jagd. Weithin im Wasser erblickt und unterscheidet er die verschiedenen Fische; er wählt mit Umsicht diejenige Art des Köders, dem die eben gegenwärtigen Fische vorzugsweise nachgehen, und handhabt die Werkzeuge mit unglaublicher Behendigkeit. Selten ist seine Angelschnur an einem Stocke befestigt; er rollt sie künstlich zusammen, wirft sie weit ab vom Ufer in den Strom und fühlt, ohne zu sehen, die schwächste Bewegung, welche der angelockte Fisch mit der Angel vornimmt. Oft hörte ich die Indianer behaupten, daß die Fische nicht sowohl durch den Geruch als durch die Gestalt des Köders angezogen würden; und zu meinem nicht geringen Erstaunen fingen sie gerade nur denjenigen Fisch, dessen eigenthümlichen Köder sie aus einem wollenen Lappen, aus Papier, Rinde, einem Insecte, Salzfisch oder Fleisch eben so fertig als täuschend gebildet hatten. Wenn man bedenkt, daß unzählige Stämme der brasilianischen Ureinwohner, die in der Nähe großer Gewässer wohnen, eben so sehr auf die Fischnahrung als auf die Thiere des Landes und auf verhältnißmäßig wenige eßbare Vegetabilien hingewiesen werden, so kann es nicht befremden, wenn sie, bei aller übrigen Rohheit, dennoch in der Kunst des Fischfangs eine große Fertigkeit und sogar Kenntnisse besitzen, die bei uns gänzlich unbekannt sind. Der Fischfang des Indianers ist entweder eine Jagd, mit denselben Waffen, die er auch gegen andere Thiere und im Kriege anwendet, oder ein Fangen, indem er den Fisch bald seinem Elemente entzieht, bald durch allerlei mit dem Wasser vermischte Stoffe in Betäubung versetzt. Die Jagd auf Fische geschieht mit Lanzen, Wurfspießen, Pfeilen, oder mit der Estolica. Die Pfeile haben gewöhnlich Wiederhacken an den Spitzen, und sind aus zwei von einander trennbaren Stücken zusammengesetzt. Sobald die Spitze in dem getroffenen Fische haftet, und dieser in die Tiefe geht, wickelt sich eine feine Schnur vom Vordertheile des Pfeiles ab, der Hintertheil bleibt auf der Oberfläche des Wassers zurück, und zeigt dem Jäger, wo der Fisch zu holen sei. Unglaublich ist die Geschicklichkeit, die der Indianer im Schusse auf pfeilschnell und unter der Waßerfläche dahineilende Fische bewährt. Er weiß die, durch die

Brechung des Bildes im Wasser bewirkte, Täuschung zu berechnen, und verfehlt selten sein flüchtiges Ziel. Vorzüglich geschickt in dieser Waffengattung sind die Passés, denen ich deßhalb oft ein reichliches Mahl am Rio Yupurá verdankte, als uns die Lebensmittel ausgegangen waren. Einige Stämme, wie die eben genannten und die Juris, rühmen sich so guter Bogenschützen, daß sie sogar Schildkröten erlegen könnten, indem sie den Pfeil so gut berechnet in die Luft schießen, daß er, senkrecht herabfallend den hervorgestreckten Hals des Thieres, die einzige verwundbare Stelle, durchbohren muß. Die Estolica ist ein Brett vom leichtem Holze des Cedro- oder Ambaúvabaumes, dessen sie sich statt einer Schleuder für lange und schwere Pfeile bedienen, indem sie das parallel in eine Rinne oder auf einen niedrigen Quersteg gelegte Wurfgeschoß mit einer unscheinbaren Bewegung der Hand abwerfen. Wir fanden diese Waffe nur bei einigen alten Indianern vom Stamme der Cambevas und Sorimoês in Ega; sie scheint in den östlichern Gegenden unbekannt zu seyn. Eine ganz verschiedene Art des Fischfangs, die man in Europa wohl schwerlich anders als bei Schleußen der Fischteiche anwendet, sollten wir noch am Spätabend des 16. Septembers sehen. Sie besteht in nichts Geringerem, als die Fische in kleinen Bächen durch plötzliches Ausschöpfen des Wassers auf das Trockene zu setzen. Unser Fahrzeug lag an einer Landspitze vor Anker, durch die ein seichter Wassergraben in den Amazonas herabkommt. Einer unserer Vormänner im Fahrzeug hatte, wahrscheinlich dem Fischerglücke der übrigen zu Gunsten seines unersättlichen Appetites nicht genug vertrauend, sich in der Gegend umgesehen, und kam von dorther mit wohlgefälligem Schmunzeln unter dem Ausruf zurück: **Jassoana! Aique Igapujá! Aique Piraeté! Corutim!** (Laßt uns gehn! Da gibt's Fische auszuschöpfen, viele Fische! Eilig!) Fast alle ließen die angefangene Arbeit zurück, und liefen, einige Cujas und Schildkrötenschaalen in den Händen, zu dem Bache; durch zwei niedrige Sandbänke dämmten sie das stillfließende Wasser in einer Ausdehnung von sechs Klaftern ein, und warfen nun mit solcher Schnelligkeit das Wasser zwischen den ausgespreizten Füßen rückwärts, daß in weniger als zehn Minuten eine Menge von Fischen auf trockenem Grunde zappelten. Die Uebereinkunft, was von dieser Beute mitzunehmen, was zurückzulassen sei, schien ihnen größere Mühe zu machen, als die Arbeit; denn darüber stritten sie lange, indem ein Jeder die Eigenschaften seines Lieblingsfisches anpries, und am Ende kam ihnen unser Ausspruch sehr gelegen, daß alle mitgenommen, und diejenigen, welche nicht zur Speise dienten, für

die Sammlung in das Faß mit Branntwein geworfen werden sollten. Unser Vormann schien durch den glücklichen Fang zu erhöhter Thätigkeit ermuntert; denn da es Nacht geworden war, schlich er sich, während die übrige Rotte, um das Feuer kauernd, mit hungrigen Blicken an dem noch unvollendeten Mahle hing, mit einem Feuerbrand an den Strom hinunter. Es dauerte keine Viertelstunde, so kam er mit einem ungeheueren Pirarara zurück, den er triumphirend vor uns in den Sand warf. Diesen zwölf Pfund schweren Fisch hatte er durch den Feuerbrand an's Ufer gelockt, und mit den Händen gefangen. An Orten, wo von Krokodillen nichts zu fürchten ist, stellen die Indianer solche einfache Jagd nicht selten an, die mit der Lachsjagd am Rhein und in Schottland verglichen werden kann. Auch das sogenannte Forellenkitzeln, wodurch geschickte Fischer in England die Forellen zwingen, aus ihren Höhlen unter den Steinen hervorzukommen, ist ein den Indianern bekannter Handgriff. Hat man einmal gesehen, mit welcher Geschicklichkeit der rothe Mensch auch den schlauesten Vogel anzulocken und so lange mit der Schlinge zu umgaukeln versteht, bis er auf eigenen Antrieb hineinschlüpft, so wird es nicht befremden, daß er auch die dummen und minder scheuen Fische durch ähnliche Kunstgriffe fangen kann.

Am 17. und 18. September verfolgten wir unsern Weg im Amazonas, und zwar längs dem südlichen Ufer, stromaufwärts. Begünstigend wehte der Wind, besonders vom frühen Morgen, bis gegen Mittag. Sobald er aufhörte, ward am Festlande oder an einer Insel Halt gemacht, um das Mahl zu bereiten, zu welchem der Strom fast immer seinen Beitrag trefflicher Fische lieferte. Die Nächte wurden in der Nähe des Landes hingebracht, wobei wir von den Mosquidos auf das Empfindlichste gequält wurden. Wenn wir während der Landreise, aus Besorgniß eines Ueberfalles, Nachtwachen anstellen mußten, so schien uns dort die Entbehrung des Schlafes bei weitem minder schmerzlich als hier, wo sie nicht die Folge freien Entschlusses, sondern einer qualvollen Verfolgung war. Wir erblickten übrigen übrigens während dieser Tage eben so wenig als früher außer unsern Begleitern ein menschliches Wesen. Diese tiefe Einsamkeit, welche nicht ungünstig auf die Heiterkeit unseres Gemüthes wirkte, kündigte uns an, wie weit wir uns schon von den belebten Küsten entfernt hätten.

Am Morgen des 18. Septembers hatten wir die Ufer von Cuzary, etwa sechs Fuß hohe Lettenabhänge, am südlichen Ufer des Amazonas zu unserer Seite. Den ganzen Tag hindurch fuhren

wir längs diesem Ufer hin; und die Indianer brachen mit dem Frühesten des folgenden Tages auf, so daß uns ihr Rudergesang erweckte. Als wir aus der Cajüte hervortraten, bemerkten wir eine bedeutende Veränderung des Wassers; es war nicht mehr schmutzig gelb, wie das des Amazonas, sondern dunkelgrün und sogar heller, als das des Xingú; wir befanden uns also in der Mündung des Tapajôz. Gegen Mittag erreichten wir die, zwei Legoas oberhalb der Mündung am östlichen Ufer gelegene Villa de Santarem, wo wir uns beeilten an's Land zu gehen, um von den vielen Mühseligkeiten der bisherigen Reise auszuruhen. Santarem ist die wichtigste Villa am ganzen Amazonas, und ihre Lage verbürgt schnelles Aufblühen und Reichthum, bei zunehmender Bevölkerung dieser Gegenden. Sie liegt auf einem ungleichen Grunde, der sich zwölf bis dreißig Fuß über den Strom erhebt. Mehrere Reihen einstöckiger Häuser bilden eine Haupt- und mehrere Nebenstrassen, und tragen das Gepräge von Reinlichkeit und häuslicher Bequemlichkeit. Die neue Kirche, deren Bau noch nicht vollendet war, zeigt von Geschmack und guter Anordnung. Sie ist mit zwei niedrigen, viereckigen Thürmen versehen; eine in den nördlichen Provinzen Brasiliens häufige Bauart. Hier, wie in den übrigen Ortschaften des Innern von Pará, bestehen die Wände der Häuser gewöhnlich aus hölzernen Pfosten, welche mit Flechtwerk verbunden, dick mit Letten beworfen und weiß bemalt werden. Das Dach ist entweder von Hohlziegeln oder von Palmblättern. Nur wenige Häuser haben einen gemauerten Grund und Untermauern von Bruch- oder Backsteinen. Die Zimmer sind geräumig, und zuweilen statt der Fenster gegen die Straße hin mit Thüren versehen, weil sie im vorkommenden Falle auch als Waarenlager benutzt werden sollen. Oft ist die Zahl der Gemächer in einer Reihe nicht unbeträchtlich und wird, nach dem Bedürfnisse, in Wohnungen für mehrere Familien abgetheilt. Die Höfe hinter den Häusern sind durch niedrige Lehmwände von einander getrennt, und enthalten gemeiniglich einen offenen Hangard, unter dem gekocht wird, und Hütten für die Dienstboten des Hauses, die größtentheils Indianer, selten Neger oder Mulatten, sind. Statt der Glasfenster sieht man fast überall nur Läden von Holz oder von feinem Flechtwerk. Die Fußböden sind selten getäfelt, gewöhnlich mit Backsteinen ausgemauert, oder, besonders in ärmeren Wohnungen, nur mit gestampftem Letten ausgeschlagen. Die Thüren bestehen fast überall aus zwei Flügeln, deren jeder aus einem einzigen Brette gearbeitet ist. Die Wände werden mit weißem oder gelblichem Thone bemalt, von dem mächtige

Lager in den Flüssen vorkommen; um dieß Material inniger zu binden, wird es nicht blos mit Wasser, sondern theilweise auch mit der zähen Milch der Sorveira, eines Baumes angemengt. Dieser einfachen und anspruchslosen Bauart entspricht auch die Einrichtung der Zimmer. Feine Meubels sind selten, obgleich manche der edelsten Holzarten einheimisch und leicht zu erhalten sind. Gewöhnlich findet man Stühle mit Rohrgeflecht oder mit Leder überzogen, statt der Sopha's einige von weißer Baumwolle in zierlichen Mustern gewebte Hangmatten und einen kleinen Spiegel. Statt der Leuchter erscheinen große messingene Lampen, in denen aus mehreren Dochten das Oel des Wunderbaums brennt. Die Anzahl der Einwohner von Santarem erhebt sich nicht viel über zweitausend.

Wir fanden freundliche Aufnahme bei einigen angesehenen Einwohnern der Villa, unter denen seit mehreren Jahren ein Geistlicher wohnte, der früher dem Missionsgeschäfte in Ostindien obgelegen hatte. Die Indianer um uns her, Arbeiter bei den Colonisten oder Eigner kleiner Anpflanzungen, waren eine Mischung aus zahlreichen Stämmen. Diese durch Zufall vereinigten Indianer kommen übrigens unter einander ganz vorzüglich in dem Hasse überein, den sie jeder Einzelne gemäß der angeerbten Eindrücke und Gefühle seines Stammes, gegen irgend einen andern Stamm tragen. Nichts kann niederschlagender für den Menschenfreund seyn, als die Bemerkung, wie tief gerade dieß Gefühl der nationellen Feindschaft und Verfolgungswuth in der Seele des Indianers wurzelt. Es ist so mit seiner Natur verwebt, daß man selten Erkundigungen über irgend einen Stamm einzieht, ohne daß der befragte Indianer aus eigenem Antriebe die erklärten Feinde desselben angäbe. Auf einem ähnlichen, wenn gleich gemildertem, Gefühle beruht auch der Unterscheidungsname, welchen die unter den Weißen wohnenden und ihrer Stammeigenthümlichkeiten verlustigen Indianer sich selbst geben. Sie nennen sich nemlich mit Selbstzufriedenheit die Canicarûz, was etwa so viel als die Bekleideten, Gebildeten bezeichnen soll; die weiter westlich, besonders längs dem Amazonas, wohnenden Stämme dagegen nennen sie Yapyruara d. h. Leute des oberen Flusses, der Wilniß.

Am 21. September hatten wir das Vergnügen, den Capitän Zany ankommen zu sehen, der von Pará aus eine schnelle Reise von siebenzehn Tagen gemacht hatte um uns einzuholen. Da sein Fahrzeug, größer als das unsere, mehr Bequemlichkeiten darbot, so ließen wir unsere nöthigsten Effecten dahin bringen, um ohne

Unterbrechung in seiner Gesellschaft zu bleiben, und sendeten die eigene Canoa voraus. Von Santarem können verschiedene Wege eingeschlagen werden, um die Reise auf dem Amazonas zu verfolgen. Wir zogen vor, die Reise im Amazonas selbst fortzusetzen. Am Ufer und auf einigen Sandbänken bemerkten wir in Abständen von vierzig bis fünfzig Fuß Pfähle, nach unten convergirend, eingerammelt, die uns als Beweis einer Industrie auffallen mußten. Man belehrte uns, daß sie den Indianern als Standpunkt auf der Schildkrötenjagd dienten. Der Jäger wadet auf jene Stellen hin, befestigt ein Brettchen zum Sitze zwischen den Pfählen, und kauert auf demselben nieder, schußfertig, das Erscheinen der Schildkröten an der Oberfläche des Wassers gewärtigend. Es ist schon vorgekommen, daß der Indianer, wenn er selbstvergessen die Füße in's Wasser hinabhängen ließ, den Krokodilen zur Beute wurde. Die Strömung des Amazonas war an diesen Küsten so heftig, daß wir sehr oft dem Ruder durch ein Seil zu Hülfe kommen mußten, welches in der Montaria stromaufwärts vorausgetragen, um einen Baum geschlungen und zurückgebracht wurde, um das Fahrzeug aufwärts zu ziehen. An hohen Ufern und in der Nähe von Sandbänken mußte ein zweites Seil angebunden werden, damit die Canoa bei dem Zerreißen des ersteren nicht gefährdet würde. Die Arbeit wird überdieß noch mühseliger durch dichte Schlingpflanzen und Dornhecken, oder durch das plötzliche Einstürzen der unterhöhlten Thonufer, welche der Mannschaft das Landen erschweren. Mit dieser anstrengenden Schifffahrt brachten wir drei volle Tage längs dem nördlichen Ufer der Insel Paricatiba zu. Dieses Eiland ist fast überall mit künstlichen Anpflanzungen von Cacao bedeckt, und gewährt durch den Anblick der in regelmäßigen Reihen stehenden, anmuthig schattenreichen Bäume einigen Ersatz für den Mangel anderer Beweise einer industriösen Bevölkerung. Nur wenige Hütten und Landhäuser erscheinen an den Buchten und Bächen der Insel, welche wir an mehreren Punkten durchstreiften, um ihre Vegetation kennen zu lernen. Am dritten Tage erreichten wir die ansehnliche Fazenda des Cap. Cavalcante, die fast am westlichen Ende der Insel, noch eine Legoa von der Villa de Obidos entfernt liegt. Mit Eintritt des abendlichen Ostwindes fuhren wir durch diese Meerenge von süßem Wasser. Wir brachten die Nacht oberhalb der Enge von Obidos auf einer niedrigen Sandinsel zu, die der Strom eben erst entblößt hatte. Der Mond war aus düsteren Wolken hervorgetreten, und beleuchtete, in tausendfach gebrochenen Reflexen auf dem Riesenstrome spiegelnd, mit mildem

Lichte die schweigsame Landschaft. Ein fernes Gemurmel der bewegten Fluth tönte in unser Ohr. Doch bald veränderte sich dieß ruhig heitere Bild; scheu verbarg sich der Mond, die tiefste Nacht lagerte sich auf Insel, Wald und Strom, und von ferne brüllten, gleichsam zürnend, von allen Seiten schwere Donnerwetter. Während wir hier mit frohem Gemüthe so zu sagen einen glücklichen Abschnitt in unserem Reisedrama feiern konnten, fühlten wir mit erhöhter Empfänglichkeit alle Schauer dieser furchtbar schwarzen Nacht, die ohne Stern und Leuchte uns nur auf uns selbst, unter Larven die einzige fühlende Brust," zurückwieß. Unter ähnlichen Verhältnissen sollten wir von nun an manche Nacht durchwachen, und der freundliche Leser mag wenigstens einmal Zeuge der tiefen niederdrückenden Schwermuth seyn, welcher der Reisende auf dem Amazonas sich bisweilen wider Willen Preis gegeben fühlen muß.

Reise von der Enge von Obydos nach der Fortaleza da Barra, dem Hauptorte der Provinz von Rio Negro.

Von dem südlichen Ufer des Amazonas oberhalb der Enge wird die Ueberfahrt bis nach der Villa ohne Mühe in zwanzig bis fünf und zwanzig Minuten gemacht, indem man, alle Kraft der Ruder lediglich für die Durchschneidung des Stromes in nordöstlicher Richtung verwendend, sich nun blos den abwärts treibenden Wellen überläßt. Die Hügelreihe, welche sich von Obydos bis an den Rio das Trombetas hin erstreckt, senkte sich allmälig immer tiefer vor uns nieder, und wir erblickten jenen Fluß, der seine klaren Gewässer in eine weite Bucht des Amazonas ergießet. Hier war es, wo Orellanas landende Mannschaft von Indianern angegriffen wurde, in deren Reihen Weiber kämpften, und dieß ist daher ein classischer Ort für die Ethnographie und Geographie des größten der Ströme, der seinen Namen von jener so vielfach geschmückten und bezweifelten Thatsache herleitet. Bei dem allgemeinen Interesse, welches der Gegenstand erweckt, wird man der Versicherung trauen, daß wir, Dr. Spix und ich, keine Mühe scheuten, hierüber Licht oder Gewißheit zu erhalten. Jedoch haben wir, weder irgendwo eine Amazone gesehen, noch von irgend einem zuversichtlichen Einwohner europäischer Abkunft eine Thatsache vernommen, welche auch nur von Ferne mit den fabelhaften Traditionen zusammengehangen wäre. Freilich, Indianer äußerten sich hierüber so, daß eine thätige Einbildungskraft ohne Mühe aus ihrem Berichte ableiten könnte, was nur immer zur Begründung der Fabel nothwendig erscheinen möchte. Auf die Frage: gibt es Amazonen? ist die gewöhnliche Antwort: „Ipú, es scheint so.“ — Der Rio das Trombetas ist noch nicht bis zu seinen Quellen verfolgt worden, weil zahlreiche und hohe Fälle den Reisenden entgegen stehen. Oberhalb der Katarakten soll er durch

Fluren laufen. Sein unterstes Gebiet dagegen ist so flach, wie das der übrigen Beiflüsse des Amazonas.

Wir hatten bisher außer den Schnacken keine geflügelten Verfolger gehabt; aber heute fiel uns plötzlich ein Schwarm von Pium an, und mehrere andere Fliegenarten schienen sich mit jenem zu vereinigen, um uns einen lästigen Krieg zu machen. Der Pium ist eine kleine Mücke mit großem Kopfe und starkem kurzem Saugerüssel. Er kommt in engen Kreisen mit außerordentlicher Schnelligkeit angeflogen, setzt sich auf die Haut, indem er gleichzeitig alle sechs Füße und den Rüssel aufstemmt, und im Augenblicke, da er seinen Blutdurst zu befriedigen anfängt, fühlt man einen durchdringenden, stechenden Schmerz, der immer heftiger wird. In einer halben Minute hat sich das Thier gewöhnlich vollgesogen, und nun fliegt es schnell davon. Die Saugkraft seines Rüssels ist so groß, daß es die ihm ausgesetzte Oberhaut in eine halbkuglige hohe Blase erhebt, die anfänglich halbdurchsichtig, später aber von einer Blutergießung eingenommen und rothgefärbt wird. Keine Worte reichen hin, die Qual zu beschreiben, welche dieses furchtbare Insect über den Reisenden verhängt, wo es in dichten Schwärmen auf ihn nieder fällt. Wenn eine große Anzahl Stiche irgend einen Theil getroffen haben, so verbreitet sich über ihn ein brennender Schmerz, der einigermassen durch ein kühles Bad gelindert wird. Sind die Stiche aber sehr dicht gefallen, so verursachen sie oberflächliche Geschwüre, die bei dem fortwährenden Jucken und Hautreiz gefährlich werden können; ja man erzählte uns von Fällen, daß Indianer an der Piéra, so nennt man den Ausschlag, gestorben seyen. Kein Reisender auf dem obern Theile des Amazonas kann dieser Plage entgehen, und man findet deßhalb nicht selten in den Häusern der Ansiedler einen Dienstboten bereit, am Abend beim Fußwaschen die Reste jener Stiche, welche besonders den Händen das Ansehen geben, als seyen sie mit unzähligen Blutpunkten besetzt, mittelst einer feinen Nadel auszugraben, ebenso wie in den südlichen Provinzen die Dienstbarkeit eines Sclaven sich auf das Ausziehen der Sandflöhe aus den Zehen bezieht. Der Pium fliegt übrigens nur bei Tage, und ist gerade am lästigsten im hellen Sonnenscheine, bei Nacht zieht er sich zurück. Ein anderes Insect, welches besonders um Sonnenuntergang erscheint, ist der Maruim, eine Schnackenart, die, obgleich fast dreimal kleiner als die Carapaná, dennoch durch den eindringenden Schmerz ihrer Stiche nicht weniger, als diese, lästig wird. Nur darin zeichnet sie sich vortheilhaft vor der Carapaná aus, daß sie ihre Verfolgung in der Stille, ohne das widerliche Gesumse anstellt,

und daß sie nur kurze Zeit bei den Reisenden verweilt, denn mit Eintritt der dunklen Nacht zieht sie sich in die Wälder zurück, um jener, dem Feinde nächtlicher Ruhe, Platz zu machen. Maruim und Carapaná werden nur durch dichte Seidenzeuge abgehalten, während der Pium immer nur die unbedeckte Haut angreift. Die Indianer, größtentheils unbekleidet, bieten ihren fleischigen Rücken diesen furchtbaren Feinden mit einem Gleichmuthe dar, dessen keine andere Raçe fähig wäre. Im Dienste des Schiffes beschäftigt, schlagen sie sich oft die ganze Fläche des Ruders maschinenmäßig auf den Rücken; aber nur höchst selten suchen sie sich gegenseitig ihre Peiniger zu verscheuchen. Solche Dienste freundlicher Aufmerksamkeit sind ihrem Charakter fremd. Selten hört man sie über die Unzahl der Mosquiten klagen, wo dann die Plage eine selbst dem bekleideten Europäer fast unerträgliche Marter geworden ist. Ein Stück Baumwollenzeuges, oder des in großen Lappen abziehbaren Bastes bisweilen eine Lage schwarzen Morastes, oder ein Pulver aus Sand und Pech, womit sie die schutzloseren Theile des Körpers überziehen, sind die Mittel, wodurch sie der Verfolgung wenigstens einigermassen zu entgehen trachten. Nur in dem obersten Gegenden am Yupurá fand ich jene kleinen, backofenartigen Hütten in denen die Indianer am Orenoco sich den Stichen ihrer Peiniger zu entziehen suchen. Die stärkere Bewegung der Atmosphäre auf dem Amazonenstrome, über dessen Mitte diese Insecten stets seltner sind, als an den Ufern, läßt mich glauben, daß nichts so sehr zu der Verminderung dieser furchtbaren Landplage mitwirken werde, als die Ausrottung einzelner Waldstriche, wodurch dem Zuge der Winde Bahn gemacht würde.

Vor der westlichen Mündung des Neamundá bewegen sich die Gewässer in einem gewaltigen Wirbel, der so gefährlich seyn soll, daß ihn alle Fahrzeuge geflissentlich vermeiden, indem sie wieder auf das südliche Ufer des Amazonas übersetzen. Auch wir suchten daher, an der östlichen Mündung des Neamundá angelangt, das südliche Ufer des Stromes. Auf der Südseite angelangt, fanden wir die zerstreuten Cacaoplantagen von Maracau-açu Tapera (Ort der großen Klapperbüchsen). Diese Pflanzungen entschädigen durch ihren fruchtbaren Boden keineswegs für die traurige Einsamkeit des Waldes. Hier war es, wo uns zum erstenmale eine große Onze erschreckte, der wir, Dr. Spix und ich, bei einem Spaziergange begegneten, welchen wir, während die Mannschaft kochte, in den dunklen Wald unternahmen. Das Thier war von ungewöhnlicher Größe, und kam, wie es schien, vom Saufen am Ufer des Flusses

zurück, indem es einigemale stehen blieb, um die benäßte Schnauze mit der Vordertatze abzutrocknen. Wir waren kaum dreißig Schritte von ihm entfernt, und der seltene Anblick hemmte plötzlich unsere Schritte. Da nur Dr. Spix mit einer Vogelflinte bewaffnet war, so wußten wir dem Zufalle Dank, welcher das gefährliche Thier an uns vorbei in den Wald zurückführte, ohne daß wir von ihm bemerkt worden wären. Die Indianer erzählen viel von der Stärke, des Jaguars, welcher sogar einen Lamantin von mehreren Zentnern Gewicht bei der Schnauze ergreifen und schwimmend an das Ufer ziehen, ja selbst im Kampfe mit dem Kaiman gewöhnlich Sieger bleiben soll. Auch hier, wie in den meisten Gegenden Brasiliens ist die gefleckte Abart häufiger, als die einfärbige schwarze. Bisweilen kommen diese Thiere, von Hunger getrieben sogar in die Ansiedlungen, wo sie jedoch den Menschen nur gereizt, und dann denn schwarzen oder färbigen furchtloser, als den weißen, angreifen.

Die Schifffahrt an der südlichen Küste des Continentes war langsam, weil der Wind gänzlich fehlte. Wir erreichten daher erst am 1. October den Grenzposten von Parentim, einige Hütten am Fuße eines etwa 200 Schuh hohen, mit dichter Urwaldung bedeckten Hügels, der gewissermaßen als ein natürlicher Grenzpunkt zwischen den Provinzen von Pará und Rio Negro betrachtet werden kann. Der Gouverneur, erschreckt von dem Gerüchte einer bösartigen Blatterseuche, welche in der untern Provinz wüthe, hatte ein Detachement Milizsoldaten mit der Absicht hieher beordert, den Eintritt aller Reisenden in die obere Provinz einer strengen Controlle zu unterwerfen. Zwar waren wir seit mehreren Wochen ohne Berührung mit den Bewohnern der Ufer, bei dem vollkommendsten Gesundheitszustande der Equipage, überzeugt, daß wir keine Ansteckung mit uns führen könnten; jedoch durften die heilsamen Maaßregeln der Gesundheitspolizei durch uns auf keine Weise verletzt werden. Auf der andern Seite konnten wir uns nicht zu einer vierzehntägigen Quarantaine in dieser einsamen Wildniß entschließen, welche uns durch die Qual unzähliger Mosquiten, schon nach wenigen Stunden eine Hölle schien. Wir nahmen daher den Vorschlag des commandirenden Unteroffiziers an, auf einer, mit zehn hier anwesenden Indianern equipirten Canoa nach Villa nova da Rainha vorauszugehen, und unsere Mannschaft mit den beiden Fahrzeugen unter dem Befehle des uns begleitenden Sergeanten zurückzulassen, bis eine Erlaubniß der Weiterreise von dem Herrn Gouverneur in der Fortaleza da Barra eingeholt sey. Eine Schifffahrt von sechs Stunden

brachte uns in jene Villa. Die Ortschaft besteht aus mehreren Reihen niedriger, zum Theil fensterloser, mit Palmblättern bedeckter Häuschen.

Der Aufenthalt in der Villa nova da Rainha ward uns in jeder Beziehung angenehm, vorzüglich durch die freundschaftliche Aufnahme des Commandanten, Sr. Ellas de Seixas. Die Villa hat, als östliche Ortschaft der Provinz von Rio Negro eine Besatzung von einigen und zwanzig Soldaten, mit der Bestimmung, die benachbarten Indianer in Furcht zu halten, und die vorbeifahrenden Handelscanoas zu controlliren, deren Fracht angegeben werden muß. Vor dem Wachthause (Quartel) fanden wir zwei Canonen aufgepflanzt, die vorzüglich zu Salutationen bei Kirchenfesten gebraucht werden. Kleine Detachements der Soldaten begleiten bisweilen die Reisenden auf den Madeirafluß, oder zu den beiden großen Indianerbevölkerungen von Canomá und Mauhé, deren Einwohner von zwei Missionären regiert werden, und zwar friedliche Gesinnungen gegen die sie besuchenden Handelsleute hegen, aber ihrer großen Zahl wegen Vorsicht nöthig machen. Wir fanden daselbst lange Reihen von Goajavabäumen und am Abhange des Ufers nahe am Strome, eine unglaublich reiche Pisangpflanzung. Neben den Goajaven fanden wir einen großen Oassacú, jenen verrufenen Giftbaum, mit dessen Milch die Indianer die Fische betäuben. Es ward beschlossen, selbst einen Versuch in diesem Fischfange zu machen, und sogleich fanden sich einige Indianer, die den Saft auffingen. Eine, in den untern Theil des Stammes gehauene, anderthalb Zoll tiefe, Spalte an welche ein dünnes Rohrstück befestigt wurde, lieferte in drei Stunden etwa zwei Flaschen eines fast geruchlosen Milchsaftes, der auf der Spitze der Zunge einen scharfen brennenden Geschmack und eine längere Zeit andauernde Röthe hervorbrachte. Er war von der Consistenz einer sehr fetten Milch, und hatte, als er etwa eine Stunde lang getragen worden war, auf dem Boden des Gefäßes eine zähe käsartige Substanz abgesetzt. Wir begaben uns in den Wald, wohin mehrere Indianer vorausgegangen waren, um einen fischreichen Graben einzudämmen, welcher dort in einen größeren Igarapé einmündet. In dem letzteren fanden wir jene, aus einer Reihe, in dem Umriß einer Geige eingesteckten, Stäbe gebildete, eigenthümliche Art von Fischreußen angebracht, welche die Indianer in allen Theilen Brasiliens anlegen, um die, den Fluß herabkommenden, Fische in den Windungen aufzuhalten. Der kleinere Bach war an seiner Mündung in den größeren durch ein Wehr von Faschinen und Sand abgedämmt worden, und wir bemerkten bereits

viele Fische in dem untern Theile, welche mit Lebhaftigkeit umherschwammen. Nachdem das aufgestaute Gewässer überzutreten anfing, hieben die Indianer einen buschichten Uferbaum um, warfen ihn etwa hundert Schritte oberhalb der Mündung in den Bach, um den Fischen die Rückkehr zu erschweren, und goßen nun die Töpfe des Milchsaftes an mehreren Stellen über das Wasser aus. Die Vermischung ward durch Umrühren mit langen Stöcken befördert. Etwa zehn Minuten mochten verflossen seyn, als die zahlreichen Fische in eine allgemeine und immer lebhafter werdende Bewegung geriethen. Sie kamen häufig an die Oberfläche des Wassers, aus dem sie den Kopf hervorstreckten, schnalzten hin und her, und mehrere der größten und stärksten sprangen so hoch aus dem Bache auf, daß sie zum Theil auf das Ufer herabfielen, andere befreiten sich, indem sie glücklich über das Wehr in den größeren Bach entkamen. Diese Anstrengungen waren jedoch nur von kurzer Dauer; es trat eine allgemeine Stille ein, und die kleineren Fische kamen ohne Bewegung, die größeren mit fortdauerndem, aber schwächerem Schnalzen an die Oberfläche. Die Kiemendeckel waren weit geöffnet und die Thiere schienen ohne Bewußtseyn und Bewegungsfähigkeit zu seyn, indem sie sich von den, in den Bach wadenden Indianern mit den Händen fangen ließen. Bevor sie ganz regungslos, mit dem Bauche nach oben gekehrt, im Bache flottirten, kehrten sie sich gleichsam trunken von der einen auf die andere Seite. Die Fische wurden übrigens ohne Nachtheil gegessen. Die Indianer neigen sehr dahin, diese Art von Fischfang allen andern vorzuziehen, wodurch sie oft großen Schaden in Teichen und Bächen veranlassen. Die Regierung hat deßhalb das Vergiften der Flüsse durch Verbote untersagt, welche jedoch wenig gehalten werden. Im Yupurá hatte ich Gelegenheit noch anderen Arten des Fischfanges beizuwohnen. Statt der giftigen Milch bediente man sich dort, wie es in vielen andern Gegenden Brasiliens üblich ist, der Ranken des Timbó. Große Büschel derselben werden zwischen Holz oder Steinen gequetscht, und dann von mehreren Kähnen, welche den See in mancherlei Richtungen durchkreuzen, an der Oberfläche des Wassers herumgeführt, worauf die Fische, von Schwindel ergriffen, aus dem Wasser hervorspringen, oder bewegungslos darauf hintreiben, bis sie von den Schützen, welche jenen Kähnen in anderen entgegenkommen, geschossen oder mit den Händen gefangen werden. Die einfachste aller Arten beobachtete ich an dem Bache Jui. Als dort meine Indianer bei gänzlichem Mangel der Provisionen auf den Fischfang hingewiesen waren, dämmten sie einen Theil des Baches ein, und peitschten das Wasser mit langen

Stöcken, bis mehrere Fische betäubt und halb todt in ihre Hände fielen.

Der Aufenthalt in Topinambarana bereicherte uns mit mancherlei Anschauungen von dem Leben der Indianer, die wir unter der Leitung eines wohlwollenden Commandanten zutraulicher und friedlicher fanden, als irgendwo sonst. Die Nähe der großen Völkerstämme Mundrucús und Mauhés bringt Leben und Betriebsamkeit in das Oertchen, und verleiht den angesiedelten Indianern noch etwas von jener Lebensfrische ihres ursprünglichen Naturzustandes, welche in den meisten längere Zeit bestehenden, Aldeas von Schläfrigkeit, Unlust und größter Sittenlosigkeit verdrängt wird. Doch mußten wir auch hier mit Bedauern das Hauptlaster der Indianer, ihre Trunkenheit, bemerken, wodurch der schönste Keim der Civilisation in diesen Ländern unterdrückt, und vielleicht auch die Entvölkerung befördert wird. Man würde Unrecht thun, wollte man die Trunksucht als lediglich durch die Europäer eingeführt betrachten. Die rothen Menschen kannten schon vor der Entdeckung Amerika's berauschende Getränke, das Pajauarú aus sauer gewordenen Mandioccawurzeln, und das Cajiri aus den großen Broden des Mandioccamehles. In dem Zustande der Trunkenheit geht ihre ruhige und schweigsame Natur zu wildem Lärm und Geschrei über, und es fehlt dann nicht an Zank und Streit, der Blutvergießen macht. Wir hatten deßhalb unseren, auf Erlaubniß des Commandanten zur Villa gekommenen, Leuten strenge verboten, nach Sonnenuntergang die Hütten der Indianer zu besuchen; aber es war schwer, sie von der lärmenden Lustbarkeit zurück zu halten, welche sie aus den gastfreundlich geöffneten Hütten der Indianer beim Scheine des Mondes anlockte. Einer der Soldaten, ein Portugiese, mit dem wir bald aus gegründeteren Ursachen unzufrieden seyn sollten, konnte des Lobes der wild durchschwärmten Nächte kein Ende finden, und der wackere Sergeant äußerte mit Bedauern, daß man hier im Sertão die Lustigkeit, wenn auch nicht des Himmels, doch der Hölle, fände.

Als wir am 5. October die Villa verließen, fanden wir die Ufer bis auf eine Höhe von zwölf Fuß entblößt, da der Strom seit einigen Tagen sich stärker zu entleeren begann. Die Sandinseln im Strome tauchten in größerer Ausdehnung aus der Fluth auf; von nun an boten sie uns für jede Nacht Herberge, und überdieß ein erfreuliches Schauspiel, weil sie mit unzähligen Wasservögeln bedeckt waren, welche eben jetzt ihre Eier legten. Unsere Leute brachten ganze Körbe voll Eier, die sie unter lautem Ge-

schreie der ängstlich umherfliegenden Möven vom Sande aufgelesen hatten. Dieser Vogel legt zwei, denen unserer Kibitzen, ähnliche Eier. Auch Enten, Taucher, Reiher und bisweilen die gravitätischen Magoaris belebten diese Inseln, welche sich nicht selten auf eine halbe Stunde und mehr in die Länge bei verhältnißmäßiger Breite ausdehnen. Von zahlreicher Beute angelockt, steigen auch die Kaimans in großer Anzahl auf die Ufer herauf. Wir sahen deren manchmal ganze Haufen mit halbgeöffnetem Rachen und blinzenden Augen liegen, der Annäherung des harmlosen Gefieders gewärtig. — Sobald wir landeten, war das erste Geschäft, unsere Hangmatten aufzuhängen. Die Indianer brachten alsbald zahlreiche Beute von Fischen herbei. Feuer verschafften sie sich entweder durch Reibung zweier Stäbe trocknen Cacaoholzes, deren einer senkrecht auf dem andern in quirlender Bewegung herumgeführt wird, oder durch Stahl und Stein, indem sie die Funken auf ein trockenes, von Ameisen durchfressenes Holz fallen ließen, dessen zunderartige Lappen sie in einem Bambusrohre aufbewahren. Frische Fische wurden gekocht, oder auf einem Roste, der getrocknete Pirarucú aber auf die einfachste Weise, gebraten, indem sie die Stücke auf Holz oder selbst im Sande um das Feuer her legten. Das Mandioccamehl pflegten sie meistens, jeder in einer eigenen Cuja, mit heißem Wasser anzubrühen. War das Mahl gehalten, wobei gewöhnlich wenig gesprochen wurde, und verhinderte die einbrechende Nacht, weiteres Umherstreifen auf der Insel, so suchte sich jeder eine Schlafstätte auf, die er nach seinem Bedürfnisse einrichtete. Die wenigsten blieben auf dem Fahrzeuge zurück; meistens lagerten sie sich rings um das Feuer, gruben einen Theil des Körpers in den Sand ein, und spannten über den übrigen ihre wenigen Kleidungsstücke aus, um die Mosquiten und den Nachtthau abzuhalten, den sie Alle fürchteten. Wenn sie in der Nähe unseres Bivouac Palmen fanden, so hieben sie wohl einige nieder, um aus den kreisförmig in den Sand gesteckten Wedeln ein Blätterdach zu bilden. War das Lager unbequem, so hörten wir oft die ganze Nacht hindurch reden, bisweilen sogar scherzen und lachen, und fanden dessen ungeachtet bei Anbruch des Tages die Mannschaft frisch und zum Ruderdienste aufgelegt. Um so länger, schliefen sie dagegen an bequemen Orten, wo wir sie oft erst spät am Morgen auftreiben konnten. Bei aller Rohheit dieser Naturmenschen muß dennoch der europäische Reisende ihrer gutmüthigen Unverdrossenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Oft rührte mich die Betrachtung der harmlosen Einfalt dieser armen Menschen, welche unwissend wohin, auf hunderte von Meilen

einem ihnen ganz fremden Interesse folgten, und dabei von jedem Gedanken eines Erwerbes oder Gewinnes so weit entfernt waren, daß es schien, sie begleiteten uns blos aus — Langeweile.

Wir hatten anderthalb Tage von Villa nova aus zurückgelegt, ohne das nördliche Ufer des Stromes zu erblicken, indem wir stets in Nebencanälen zwischen niedrigen Inseln aufwärts ruderten. Die Sandinseln nahmen von nun an Ausdehnung immer mehr zu, und auf ihnen wurden die Spuren sie besuchender Schildkröten häufiger. Wo immer wir an irgend einer von Wasser unbedeckten Sandbank stille hielten, um Wind zu erwarten, oder kochen zu lassen, mußten wir die Leichtigkeit bewundern, womit unsere Indianer die Spuren der Schildkröten und ihrer tief im Sande vergrabenen Eier auffanden. In diesen Gegenden brachten sie uns häufiger die Eier der Tracaxa, als der großen Schildkröte. Die ersteren, von elliptischer Gestalt und eines Zolles Länge, enthalten eine krumelige Dotter, welche besonders im Caffe, wo sie uns die Stelle der Milch ersetzen mußte, oder in Fett gebraten, sehr wohlschmeckend ist. Aus diesem Grunde werden sie von den Ansiedlern zu diesem und ähnlichen Gebrauche den Eiern der sogenannten großen Schildkröte vorgezogen, deren Fett besonders für die Bereitung der Butter aus Schildkröteneiern verwendet wird.

Von der Villa nova aus, war uns ein, seit längerer Zeit daselbst angesiedelter Indianer vom Stamme der Mundrucús in der Absicht gefolgt, seinen kleinen Kahn mit Eiern gefüllt, zurück zu führen. Dieser stieß, den Strand der Sandinseln durchstreifend, auf mehrere Familien Muras-Indianer, und lud uns ein, sie in ihren wandernden Hütten zu besuchen. Vielleicht geschah es in der eitlen Absicht, sich uns jenen herumschweifenden Wilden gegenüber als gefürchteter Besieger zu zeigen. Die kriegerische Nation der Mundrucus nämlich, welche 1770, und in den darauf folgenden Jahren mehrere verheerende Anfälle gegen die portugiesischen Niederlassungen am Tapajoz gemacht hatte, ist seit zwanzig Jahren durch Geschenke und wohlwollendes Betragen den portugiesischen Ansiedlern befreundet worden, und hat sich, wenigstens theilweise, durch ein Friedensbündniß so enge angeschlossen, daß man ihre Waffenstärke gegen die Muras richten konnte, die in einzelnen Trupps einherziehend, als Räuber und Wegelagerer die Fahrt auf den Strömen und die Niederlassungen an denselben gefährlich machten. Dieser kleine Krieg war von den Mundrucús unter Beihülfe portugiesischer Waffen Jahre lang mit beispielloser Grausamkeit fortgesetzt worden, und hatte die Folge, daß die Macht der

Muras gebrochen und ein Theil derselben veranlaßt wurde, sich nach Süden gegen die Kataракten des Madeiraflusses zu wenden; ein anderer aber in kleineren Haufen an dem Hauptstrome zurückblieb, wo er sich nur in kleinen Räubereien eher lästig, als gefährlich zeigt. Das Uebergewicht, welches sich die Mundrucús hiedurch erwarben, ist so groß, daß die Muras ihren Todfeinden überall aus dem Wege gehen, ja es nicht einmal wagen sollen, sich gegen sie zur Wehre zu setzen, wenn sie einzeln zu ihren Hütten kämen, und ihnen sogar ihre Weiber wegzuführen versuchten. Die Hoffnung einer reichen Beute hatte gegenwärtig mehrere Familien der Muras auf die Inseln und Stromufer herbeigelockt, an welchen wir vorüberfuhren. In einer kleinen Bucht sahen wir eine Horde von etwa dreißig Personen gelagert. Männer, Weiber und Kinder standen um ein großes Feuer, worauf sie einige Schildkröten brateten. Auf Sr. Zany's Zuruf in ihrer Sprache: „**Gamara! abutia hey! Gôbé schurery: dohe pae-tisse**" (Kamerad, komm schnell! Bring Schildkröten! Hier ist Branntwein!) warfen sich mehrere derselben in ihre Kähne, um uns zu folgen. Jedoch, entweder weil wir zu kräftig ruderten, um bald erreicht zu werden, oder vielleicht, weil sie des begleitenden Mundrucú ansichtig geworden waren, — sie kehrten nach einiger Zeit wieder um, ohne uns besucht zu haben. Am folgenden Tage erblickten wir eine andere Horde, die sich auf einem waldigen Vorsprunge des Ufers Hütten erbaut hatte. Als sie vier Bewaffnete und einen gravitätischen, mit Bogen und Pfeil gerüsteten, Mundrucú in einer Montaria auf sich zukommen sahen, wollte die Mehrzahl die Flucht ergreifen. Doch gelang es unserm Zurufe, sie festzuhalten. Am Lande angekommen, ließen wir den Mundrucú seine Waffen im Kahne niederlegen, und wir selbst suchten sie durch einige Geschenke von Glasperlen und Angeleisen zutraulich zu machen, was jedoch wenig gelang. Man deutete auf eine entfernter im Walde stehende Hütte, als dem Wohnorte des Anführers, welcher eben dort sey. Als wir in die Hütte traten, und der Mundrucú uns folgte, malte sich Zorn, Verwirrung und und Furcht in den Zügen des **Tuxaua** (Anführers), und er schien froh, daß wir uns bald aus der niedrigen, rauchigen Hütte ins Freie zurück zogen. Auch reichten wenige Minuten hin, um den ärmlichen und unreinlichen Hausrath zu überschauen. Noch nirgends war uns das rohe Elend des amerikanischen Wilden so unheimlich und traurig erschienen. Alles deutete darauf hin, daß selbst die einfachsten Bedürfnisse auf eine fast thierische Weise be-

friedigt würden. Die aus kurzen Baumstämmen errichtete, mit Reißig und Palmblättern gedeckte Hütte, deren niedrige Thüre auch als Fenster und Rauchfang dienet, war kaum länger, als eine Hangmatte, zu der hier kein künstliches Flechtwerk, sondern nur eine kahnförmig abgezogene Baumrinde benützt war. Außer einigen Waffen fehlte jeglicher Hausrath. Das Weib, welches bei unserm Eintritte erschrocken aus der Liegerstatt auffuhr, war eben so wenig bekleidet, als der Mann, und die der Horde zugehörigen Kinder. Der Ausdruck der Physiognomien war wild, unstät uud niedrig. Selbst das Freiheitsgefühl konnte die breiten, verwirrten, von lang herab hängenden Haupthaaren verdüsterten, Züge nicht erheitern. Die Männer trugen ein zolldickes Stück Holz in der Unterlippe, und ein Weib hatte in dem durchbohrten Nasenknorpel einen dünnen Cylinder von Bambusrohr, den sie bei unserer Annäherung selbstgefällig mit einem Stücke gelben Harzes vertauschen wollte. Um den Hals trugen die Meisten eine Schnur dicht gereihter Affen- und Coatizähne, oder zwei halbmondförmig vereinigte Klauen eines großen Ameisenfressers, mittelst eines Baumwollenfadens befestigt, und am ganzen Körper waren sie mit rother und schwarzer Farbe bemalt. Einige Männer mit großen, unregelmäßigen, schwarzen Flecken auf Brust und Unterleib, hatten davon ein eckelhaftes Aussehen, das durch Schmutz und Unreinlichkeit vermehrt wurde. Zwei junge Weiber hatten sich am ganzen Körper mit Flußschlamm überstrichen, um die Plage der Mosquiten weniger zu empfinden. Die Horde hatte sich seit mehreren Wochen hier niedergelassen, und war von einer Wache verfolgt worden, welche auf Befehl des Gouvernements die von Schildkröten besuchten Prayas begeht, um Unfug durch zu frühes Ausgraben der Eier und Verscheuchung der Thiere zu verhindern. Um diese zu täuschen, hatten sie ihre kleinen Kähne, an Lianen festgebunden, in den Strom versenkt, und sich auf einen Tag lang in die benachbarten Wälder vertieft. Diese Nachrichten erzählten sie mit grinsendem Lachen dem Kapitän Zany, der die Murassprache gelernt hat, weil seit mehreren Jahren eine Niederlassung des Stammes nächst seiner Fazenda besteht, die er daselbst duldet, und, wenn ihre launenhafte Trägheit einwilligt, zum Fischfange benützt.

Die Muras sind einer der zahlreichsten Stämme, und um so weiter verbreitet, als sie keine festen Wohnsitze haben, sondern nach Laune und Bedürfniß an den größeren Strömen umherwandern. Man nimmt an, daß die Gesammtzahl aller einzelnen Horden sich auf sechs bis siebentausend Bögen, d. h. bewaffnete Männer, belaufe,

und demgemäß dürfte die ganze Nation aus dreißig bis vierzigtausend Individuen bestehen. Sie scheinen ursprünglich an dem unteren Madeira gewohnt zu haben, von wo aus sie sich zum Theile vielleicht wegen der Verfolgung der Mundrucus, in kleinere Horden zerstreut und an den Solimoes, Rio Negro und den Amazonas gezogen haben. So wie die Payagoas die Geißel des Paraguaystromes sind, haben die Muras, seit man sie kennt, entweder allein, oder mit den befreundeten Toras die nördlichen Ströme unsicher gemacht. Diese beiden Stämme wurden deßhalb von den europäischen Ansiedlern als freie Wegelagerer rücksichtsloser, denn alle übrigen, verfolgt. Sie pflegten an Stellen der Flüsse, welche durch stärkere Strömung die aufwärts Schiffenden beschäftigen, Ueberfälle zu wagen, zu welchem Ende sie Wachtposten auf hohen Bäumen ausstellen. Der nahende Feind wird durch das Ture, ein schnarrendes, zinkenartiges Instrument signalisirt, das sie aus einem dicken Bambusrohre bereiten, in dessen durchbohrte Knotenwand ein dünneres, der Länge nach in eine Zunge eröffnetes Rohrstückchen befestigt wird, so daß das Ganze die einfachste Nachahmung einer Drossel darstellt. Unter der Begleitung dieses Instrumentes führen sie auch ihre wilden Tänze auf. Obgleich gegenwärtig, wenigstens theilweise, schon aus dem feindseligen Verhältnisse getreten, verachteten sie dennoch den Dienst des Weißen, mehr als irgend ein anderer Stamm, und nur ihre Neigung zum Branntweine macht sie bisweilen auf kurze Zeit dienstbar. Ohne diesen Talisman würde die Erscheinung eines Mura unter den Weißen die größte Seltenheit seyn. Alle übrigen Lockungen bleiben ohne Kraft bei Menschen, deren niedrige Cultur selbst die einfachsten Bedürfnisse verschmäht. Als geschickte Fischer und Jäger, und nur mit der Gegenwart beschäftigt, haben sie gewöhnlich hinreichende Mittel zur Subsistenz, und sie prassen im Genusse des Ueberflusses, während sie in Tagen des Mangels mit Resignation Hunger leiden. Ihre ungebändigte Wildheit äußert sich auch in ihrem Jähzorne und in einer Raufsucht, welche durch den Genuß des Branntweins oft zum Nachtheile der Ansiedler ausschlägt. So sehr sie übrigens die Dienstbarkeit der Weißen scheuen, und so hartnäckig sie sich bisher von jeder Art von Frohne im Dienste der Regierung frei gehalten haben, hat man dennoch Beispiele, daß Weiße sich bei kluger Aufführung lange Zeit unangetastet unter ihnen erhalten konnten. Ihre Sprache, ganz guttural, und stets mit Gesticulation der Hände und mit lebhaftem Mienenspiele hervorgestossen, lautet höchst unangenehm, und ist schwer nachzusprechen. Die wilde und unstäte Gemüthsart die-

ses Stammes hat ihn den meisten Nachbarn befeindet, und der Krieg mit den Mundrucús, Catauixis und Mauhés, als erklärten Feinden, wird ohne Unterlaß, mit andern Stämmen aber nach vorhergängiger Kriegserklärung geführt, die darin besteht, einige mit der Spitze nach oben gerichtete Pfeile auf feindlichen Grund und Boden zu stecken. — Eine höchst seltsame Sitte, welche unter die Eigenthümlichkeiten des Stammes gehört, ist der Gebrauch eines Schnupftabaks (Paricá). Das Pulver wird aus den gedörrten Saamen der Parica-üva, einer Art Inga, bereitet. Jährlich einmal gebraucht jede Horde das Paricá acht Tage lang unter anhaltendem Trinken berauschender Getränke, Tanzen und Singen. Das Fest soll den Eintritt der Jünglinge in die Mannbarkeit feiern; wir hörten jedoch, daß es ohne Beziehung hierauf nach der Reife der Saamen gehalten würde. In einem geräumigen offenen Hause versammelt sich die ganze Horde, und wird von den Weibern mit reichlich gespendeten Cujas des Cajiri und anderen vegetabilischen Getränken erhitzt. Die Männer reihen sich sodann nach gegenseitiger Wahl paarweise zusammen, und peitschen sich mit langen Riemen vom Leder des Tapirs oder Lamantins bis auf das Blut. Diese seltsame Geißlung wird von ihnen nicht als ein feindseliger, sondern vielmehr als ein Akt der Liebe angesehen. Nachdem die blutige Operation mehrere Tage lang fortgesetzt worden, blasen sich die paarweise verbundenen Gefährten das Paricá mittelst einer fußlangen Röhre, — gewöhnlich ist es der ausgehöhlte Schenkelknochen des Tapirs, — in die Nasenlöcher; und dieß geschieht mit solcher Gewalt, und so unausgesetzt, daß bisweilen einzelne, entweder erstickt von dem feinen, bis in die Stirnhöhlen hinaufgetriebenen Staube, oder überreizt von seiner narkotischen Wirkung todt auf dem Platze bleiben. Nichts soll der Wuth gleichen, womit die Paare das Paricá aus den großen Bambusröhren, worin es aufbewahrt wird, vermittelst eines hohlen Krokodilzahnes, der das Maas einer jedesmaligen Einblasung enthält, in den dazu bestimmten hohlen Knochen füllen, und es sich, auf den Knieen genähert, einblasen und einstopfen. Eine plötzliche Exaltation, unsinniges Reden, Schreien, Singen, wildes Springen und Tanzen ist die Folge der Operation, nach der sie in eine viehische Trunkenheit verfallen. Man kann nicht umhin, durch diese Lustbarkeit an die eckelhafte Sitte der Ostiaken und Kamtschadalen erinnert zu werden, welche sich bekanntlich durch den Genuß des Fliegenschwammes und des Urins derjenigen, die den giftigen Absud getrunken, zu einer ähnlichen Wuth erhitzen. Nachdem wir uns unter den Muras und in ihren Hütten umge-

sehen hatten, wendeten wir uns an die Untersuchung ihrer Fahrzeuge. Nur ein einziges war von leichtem Holze gezimmert, und hatte eine Länge von zwanzig Fuß; die übrigen bestanden blos aus einigen Lagen von Baumrinde, die durch Sipó verbunden, und an beiden Enden in die Höhe gebunden, einen halbcylindrischen Schlauch von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge bildeten. In solch elendem Fahrzeuge setzen sich drei oder vier Muras dem größten der Ströme aus, und wenn es zufällig umschlägt, oder sich allmählig mit Wasser anfüllt, so schwimmen sie so lange neben demselben her, bis es wieder ausgeschöpft und in Stand gerichtet ist, die Mannschaft einzunehmen. Bei unserer Abreise von den Muras ließen wir ihnen einige Flaschen Branntwein zurück, deren sie sich mit wahrer Leidenschaft bemächtigten, indem sie dieselben mit verschränkten Armen an sich drückten. Wie es schien, berathschlagten sie lange, auf welche Art ihre Dankbarkeit zu beweisen sey; und als wir bereits vom Lande gestossen hatten, brachten sie eine große Schildkröte als Gegengeschenk nach.

Am Mittage des zweiten Tages nach unserer Arbeise von Topinambarana erschienen die hohen röthlichen Lettenwände von Cararau-açú am nördlichen Ufer des Stromes. Wir setzten zu denselben in der Montaria über. Auf dem Rückwege zu der großen Canoa begegneten uns zwei Kähne von Muras, deren einen sie hoch auf mit abgebälgten und getrockneten Affen angefüllt hatten. Sie waren freundlich genug, uns mit grinsenden Gebärden einige Stücke des eckelhaften Haufens zum Geschenke anzubieten. Seit einigen Wochen waren sie am nördlichen Ufer beschäftigt gewesen, diese Provisionen für ihre Horde zu machen. Die Thiere waren reinlich abgebälgt, ausgeweidet und auf einem Roste über dem Feuer gedörrt worden. Ich erinnere mich nicht, einen unangenehmeren Anblick, als den dieser Masse menschenähnlicher Leichen gehabt zu haben, auf der die Augen der Jäger mit kanibalischer Freude ruhten.

Wir brachten auf der Reise von Topinambarana bis zu der Villa de Serpa sechs volle Tage zu, indem wir uns zwischen den zahlreichen Inseln, meistens auf der Nordseite des Stromes hielten. Die Reise wegen Mangels an Wind, blos auf das Ruder und die Zugseile angewiesen, war langsam und im höchsten Grade beschwerlich. Wo es die Niedrigkeit des Ufers erlaubte, war das Fahrzeug von den vorgespannten Indianern gezogen; gewöhnlich aber waren die Ufer sechs bis zwölf Fuß hoch steil abgerissen und bis an den äußersten Rand so dicht bewachsen, daß Niemand auf ihnen Fuß fassen konnten. Mächtige Bäume, von hier aus in den Strom

gefallen, lagen nicht selten in unserm Wege, und mußten mit großer Anstrengung und Zeitverlust umschifft werden. An andern Orten drohten sie den Einsturz, so daß wir mit verdoppelten Kräften an ihnen vorüber zu eilen trachten mußten. Wo wir an's Ufer steigen konnten, war unser Spaziergang auf wenige Schritte landeinwärts beschränkt. Mit fußlangen Stacheln besetzte Palmenstämme und ein dichtes Unterholz von Inga und andern Hülsenfrüchten, von zahlreichen Schlingpflanzen durchzogen, bildeten eine undurchdringliche Hecke; überdieß war der Wald, den häufigen Spuren im Sande nach zu schließen, von zahlreichen Onzen bevölkert. Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellte sich eine furchtbare Hitze. Die hohe Temperatur war um so empfindlicher, als sie mit feuchten Nächten wechselte, während denen wir, um den Stichen unzähliger Schnacken zu entgehen, auf dem offenen Verdecke bleiben mußten. Zu den geflügelten Verfolgern kamen, damit keine Stunde frei von ihnen sey, nun noch Schwärme kleiner Bohrkäfer am Morgen nach Sonnenaufgang, wenn sich die Carapanás verloren hatten. Diese Thiere belästigten zwar nicht durch Stiche, flogen aber haufenweise in Augen, Mund und Nase, und ließen uns Alles für unsere Branntweinfässer fürchten, denen wir deßhalb einen schützenden Ueberzug von Theer geben mußten. — Im Norden des Stromes liegt der große See von Silves, durch sechs, fast parallel gen Süden herablaufende Kanäle in den Hauptstrom mündend. An dem ersten von diesen, wohin wir zwischen zahlreichen Inseln gelangten, fanden wir eine indianische Familie, die sich einen kleinen Rancho aus Blättern erbaut hatte. Drei Weiber waren damit beschäftigt, ihre Röcke und kurzen Camisole schwarz zu färben. Sie bedienten sich dazu eines sehr feinen, schwarzen, eisenhaltigen Morastes, der nicht selten in den Buchten des Stromes vorkommt, und der Früchte von Ilex Macucu. Diese Früchte, von der Größe einer Roßkastanie, scheinen eine bedeutende Menge von Gerbestoff und Gallussäure zu enthalten; denn sobald sie mit Wasser fein gerieben unter den Morast gemengt werden, ergiebt sich eine dauerhafte Tinte. Die gewöhnlichste Weise, diesen chemischen Prozeß auszuführen, ist folgende: Die zu färbenden Stoffe werden einige Tage lang mit Morast bedeckt, sodann mit Wasser ausgespült, und auf einige Zeit in einen Kübel geworfen, worin das Pulver der Macucufrucht mit Wasser angerührt ist; oder umgekehrt, man beizt die Zeuge mit dem Wasser, worin die Frucht zerrieben worden, und bringt sie darauf mit dem Letten in Berührung. Gelingt die Färbung das erstemal nicht vollständig, so wird sie wiederholt. Die Indianerinnen schätzen auf

solche Weise gefärbte grobe Baumwollenzeuge höher, als die ungefärbten, vielleicht auch, weil sie weniger des Waschens bedürfen.

Auf einer Insel zwischen der zweiten und dritten Mündung des Saracá stiegen wir am 11. Okt. an's Land, um eine Fazenda zu besuchen, deren Eigner das Lob hatte, Meister in der Zubereitung des Tabackes zu seyn. Der Taba**k**saame wird in lockerem, schattenreichem Erdreiche ausgesäet; die aufgehenden Pflänzchen werden entweder versetzt, oder durch Ausjäten gelichtet, und wachsen nun in wenigen Monaten zu Mannshöhe auf. Die Blätter werden gebrochen, abgeschwelkt, in Cylindern von drei bis sechs Fuß Länge und einen Zoll Dicke zusammengedreht, und darauf mit einem Zoll breiten Bande vom Baste des Castanheiro stark pressend umwickelt. Nach einigen Tagen nimmt man das erste Band hinweg, zieht ein anderes noch strenger herum, und fährt damit fort, bis der Taback zu einer fast gleichartigen wohlriechenden Masse zusammengeschnürt ist. Man umwickelt endlich diese Würste mit der zähen Rinde junger Marantastengel, welche viel Aehnlichkeit mit dem ostindischen Rotang (Stuhlrohr) zeigen. Dieser Tabak erhält sich so versendet Jahre lang mit trefflichem Geruche. Er ward bisher vorzugsweise in die Schnupftabaksfabriken von Portugal geschickt. Die Einwohner des Estado pflegen auch ihre Cigarren daraus, mittelst dünner Papierstreifen, zu bereiten. — Am 12. Mitternachts kamen wir bei der Villa de Serpa an. Wir fanden einen elenden, an Menschen und Industrie gleich armen Ort von etwa einigen und zwanzig Hütten. Alles zeigt hier den größten Verfall an. Die wenigen hier wohnenden Indianer schienen ein träges, unempfindliches Völkchen. Um so mehr mußte uns eine junge Indianerin vom Stamme der Passé interessiren, welche vom Yupura, wie es schien, als Sclavin, hieher gebracht worden war. Sie war das vollkommenste Schwarzgesicht, welches wir bis jetzt gesehen hatten. Die Tätowirung bildete eine halbe Ellipse, welche unter den Augen mit einem seichten Bogen anfing, und sich, den größten Theil der Wangen einnehmend, bis in die Kinngrube verschmälerte. Die Nase war nicht tatowirt, die pechschwarzen Haare waren über die Stirne abgestutzt, auf dem Hinterkopfe mit einem breiten Bastbande zusammengezogen und mit einem portugiesischen Kamme geziert. Die gutmüthige Naivität verlieh dem seltsam verunstalteten Gesichte einen Ausdruck, der neben den häßlichen Zügen eines jungen, ebenfalls gefangenen Mirauha mit durchbohrten Nasenflügeln, doppelt interessant erschien. Es lag etwas unendlich Rührendes in dem stummen Gebärdenspiele des so gänzlich verwaisten Naturmäd-

chens. — Auf der westlichen Seite von Serpa bestehen die Ufer des Stromes meistentheils aus Sand, mit etwas Dammerde und Schlamm gemengt, darüber aus Thon von grauer, gelblicher oder grünlicher Farbe. Unsere Indianer ließen sich den letzteren zu der Mandiocca und dem Pirarucúfisch schmecken, und wir hatten von nun an oft die Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der seltsame Gebrauch des Erdeessens allen indianischen Anwohnern bekannt, wenn schon nicht von allen geübt sei. Ich zweifle nicht, daß das Erdeessen aus einer dem Hunger zwar verwandten, jedoch nicht mit ihm identischen Sensation hervorgehe. Unsere Indianer konnten uns auf die Frage, warum sie ohne Mangel zweckmäßiger und beliebter Speise diesen feinen Thon gleichsam als Zuspeise verzehrten, keine andere Antwort geben, als daß ein unbestimmtes Wohlbehagen erfolge, wenn sie sich den Magen mit einer mehrere Unzen schweren Portion beladen hätten. Die Gefräßigkeit dieser Völker, und vor allem der Mangel eines sorgfältigen Maaßes der Nahrung, welche unentwickelten Kindern zugetheilt wird, dürfte eine Erweiterung und Erschlaffung des Magens zur Folge haben, wodurch die Sensation eines unbefriedigten Hungers geweckt wird.

Am 14. Okt. kamen wir an dem Furo de Arauató, der westlichsten oder sechsten Mündung des Lago de Saracé, vorüber. Die durch diese Abflüsse gebildeten Inseln sind von ebener Oberfläche. In ihrer dichten Waldung erlegten wir einige jener großen und schönen Hühnerarten, welche bei uns Hocco, in der Linqua geral Mutumúm genannt werden. Die Einwohner der Amazonas hegen diese Vögel, welche für Amerika die Stelle unseres Haushuhns zu vertreten scheinen, in ihren Höfen; aber es gelingt nur selten, sie daselbst zur Paarung zu bringen. Für ihre Zauberer und Aerzte der Indianer sind besonders folgende Vögel von Wichtigkeit. Der Caracará, ein durch ganz Brasilien vorkommender Habicht, der ein klägliches Geschrei von sich giebt, wird von den Indianern als ein Unglücksvogel angesehen. Seine Begegnung soll Unglück andeuten und nach sich ziehen; und die Zauberer geben vor, daß sie aus dem Rufe desselben vernehmen, wer von der Horde sterben werde. Seine Dreistigkeit, sich in ihrer Nähe niederzulassen, und gleichsam zuzusehen, was vorgehe, wird so gedeutet, als wenn er von dem bösen Dämon abgeschickt sey, sie zu belauschen. Andere glauben, daß er die Seelen der Abgeschiedenen gleichsam anderen Thieren einimpfe. Nicht minder bedeutsam ist in den Augen der Indianer der Câoà ebenfalls ein kleiner Geier, dessen Hauptnahrung Schlangen sind. Sie halten

ihn für einen Beschützer gegen diese, behaupten, daß er seinen Namen rufe, um die Giftschlangen zu verscheuchen, und ahmen ihn nach, wenn sie durch Gegenden wandern, wo sie sich den Anfällen derselben ausgesetzt halten, in der Meinung sie dadurch zu verscheuchen. Der Schnabel, und, wie Andere wollen, alle Knochen, sollen, in Pulverform eingenommen, ein treffliches Gegengift gegen Schlangenbiß seyn.

Wir hatten den Furo von Arauató passirt, als uns ein furchtbares, aus S. vom Madeira herziehendes, Donnerwetter überfiel. Es dauerte zwei Stunden lang, und wir mußten uns glücklich schätzen, an dem hohen Ufer einer Insel Schutz gefunden zu haben. Solche Gewitter sind hier besonders in der Regenzeit häufig. Während wir vor Anker lagen, ruderte ein Kahn voll Indianer auf uns zu, die in unserer Nähe das Gewitter abwarten wollten. Es waren Bewohner von Sylves, und auf der Reise nach der Praya de Tamanduá im Madeira begriffen, wo sie Schildkröteneier sammeln wollten. Lauter wohlgebaute Männer, mit angenehmen Gesichtszügen, gesprächig, und zum Theil der portugiesischen Sprache mächtig. Keiner von ihnen hatte ein nationales Abzeichen, und sie wußten nicht, von welchem Stamme sie sich herschrieben. Einer derselben trug einen Amazonenstein, ein Parallelogramm von anderthalb Zoll Länge und zwei Linien Dicke, mit zwei Löchern durchbohrt, an einer Schnur von Baumwolle am Halse, und legte so großen Werth auf dieses Amulet, daß er es um keinen Preis verhandeln wollte. Er hat die Form eines Säbels oder einer Schlachtkeule mit einseitigem Griffe. Der Stein ist so sauber und scharf geschnitten und polirt, daß es räthselhaft bleibt, wie ihn Indianer, denen der Gebrauch irgend eines Metalles fremd war, in dieser Art bearbeiten konnten. Diese Steine sind übrigens nicht das einzige Amulet, welches sie gegen Krankheiten, Schlangenbiß und andere Uebel am Halse tragen. Gleiche Kräfte schreiben sie dem Muraqué-itâ, einem aus dem Rücken der großen Flußmuschel geschnittenen, unförmlichen Halsschmucke, der Perlmutter oder irgend einem großen abgerundeten Fischknochen zu.

Am 15. Okt. erblickten wir die Mündung des großen Madeirastromes. Obgleich sie durch eine bedeutende Insel getheilt erschien, hatten wir dennoch vom nördlichen Ufer bis in jenen Strom ein wahres Meer von süßem Wasser vor uns. Nach Mittag gelangten wir an die hohen und steilen Ufer von Mattary, Auf der Südseite sahen wir kleine Sandinseln aus dem Gewässer hervortreten, welche mit einer unzähligen Schaar von Wasservögeln

aller Art bedeckt waren. Ihr Geschrei tönte verworren zu uns herüber, und sie schienen durch keinen Lärm oder Annäherung der Menschen verscheuchbar. Zwischen den großen Störchen und den Enten herrscht beständiger Streit, welchem der weißfiedrige Reiher gewöhnlich von einem Baume neutral zusieht. Auf einer anderen Insel lag ein todtes Krokodil, um das eine Menge von Geiern beschäftigt war. Unsere Indianer machten uns darauf aufmerksam, daß ein Königsgeier eben erst von jenem Leichname aufgeflogen sei, und den übrigen freies Spiel gelassen habe. Je höher die Ufer des Stromes anstiegen, um so schwieriger ward unsere Schifffahrt wegen Zunahme der Strömung. Diese war vorzüglich stark oberhalb der Ponta de Mattary, so daß wir nur mit Hülfe von am Ufer angebundenen Stricken das Fahrzeug aufwärts ziehen konnten. An einer Stelle, wo sich die Fluth im Halbkreise um eine mehr als zwanzig Fuß hohe Sandsteinwand herumbewegte, wurden zwei starke Seile an den Uferbäumen und am Vordermaste befestigt und des kräftigen Zuges unserer Indianer ungeachtet, brauchten wir mehrere Stunden, die Strömung zu überwinden. Nach Mittag ward die Arbeit auf ähnliche Weise fortgesetzt, und während die Montaria die Seile an's Ufer vorausstrug, glaubten wir uns plötzlich eines frischen Windes erfreuen zu können, der von O. her die Fluth zu kräuseln begann. Allein in einem Nu bedeckte sich der ganze Himmel mit schwarzen Wolken; die Wellen des Stromes bäumten sich vor uns auf, und unter fürchterlichem Donner fiel eine schwere Windsbraut auf das Schiff nieder. Binnen drei Minuten war der helle Tag zu so tiefer Nacht verdunkelt, daß wir die Ufer nicht mehr oder nur beim Scheine der Blitze erkannten, und obgleich wir so glücklich waren, die eben entfalteten Segel wieder einzurollen, jagte uns dennoch der Sturmwind zugleich mit dem Regen pfeilschnell stromaufwärts, so daß wir in wenig Minuten fast eine halbe Meile zurücklegten. Doch gelang es endlich, das Schiff am Ufer unterzubringen, auch hatten wir die Freude, die Montaria nach dem Sturme unversehrt herbeikommen zu sehen, und ausser einer zerbrochenen Segelstange nur den Verlust einiger Papageien zu beklagen, welche in der Verwirrung von dem Verdecke in's Wasser hinabgestreift worden waren. Dieser plötzliche Sturm, der heftigste, den wir auf unserer ganzen Schifffahrt zu bestehen hatten, bewährt die Nothwendigkeit schärfster Beobachtung der Wetterveränderungen über dem Strome. Dießmal war es nur ein gutes Glück, was das Fahrzeug stromaufwärts, und nicht gegen die steile Küste führte, wo es ohne Zweifel ge-

scheitert und mit uns untergegangen wäre. Dieß heftige Gewitter hatte einen höchst merklichen Einfluß auf die Temperatur. Sowohl wir, als die Indianer fühlten Kälte, und selbst die Insekten schienen davon ergriffen, da sie mit verdoppelter Wuth emsig zwischen unsern Kleidern einzudringen sich bemühten. Während der Nacht nahm der, am Tag mit düsteren und tiefen Wolken behängte, Himmel eine wahrhaft grausige Schwärze an, und dann herrschte eine Melancholie in dieser einsamen Natur, die ich nicht zu schildern versuche. Auf ähnliche Weise hatten wir vier Tage lang mit dem Wechsel einer schwülen Hitze, furchtbar heftigen Gewittern und kühlen, schwermüthigen Nächten zu kämpfen, und bei gänzlichem Mangel des Windes ging die Schifffahrt nur äußerst langsam von Statten. Es schien uns, als nähme die Gewalt der Strömung täglich mehr zu, je mehr sich die thonigen Ufer erhoben. Dabei bot weder die Vegetation, noch das Thierreich einen erheiternden Wechsel. Einige arme Ansiedler, Indianer und Mamelucos, kamen in kleinen Nachen herbei, um gegen eine Schildkröte etwas Branntwein einzutauschen. Sie schienen sorglos und ohne Bedürfnisse; auch trugen die einzelnen Häuschen, welche hie und da am Hochufer erschienen, und die kleinen Anpflanzungen von Tabak und Baumwolle den größten Mangel an Industrie zur Schau. Am 22. Okt. vor Tagesanbruch setzten wir von der Südseite des Stromes in nordwestlicher Richtung über, und gegen Mittag warfen wir im Hafen der Barra do Rio Negro Anker. Wir hatten zu der Fahrt von Pará bis Rio Negro, die in kleinen Fahrzeugen und bei größter Eile in einem Monate gemacht worden ist, drittehalb Monate gebraucht.

Aufenthalt in der Fortaleza da Barra do Rio Negro, und Ausflüge in der Umgegend.

Der Reisende athmet freier, sobald er sich aus den Niederungen am Amazonas auf die höheren Ufer des Rio Negro versetzt sieht. Diese reinlichen Sandufer werden niemals von den Fluthen des Hochwassers gänzlich überschwemmt; sie sind deßhalb frei von dem verworrenen, unreinlichen Igabowalde, der sich längs dem Amazonas hin erstreckt. Aus gleicher Ursache nehmen sie auch jene Schwärme von Mosquiten nicht auf, die den Reisenden bis hierher verfolgt haben. Der Wald längs den Ufern erscheint, selbst von weitem gesehen, regelmäßiger geschlossen, und in der Nähe mit der herrlichsten Auswahl großer, schönfarbiger Blüthen geschmückt. Einfach und monoton zieht er sich längs den Ufern hin, die sich nirgends zu Bergen erheben, oder zu steilen Schluchten vertiefen; doch ist das Terrain ungleich, hie und da mit Hügeln wechselnd, und zahlreiche kühle Bäche, welche aus dem nördlichen Festlande in den Strom herabeilen, bringen Leben und Mannichfaltigkeit in die waldbedeckten Niederungen, während die Höhen, bisweilen durch Menschenhände in Wiesen umgewandelt, jene heitere Aussicht auf grüne Flächen darbieten, denen der Reisende hier so selten begegnet. Zu allen diesen Reizen gesellt sich die majestätische Ruhe eines Aequatorialklima, welches frische Morgen, einen glühenden Mittag, labend kühlende Abende und heitere Sternennächte in gleichmäßigem Wechsel heraufführt. Mit den seligsten Empfindungen erfüllt sich das Herz des Menschen, der, den düsteren Wäldern des Amazonas entrückt, die milde Gluth dieses Tages, die ernste Stille dieser Nächte genießen kann. Die

Zahl der Einwohner ward uns auf mehr als dreitausend angegeben; jedoch findet sie sich nie vollständig in dem Orte, da ein Theil der Familien in entlegenen Fazendas oder Fischereien hauset, und nur bei den größten Kirchenfesten hierher kommt. Barra do Rio Negro liegt am nördlichen Ufer des Rio Negro, auf einem ungleichen, durch mehrere kleine Bäche zerschnittenen Terrain, und besteht, wie alle übrigen Villas, fast lediglich aus einstöckigen Häusern, deren Wände aus Balken, Flechtwerk und Lehm, die Dächer meistens aus Palmblättern erbaut sind. Die Häuser liegen weit auseinander, und bilden einige unregelmäßige Straßen. Das unseres Freundes Zany schien das stattlichste von allen, und hatte selbst vor der Residenz des Gouverneurs voraus, aus zwei Stockwerken erbaut zu seyn. Es fehlt übrigens in diesen Wohnungen an Bequemlichkeiten, welche in heißen Ländern Bedürfniß sind; und obgleich so weit vom Ocean entfernt, findet man dennoch zahlreiche Spuren des Handels in Meubeln, vorzüglich aber in kleineren Geräthschaften des Hausrathes. Nebst der, dem Gouverneur von Pará untergeordneten, höchsten Autorität, residiren hier der Ouvidor und der Generalvicarius der Provinz. Es fehlte noch an einem Arzte, Apotheker und Schullehrer. Der größte Theil der Bevölkerung, neue Einwanderer aus Portugal, oder Abkömmlinge von diesen, meistens mit indianischer Blutmischung, betreibt Handel mit den Produkten seiner Fazendas und den, im Tausche von Indianern erhaltenen, Naturerzeugnissen. Doch ist dieser Handel verhältnißmäßig sehr geringfügig, und der bereits in Santarem bemerkliche Mangel an baarem Gelde, wird hier immer fühlbarer. Aus diesem Grunde sieht sich die Regierung veranlaßt, die Renie der Provinz nur durch den Zehent der Naturerzeugnisse zu erheben. Einen sehr beträchtlichen Theil des Zehnts macht die Abgabe vom Schildkröteneierfett aus. Sie dürfte etwa tausend Töpfe betragen. Der Zehent ist übrigens auch auf Hühner, Schweine u. s. w. ausgedehnt, und Generalpächtern überlassen. Die Staatsdiener übernehmen gewöhnlich einen Theil des Zehents statt der Besoldung.

Die Annehmlichkeit des Aufenthaltes in der Barra do Rio Negro wurde durch die geselligen Tugenden unseres Reisegefährten Zany und seiner Freunde erhöht; doch drohte uns in den ersten Tagen ein seltsamer Vorfall Verdruß zu machen. Wir hatten nämlich mit denjenigen Indianern, welche uns noch fernerhin zu begleiten entschlossen waren, das uns angewiesene Haus bezogen, und angefangen, den gewohnten Geschäften nachzuhängen, als



unser nächster Nachbar, ein wackerer Bürger, erschien, und sich über mancherlei Diebstähle beklagte, die seit unserer Ankunft in seinem Hause, mit eben so viel Keckheit als Muthwille ausgeführt, sich fast täglich wiederholten, und keinen Zweifel ließen, daß sie einem unserer Begleiter zugeschrieben werden müßten. Bald fehle die im Hofe zum Trocknen aufgehängte Wäsche, bald Küchengeräthe, ja sogar das bereits zum Feuer gestellte Gerichte. Die zusammengerufene Mannschaft wußte ihre Unschuld gründlich zu erweisen, so daß uns nichts übrig blieb, als den Nachbar zu strengerer Aufsicht zu ermahnen. Einige Tage später war er auch so glücklich den Thäter zu ertappen, und brachte ihn, da er allerdings uns zugehörte, herbei; es war ein großer Coatáaffe, den wir frei umherlaufen zu lassen pflegten. Das Thier hatte dem angebornen Triebe zum Stehlen mit großer Schlauheit gehorcht, und alles gestohlene Gut neben seinem Neste verborgen; es war erwischt worden, als es den gewohnten Weg über das Dach herabkam, um den Fleischtopf am Heerde auszuleeren. Diese drollige Geschichte gab Veranlassung zu mannichfaltigen Erzählungen von den Eigenthümlichkeiten des Coatá. Man könnte ihn den Orang-Utan Brasiliens nennen, da er der größte, thätigste und schlauste aller hier einheimischen Affenarten ist. Er wohnt einzeln in dichten Urwäldern, über deren höchste Aeste er sich mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit mittelst der langen Arme und des langen Wickelschwanzes hinschwingt. In der Gefangenschaft nimmt er den Charakter eines harmlosen Schwankmachers an, und wird daher von den Einwohnern häufig gezähmt gehalten. Allgemein gehen fast durch alle Indianerstämme Brasiliens die dunklen Ideen von Geistern und spuckenden Unholden hindurch. Der Indianer kennt fast überall drei Arten von bösen Geistern: Jurupari, Gurupira und Uuaimara. Die Natur des Jurupari ist böse, und er thut sich den Menschen in allen ungünstigen Schicksalen kund, denen sie ausgesetzt sind. Seuchen, reißende Thiere, schädliche, elementarische Einflüsse werden von dem Indianer nicht etwa als durch den bösen Geist gesendet, sondern als dieser selbst in concreter Erscheinung gedacht. Dem Pajé wird nicht selten ein unmittelbarer Verkehr mit dem Jurupari und die Fähigkeit zugeschrieben ihn herbeizuschwören. Jedoch erscheint der Dämon niemals in menschlicher Gestalt; er verschwindet eilig wieder, und berührt somit nur flüchtig, gespensterhaft, die Schicksale der Menschen. Minder schrecklich als Jurupari ist der Gurupira, ein neckischer Waldgeist, welcher den Indianern unter allerlei Formen begeg-

net, sich mit ihnen wohl auch in Gespräche einläßt, feindliche Gefühle zwischen einzelnen Personen erweckt oder unterhält, und mit Schadenfreude dem Ungemache oder Unglücke der Menschen zusieht. Als ich in der Barra do Rio Negro einst einen gewandten Indianer, der von den Fluren am Rio Branco hierher gekommen war, auf eine Excursion in den Wald mit mir nahm, verlor er, von Jugend auf an die offenen Fluren gewohnt, in der Nacht des Waldes den Weg, und wir irrten einige Stunden lang umher, wobei seine Aengstlichkeit immer mehr zunahm. Tief einherziehende Gewitterwolken erkälteten die Luft, und machten eine Eidechse vor Verstarrung auf meinen Nacken herabfallen. Von diesem Augenblicke an war es um die ruhige Ueberlegung des Indianers vollends gethan. Aiqué timá catú, aiqué Gurupira, (Hier ist es nicht geheuer, das ist der Gurupira!) murmelte er zwischen den Zähnen, und mit Entsetzen sah er, wie ich den vermeinten Dämon in meiner Botanisirkapsel aufbewahrte. Wir verloren uns immer tiefer in den Wald, und da endlich mein erschrockener Führer bis zur Hälfte des Leibes in einen mit Gras bewachsenen Sumpf versank, blickte er mit der sprechenden Gebärde auf mich zurück, als sei er schon in der Macht des Unholdes. Er zitterte am ganzen Leibe, und ich konnte ihn nur langsam, nach mehrmaligem Ausruhen, vorwärts bringen, bis ich so glücklich war, das Ufer des Stromes wieder zu gewinnen. Noch scheuer war ein Indianer vom Stamme der Catauxis, mit welchem ich in Coari botanisiren ging. Jeder krumme Ast oder abgestorbene Baumstrunk, jede seltsame Verschlingung von Sipôs erschreckte ihn, und seine Furchtsamkeit schien in dem Grade zuzunehmen, als sich, mit Verzögerung der Rückkehr, die Sensationen des Hungers bei ihm einstellten. Er fand sich nicht eher zurecht, als bis er auf einen mit eßbaren Früchten beladenen Baum stieß, über dessen rothe Beeren er mit Heißhunger herfiel. Sobald er sich hier genug gethan hatte, nahm sein Muth wieder zu, und es schien, als wären die phantastischen Gebilde seiner Furcht nur aus dem leeren Magen aufgestiegen. So wie der Gurupira die dichten Wälder unsicher machen soll, halten die Anwohner der großen Flüsse die Gewässer von anderen Unholden bevölkert, welche sie Ypupiara nennen. Dieses Wort, eigentlich Herr des Gewässers, ist wohl dasselbe, welches von den, tief im Inneren des Landes wohnenden, Indianern für ein, mit rückwärts stehenden Füßen oder mit einem dritten aus der Brust hervorgewachsenen Schenkel versehenes, Unthier (Waldteufel) gebraucht wird, dem man um so näher komme, je

weiter man sich von ihm zu entfernen glaube, und das seine Wuth an dem einsamen Wanderer auslasse, indem es ihn mit verschränkten Armen erdrossele. Wenn ein schlafender Indianer, von einem Krokodil aus dem Kahn in's Wasser gezogen, verschwindet, so ist dieß das Werk des bösen Ypupiara gewesen. Ein Dämon von einer ganz untergeordneten Natur ist der Uaiuára (etwa Waldherr?), der den Indianern gewöhnlich unter der Gestalt eines kleinen Männchens oder eines gewaltigen Hundes mit langen, klappernden Ohren zu erscheinen pflegt. Er läßt sich, wie das wilde Heer in der deutschen Sage, am furchtbarsten um Mitternacht vernehmen. Auch die Irrlichter, welche die Portugiesen unter der Form eines kopflosen Pferdes darstellen, sind ihnen feurige Gespenster. So hat die verdüsterte Phantasie des rohen Urmenschen Amerikas ihn von allen Seiten mit Larven und furchtbaren Gestalten umgeben, von deren Einflusse sich seine eingeschüchterte Gemüthsart nie befreien kann; und in allen Handlungen hat er Furcht und Schrecken zu steten Begleitern. Vielleicht durch diese Gespensterfurcht veranlaßt, hängt er hie und da Gegenstände aus seinem täglichen Leben, z. B. Waffen, Büschel von Kräutern oder Vogelfedern, in der Einsamkeit des Waldes auf, entweder als stilles Opfer, den schwarzen Mächten zur Sühne dargebracht, oder als ermuthigende Zeugen, daß diese, an düsteren Eindrücken so reiche, Einsamkeit, bereits schon von menschlichen Wesen durchwandert, dadurch dem Einflusse böser Dämonen entzogen sey.

Wenn wir uns in den Wäldern weiter von der Barra entfernten, ward eine Begleitung bewaffneter Indianer nothwendig geachtet, weil die Gegend nicht selten von Onzen durchstreift wird. Zur Barra zurückgekehrt, belohnten wir die Begleiter durch einige Flaschen Branntewein, und ermunterten sie, ihre Gesellschaftsspiele zu spielen. Unter diesen ist der Fischtanz das beliebteste. Die Gesellschaft schließt einen Kreis um einen, der den Fisch vorstellt, und vom Chor gefragt wird, welche Art von Fisch er sey, worauf er antwortet: ich bin eben ein Fisch. Während der Kreis alle Namen von Fischen im monotonen Gesang absingt, und dem Gefangenen mit dem Betäubungsmittel des Timbó oder mit Fischreußen droht, sucht dieser den Reihen zu entschlüpfen, und wo es gelingt, muß derjenige in den Kreis eintreten, dessen Nachläßigkeit die Flucht gestattete. So einfach dieses Spiel ist, so fesselt es dennoch die Indianer ganze Tage lang, besonders wenn irgend ein geistiges Getränk vorhanden ist, ihre Fröhlichkeit zu steigern. Ein anderes Spiel, dem die Indianer mit noch größerer Leidenschaft

nachhängen, kommt dem Würfelspiele nahe. Sie haben eine Anzahl kleiner, auf den verschiedenen Flächen mit mehr oder weniger Kerben versehener Stäbe; diese werfen sie, auf den ebenen Boden gelagert, in die Höhe und derjenige gewinnt, dessen Hölzchen beim Herabfallen die meisten Kerben aufweiset. Obgleich von den Geistlichen strenge verboten, wird es dennoch überall gespielt, wo sich Indianer allein und unbelauscht glauben.

Wir verließen die Barra eines Abends, in Begleitung unseres Gastfreundes und des Herrn Gouverneurs, welcher überdieß einen Besuch in den Fischereien der Regierung vorhatte. Die Fahrt von einigen Stunden brachte uns aus den dunkelbraunen Gewässern des Rio Negro in den Amazonas, auf eine ausgedehnte Sandbank, wo die Hangmatten an eingerammelten Pfählen aufgehängt, und die meisten Indianer mit Fischfang beschäftigt wurden. Während wir ihnen bei dieser heitern Arbeit zusahen, kamen einige unter ängstlichem Geschrei, daß eine Jacarénamboya umherfliege, vom Innern der Sandinsel hergerannt, stürzten sich in den Strom, und tauchten so lange, als es ihnen möglich war, darin unter. Zu unserem Erstaunen vernahmen wir, daß die Indianer den Laternenträger für ein höchst giftiges Insect hielten, und sich vor den Stichen desselben auf diese Weise zu sichern suchten. Die seltsame Gestalt des Thierchens hat bei so abergläubigen Menschen diese ungegründete Furcht, und wahrscheinlich auch den Namen der so viel als Krokodilschlange bedeutet, veranlaßt. Wir fingen noch an jenem Abend einige derselben, zum größten Grauß der Indianer. Der Laternenträger fliegt schnell, in großen Kreisen, und erscheint besonders am Abend über den Sandinseln. Wir haben niemals bemerkt, daß er leuchtet; auch wissen davon die Indianer nichts. Am folgenden Morgen setzten wir die Reise am nördlichen Ufer des Solimoês stromaufwärts fort, und passirten die der Regierung zugehörige Caffeplantage von Caldeirão. Obgleich die Anlage erst wenige Jahre bestand, lieferte sie doch jährlich schon dreihundert Arrobas eines ganz vortrefflichen Caffe's. Die Bohnen sind groß, schwer und sehr aromatisch, so daß der Caffe von Rio Negro bei zweckmäßiger Zubereitung eine beliebte Sorte werden dürfte. Manacarú liegt auf der südlichen Seite des Solimoês, wohin wir nun zwischen ausgedehnten Inseln übersetzten. Am Spätabend traten wir in einen Kanal, auf welchem wir, ohngefähr eine halbe Meile landeinwärts, bis zur Fazenda unseres Freundes gelangten. Das Terrain ist jeder Art von Cultur fähig. Der Eigenthümer hat bereits 20,000 Caffee- und eben so viele

Cacaobäume in Reihen gepflanzt, welche einen großen Raum hinter dem Wohnhause einnehmen. Vor diesem stehen, in ein Viereck vereinigt, die Hütten zur Aufbewahrung der Erndten, die Spinnstube und Schmiede, und zur Seite die Wohnungen der Sclaven und der Indianer. Sr. Zany hatte vorzüglich Passés, Juris und Macunás in seinem Dienste, die er veranlaßt hatte, aus den Wäldern am Rio Yupurá zu ihm herabzukommen. Die beiden ersten Stämme, gewöhnlich **Yuru-pixuna** (Schwarzmäuler) genannt, zeichnen sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Anhänglichkeit an ihre Pflegherren aus. Alle diese gezähmten Indianer zeigten einen frohen und heiteren Ausdruck, die Folge ihres jetzigen, so günstig gegen die Sorgen und Unruhen in den Wäldern abstechenden, Zustandes. Die in der Nähe von Manacarú angesiedelten Muras hatten kaum unsere Ankunft vernommen, als sie bei dunkelnder Nacht in großer Anzahl mit der Absicht herbeikamen, gegen die Freudenbezeugung wegen Rückkehr ihres Schutzherrn einige Flaschen Branntwein zu erhalten. Es waren etwa sechzig Personen, Männer, Weiber und Kinder. Die Erwachsenen erschienen zwar insgesammt bekleidet, aber ihr unreinlicher Aufzug, besonders die wildverwirrten Haare, welche über die schwarz- und rothbemalten Gesichter hinabhingen, ließ errathen, daß dies wider ihre Natur und nur auf Befehl unseres Wirthes geschehe. Sobald der Mond aufgegangen war, ordneten sie sich im Hofe zum Tanze an. Sie bildeten, einander bei den Händen fassend, einen großen Kreis, der auf der einen Seite die Weiber und Kinder, auf der andern die Männer enthielt. Wenn der Anführer, ein stämmiger Mann, dessen Auszeichnung in einem Büschel schwarzer und gelber Federn bestand, die er am Vorderkopfe angebunden hatte, das Zeichen gab, so bewegte sich der Kreis im Dreischlag stampfend, bald rechts bald links herum, dabei ertönte das Turé und ein furchtbares Unisono, das Männer und Weiber bald abwechselnd, bald gemeinschaftlich hervorschrieen. Der Wechselgesang ward uns folgendermaßen übersetzt: die Männer: „Hier ist dein Teufel; wer will mich heirathen." Die Weiber: „Du bist ein hübscher Teufel; alle Weiber wollen dich heurathen." Dieser fast Stunden lang fortgesetzte Tanz und das wilde Geschrei der ausgelassenen Menge begann endlich auch unsere zahmen Indianer zu erhitzen. Sie erbaten sich einen eigenen Tanzplatz und fingen an, fast mit gleicher Ausgelassenheit umherzuspringen, wobei sie folgenden einfachen Gesang wiederholten: **Xe kyryretà poranga-eté oerá taguá maiabé.** (Meine Brüder sind schöner als ein gelber Vogel). Je länger die Festlichkeit dauerte, um so mehr nahm die bachantische Wuth der Tanzenden zu. Keine Abmahnung vermochte

sie zurückzuhalten, so daß wir uns lange schon zur Ruhe zurückgezogen hatten, während ihr wilder Lärm fortdauerte. Am andern Morgen fanden wir ziemlich spät unsere Leute in ihren Hangmatten, und bei einem Besuche in dem Bivouac, den die Muras südlich von der Fazenda an der Lagoa de Manacarú aufgeschlagen hatten, erfuhren wir, daß sie Alle am frühen Morgen ein Bad genommen, und sich dann in ihre Hütten begeben hätten, wo wir die Männer schlafend, die Weiber mit Kochen beschäftigt, antrafen. Mehrere dieser herumziehenden Muras werden als gewandte Fischer von den benachbarten Ansiedlern benützt; denn überhaupt sind alle Höfe in diesen Gegenden auf Fischfang eingerichtet nnd berechnet; so auch hier in Manacarú. Ein Ableitungskanal der Lagoa de Manacarú, welcher sich in den Stromast mündet, auf welchem wir angekommen waren, ist in der Nähe der Wohnungen mit einem Dache für die Canoas und einem Gerüste versehen, worauf die gefangenen Fische ausgeweidet und eingesalzen werden. Solche Fischereien sind vorzugsweise auf den Fang des Pirarucù berechnet, weil dieser große, oft fünfzig bis sechzig Pfund schwere, Fisch sich am meisten zum Einsalzen und Trocknen eignet. Man erlegt ihn mit dem Harpun, oder mit Pfeilen; seltener wird er in Netzen gefangen. Die Zubereitung in der Fischerei ist einfach und schnell. Kopf, Eingeweide, Rückenwirbelsäule und Schuppen werden in das Wasser geworfen; das Fleisch wird in großen Stücken von den Knochen abgeschnitten, eingesalzen und an der Sonne, oder auch über einem Feuer getrocknet. Unglaublich groß ist die Menge dieses Fisches, welche alljährlich in den, theils der Regierung gehörigen, theils von Privaten unterhaltenen, Fischereien eingesalzen wird. Er vertritt hier vollkommen die Stelle des Stockfisches, und macht die wichtigste Speise der arbeitenden Klasse aus. Die übrigen kleineren Fische werden in geringerem Verhältnisse gesalzen und getrocknet, aber um so häufiger frisch verzehrt. Die Fischerei des Pirarucú wird am vortheilhaftesten in denjenigen Monaten getrieben, wenn der Strom entleert ist, und Gleiches gilt von dem Delphin, der uns in den Gewässern des Amazonas um so häufiger erschienen war, je weiter wir uns nach Westen begeben hatten. Es ward beschlossen, hier auf diese beiden Thiere für unsere Sammlung Jagd zu machen, und schon am ersten Tage ward ein großer Delphin herbeigebracht, den die Muras harpunirt hatten. Dieser Delphin bewohnt die tiefen klaren Buchten des Stromes. Nicht selten erschienen uns ganze Rudel derselben, pfeilschnell an der Oberfläche des Gewässers herumschwimmend, untertauchend und im Heraufkommen plätschernd Was-

ser um sich herspritzend. Sie erheben bisweilen nicht blos die spitzige Schnautze, sondern auch einen Theil des ganz haarlosen, sieben bis acht Fuß langen Leibes aus dem Wasser. Ihre Nahrung besteht nicht blos aus kleinen Fischen, sondern auch aus allerlei, in den Strom fallenden Früchten. Der Delphin ist übrigens für die Anwohner des Stromes minder wichtig, als die andern großen Wasserthiere, denn sein Fleisch ist hart und von einem etwas thranigen Geschmacke. Auch ist die Lage weißen Speckes unter der Haut nicht so ergiebig, als die des Lamantin. Aus dem dicken Felle machen die wilden Indianer Schilde, und in der Höhle eines reinlich skeletirten Delphinschädels heben sie bisweilen ihr Paricá- oder Ypadúpulver auf. — Die thierischen Abfälle an der Fischerei hatten eine große Menge von Kaimans herbeigelockt, welche bald ruhig hin- und herschwimmend, bald den Fluß mit dem Schwanze schlagend oder abwechselnd auf- und untertauchend, sich um die Nähe arbeitender Menschen nicht zu kümmern schienen. Schon öfters hatten wir diese Unthiere vorzüglich an solchen Orten in Menge bemerkt, wo sie durch Fleisch oder Blut angelockt worden waren; noch nie aber bot sich uns ein gleich furchtbares Schauspiel dar. Man hat im Allgemeinen eine zu milde Vorstellung von dem amerikanischen Krokodil; weder an Größe noch an Gefräßigkeit und Bösartigkeit steht es dem afrikanischen nach. Die Thiere, welche hier in einer Gesellschaft von sechzig und mehr Individuen heimisch geworden zu seyn schienen, maßen fünfzehn bis vier und zwanzig Fuß. Zwei Skelete, die wir von dort nach München brachten, haben zwölf Fuß Länge. Die Indianer versicherten uns, daß das stärkere unter ihnen von einem fünfzehn bis zwanzig Jahre alten Thiere seyn dürfte. Es kostete wenig Mühe, einige dieser gefräßigen Ungeheuer zu fangen. Der aufgeblasene Magen einer Schildkröte, im Innern mit einem großen Hacken bewaffnet, ward an einer eisernen Kette von dem Gerüste der Fischerei aus zwischen die Krokodile hinabgelassen, unter denen alsbald ein Streit wegen der Beute entstand. Von allen Seiten schwammen sie herbei und schnappten nach dem Köder, den endlich dasjenige festhielt, welches den furchtbaren Rachen am weitesten aufgesperrt hatte, um ihn zu verschlingen. Als sich das Ungethüm festgebissen hatte, war große Kraft nöthig, es von der Flucht in die Tiefe abzuhalten, und es unter gräulichem Schnarchen und Schlagen mit dem Schweife an das Land zu ziehen, wo seine Fesseln an einen Baum befestigt wurden, und wir es einen Tag lang sich selbst überließen, bis ein kühner Mura ihm den Unterleib aufschlitzte und es durch Verletzung der edlen Eingeweide

würde. Gewöhnlich werden die Thiere mit Keulen erschlagen, was wir zur Erhaltung des Skeletes vermeiden wollten. Es ist bekannt, daß die Wilden ausser der eben beschriebenen Weise, den Kaiman zu tödten, noch die einfachere üben, ihn seines Gebisses zu berauben, indem sie ihm ein weiches Stück Holz vorhalten. Hat er sich darin verbissen, so kann man ihm ohne Gefahr den Kopf zerschmettern. So mährchenhaft es auch klingen mag, ist es doch wahr, daß die Indianer dem Thiere bisweilen auf den Rücken springen, und ihm das weiche Holz der Ambaúva, wie einen Zaum in den Rachen geben. Uebrigens zielen sie immer nach den Augen, wenn sie sich, was nicht selten geschieht, von dem Thiere überfallen sehen; und die kleinste Wunde veranlaßt es dann, von seiner Verfolgung abzustehen. — Nach dem Fange eines Krokodils blieb uns noch ein dritter Bewohner des Gewässers übrig, den wir ebenfalls in Manacarú erhielten, nämlich der Lamantin oder Manati. Dieser Wall scheint früherhin in Brasilien häufiger gewesen zu seyn, als jetzt. Er bewohnt die Küstenflüsse zwischen Rio de Janeiro und Maranhão, und wurde von den Ansiedlern wegen seines Thrans so stark verfolgt, daß er gegenwärtig fast ausgerottet ist. Nur im Rio de S. Francisco kommt er bisweilen vor. Um so gemeiner ist er aber immer noch im Amazonenstrom. Wegen der Aehnlichkeit mit einem Ochsen nennen ihn die Portugiesen Ochsenfisch, die Spanier Seekuh. Man sieht oft mehrere im ruhigen Wasser beisammen, vorzüglich in den tiefen stillen Buchten des Stromes. Seine Jagd wird, nicht wie die des Delphins in der Stromleere, sondern während der Hochwasser angestellt. Man harpunirt ihn wie den Wallfisch, vorzüglich um des Thranes willen, wovon von einem sogenannten Thranfische 480 bis 500 Gallonen ausgesotten werden können. Das sehr weiße, dem Schweinfleisch ähnliche, mit Fettlagen wechselnde Fleisch, besonders des Unterleibes, ist ein treffliches Gericht. Ich erinnere mich nicht, in Brasilien eine köstlichere Fleischspeise genossen zu haben. Man macht daraus, mit den Därmen des Ochsenfisches selbst, sehr wohlschmeckende Würste, welche als Seltenheit nach Portugal versendet werden. Unter den erheiternden Beschäftigungen, denen wir uns in Manacarú hingeben konnten, muß ich auch des Vogelfanges erwähnen. Die Wälder, besonders des inneren Festlandes, sind mit schönen Taubenarten zahlreich bevölkert, und obgleich es diesen Thieren nicht an Futter fehlt, suchen sie doch mit großer Begierde die ihnen vorgestreuten Gerstenkörner auf. Dieser Köder ward über Nacht in frisch ausgepreßten Mandi-

veckfaft eingeweicht, ein sehr gefährliches Gift für sie. Wenn sie genug der Körner gefressen hatten, vermochten sie nicht, wieder aufzusteigen und fielen zuckend in unsere Hände. Es ist bekannt, daß manche Pflanzer sich des frischen, in der Sonne etwas verdickten Mandioccasaftes auf gleiche Weise bedienen, um die Papageien und andere Vögel von den Verheerungen in der Saat von Mais, Reis und Bohnen abzuhalten. Die Körner nehmen, darin eingeweicht, bald hinreichenden Giftstoff auf, um jene Vögel zu betäuben, wenn sie die aus der Erde hervorgescharrte Saat verschlucken.

Aehnliche Ausflüge, als der nach Manacarú, wobei wir Gelegenheit hatten, die Einförmigkeit zu beobachten, worin das Thier- und Pflanzenreich in den Niederungen am Amazónas überall gleich bleibt, bestimmten uns, die Reise in Westen von der Barro do Rio Negro so weit als möglich auszudehnen. Wir schifften uns mit unserem Begleiter auf zwei Kähnen ein. Der Sergeant ward beordert, in unserem größeren, die Vorräthe führenden Fahrzeuge bis Ega vorauszueilen.

Reise von der Barra do Rio Negro auf dem Solimoês nach der Villa de Ega.

Wir umschifften, um aus dem Rio Negro in den Solimoes zu gelangen, die äußerste Sandspitze zwischen beiden Flüssen. Der Solimoes, in welchem wir uns jetzt befanden, hatte im Durchschnitte eine Seemeile und mehr Breite. Seine schmutzig weißlichen Gewässer erschienen durch mehrere Sandinseln zertheilt, die sich oft in großer Länge ausdehnten. Der Windzug über dieselbe verscheucht die Mosquiten, weßhalb wir von nun an stets auf jenen die Nächte zuzubringen pflegten. Die Indianer waren bald daran gewöhnt, einige Stämme der Oirana abzuhauen, und an einer erhöhten Stelle in den Sand einzurammeln, um unsere Hangmatten daran aufzuhängen. Sie selbst wollten auf der Gewohnheit beharren, zunächst dem Ufer, in den Sand hingestreckt und mit ihren wenigen Kleidungsstücken bedeckt, die Nacht hinzubringen, obgleich wir nicht ermangelten, ihnen die Gefahren eines Ueberfalls von Krokodilen vorzustellen. Mehr als unsere Ermahnungen fruchtete die Erfahrung dieser Nacht. Nachdem sich nämlich die ganze Equipage dem Schlafe überlassen hatte, wurden wir durch ein lautes Geschrei aufgeschreckt, das uns halbbekleidet, mit den Waffen in der Hand, an's Ufer rief. Hier trafen wir alle Indianer im größten Entsetzen, denn ein großes Krokodil war zwischen den Schlafenden an's Land gestiegen, um unsern wohlgefüllten Hühnerkorb zu erreichen, hatte diesen aufgerissen, und war mit der Beute einiger Hühner so eilig zum Wasser zurückgekehrt, daß wir nur noch das Schlagen seines Schweifes bemerken konnten, eh' es in die Tiefe untertauchte. Von nun an gewannen wir es über unsere Indianer, daß sie ihre Lagerstätte weiter landeinwärts in unserer Nähe zubereiteten. Der Zufall hatte übrigens die Ruhe verscheucht, und da inzwischen der Mond hellscheinend hinter Wolken

hervorgetreten war, kehrten wir in die Kähne zurück, und setzten die Reise fort, indem sich die Indianer zum Ruderdienste durch ihren einfachen Gesang ermunterten. Einzig und unauslöschlich sind die Eindrücke, welche der Reisende bei solcher nächtlichen Fahrt empfängt. In der Ruhe und Schweigsamkeit dieser Gegend vernimmt man nichts als das Rauschen der Wellen oder das ferne Geschrei wandernder Affenheerden. Der dichte Urwald tritt bald hell beleuchtet an die Küste vor, bald in düstere Buchten zurück; geisterhaft schwanken die Bilder einzelner Bäume oder heller Uferstrecken über das Wasser, und Alles in diesem wunderbaren Gemälde scheint zu unbeweglicher Ruhe entschlafen, bis auf das nächtliche Firmament, das, erhellte oder schwarze Wolken langsam aus- und über einander schiebend den Strom bald in dunkle Schatten hüllt, bald zum Wechselspiele schimmernder Reflexe beleuchtet. Wir waren nächst der Praya de Pratary an den Mündungen des gleichnamigen Flusses vorbeigefahren. An den Abhängen des Ufers stehen hie und da dichte Gehäge von Pfeilrohr, welche die Wilden für ihre Waffen benützen. Obgleich der Strom noch in ziemlich starker Entleerung begriffen war, so machten doch mehrere Strömungen an den Küsten unseren Ruderern viele Arbeit, und wir waren froh, mit Anbruch des Tages durch einen Ostwind begünstigt zu werden, welcher, den ganzen Tag anhaltend, uns gegen Abend auf die Praya de Goajaratuba brachte. Hier bot sich uns zum erstenmale das Schauspiel einer Lese von Schildkröteneiern und der Zubereitung derselben zu dem Schildkröteneierfette dar. Auf einer Spitze der Sandinsel hatten die Sammler mehrere Hütten aus Palmblättern errichtet; große Haufen von so eben ausgegrabenen Eiern, ganze Kähne voll solcher, die bereits zerschlagen ihren Inhalt aussonderten, dampfende Kessel mit dem Fette angefüllt, und etwa hundert und fünfzig Menschen, Indianer, Mulatten, Neger und einige Weiße, mit diesen manchfaltigen Arbeiten beschäftigt: alles dieses gestaltete sich zu einem uns neuen und, nach der gewöhnten Einsamkeit unserer Reise, erfreulichen Gemälde. In den Monaten October und November, wenn die Gewässer des Stromes einen tiefen Stand erreicht haben, steigen die großen Flußschildkröten, auf gewisse, weithin entblößte Sandinseln, und legen ihre Eier. Das Eierlegen, gleichsam der wichtigste Akt in dem Leben der unbehülflichen Thiere, vereinigt sie in den Monaten October und November, etwa zwanzig Tage lang, zu unzähligen Haufen, die aus den benachbarten Seen, wo sie hinreichende Weide haben, in den Strom, und dann in die Nähe der Sandbänke oder sandigen

Uferspitzen ziehen. Durch einige Wenige wird der Legeplatz ausgewählt, indem sie die Praya umgehen und durchspähen, an mehreren Orten graben, um zu sehen, ob sich die nöthige Tiefe trocknen Sandes findet, und dann wieder zurück kehren. Die geringste Spur von Menschen, oder irgend eine Gewaltthätigkeit gegen diese Späher verscheucht die ganze Schaar, welche dann eine andere Praya aufsucht. Wenn sie Alles sicher glauben, beginnt das Eierlegen. Bei Nacht, vorzüglich im Mondenscheine, kommt dann ein Zug nach dem andern aus der Fluth hervor. Die Weibchen gehen in der Mitte, die bei weitem weniger zahlreichen und kleineren Männchen gleichsam zum Schutze, an den Seiten. Ein dunkles Gewimmel bedeckt nun weithin den weißen Sand, und mit solcher Eile kommen und gehen die Thiere, daß sie dicht neben, ja aufeinander sich den Vorsprung abzugewinnen suchen, und das Wetzen der Schilder, dem Gerassel schwerer Wagen ähnlich, in großer Entfernung durch die stille Nacht gehört wird. Dies Schauspiel, welches ich auf einer Sandinsel im Yupurá gehabt habe, wo wenigstens noch einige Tausend versammelt waren, hat in seiner nächtlichen Unruhe etwas Schauerliches. Auf der Insel angelangt, geht die Schaar unverzüglich an das Geschäft; in unglaublicher Schnelligkeit ist die Sandfläche aufgewühlt, und der Staub verfinstert den Horizont. Das Thier hebt mit den abwechselnd thätigen Hinterfüßen unter sich den Sand heraus und bildet eine Grube, die bisweilen drei Fuß Tiefe hat; es setzt sich senkrecht hinein, legt seine Eier (als deren geringste Zahl 64, als höchste 140, im Durchschnitte 100 anzunehmen ist), indem es sich mit den Vorderfüßen stützt, bedeckt sie wieder mit trockenem Sand und schlägt diesen fest, indem es sich mit dem Brustschilde darauf fallen läßt. Jedes Weibchen braucht zu seinem Geschäfte drei bis vier Stunden. Die Gruben werden auf den flacheren, nicht auf den steilen Rändern der Prayas, bis auf hundert Schritte landeinwärts gebildet, und zwar liegen sie meistens einige Fuß höher, als der tiefste Wasserstand, welcher bald nach dem Eierlegen eintritt. Im Drange des Eierlegens, während welchem man ein leises, abgebrochenes Schnarchen vernimmt, werden nicht selten Einzelne von den Nachbarinnen verschüttet, oder die Nachfolgende wühlt die bereits gelegten Eier hervor, um ihre eigenen in dieselbe Stelle zu bringen. Auch lassen sie sich in dem, einmal begonnenen, Geschäfte nicht mehr irre machen, und man kann unter ihnen herumgehen, ohne Gefahr gebissen zu werden, so lange man nicht einem Männchen begegnet. Die Indianer versichern, daß weiß bekleidete Menschen am sichersten sehen, weil die

Thiere sie dann mit den großen Störchen verwechselten, welche sich bei diesem Anlasse, wie überhaupt oft, auf den Prayas einfänden. Das Geschäft des Eierlegens dauert von Sonnenuntergang bis zur Morgendämmerung, mit stets gleicher, gewissermassen bewußtloser Eile der Thiere. Ist die Zahl der versammelten Schildkröten sehr groß, so beginnt das Eierlegen schon Abends gegen 5 Uhr und endet des Morgens 10 Uhr; gemeiniglich aber hat sich die Schaar schon in den Fluß zurück begeben, sobald die Sonne aufgeht, und nur einzelne Weibchen, die verhindert waren, sich früher ihrer Bürde zu entledigen, laufen ängstlich umher. Diese werden nicht selten eine Beute der Onzen, welche sich jetzt häufig auf den Prayas einfinden, die auf den Rücken gelegten Thiere mit großer Geschicklichkeit zwischen Rücken- und Bauchschild eröffnen, und mit der Vorderpfote alles eßbare herausholen. Die Weibchen halten sich einige Tage am Ufer des Flusses auf, wo sie sich von Gräsern nähren; dann ziehen sie wieder in die benachbarten Seen und Sümpfe zurück, wo sie von den Männchen erwartet werden. Die Orte, wohin vorzüglich viele Eier gelegt worden, erkennt man an den Schaalen, welche zertrümmert umherliegen, und an dem mit dem Eigelb in Massen zusammen geballten Sand. Wenn die Thiere wieder in den Strom zurückgekehrt sind, so unterscheidet nur ein geübtes Auge die Orte, wo sich Eier befinden, durch leichte, bisweilen wellenförmige Erhebungen der Sandoberfläche.

Von der Regierung abgeordnete Wachen beobachten, wann dieß Geschäft auf den Inseln, die gemäß mehrjähriger Erfahrung als die gewohnten Orte erkannt worden sind, vollendet ist, und schützen die Prayas vor den Störungen nomadischer Indianer, besonders der Muras. Hierauf finden sich (vorzüglich um den Neumond Octobers, als der besten Zeit) zahlreiche Sammler, oft aus sehr entfernten Gegenden, ein, und ein eigens dazu bestimmter Aufseher hält Ordnung unter den Ankömmlingen, vertheilt die Lese, und sorgt für die Ablieferungen des Zehentens für das Aerar. Die Wahl für dieses, gewöhnlich sehr einträgliche, Geschäft, geht von dem Gouverneur der Provinz aus, und trifft gewöhnlich Mitglieder der Garnison oder andere angesehene Bürger. Eine genaue Ausmessung der Eierschichten, welche gemeiniglich auf jeder Insel in einer zusammenhängenden Strecke, selten an mehreren Orten vorkommen, wird unter Berathung erfahrener Indianer, vorgenommen, indem man die Grenzen derselben durch lange Stäbe ausmittelt, die beim Einstossen in den Sand mehr Widerstand finden, als in die Nester. Das gesammte Areal wird sodann unter die Anwesen-

den nach Verhältniß der Arbeiterzahl vertheilt, welche jeder Bürger mitgebracht hat. Ein Zehntheil des Ganzen wird als Eigenthum der Krone mit einer Flagge bezeichnet. Sobald die Vertheilung geschehen ist, fallen die Anwesenden, Jeder über seinen Antheil her, und wühlen ihn auf mehrere Fuß, so tief als Spuren von Eiern vorhanden sind, um. Die Eier liegen bald in einer bald in mehreren Schichten über einander, dem gemäß die Ausbeute an verschiedenen Orten der Praya verschieden ausfällt. Man beeilt sich, die Ausgrabung in kürzester Zeit zu vollenden, weil die Eier nach sieben bis acht Tagen in Fäulniß übergehen. So entstehen denn in wenigen Stunden ungeheure Eierhaufen von fünfzehn bis zwanzig Fuß Durchmesser bei verhältnißmäßiger Höhe, ein seltsamer Anblick; und die vorher flache Sandebene wird, in Gräben und Hügel aufgewühlt, der Ausgleichung durch die Hochwasser überlassen. Am frühen Morgen werden dann Böte bis zur Hälfte mit Eiern angefüllt, diese mit hölzernen Dreizacken, unseren Heugabeln ähnlich, zerbrochen, und endlich mit den Füßen zerstampft. Da die Eier nur sehr wenig Eiweis bei viel Dotter enthalten, so stellt diese ganze Masse einen gelben Brei dar, in welchem Stücke der Schaalen schwimmen. Man gießt nun Wasser darauf, und überläßt das das Gemenge der Einwirkung der tropischen Sonne, welche bereits nach drei bis vier Stunden anfängt, das fette Oel als den leichtesten Bestandtheil, auf die Oberfläche zu ziehen. Von hier wird es nun mittelst Cujas oder Löffeln aus großen Flußmuscheln abgeschöpft, und in irdene Töpfe gesammelt. Man wiederholt in jedem Kahne das Zerstampfen, Aufrühren und Abschöpfen zwei bis dreimal, worauf das Oel größtentheils abgenommen ist. Diese Substanz hat jetzt vollkommen die Farbe und Consistenz zerrührter Eierdotter. Man bringt sie in einen großen kupfernen oder eisernen Kessel über ein gelindes Feuer, wo sie mehrere Stunden lang, unter Umrühren, abgeschäumt und geklärt wird, wobei sich die gerinnenden Theile vorzüglich der Faserstoff, niederschlagen. Der von hier sorgfältig abgeschöpfte flüssige Antheil wird zum zweitenmale über noch schwächerem Feuer gekocht, bis keine Blasen mehr aufgeworfen werden, wo er dann Farbe und Consistenz unseres zerlassenen Schmalzes hat. Das abgekühlte Schildkröteneierfett wird in große, oben weit offene, etwa sechszig Pfunde enthaltende irdene Töpfe geschüttet, welche, mit Palmblättern oder Baumbast verbunden, versendet werden. Es ist um so schmackhafter und reinlicher, je schneller nach dem Ausgraben der Eier es gemacht wird, und je frischer diese waren. Bei zweckmäßiger Bereitung verliert es den Geruch der Schild-

kröten vollkommen, doch behält es etwas Thraniges im Geschmacke, woran sich nur der Gaumen der Inländer gewöhnen kann. Wenn die jungen Schildkröten bereits zu weit entwickelt und an der Sonne in Fäulniß übergegangen sind, so werden Geruch und Geschmack höchst widrig, und nur den stumpfen Sinnen der Indianer kann es dann noch als Leckerei gelten. Die schlechtere Qualität wird statt des Brennöles in den Lampen verbraucht. Die Zahl der Potes de Manteiga, welche jährlich auf den Inseln des Solimoês bereitet wird, beläuft sich auf mehr als acht- (die in der ganzen Provinz gesammelten auf fünfzehn-) tausend. Herr v. Humboldt hat eine ohngefähre Berechnung aufgestellt, daß zu der Summe von 5000 Töpfen, welche auf den drei Eierinseln in Orenoco jährlich bereitet werden, 33 Millionen Eier, von 330,000 Weibchen geliefert nöthig wären. Ausgewachsene Schildkröten sollen jährlich im Solimoês 20,000 getödet werden, und die Zahl aller in diesem Strome und in seinen Binnengewässern lebenden Individuen soll sich auf wenigstens zwei Millionen belaufen. Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß das gegenwärtige System aller Productivität der nützlichen Thiere ungeachtet, sie ausrotten werde; und die Regierung sucht daher wenigstens den unregelmäßigen Nachstellungen Einhalt zu thun, welche die Eier und die ausgekrochenen Thierchen von den nomadisch umher ziehenden Indianern erleiden. Diese pflegen vorzüglich auch eine große Anzahl der Eier zu trocknen, um sie als Vorrath aufzuheben. Es geschieht dieß entweder über dem Feuer, oder an der Sonne. Das Ei wird auf ein Drittheil seines Gewichtes eingetrocknet, und nimmt einen widerlich thranigen Geschmack an. Da die Legezeit einen ganzen Monat dauert, so halten sich Indianer sowohl, als andere Ansiedler, während dieser Zeit in der Nähe des Stromes auf, und sammeln so viel es ihnen vor den dagegen herumziehenden Patrouillen möglich ist, von den eben ausgekrochenen Jungen korbweise auf, um sie entweder auf Stöcke gespießt am Feuer zu braten, oder Kraftsuppen daraus zu bereiten. Diese Gerichte sind allerdings das Schmackhafteste, was der Reichthum der Gewässer darbietet. Zu dieser Verringerung des nützlichen Thieres helfen auch die bereits oben erwähnten Thiere, die Schlangen und die Onzen, welche insgesammt sehr lecker darnach sind, mit, wenn die hilflose Brut dem Wasser zueilt. Nicht selten sah ich die Sandufer von den kleinen Schildkröten wimmeln, und einige alte Kaimans quer im Sande liegend, um diejenigen zu verschlingen, welche sich in ihrer Unerfahrenheit in den weit aufgesperrten Rachen wagten. Die ausgewachsenen Schildkröten wer-

den größtentheils in dieser Periode, wenn sie von den Prayas zurück kommen, gefangen, und in Umzäunungen am Ufer aufbewahrt. Man nennt sie, als die gewöhnlichste Fleischspeise am Verlaufe des ganzen Amazonas, das Rindvieh des Landes und ein oder mehrere Gerichte davon fehlen auf keiner wohlbesetzten Tafel. Das ausgelassene Gekröse liefert ebenfalls ein wohlschmeckendes Fett, das zur Bereitung gewisser Speisen verwendet wird. — Auch die andere Schildkröte, **Tracajá**, wird auf ganz gleiche Weise benützt. Sie ist übrigens um mehr als die Hälfte kleiner als jene, ein minder häufiges Gericht. Auch kommt sie niemals in großen Schaaren auf die Sandinseln, um ihre Eier zu legen, sondern thut dies einzeln, und legt nur fünf und zwanzig bis dreißig Eier. Sie soll in Monogamie leben. Schildkrot kann von keinem dieser Thiere gewonnen werden.

Während der Nacht auf der Praya de Goajaratuba wurden wir durch den ununterbrochenen Lärm gestört, den die hier vereinigte Menschenmenge in wilden Zechgelagen erregte. Nur selten sehen sich die Bewohner dieser Gegenden so zahlreich vereinigt; und dann thut sich der Trieb der Geselligkeit aller Art kund, denen die Regierung umsonst zu steuern versucht hat. Mit frühestem Morgen segelten wir unter Begünstigung des Ostwindes längs des südlichen Ufers aufwärts. An der Mündung des Lago Anury brachten wir, in den Hangmatten von Mosquiten auf das Grausamste gequält, eine feuchte Nacht zu. Der See Anury ist sehr reich an Schildkröten, weßhalb die Regierung hier einen Pesqueiro errichtet hat, der monatlich zweimal 150 Stücke nach der Barra do Rio Negro liefert. Der Strand wimmelte von Wasservögeln jeder Art, die eben ihre Eier in den Sand gelegt hatten, und uns in niedrigen Kreisen, unter ängstlichem Geschrei, umflogen. Von Onzen und Kaimans, die, durch solch zahlreiche Beute angelockt, die Prayas unausgesetzt besuchen, fanden wir häufige Spuren; und es war nöthig; nächtliche Ueberfälle durch große Wachtfeuer abzuhalten, die wir, bei der Sorglosigkeit der Indianer, selbst unterhalten mußten. Dessen ungeachtet wurde der Bivouac vor Sonnenaufgang durch den Ueberfall eines großen Krokodils erschreckt, welches den Hühnern nachstellte, und nur durch vereintes Geschrei der Indianer zurück gescheucht werden konnte. Von nun an nahm überhaupt die Zahl dieser Ungethüme im Strome immer mehr zu; in großen Schaaren lagerten sie am Strande, oder schwammen in den ruhigen Buchten umher. Wir wagten daher nur im seichten Wasser zu baden, wo wir einen Kreis von Indianern um uns schließen lie-

ßen. Unter diesen gab es einige, denen der Kampf mit einem Jacaré nur ein Spiel schien. Sie stürzten sich mit einem Prügel in der einen, mit einem langen Messer in der andern Hand in die ruhigen Buchten des Stromes, schwammen dem Ungeheuer entgegen, tauchten vor ihm unter, und schlitzten ihm mit dem Messer den Bauch auf. Da wir diese, das erste Mal ohne unser Wissen verrichtete Heldenthat mit einer Flasche Branntwein belohnt hatten, bedurfte es unseres ausdrücklichen Verbotes, sie nicht zu wiederholen.

Wir fuhren längs des gegenüber liegenden Ufers aufwärts, bis wir am Abende des folgenden Tages auf der zweiten Schildkröteninsel, der Praya das Onças, landeten. Hier trafen wir gegen drittehalbhundert Menschen mit der Fettbereitung beschäftigt, und in einigen Buden mancherlei Bedürfnisse zum Kaufe ausgelegt.

Der Aufenthalt in der Praya das Onças ward uns unangenehm durch die widerliche Ausdünstung, welche die faulenden Schildkröteneier weithin verbreiteten; überdies litten wir Alle von der furchtbarsten Hitze. Selbst die Indianer schienen von ihr angegriffen; sie liefen so schnell als möglich über den heißen Sand der Insel, und gruben sich, wenn sie geschäftslos waren, in die kühleren Schichten der Tiefe ein. Nachdem wir die Insel verlassen hatten, war ein schweres Gewitter zu überstehen, dem jedoch ein frisches Lüftchen aus Osten folgte, so daß wir das Segel aufspannen konnten, mit dessen Hülfe wir Tags darauf die dritte Schildkröteninsel, Praya do Jurupari erreichten. Der Name des bösen Dämon, Jurupari, spielt häufig eine Rolle in den Ortsbezeichnungen der Indianer. Hier soll dieser Feind des rothen Menschengeschlechtes einen Kahn mit Fischern in die Tiefe gezogen haben, was dem Orte seinen Namen verliehen. Vor einigen Jahren lieferte die Praya do Jurupari mehrere tausend Potes Eierfett; gegenwärtig ist das Erträgniß viel geringer. Unsere Indianer behaupteten, daß die Schildkröten sich, nach den hier erlittenen Verfolgungen, in den benachbarten großen See von Cudaiâs und durch dessen Nachbarflüsse gezogen hätten. Von der ersten fast drei Viertelstunden breiten Mündung des eben erwähnten Sees an, bis zu der des Lago de Coari, welche wir am 16. November erreichten, haben wir kaum einmal den Strom in einen einzigen Körper vereinigt gesehen. Wir hatten bald mit Strömungen, bald mit Untiefen zu kämpfen, so daß, da überdies alle Arten von Mosquiten stets in dichten Wolken über uns schwebten, diese langsame Fahrt auch die männlichste Geduld zu erschöpfen drohte. Besonders waren die Nächte, welche wir auf den Prayas von Juçara und Urutari zubrachten,

eine Zeit der Qual und des Schreckens; denn wenn wir, vom Schlafe überwältigt, gegen die Stiche jener Harpyen unempfindlich geworden waren, schreckte uns das Geschrei der Wachen auf, die von großen, überaus kühnen, Kaimans oder von Onzen angegriffen wurden. Wir befanden uns jetzt zwischen den Inseln der Sorimoês. Gegenwärtig war nicht eine Spur indianischer Bevölkerung weder auf denselben, noch auf dem Festlande anzutreffen. Wie erfreulich mußte uns daher seyn, endlich die höheren, mit Wald bekränzten Ufer des Lagao de Coari aus der gleichförmigen Landschaft hervortreten zu sehen. Wir fanden seine Gewässer ziemlich klar, und von grünlicher Farbe. Im Ganzen ist er seicht, so daß in der stärksten Trockene nur ein fahrbarer Canal zum Lugar de Alvellos übrig bleibt. Wir hatten nur die Hälfte des Weges zu dieser Ortschaft zurückgelegt, als eine finstere Nacht um uns dunkelte, und da der geringste Windstoß die stillen Wasser hoch aufwühlte, so sahen wir uns lange gefährdet, bis uns angestrengtes Rudern über die Untiefen hinweg, gegen Mitternacht in den Hafen brachte.

Alvellos, von den Indianern Coari genannt, ist eine von den Carmeliten angelegte Mission. Die Bewohner haben in gegenseitiger Vermischung und im Umgange mit den Weißen ihre Sprache und übrigen Stammverschiedenheiten aufgegeben. Wir fanden gerade jetzt nur wenige der Einwohner anwesend, indem die Männer größtentheils auf der Jagd oder zur Bereitung von Schildkröteneierfett abwesend waren. Ueberhaupt hat die Bevölkerung des Oertchens seit längerer Zeit stets abgenommen. Die Blattern und ganz neuerlich, durch Ueberschwemmung des Sees veranlaßte, bösartige Wechselfieber richten von Zeit zu Zeit arge Verheerungen an, denen man ohne ärztliche Hülfe um so eher unterliegt. Leider ist in der ganzen Provinz Rio Negro kein graduirter Arzt angestellt. Unter den anwesenden Indianern machte uns der Geistliche mit zweien bekannt, die beide über hundert Jahre alt und dabei noch von unglaublicher Körperkraft und Munterkeit waren. Mit dem Mangel an Reizbarkeit und mit der eigenthümlichen Indolenz dieser Menschenrace hängt die Eigenschaft zusammen, nur spät zu ergrauen und die Zähne zu verlieren. Selbst im Gange verräth der Indianer sein Alter nicht, da auch jüngere Stammgenossen vorgebückt und mit kleinen Schritten zu gehen pflegen. Die Häuser, oder vielmehr die kleinen, mit Palmblättern gedeckten Lehmhütten, liegen in einer unregelmäßigen Reihe längs dem niedrigen Ufer.

Ausflüge von Coari aus waren übrigens beschränkt, weil wir unsere eigene Mannschaft nach den bisherigen Strapazen ausruhen lassen mußten, und der Geistliche des Ortes, die wenigen, gerade anwesenden Indianer nur ungerne zur Begleitung mitgab. Zwei Tage vorher hatte ein sehr großer Kaimann, der, in der Nähe des Ortes hausend, seit langer Zeit Jedermann bekannt geworden war, den Kahn eines einzeln heim kehrenden Indianers umgeworfen, und diesen gefressen. Wir sahen noch, wie das furchtbare Thier und seine Brut mit dem abgebissenen Kopfe des Unglücklichen spielten, und der ganze Ort war durch dieses schreckliche Schauspiel so sehr in Furcht gesetzt worden, daß wir den Entschluß aufgeben mußten, die Ufer des Sees ringsum im Kahne zu besuchen.

Wir verließen Alvellos, um nach der Villa de Ega zu gelangen, eine Reise, welche stromaufwärts in vier bis fünf Tagfahrten, stromabwärts oft in einer halben, gemacht wird. Der See vom Coari lag kaum hinter uns; so stellten sich auch schon wieder Schaaren von Mosquiten ein. Wir mußten uns glücklich schätzen, die Nacht frei von ihnen auf der Praya dos Sorubims zubringen zu können. In dieser Gegend erheben sich am Strome die Costas de Tauána und Tauà-Coara, steile Wände von farbigem und weißem Letten. Seit wir uns im Solimoês befanden, begegneten uns nicht selten mit Erdfarbe aus solchem Letten ausgeführte Malereien der Indianer auf den Thüren der Hütten, auf ihren Kähnen, Rudern und ähnlichen Werkzeugen. Sie sind oft ohne Pinsel, mit dem Finger oder mit einem Stückchen Holz, höchst plump aufgetragen. Allerlei Schnörkel, rohe Figuren von Menschen und Thieren sind die Gegenstände dieser ersten Kunstversuche. Die Indianer, welche wir von nun an in den christlichen Niederlassungen oder zerstreut am Ufer des Stromes fanden, bewiesen nicht nur durch solche Versuche in der Malerei auf ihrem Hausrathe und an den Wänden der Kirchen, sondern auch durch andere Kunstfertigkeiten einen Grad von Bildung und Industrie, der bedeutend gegen die fast thierische Rohheit der Stämme im Süden Brasiliens abstach. Ihre hölzernen Geräthe und Waffen, fein polirt oder bemalt und mit Vogelfedern zierlich geschmückt, ihre Flechtarbeiten und Geschirre — Alles zeigte eine Art von Vollendung die nur durch ruhigen, gleichsam behaglichen, Fleiß gewonnen werden kann. Auch schien es, als hingen sie an ihrem Besitze nicht blos mit dem Gedanken der Nutzbarkeit, sondern auch mit einer Art von Liebhaberei. Es ward uns oft schwer, sie zu einem Tausche dieser Waffen und Geräthe gegen europäische Artikel zu

vermögen. Ganz vorzüglich galt dies von dem Pfeilgifte und von den Blasrohren, woraus sie die durch jenes vergifteten Pfeilchen blasen; Waffen, die wir zuerst in Coari, von hier an aber überall am Solimoês und an seinen Beiströmen antrafen. Freilich sind diese Gegenstände theilweise nicht ihr eigenes Fabrikat, denn das Gift selbst erhalten sie von einigen, mit der Bereitung vertrauten Völkerschaften am Yupurá und oberen Solimoês, vorzüglich von den Juris, Passés, Miranhas und Tecunas; und die Blasrohre werden ebenfalls, wenigstens zum Theile, von westlichen Nachbarn eingehandelt, so daß ihnen selbst nur die Bereitung der Pfeilchen und der Köcher für dieselben übrig bleibt. Die Geschicklichkeit, womit diese gefährlichen Waffen gehandhabt werden, ist ausserordentlich. Ein geübter Schütze fehlt auf fünfzig bis sechszig Gänge seines Zieles nicht; und die Kraft, womit er das Pfeilchen von sich bläst, ist eben so bewundernswerth, als die Gewandtheit, die er in der Führung des langen, unbehilflichen Blasrohres mitten im Dickicht eines Urwaldes bethätigt. Kleinere Säugethiere und Vögel werden am häufigsten mit dieser Waffe erlegt; doch gebraucht der Indianer seine Esgravatana wohl auch gegen den Tapir oder die Onze. Diejenigen Stämme, welche sich mit vergifteten Pfeilen bekriegen, ziehen dazu die Wurfspieße vor. Die tödtliche Wirksamkeit des Pfeilchens hängt von der Tiefe, in die es eindringt, von dem Alter und dem Feuchtigkeitsgrade des Giftes, und von dem Orte der Verwundung ab. Je entschiedener das Urari mit dem Blute des Wildes in Berührung gekommen, desto sicherer und schneller tritt die tödtliche Wirkung ein. Ich habe Ochsen vier Minuten nach dem Schusse erzittern, umfallen, und mit dem Tode ringen sehen, während in andern Fällen ein Affe oder ein Pecari, minder tödtlich getroffen, der Wirkung des Giftes dreimal so lange widerstanden. Allgemein verbreitet unter den Indianern ist der Glaube, daß das durch Urari getödtete Wildpret gesünder sey, als jedes andere; daß es einen eigenthümlichen Wohlgeschmack habe, davon konnten wir uns täglich überzeugen, da es niemals an Hoccos, Papageien und Schweinen fehlte, die unsere Jäger in die Küche lieferten. Der schnelle Tod und die specifische Wirkung auf die gesammte Blutmasse bringt vielleicht eine ähnliche Veränderung in dem Geschmacke hervor, als unsere Köche dem Fleische noch lebender Thiere durch das Eingießen von siedendem Essig ertheilen.

Der Strom ist in diesen Gegenden mit kleineren und größeren Inseln durchsäet. Wir fuhren am südlichen Ufer aufwärts. Während wir durch den Canal von Araúana-hy weiter schifften, ward

ein Boot abgesendet, um Fische zu fangen, die jetzt mit allmähliger Zunahme der Gewässer, in Solimoês seltener zu werden anfingen. Es kam uns am folgenden Tage eine Ladung der mannigfaltigsten Fische nach. Gegenwärtig lieferte der Strom hie und da noch Schildkröteneier, besonders auf der Praya de Camara-Coari, wo wir die königliche Fahne wehen, und viele Menschen beschäftigt sahen. Wo einzelne Haufen der kleinen Schildkröten aus dem Sande hervorkrochen, hatten sich ganze Schaaren von Störchen und Geiern versammelt. Zwei Tagereisen, in denen wir etwa zwölf Legoas zurückgelegt hatten, brachten uns an die Mündung des kleinen Flusses Catuá. Das Terrain erschien hier niedriger, ungleich und mit dichter Waldung bedeckt. Wir steuerten in dem südlichsten Stromarme aufwärts. Am 25. November hatten wir endlich die Mündung des Rio Teffé erreicht. Sie eröffnet sich, um dem Blick eine großartige Aussicht auf ein breites Wasserbecken zu gewähren, in welches sich der Fluß Teffé hier ausbreitet. Der majestätisch stille See, mit seinen reinlich weißen Sandufern, und weiter landeinwärts von einem üppigen Urwald umgeben, dessen domartig gewölbte Bäume ruhig in den blauen Aether aufragten, machte einen höchst erfreulichen Eindruck. Kaum aber hatten wir unsern Lauf hinein gerichtet, so zog uns ein Schauspiel ganz anderer Art an. Das ruhige, schwarze Gewässer des Sees war von zahllosen Krokodilen bewohnt, welche wie eine Familie friedsam neben einander zu wohnen schienen. Es waren darunter die größten Thiere, welche wir bis jetzt gesehen hatten: von zwanzig und mehr Fuß Länge. Viele lagen bewegungslos im Wasser, andere schwammen im Kreise herum oder auf uns zu, und schienen durch unser Fahrzeug nicht erschreckt, vielmehr gereizt. Eines der größten näherte sich uns in gerader Linie und so entschieden, daß ein Indianer im Vordertheil befürchtete, es wolle versuchen, heraufzusteigen. Er schlug daher mit einem Stocke darnach, allein das Unthier ließ sich nicht irre machen, schnappte nach der ausgestreckten Hand und erwischte sie, doch glücklicher Weise nur mit einem Zahne, so daß es Nagel und Fleisch von einem Fingergliede abreißen konnte. Erst nach einigen Flintenschüssen auf den dicken, einer Baumborke ähnlichen, Panzer stand es von seiner Verfolgung ab, ohne jedoch verwundet worden zu seyn. Wir setzten inzwischen den Weg nach der, etwa zwei Legoas von der Mündung entfernten, Villa de Ega fort. Seit wir Coari verlassen hatten, war jeder Abend durch ein heftiges Gewitter bezeichnet gewesen, und auch jetzt überzog sich plötzlich der Himmel; ein gewaltiger Westwind wühlte den See

auf, und zwang uns, mit eingezogenem Segel dem Wellendrange zu folgen, der alsbald so heftig ward, daß wir in der größten Gefahr schwebten, umgeworfen zu werden. Wir ließen daher das Fahrzeug an eine dicht bewaldete Landspitze treiben, wo es auf so hohen Wogen anlangte, daß wir nicht im Sande des Ufers, sondern auf den ausgebreiteten Aesten eines niedrigen Baumes Grund fanden, die der Sturm in demselben Augenblicke über das Wasser hingebeugt hatte. So waren wir denn in der Luft aufgehangen; und nur der vereinten Anstrengung der Mannschaft, welche über Bord sprang, gelang es, den Kahn mit Stricken gegen den wüthenden Andrang der Wellen an dem Baume so lange zu befestigen, bis der Sturm vorüber war, und wir ihn, durch Abhauen der stärksten Aeste, seinem Elemente wiedergeben konnten. Wir übernachteten an dieser Stelle, und erreichten am nächsten Morgen das Ziel unserer Reise, wo wir auch schon den Sergeanten mit unserm großen Fahrzeuge antrafen.

Die Villa de Ega, von den Indianern Teffé genannt, liegt am östlichen Ufer der seeartigen Ausdehnung des Rio Teffé gerade da, wo diese ihre größte Breite, von einer deutschen Meile, erreicht hat. Die Häuser des Fleckens Teffé sind sämmtlich einstöckig, aus Balken und Lehmwänden erbaut, statt der Glasfenster mit hölzernen Läden versehen, und mit Palmblättern gedeckt. Nur ihre Größe und die Schlösser an den Thüren unterscheiden sie von den Hütten, welche wir in vielen Indianerdörfern gesehen hatten.

Die Ausflüge in der Nachbarschaft von Ega machten uns mit einer von der in Coari beobachteten sehr verschiedenen Vegetation bekannt. Statt der dortigen Wiesen und niedrigen Gebüsche sieht man hier dichte Urwälder. Stämme von 120 Fuß Höhe und 15 Fuß im Durchmesser, oberhalb der Wurzel, sind nicht selten. Gewaltige Blätterpilze schießen aus dem Moder des abgefallenen Laubes auf, und die Stämme sind mit colossalen Schmarotzerpflanzen überzogen. Vielerlei Thiere beleben diese Hochwaldung, die Affen treiben ihr lautes Spiel in den Wipfeln, wilde Schweine und Coatis durchstreifen schnobernd den Grund, und die Hoccos flattern von Ast zu Ast. Die Stämme, am Untertheile astlos, mit dünner, glatter Rinde versehen, und je nach der Höhe des vorigen Wasserstandes mit Schlamm überzogen, stehen dicht, mit verschränkten Aesten. Hier ist es, wo mehr oder minder gesellig, der Cacaobaum und die stacheligen Ranken der Salsaparilha erscheinen. Blatt- und astlose Lianen (Buschtaue) schlingen sich in grotesken Gestalten um die Bäume, zwischen welchen ein bun-

tes Gewirre von Unterholz aufschießt, das oft während des nächsten Hochwassers wieder ertränkt wird. Statt der großen Parasiten haben sich hier nur Moose und Jungermannien über die triefenden Blätter ausgesponnen. Nur wenige Thiere bewohnen die feuchte Waldung. Wasservögel ruhen auf dem Buschwerke der Ufer, und Kaimans lauern im Wasser oder im Schlamme. Die labyrinthischen Windungen der Wasserstraßen, welche durch dieses Ygapo hinführen, so dicht von dunklem Gebüsche überhangen, daß der Kahn oft nur mit Mühe weiter geschoben werden kann, die lautlose Stille, nur vom Plätschern der Fische oder dem Schnarchen der Krokodile unterbrochen, die qualmige Luft aus dem Laube, das in dieser warmfeuchten Atmosphäre mattglänzend hervorwuchert, der düstere, wolkenschwere Himmel, nur selten zwischen den Wipfeln sichtbar, — Alles vereint sich zu einer melancholischen Umgebung, geeignet, mit banger Furcht zu erfüllen. In diesen fast jährlich mehrere Fuß tief überschwemmten, Ygapowaldungen findet man keine Pflanzungen. Für sie wählen die Ansiedler die nächsten Zungen und Spitzen des Festlandes, von welchen aus die Erzeugnisse leicht im Kahne transportirt werden können, denn andere Verbindungswege giebt es weder hier noch überhaupt irgend wo anders im Innern der Provinzen Para und Rio Negro. Die Pfade in den Wäldern werden nur von den jagenden Indianern begangen, und bleiben, obschon sehr enge und gewunden, dennoch sichtbar. Bei diesem Mangel aller Landstrassen und Hauptwege, würde Zug- oder Lastvieh unbrauchbar seyn, und wir haben deßhalb von der Barra do Rio Negro bis an die Grenzen Brasiliens nur zwei Pferde und ein Maulthier gesehen. Rindvieh dagegen, findet man, wenn schon in geringer Zahl, in allen Ortschaften. Es wird in den abgetriebenen Waldstrichen auf die Weide gebracht, oder im Stalle mit Mais und Gras gefüttert. Milch bleibt übrigens eine Seltenheit auf dem Tische der Einwohner, eben so wie Rindfleisch. Statt jener müssen die Eier, statt diesem muß das Fleisch der Schildkröten dienen.

Während Dr. Spix den hiesigen Aufenthalt benützte, um noch einige Lamantine, Delphine und Krokodile für die Sammlungen zu erwerben, dehnte ich meine Ausflüge nach Nogueira aus. Dieses Dorf liegt zwei Legoas von Ega, in einer außerordentlich fruchtbaren und angenehmen Gegend, am westlichen Ufer. Im Herbeirudern bemerkten wir vor der, am Abhange des Seeufers liegenden Kirche, eine Reihe ganz nackter Indianer neben dem Geistlichen und einer verschleierten Frauensperson. Als ich mich der

offenen Kirche näherte, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß man eben im Begriffe sey, die Taufhandlung mit diesen Wilden vorzunehmen. Es waren sechs Männner vom Stamme der Yupuas und Cauixanas am Yupura. Gestern aus dem Walde angelangt, hörten sie eine ihnen unverständliche dogmatische Erklärung, die der Geistliche gab, ohne ein Zeichen innerer Theilnahme, und folgten ihm dann bewußtlos in die Kirche, wo die Ceremonie vollzogen wurde, indem der Pfarrer einer Mulatin, die das Amt der Pathe übernommen hatte, und mir eine brennende Kerze in die Hand gab, um die Festlichkeit der Handlung zu erhöhen. Ich erinnere mich nicht leicht einer schmerzlicheren Gemüthsbewegung, als die war, welche mich beim Anblick dieser fruchtlosen Ceremonie ergriff. Nur die Taufzeugin mochte vielleicht ein andächtiges Gefühl bei einer Handlung der Barmherzigkeit, die sie eben ausübte, gewinnen. Die Indianer gingen, nachdem sie ungeschickt genug ein Knie gebeugt und von der Pathe einige kleine Geschenke erhalten hatten, ohne Weiteres davon; ich sah sie am Abende in ihrem kleinen Kahne wieder den heimathlichen Wäldern entgegen rudern. Der rohe Wilde betrachtet die Taufe entweder abergläubisch, als eine Wahrung gegen die schwarzen Künste seiner Feinde, oder selbstsüchtig als ein Mittel, sich einige Bedürfnisse von den betrogenen Weißen zu verschaffen. Nicht selten melden sich dieselben Individuen, mehrere Male bei verschiedenen Pfarrern. — In Nogueira hatte ich Gelegenheit, den Fischfang mit der betäubenden Schlingpflanze Paullinia Cururu im Großen treiben zu sehen. Mehrere Kähne führten die zerquetschten Stengel eine Zeit lang in einer Bucht des Sees hin und her, und die Wirkung trat nach einer Viertelstunde so günstig ein, daß ein Nachen mit dem Fange gefüllt werden konnte. — Bei einem Gange in die Urwälder, um Pflanzen zusammeln, begegnete ich einer großen Onze, ohne jedoch von ihr bemerkt zu werden. Es kostete mich ein eifriges Winken, um den Indianer, welcher mich begleitete, abzuhalten, seinen Pfeil auf das Thier abzuschießen, da ich, nur mit einem Hirschfänger bewaffnet, es nicht auf das Glück seiner Hand ankommen lassen wollte. Er folgte mir nun verdrüßlich weiter durch den Wald, und plötzlich war er verschwunden. Nach vielfältigem Rufen sah ich ihn aus einem mächtigen hohlen Baume hervorschlüpfen, und auf meine Frage, warum er sich dorthin versteckt hatte, zeigte er mir eine Hand voll Käferlarven, die er aus dem faulen Holze ausgelesen und nun behaglich verzehrte, indem er ihnen den Kopf abbiß, und das Uebrige aussaugte. Diese eckelhafte Speise ist den

den Indianern eben so angenehm, als die der großen Ameisen. Sie essen sie roh oder in ihrem eigenen Fette gebraten.

Der Aufenthalt in Ega und Nogeira überzeugte uns täglich lebhafter, daß hier, gleichsam im Mittelpunkte Brasiliens, eine Menge für Ethnographie und Naturgeschichte wichtiger Thatsachen zu sammeln seyen, und somit ward der Wunsch rege, diese seltene Gelegenheit durch Vertheilung nach zwei Richtungen hin zweckmäßiger zu nützen. Es ward eine Trennung beschlossen, und Dr. Spix nahm sich die Beschiffung des obern Solimoês bis an die Grenze von Brasilien zum Gegenstande, während ich mich entschied, den Yupura, dessen Mündung vor uns lag, aufwärts zu beschiffen. Einen Beweggrund mehr fanden wir in der Abnahme unserer Gesundheit, die wir vorzüglich durch schnellen Wechsel des Aufenthaltes noch einigermassen aufrecht zu erhalten hofften. Besonders war mein Gefährte seit längerer Zeit schon von Fieberanfällen heimgesucht worden. Mancherlei Gerüchte hätten mich von der Reise im Yupura, als von einer sehr gefährlichen Unternehmung, abschrecken können. Alle stimmten darin überein, daß die dort herrschenden Fieber vorzüglich häufig in der Zeit, da der Strom sich zu entleeren beginnt, wenn sie auch nicht tödteten, doch sehr gefährliche Leber- und Milzverhärtungen oder Zehrfieber zur Folge hätten. Gerade dieß Jahr aber war der Fluß jetzt voller, als er sonst im Dezember zu seyn pflegt, und die Gefahr deßhalb geringer. Ueberdieß entschloß sich Kapitän Zany, von dem Herrn General-Gouverneur beauftragt, uns, so weit es möglich sey, zu begleiten, diese Reise mitzumachen. Für diese Reisen nahmen wir noch kleinere Fahrzeuge; dadurch zwar manchen Entbehrungen ausgesetzt, aber einer schnelleren Fahrt versichert. Dr. Spix wählte den Sergeanten, einen Militzsoldaten, unsern französischen Diener, der bisher unverdrossen gefolgt war, und mehrere der besten Indianer zu seinen Begleitern aus. Ehe wir uns trennten, legten wir ein schriftliches Testament gegenseitig in unsere Hände. — Die Ordnung fordert nun, daß ich über die beiden Expeditionen getrennten Bericht erstatte.

Des Dr. Spix Reise von Ega den Solimoês aufwärts bis nach dem Grenzpresidio de Tabatinga, und zurück nach der Barra do Rio Negro.

Am 7. Decbr. verließ ich Ega. Wir hatten die grosse Canoa zurückgelassen, und schifften uns in Montarias (kleinen Nachen) ein, um nicht so sehr von der Strömung zu leiden. Ein mittelmäßiges, jedoch zur Aufbewahrung der Sammlungen geeignetes Boot, mit Munition und Lebensmitteln versehen, ward unter der Anführung des Sergeanten mit einigen Milizsoldaten vorausgeschickt. Ich reise in einem kleinen, mit acht rudernden Indianern bemannten Kahne begleitet von einem noch kleineren, worin sich der zum Jäger bestimmte Soldat, der Bediente und drei Indianer befinden. Die Reise war schon von der Barra an mit Schwierigkeiten verbunden, allein diese vermehrten sich nun von Ega bis Fonte-Boa durch das häufige Einstürzen des Ufers, das auf halbe Stunden weit, mit oder ohne den darauf stehenden Wald einbrach. Hiezu kommen noch die Legionen von Carapaná und Pium! — Nach einer halben Stunde schifften wir, die Landspitze, worauf Nogueira liegt, hinter uns, in den Solimoês hinaus. Wir waren um 10 Uhr Morgens abgereißt, und kamen am Abend 7 Uhr in Cayçara oder Alvaraês an. In dem rings von Wasser und Wald umgebenen Orte hatten wir während der Nacht die erste Probe der Mosquiten zu bestehen, so daß ich mich nur geschwinde in ein vorher ausgeräuchertes und wohl verschlossenes Zimmer einsperrte. um die Nacht ruhig hinbringen zu können. Ich hatte Gelegenheit, Erkundigungen über die Sprache der Uainumás, einer Nation mit durchlöcherten Nasen und Ohren, und über die Jumanas einzuziehen. Die letzteren haben um den Mund herum ein tätowirtes

Oval. Sie nehmen ein gutes und ein böses Wesen an, die sie Uauúlsa und Locozy nennen. Beide wohnen oberhalb der Erde, gegen die Sonne zu. Das böse Wesen fürchten sie; vom guten glauben sie, daß es nach dem Tode erscheine, um Früchte mit dem Todten zu essen, und seine Seele mit sich in seine Wohnung zu nehmen. Der Leichnam wird mit zusammen gekrümmten Extremitäten, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, zugleich mit den dazu zerbrochenen Waffen, und einigen in den Schoos gelegten Früchten, in einem großen irdenen Topfe begraben. Auf das Grab legen sie unter Heulen und Tanzen, Früchte und Kleider des Verstorbenen, welche nach einigen Tagen wieder weg genommen, und den Kindern gegeben oder verbrannt werden. Ein Trinkfest schließt nun die ganze Ceremonie. Das Grab machen sie von außen unkenntlich, damit es nicht von Feinden bestohlen werden möge. Die Frau wird durch Geschenke von den Aeltern erlangt, besonders von Nahrungsmitteln. Die Heurath wird mit Tanz und Gesang gefeiert. Sobald das Kind zu sitzen vermag, wird es mit der Abkochung gewisser Blätter bespritzt, und erhält seinen Namen von seinen Vorvätern. Diese Namen sind verschieden für die beiden Geschlechter.

Unter abwechselndem Wetter bin ich vor den Mündungen des schwarzen Lago de Cupacá vorbei, an den Rio Yuruá gekommen. Dieser Fluß ist bis jetzt noch sehr wenig bekannt, und tief im Innern gar nicht befahren. Bei seiner Mündung hat er beinahe eine Viertelsseemeile Breite. Er wird von den Indianern Catauuiris Catuquinas u. s. w. bewohnt, und hat einen unglaublichen Reichthum von Cacao und Salsaparilha. Der zuckerige Saft im Saamenüberzug des Cacao giebt eine Art Wein, welcher ein sehr erfrischendes Getränk ist. Eine sonderbare Sage spricht von kurz geschwänzten Menschen, die am Yuruá wohnen sollen, jedoch konnte ich keine sicheren Nachrichten darüber einziehen. Richtiger mag eine andere Sage seyn, daß es einen zwergartigen Indianerstamm, die Cauanas, gäbe, dessen Individuen nur drei bis vier Spannen hoch seyen; zum wenigsten sahen wir in der Barra einen am Yurua gebornen Indianer, der, obwohl schon vier und zwanzig Jahre alt und ganz wohl gebildet, doch nur drei Schuh vier Zoll hoch war. Von Ega an wurde das Land immer wilder, waldiger; die Ufer allmählig höher, sind von zahlreicheren Heerden von Affen, Papageien, Periquiten, Hoccos u. s. w. belebt; der Strom zeigt einen Ueberfluß an Fischen. Die Völkerstämme, welche die Wälder längs dieses Theils des Solimoes bewohnen, sind zahlreich, und sehr verschieden an Sprache, Ge-

bräuchen und nationalen Abzeichen. Alle gehen mehr oder weniger nackt, leben von Schlangen, Kröten, Fischen, Affen u. s. f., und gebrauchen zu ihrer Jagd, nebst Bogen und Pfeil, wie alle übrigen Stämme des Solimoes das Blasrohr und vergiftete Pfeilchen. — Nach drei Tagen verließ ich Fonte Boa, und noch an demselben Abend und die folgende Nacht hatte ich gleichsam unter einer Armee von Vögeln, Schildkröten und Krokodilen zu leben. Einige auf den Spitzen der höchsten Bäume sitzende Königsadler, unzählige Fischreiher und anderes Gefieder luden mich ein, in die schwarzen Gewässer des Lago da Campina einzulaufen, an dessen Mündung ich mich befand. Ich gelangte vor eine einzelne, im Walde befindliche Hütte, wo eine Faktorei zur Trocknung und Zubereitung des hier häufigen Fisches Piraruçu angelegt war. Der Inhaber, ein Mulatte, begleitet von einigen Indianern und noch mehr Indianerinnen, lud mich ein, auszusteigen; und einige Berge von tausenden von Schildkröten, die ich am Ufer fand, waren in der That ein interessantes Schauspiel. Diese Thiere werden, sobald sie ihre Eier gelegt haben, und die Regenzeit (der Winter) vor der Thüre ist, überall aufgefangen. Auf diese Jagd sendet man Indianer, welche die Thiere entweder auf den Sandbänken umkehren, oder sie, auf längs des Ufers eingesenkten Pflöcken sitzend, im Vorbeischwimmen mit einem an einer Schnur befestigten Pfeile in den Nacken schießen, und dann herbeiziehen. Da das Rindvieh hier noch äußerst selten ist, so vertreten diese Thiere seine Stelle, und jeder Einwohner hat am Hause eine Lache, worin er sie als Vorrath für den Winter aufbewahrt. Ich ging nur wenige Schritte am Ufer vorwärts, als ich durch ein Heer von Krokodilen in Schrecken gesetzt wurde, die dicht an einander gedrängt, wie bei uns die Frösche in der Laichzeit, nur mit den boshaften Augen, dem Rücken und Schwanze aus dem Wasser hervorragten, und voll Begier, die Abfälle der Faktorei zu erhaschen, ihren langen Rachen bald öffneten, bald schlossen. — Ich setzte meine Reise dem an Seen und kleinen Flüssen reichen Ufer entlang stromaufwärts fort. Nach drei Tagen schiffte ich über die Mündung des Rio Jutahy, welche eine Viertelstunde breit ist. Dieser große Fluß, von schwarzem Wasser, wird in der Nähe seiner Mündung von Indianern der Nationen Mumal, Marauha, Massiwari u. A. bewohnt; tiefer landeinwärts ist er noch gänzlich unbekannt. Die Marauhas tragen in den Ohrenlappen und in beiden Lippen Hölzchen, sind aber nicht tatowirt. Die Heirathen werden nach Bewilligung von Seite der Eltern der Braut, mit oder ohne Fest-

tänze gefeiert. Wenn ein Marauha Brüder hat, so darf er nur Eine Frau nehmen. Sind die Knaben zehn bis zwölf Jahre alt geworden, so gräbt ihnen der Vater zunächst dem Munde vier Striche ein; hiebei müßen sie fünf Tage lang fasten. Die älteren Bursche geißeln sich mit einer kurzen Gerte, eine Operation, die als Prüfung des Charakters angesehen wird. Ihre Feste fallen in den Neumond. Nach dem Tode, glauben sie, kommen die Guten in Gemeinschaft mit einem guten Wesen, die Bösen mit dem Teufel. Die Leichen werden in einer gemeinschaftlichen Hütte begraben. — Nach einigen glücklich überstandenen Stürmen auf dem Solimoes, kam ich in sieben Tagen von Fonte-Boa an gerechnet, in der Ortschaft am Tonantin an. Dieser Fluß entspringt gegen den Yupura hin. Es giebt hier viele Mandioccapflanzungen. Der Tonantin ist vom Stamme der Cauixanas bewohnt, welche als Krokodilfresser bekannt sind, und vor einigen Jahren ihren Missionär ermordet haben. Bei meiner ersten Erscheinung an ihren Wohnungen am Walde zeigten sie Furcht; aber bald kamen die Männer und hinter ihnen mehrere ihrer Weiber und Kinder, im Gesichte schwarz und roth betüpft, und mit Arm- und Kniebändern von Bast und Federn geziert, aus den Hütten hervor. Diese sind von Palmblättern erbaut, laufen oben conisch zu, und haben eine niedrige Thüre zum Ein- und Auskriechen. Männer, Weiber, Kinder und Hunde liegen alle zusammen in dieser finstern, von Rauch erfüllten, Herberge. Man brachte viele Heul-Affen, den schwarzen Teufels-Affen Coata, den zottigen Bärenaffen, blaue Frösche, verschiedene Colibri, viele Insecten, die grünen Eier des Inambu u. s. f., und es schien, als lebten diese Indianer in einer an Nahrung viel reicheren Gegend als ihre Nachbarn am Yupura, die sich, wegen fast beständig herrschenden Mangels an Wildpret, an das Hungern gewöhnen müßen. Meine Ankunft ward durch eine nächtliche Illumination gefeiert, wobei man Schildkrötenbutter in Pommeranzenschaalen brannte. Zweihundert der schönsten Indianer vom Stamme der Passes, mit schwarztatowirten Gesichtern, ganz nackt, Einige mit langen Stangen in der Hand, Andere mit Rohrpfeifen, marschierten in Reih' und Glied auf, mit den Frauen und Kindern hinter sich, bald einfache, bald doppelte Kreise bildend. Einen ähnlichen, ebenfalls nationalen, Militärmarsch führten, abwechselnd mit jenen, die minder zahlreichen Juris aus. Beide Nationen sind die vorzüglichsten Bewohner des unteren Rio Içá. Bei den Passes steht der Zauberer in großem Ansehen. Er giebt dem neugebornen Kinde einen Namen. Die Mutter durch

löchert dem Kinde die Ohrläppchen. Die Kraft und Unempfindlichkeit des Knaben wird durch Ertheilung von Hieben geprüft. Angehende Jungfrauen müßen, in der Hütte aufgehängt, ein monatlanges Fasten überstehen. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere, die Uebrigen nur eine Frau. Maskenfeste sind häufig. Die Todten werden in eine runde Grube begraben. Nur die Leiche des Principals wird begleitet; seine Waffen werden über dem Grabe verbrannt. Neben ihnen findet man noch Indianer vom Stamme der Jumanas, Miranhas, mit durchlöcherten Nasenflügeln, Ujuquas und Ariquenas, mit lang herab hängenden Ohren. Der Regen setzte von nun an keinen Tag mehr aus, und vermehrte die Ungesundheit des Klima. Während eines zweitägigen Aufenthaltes erkrankten mehrere Indianer der Begleitung, unter andern auch der Pilot, an kalten Fiebern; jedoch wurden sie durch Brechmittel wieder hergestellt. Da ich selbst einen Anfall verspürte, so machte ich von demselben Mittel Gebrauch, und reißte ohne Verzug ab. Vom Içá kehrte ich in den Solimoes zurück, setzte hier an das südliche Ufer über, und übernachtete in einer Fazenda, Matura, wo wir am nächsten Morgen sieben Passes in einer Stunde gegen 50 Affen, und ebenso viele große Waldvögel mit dem Blasrohre erlegten. Von hier kam ich über Castro d'Avellaes, einer ehemals gut bevölkerten, jetzt aber nur von drei Familien bewohnten Ortschaft am 30. Decbr. in Olivenza an. Die hiesigen Einwohner sind Campevas, Tecunas, Culinos, Araycus, Völker, die alle nackt gehen, und den Körper auf verschiedene Weise bemalen. Die Mädchen der, als gute Läufer bekannten, Culinos werden, wenn sie, heran gewachsen sind, in einem Netze in den Gibel der Hütte aufgehängt, wo sie, dem beständigen Rauche ausgesetzt, so lange fasten müssen, als sie es nur immer aushalten können. Bei den Arayeus muß der Jüngling für die, ihm schon als Kind bestimmte, Braut lange Zeit vorher jagen, und alle Sorgen des Hausvaters tragen, ehe er mit ihr verheurathet wird. Eine noch seltsamere Sitte, die aber gegenwärtig zum Theil schon ihre Ausübung verloren hat, herrschte bei den Campevas. Sie pflegten die Kinder in einer kahnähnlichen Wiege festzuschnüren, und dem Schädel durch aufgebundene dünne Bretter eine mitra ähnliche Gestalt zu geben. Ihnen ist auch die Sitte eigen, ihre Pfeile mittelst eines ausgehöhlten Holzes abzuschleudern. Uebrigens wird diese Nation als sehr gutmüthig und redlich geschildert. — Auch hier gilt der Gebrauch, die Jünglinge durch Geißelung zu prüfen, und die Jungfrauen einzuräuchern. Nach einem Todesfall verschließt sich die Familie des Verstorbenen

einen Monat lang, unter beständigem Heulen; die Nachbarn müssen sie während dieser Zeit durch ihre Jagd ernähren. Das Begräbniß findet in der Hütte statt, und zwar wird der Prinzipal in einem großen Topfe begraben. — Die Ausbeute auf der Jagd war hier so groß, daß ich fast jeden Tag eine Kiste mit ausgebalgten Thieren anfüllen konnte. Nach fünf Tagen verließ ich die Villa, nachdem zuvor kleine Kähne in die Wälder abgeschickt worden waren, um zu jagen und ethnographische Merkwürdigkeiten einzusammeln. Ich reißte von hier nach Tabatinga, wo ich am 9. Januar 1820 ankam. Dieser Ort ist das Grenzquartel der Portugiesen gegen Peru am Solimoes. Es befindet sich hier ein Commandant der Miliz mit zwölf Soldaten. Der Handel mit den spanischen Provinzen in Westen scheint ehemals stärker gewesen zu seyn, als gegenwärtig. Man sieht noch die Ruinen eines schönen Gebäudes, welches die Handelscompagnie von Groß-Para und Maranhao zur Niederlage erbaut hatte. Die Festung, mit einigen verrosteten Kanonen, ist in einem sehr schlechten Zustande. Die Wälder von Tabatinga werden größtentheils von Tecunas bewohnt. Sie sind ganz wild, haben Ohren, Nasen und Lippen durchlöchert, überdies das ganze Gesicht mit Stacheln und Federn besetzt, und die Stirne roth und schwarz bemalt. Nicht selten sind sie ziemlich hell gefärbt. Zur Prüfung und Beurkundung der Stärke machen sie sich tiefe Einschnitte in die Arme. Namen werden den Kindern ohne weitere Festlichkeit ertheilt; dagegen bezeichnet ein großes Fest die Operation der Durchbohrung der Ohren, Lippen und Wangen. Die ersteren Theile werden schon den Knaben, die Wangen erst nach erreichter Mannbarkeit durchbohrt. Damit die Wunden nicht zuheilen können, lassen sie dünne Pfeile darin stecken, und bewegen sie alle Morgen hin und her. Der Yavary ist zwar sehr reich an Cacao, Salsaparilha und Schildkröten, allein wegen der bösartigen Krankheiten die an ihm herrschen, und wegen der Grausamkeit seiner Bewohner wird er von den Portugiesen gemieden. Zieht ein Canot vorüber, so durchbohren jene feindlichen Indianer, hinter einem Baume versteckt, den Piloten mit einem großen Wurfspieße oder mit der Lanze, und fallen dann über die andere Mannschaft mit großen, viereckigten Keulen her, so daß ihnen selten ein Einziger entwischt. Zahmer und den Weisen mehr befreundet, sind die Tecunas. Als ich in Tabatinga ankam, sah ich mehrere Nachen nach dem Lande zu fahren, welche voll von nackten, mit Arm und Kniebändern, Epauletts und Stirnbinden von Federn gezierten, und um die Lenden

mit einem zierlichen Gürtel von Bast bekleideten Indianern waren. Kaum an das Land gestiegen, vernahm ich eine fürchterliche Musik und war Zeuge des Festes, zu welchem jene Indianer aus den Wäldern herbeikamen. Die Feierlichkeit bestand darin, daß man einem zwei Monate alten Kinde, unter Tanz und Musik, die Kopfhaare ausriß. Die Indianer hatten ihre Nachbarn hierzu durch den Stoß in ein Horn von dickem Rohre eingeladen, und feierten die grausame Ceremonie unter bachantischem Tanze; indem sie sich durch die gegohrne Getränke von der süßen Wurzel der Aipim immer mehr erhitzten. Sie hielten einen förmlichen Aufzug. Derjenige, welcher als Teufel in eine große Affenmaske verkleidet war, eröffnete den Zug; der Saum seines, von Bast gemachten, Kleides ward von zwei kleinen Indianerinnen getragen. Hierauf folgten die andern Masken, deren eine ein Reh, andere einen Fisch, einen alten Baumstrunk u. s. w. vorstellte. Den Beschluß machte ein altes, häßliches, ganz schwarz bemaltes Weib, welches auf einer getrockneten Schildkrötenschale einen gleichförmigen Takt schlug. In diesem Aufzuge tanzten und sprangen sie wie Böcke umher, so daß man Gespenster oder Wahnsinnige zu sehen glaubte. Einer aus diesem scheußlichen Trosse kam sogleich auf mich zu, und wollte mir die glänzenden Knöpfe, die ein passender Ohrenschmuck schienen, vom Rocke reißen. Das fürchterliche Schauspiel dieses grausamen Festes, welches den Kindern oft das Leben kostet, dauerte diesmal ununterbrochen drei Tage und drei Nächte fort. Die andern Feste feiern die Tecunas, wenn sie den Kindern die Ohren durchbohren, und wenn Mädchen Jungfrauen werden. Ihre Todten begraben sie in Töpfen, und zünden dann die Hütte mit allem Eigenthume des Verstorbenen, an, wenn die Kinder nicht die Waffen in Anspruch nehmen. Ihre Waffen, ihr Schmuck und Geräthe wurde gegen Glasperlen, Spiegel, Messer u. dgl. eingehandelt. Das Wetter war auch hier sehr ungünstig, indem es unausgesetzt regnete. Am zweiten Tage stunden mir dreißig Tecunas zu Gebote, welche mir unvergleichlich schöne Vögel, von dem buntesten Gefieder, brachten. Da hier und in Olivenza diese prächtigen Vögel vorzüglich häufig sind, so sind die Tecunas nicht blos in der Jagd, sondern auch im Abziehen derselben sehr geschickt, und zwar bedienen sie sich beim Abziehen nur eines kleinen Hölzchens. In vier Tagen war die Ausbeute so groß, daß sie mehrere Kisten anfüllte. Man kömmt von Tabatinga in vier und zwanzig Stunden nach Loreto, wo die Indianer Pevas wohnen. Es ist der erste spanische Ort, mit einem Commandanten, und einigen Truppen.

Ich beschloß hier an der Grenze Brasiliens meine Reise, und kehrte mich aus der westlichen Richtung wieder nach Osten um. Den Weg nach Olivenza, wozu ich aufwärts vier Tage gebraucht hatte, machte ich abwärts in vier und zwanzig Stunden. Man bleibt bei dieser Reise immer im Zuge des Gewässers, in der Mitte des Stromes. Hier geschah es mir, daß das Boot auf einen unter dem Wasser verborgenen Baum aufstieß, sich in einem Nu zur Hälfte mit Wasser füllte, und dem Untergange nahe war, da aber glücklicher Weise der Baum brach, ward es wieder flott, und die Gefahr ging vorüber. Als ich in Olivenza ankam, waren die Kähne, welche zu den benachbarten Indianern abgeschickt waren, noch nicht zurückgekehrt, und ich wartete acht Tage auf sie. Die Culinos, welche hier wohnen, sind hier nicht tatowirt, haben aber die Ohren, Ober- und Unterlippe und den Nasenknorpel durchlöchert. Die Heurath wird schon in der frühesten Jugend des Mädchens ausgemacht, und durch Dienste gegen die Eltern desselben gestattet. Ist das Kind eine Woche alt, so wird es vom Paje einen vollen Tag lang mit einer Cigarre beräuchert und dann benannt. Daß die Seele des Verstorbenen in ein Thier übergehe, glauben sie nicht; vielmehr käme sie in den Himmel, wo sich alle Völker versammeln. Ihre Todten begraben sie in einer, eigens dazu bestimmten, runden Hütte in die Erde; während die Verwandten das Begräbniß halten, legen sich die Uebrigen in ihre Hangmatten; nur die Leiche des Häuptlings wird von allen begleitet. — Nach Verlauf dieser Zeit verließ ich die Villa, setzte über den Strom, und lief am nördlichen Ufer desselben in einen kleinen Fluß ein, der in den Rio Içá führen sollte. Ein Indianernachen ward vorausgeschickt, um die in dem engen Flusse wachsenden Bäume und dichten Gesträuche zu fällen; aber selbst nach dieser Vorsichtsmaaßregel blieb noch die Arbeit übrig, das größere Canot auf den Schultern über die gefällten Bäume zu heben. Schon nach der ersten Tagereise befand ich mich in einem so dichten Walde, daß kein Sonnenstrahl hineindringen konnte, und die unausgesetzt abträufelnden Bäume durchnäßten mich, als wenn ich dem heftigsten Platzregen auf dem freien Felde ausgesetzt wäre. Am zweiten Tage gelangte ich durch einen See in den Iça, dessen Mündung, woran die Ortschaft steht, ich am fünften erreichte. Der Solimoes war jetzt schon so angeschwollen, daß keine Sandbank mehr hervorragte, und der anliegende Wald fünfzehn bis zwanzig Fuß unter Wasser gesetzt war. Am Solimoes fand ich Indianer vom Stamme Uaraicu. Sie sind nicht tatowirt, haben aber die

Ohren, die Unterlippe und den Nasenknorpel durchbohrt. Mit den meisten Nachbarn haben sie die Gebräuche bei dem Heurathen, das Räuchern der Jungfrauen, und die Probe männlicher Standhaftigkeit durch Peitschenhiebe gemein. Ihre Feste werden ohne Maskenzüge gefeiert. Sie glauben an einen Gott und an einen Teufel; beide wohnen oberhalb der Erde. Der letztere erscheint nur dem Paje unter menschlicher Gestalt. Ihre Leichen verbrennen sie mit nach Osten gekehrtem Antlitz und ausgestreckt. Die Asche des Verstorbenen wird in der Hütte aufbewahrt. — Auf dem Solimoes reißte ich nun Tag und Nacht abwärts; in zwei Tagen kam ich von Iça nach Fonte Boa, in einem von da nach Ega, und in vieren von da endlich wieder in die Barra do Rio Negro, wo ich am 3. Februar eintraf.

Des Dr. Martius Reise von Ega den Yupura aufwärts bis an den Fall von Arara-Coara und zurück nach der Barra do Rio Negro.

Die Vorbereitungen zur Reise in dem Yupura waren nicht so leicht gemacht, als die für den, von meinem Gefährten eingeschlagenen, Weg auf dem Solimoes, der die Hauptstrasse in diesem unermeßlichen Continente darstellt. Obgleich seit achtzig Jahren Indianer aus dem Yupura herabgeführt werden, und die Zahl derjenigen, welche auf diese Weise ihren Wäldern entzogen worden sind, vielleicht schon zwanzig tausend betragen mag, werden dennoch die an ihm wohnenden Stämme von den Reisenden mit Furcht und Mißtrauen betrachtet, und man wagt sich nur mit zahlreicher Mannschaft in die Gegenden jenseits der beiden, von den Portugiesen begründeten, Indianerdörfer Maripi und S. Joao do Principe, die noch unterhalb der ersten Kataraktеn liegen. Es mußte daher erst das große, für den Handel mit Salsaparilha und Cacao ausgerüstete, und mit Proviant und Munition für uns Alle versehene, Fahrzeug des Cap. Zany erwartet werden, das unter der Leitung des Joa Bernardo, eines muthigen und starken Mulatten, mit zwanzig Indianern bemannt, und von zwei kleineren Montarias begleitet, vor uns in den Fluß abgehen sollte. Wir selbst hatten außer unserm mit zwölf Indianern bemannten, mit einer leichten Laube von Palmblättern versehenen Kahn, noch drei Montarias bei uns, deren eine von dem Soldaten von Para befehligt, als Avantgarde gebraucht werden sollte, während die an=

dern die Jäger und Fischer enthielten. Ein grauköpfiger, stets wohlgelaunter Indianer ward uns als Steuermann gegeben. Da sich der alte Gregorio, ein Häuptling der Coerunas von Maripi, in Ega befand, so veranlaßten wir ihn, sich anzuschließen. Unsere ganze Flotille bestand nun aus acht Fahrzeugen, die 56 Mann führten; und nachdem wir dem schweren Fahrzeuge des Joao Bernardo einen Vorsprung von drei Tagereisen gegönnt hatten, verließen wir am 12. Decbr. Ega, und wendeten uns nach Alvaraes, einem kleinen Dorfe, wo wir die Nacht zubrachten.

Nachdem wir am folgenden Morgen über den Solimoes gesetzt hatten, erblickten wir vor uns zur Rechten die, wenigstens eine Seemeile breite, Mündung des Yupura, welcher sich ruhigen Laufes dem größten aller Ströme einverleibt. Die Paranamirim, welche eine Kette von ausgedehnten Inseln längs des Hauptstromes bilden, dauern mehrere Tagereisen aufwärts an, und wir benützten diese stilleren, aber jetzt hinreichend mit Wasser gefüllten Kanäle, indem wir meistens in ihnen fuhren, und bald an ihnen, bald aber an dem Ufer des Hauptstromes, zu welchem sie uns von Abstand zu Abstand zurückführten, übernachteten. Am Morgen des 17. Decembers setzten wir auf das östliche Ufer über, wo wir an den Mündungen des Tijuaca, eines Kanals, der den See Amana mit dem Yupura verbindet, vorbeischifften. Oberhalb dieses Kanals fanden wir mitten im Flusse, und im Angesicht der Mündung des beträchtlichen Uaranapu, eine Factorei für den Fang des Lamantin und des Pirarucu errichtet. Solche Anstalten sind ganz vorübergehend. Wo Jemand eine hinreichende Ausbeute an Fischen erwartet, baut er eine Hütte von Palmblättern und ein großes Gerüste von Latten, um die Fische über Feuer zu trocknen; er richtet einige Kessel zum Einsieden des Thrans ein, und erwartet nun die Jagd, welche die mit Harpun und Netz ausgesendeten Indianer herbeibringen. Oft ist der Ertrag so groß, daß eine achttägige Arbeit Mundvorrath für ein halbes Jahr liefert. Den Girao, welchen wir hier antrafen, maaß fünf Geviertklafter, und war dicht mit Pirarucus, Piraras, Sorubims und Acaras bedeckt, die, in ihrem eigenen Fette gebraten, einen unsern Indianern höchst angenehmen Geruch verbreiteten. Um einen Korb voll Salz tauschten wir so viele Fische ein, daß eine der kleinen Montarias hoch auf damit beladen werden konnte. Ein Flechtwerk von Palmblättern darüber befestigt, ward dieser Vorrath vierzehn Tage lang sicher mitgeführt, bis die im Kahne Schlafenden sich beklagten, daß sie, wegen der durch den Geruch herbeigelockten Krokodile,

keine Nachtruhe hätten, worauf wir ihn unter die Fahrzeuge vertheilen mußten. — Erst am siebenten Tage nach unserer Abreise von Ega erreichten wir S. Antonio de Maripi, die erste Ortschaft am Yupura. Wir fanden nur sechs Häuser und eine kleine Kirche, der schon seit langer Zeit der Geistliche fehlt. Auch der Ortsrichter, der einzige hier wohnende Weiße, war eben jetzt nicht anwesend. Wir sahen uns daher lediglich von Indianern umgeben. Der größere Theil derselben wohnt nicht in dem Oertchen selbst, sondern einzeln zerstreut in der Nachbarschaft. In jedem Hause fanden wir mehr als eine Familie. Die Coerunas, Passes und Jumanas haben hier eigene Obere. Sie werden von den Indianern ihres Stammes gewählt, von der Regierung bestätigt. Gregorio hatte nichts so angelegentlich zu thun, als uns alle gerade anwesende Stammverwandte vorzuführen, und sie kamen auch am Abend herbei, indem sie kleine Geschenke von Früchten, Federzierrathen und Affen darboten, gegen welche sie Eisenwaaren und Glasperlen mit größtem Danke annahmen. Die Coerunas machen gegenwärtig einen unbeträchtlichen Stamm aus. Ehemals pflegten sie als Abzeichen des Stammes ein Loch in der Unterlippe mit einer runden Scheibe von Muschelschaale oder mit einem Cylinder von Copal zu zieren; aber die hier anwesenden Individuen waren ohne diese Verunstaltungen. Im Ganzen waren es lauter kleine und starke, dunkelgefärbte Figuren, ohne angenehmen Ausdruck im Gesicht. Sie sprachen äußerst schnell und ihre, an Nasentönen reiche, Sprache klang mir widrig. Die Betonung, verstärkt oder geschwächt, schien auch bei ihnen, wie bei vielen andern Stämmen, verschiedene Zeiten und Personen zu bezeichnen. Ich konnte sie nicht vermögen, einen ihrer Nationaltänze aufzuführen; dazu, sagten sie, fehlten gegenwärtig die Früchte des Waldes. Gregorio, ein gutmüthiger, den Weißen befreundeter Indianer, ward bald gewonnen, uns stromaufwärts in seinem eigenen Nachen zu begleiten. Er hat mir mancherlei gute Dienste geleistet, und ich hatte Gelegenheit, durch ihn Einiges über den Glauben seiner Stammgenossen zu erfahren, da er sich ziemlich verständlich in der Lingua geral ausdrückte, worin mir mein Gefährte Capitän Zany als Dolmetscher stets zur Seite stand. Er behauptete, daß die Coerunas von dem Daseyn der Welt auf einen Gott schlößen, der Alles gemacht habe: Fluß, Wald, Luft, Sonne und Sterne; daß sie ihn aber noch nie gesehen hätten. Da er Alles für sie gemacht habe, beten sie ihn an, und beriefen sich auf ihn. An Unsterblichkeit glaubten sie nicht, eher fürchteten sie den Tod. Seine

Ausdrücke hierüber in der eigenen Sprache waren sehr einfach; er wiederholte sich oft, und schien ohne Wechsel der Zeiten und Personen zu reden.

Albano, Prinzipal der Passes, stellte mir einige und dreißig seiner Stammgenossen vor, welche allerdings durch die Anmuth ihrer Gesichtszüge und durch ihren schlanken Wuchs die allgemeine Stimme rechtfertigten, der gemäß sie die schönsten Indianer in Rio Negro seyn sollen. Schon die weißere Gesichtsfarbe zeichnet sie vor ihren Nachbarn aus; noch mehr aber der feinere Gliederbau und eine der amerikanischen Race gemeiniglich fehlende Größe und Ebenmäßigkeit. Die Gesichtszüge sind ausgezeichnet, meistens angenehm, bisweilen sogar schön zu nennen. Dieß gilt jedoch mehr von den Weibern als den Männern; wahre männliche Schönheit erheischt die Zierde des Bartes, der diesen ebenfalls mangelt. Die angenehmen Gesichtszüge werden durch ein abscheuliches Abzeichen des Stammes verunstaltet. Der Passé hat einen tatowirten Fleck im Gesichte, der unter den Augen, wo er quer und rechtlinig abgeschnitten ist, beginnt, und abwärts die Wangen, die Nase, und die Lippen bis zur Kinngrube einnimmt. Die Männer schneiden sich die Haare ab, und lassen blos am Rande der Stirne einen dünnen Kranz, so wie am Hinterhaupte einen dünnen Büschel stehen. Die Weiber tragen das Haar lang, was ihnen besonders, wenn sie dieselben frei herabhängen lassen, zugleich mit der Malha, einen wahrhaft kriegerischen Ausdruck giebt. Sie waren größtentheils in Röcke von gestreiftem Zeug, und in enge Kamisole, mit kurzen Aermeln, von schwarzgefärbtem Baumwollentuche, die Männer wenigstens in ein Oberhemd gekleidet. Einer von diesen trug einen Muraquetan gegen Verhexung am Halse. Es ist dieß der dickste Theil, aus einer großen Flußmuschel oder, aus einem Wirbelknochen des Lamantin geschnitten. Die Gemüthsart dieses Stammes entspricht ihrem vortheilhaften Aeußeren: sie sind gelehrig sanftmüthig, offen, friedfertig, fleißig, und aus dieser Ursache von jeher von den Ansiedlern zur Bearbeitung ihrer Pflanzungen gesucht gewesen. — Die Indianer, die ich in Maripi antraf, gebrauchen vergiftete Waffen. Diese Sitte ist allen Stämmen im Gebiete des Yupura gemein; doch wächst der Giftbaum nur in dem westlichen Theile dieser Landschaft, und von dorther wird das Urarigift versendet. Geht der Indianer auf die Jagd aus, so hat er nichts als sein Blasrohr in der Hand; um den Hals hängt er sein Köcher und, wenn er so reich ist, eine Messerklinge. Zur vollständigen Rüstung des Indianers am Yupura gehört der Pfeil,

den er von einem Bogen aus rothem Holze schießt, der Wurfspieß, beide ebenfalls vergiftet, und wohl auch die Keule, welcher die verschiedenen Stämme mancherlei Form und Verzierung geben. Große Schilde aus dem gegerbten Felle eines Tapirs oder aus dem Rückenpanzer eines Kaimans gehören unter die seltenern Trutzwaffen. Ich erhielt in Maripi eine große Menge aller dieser ethnographischen Merkwürdigkeiten, welche ich der Obhut des Prinzipals Albano übergab, und bei der Rückkehr noch um mehrere Stücke vermehrt fand. Gregorio hatte mich das leichteste Mittel gelehrt, die Indianer zum Tausche zu vermögen: ich eröffnete in Gegenwart der Weiber einen Kasten, worin ich Glasperlen, Kattune und Halstücher mit mir führte, und diese einfache List gewann mir mit dem Fürworte des schwächeren Geschlechtes Alles, was ich von dem stärkeren wünschte. Diese Indianerinnen hatten eine sehr ansehnliche Hühnerzucht, woraus sie uns reichliche Provision gestatteten. Weder Ochsen noch Schaafe oder Schweine findet man in dem ganzen Gebiete des Yupura, und die gemeinsten Hausthiere sind Hühner und Hunde, zwei Thierarten, deren Gegenwart bei den rohen Indianern in den tiefen und heißen Niederungen Süd-Amerikas vor der Ankunft der Europäer sehr problematisch ist. Als wir später oberhalb der Kataraktenn Mangel an Nahrungsmitteln litten, sendete Gregorio seinen Nachen den Miriti-Parana hinauf, der uns eine Menge Hühner in großen geflochtenen Hürden zuführte. Woher haben diese entlegenen Stämme das nützliche Hausthier erhalten, welches, obgleich in dem heißen Indien einheimisch, sich in allen Klimaten gleich fruchtbar und dem Menschen gleich befreundet erweist? Kein südamerikanischer Vogel ist bis jetzt von den Indianern ebenso erfolgreich gezähmt worden, und die Trompetervögel, die Hoccos und Cujubis müssen von Zeit zu Zeit aus dem wilden Zustande erneuert werden, da sie nicht oft fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen. Die hierländischen Hunde waren größtentheils behaart und bellten, zwar nicht so lebhaft, als unsere thätigen Raçen, aber hinreichend, um zu erweisen, daß sie nicht zu den stummen Hunden gehörten, welche die spanischen Eroberer bei den Bewohnern von den Cundinamarca und Peru getroffen haben. Meistens war es eine kleine, spitzköpfige, lang- und dunkelbehaarte Race, und sie schien mir zu beweisen, daß diese Indianer einst nicht von den stammverwandten, höher gebildeten Bergvölkern in Westen, sondern von den Fremden jenseits des Oceans jenes nützliche Hausthier erhalten hätten, durch dessen verschiedene Benützung und Gemeinschaft mit den Menschen gewisser-

massen verschiedene Culturzustände angedeutet werden. Als ich am Abend die Hütte betrat, in der sich Gregorio, umgeben von Weibern und Kindern, auf die Weiterreise vorbereitete, erschrack ich über eine vier Ellen lange Schlange von den schönsten grünen und gelben Farben, die mit zur Hälfte aufgerichtet, entgegentanzte, dem Rufe eines alten Indianers gehorsam, sich in Kreisen hin und her und endlich zu dem warmen Neste von Heu in der Ecke zurückzog, ohne die Kinder und zahlreichen Hausaffen zu beunruhigen. Ich erfuhr, daß es hier Schlangenbeschwörer giebt, die sogar Giftschlangen, nach Ausbrechung der Giftzähne, zu zähmen wissen, und sie bei ihren Zauberkünsten und bei Kuren des Schlangenbisses verwenden. Sie imponiren damit dem dummen und trägen Indianer, dessen ganze Gemüthsart den Glauben an übernatürliche Kräfte begünstigt. Der anwesende, gegen Schlangen gefeierte Pajé war von dem Stamme Juri. Er führte ohn' Unterlaß das Wort Päa, Teufel, im Munde, und schien damit besonders Eindruck auf den weiblichen Theil der Gesellschaft zu machen, der ihm mit scheuer Ehrfurcht begegnete.

Wir verließen Maripi, nachdem das große Fahrzeug vorbeigeschifft war. Ausser dem Gregorio hatten wir auch noch den Prinzipal der hiesigen Jamanus zum Begleiter. Gregorio selbst hatte als eine Sicherheitsmaaßregel angerathen, die Prinzipale mehrerer Stämme einzuladen, mit uns zu reisen, und insbesondere darauf gedrungen, dem Pachicu (so verdrehen die Indianer das Wort Francisco), einen mächtigen und wegen seiner Schlauheit berüchtigten Anführer der Coretus, welcher oberhalb S. Joao do Principe wohnte, deßhalb Botschaft zu senden. Das nördliche Ufer, längs dessen wir hinfuhren, zeigte hie und da eine Höhe von 30 Fuß. Eine halbe Legoa oberhalb Maripi passirten wir an dem schwarzen und kühlen Yanaracu. Es war dunkle Nacht geworden, als wir an der Mündung des Sees Maraha landeten, wo wir in der Hütte des Prinzipals Albano von Maripi übernachteten.

Wir fanden es räthlich, in Maraha unser Fahrzeug gegen ein anderes zu vertauschen, das uns Albano anbot, denn die Länge desselben erschwerte das Fortkommen, und überdies nahm es so viel Wasser, daß nur die Wachsamkeit meines Gefährten uns die Nacht vorher davon errettet hatte, mit ihm auf den Grund zu gehen. Es war dieß nicht das letzte Mal, da ich mir zu der Begleitung des Gr. Zany Glück wünschen durfte; auf der ganzen Reise erprobte er sich als ein erfahrner und muthvoller Freund. Wie sehr es überdies Noth that, dem Zufalle und dem bösen Willen der

Indianer in diesem einsamen Gebiete vereinigte Kraft entgegen zu stellen, erfuhr ich am 23. Decbr., einem Tage, der ohne die Treue des Indianers, den wir zur Besorgung der Küche aus Para mitgenommen hatten, wahrscheinlich mein Todestag geworden wäre. Wir hatten schon bei Maripi mehrere schöne Schlangen erlegt, die sich am Ufer sonnten, und ich war dadurch zu dem Wunsche veranlaßt, Jagd auf eine der ganz großen Schlangen zu machen, die die benachbarten Seen in Menge bewohnen sollten. Als wir daher nach unseres Piloten Versicherung uns in der Nähe des Lago de Cumapi befanden, bestieg ich einen der kleinen, mit vier Indianern bemannten, Nachen, und suchte die Mündung des Sees zu gewinnen. Ein Indianer vom Stamme Macuna, den wir schon von Ega aus bei uns hatten, erbot sich zum Führer, und ich glaubte keine Ursache von Mißtrauen in dieser, sonst eben nicht häufigen, Bereitwilligkeit finden zu dürfen. Die Gegend ist sehr niedrig; manchfache Kanäle laufen zwischen den Inseln und dem Festlande hin, und überdieß stand der Ygapowald weithin unter Wasser. Das muntere Leben der Fische, die sich dahin zurückgezogen hatten, die Zahl der schönsten Blüthen, womit diese Waldung übergossen war, und das Gewimmel zahlreicher Ameisenhaufen, die sich auf die Bäume gerettet hatten, und beim leisesten Anstoß zu Tausenden auf uns herabfielen, beschäftigten mich so sehr, daß ich lange Zeit nicht bemerkte, wie der Führer die angegebene Richtung nicht einhielt, sondern vielmehr durch Seitenwege stromaufwärts zu gelangen suchte. Schon wurden die Schatten länger, als mein treuer Indianer von Para sich ängstlich an mich drängte, und mir durch Zeichen und einzelne portugiesische Worte zu verstehen gab, daß der Macuna, mit den übrigen im Einverständnisse, beabsichtige, mich entweder irgendwo auszusetzen, oder umzubringen, um mit dem Kahne, der zufällig eine Kiste meiner Tauschartikel führte, zu entfliehen. Sobald ich mich von dem unsteten Umherfahren überzeugt hatte, ließ ich den Macuna im Hintertheile des Kahns niedersitzen, und die linke Hand am Bord anbinden, während er mit der Rechten das Steuer führte; ich stellte mich mit geladenen Pistolen vor ihn, und schwur ihn niederzuschießen, wenn er mich nicht bis Sonnenuntergang in den Strom selbst zurückgeführt hätte. Dieß rasche That entschied über mein Schicksal; der eingeschüchterte Indianer brachte mich in den Strom zurück, und noch bevor der Mond aufgegangen war, hatte ich das Schiff des Joao Bernardo erreicht, das ich meinen Feind besteigen ließ, um den Geist der Empörung nicht unter meiner eigenen Equipage zu verbreiten. Es war dies

einer von den wenigen Fällen, wo ich kaltblütige Bosheit an einem Indianer wahrnahm. Die Lehre machte mich vorsichtiger, aber auch zuversichtlicher gegenüber den rothen Menschen, die von einer zu unentschlossenen und schwachen Gemüthsart sind, um sich dem imponirenden Einflusse eines festen Muthes entziehen zu können. Ein anderes Abenteuer, das fröhlicher endete, als der erste Anschein glauben ließ, bestand ich mit der gesammten Expedition am folgenden Tage. Man hatte uns von einem Dorfe (Malloca) der Indier Cauirána gesagt, welches sich auf der Südseite des Yupurá bei dem See von Acunauí befände; wir setzten daher über den Strom, der hier voll kleiner Inseln ist, und gelangten gegen Abend in jenen kleinen See von dunklem Gewässer. Bald entdeckten wir im Hintergrunde einer Bucht hohe, kegelförmige Hütten, und zwischen ihnen einige, bis auf den Schurz nackte, Indianer. Wir stiegen ohne Waffen an's Land, wo uns ein junger, sehr wohlgebildeter Bursche, der Sohn des Häuptlings, der die Lingua geral fertig genug sprach, empfing und in eine jener großen Hütten führte. Ihm und seinen Begleitern konnte ich zwar einige Schüchternheit, jedoch keineswegs die Furcht vor einem feindlichen Ueberfalle von unserer Seite anmerken. Nachdem ich daher mit Sr. Zany und einigen Ruderern durch die niedrige Thüre in die Hütte geschlüpft war, mußten wir nicht wenig erstaunen, uns gleichsam in einer indianischen Festung und in den Händen der Feinde zu sehen. Der Jüngling schloß alsbald die Thüre hinter uns zur Hälfte, und wir erblickten mehr den dreißig Indianer, alle mit Bogen und Pfeil bewaffnet, auf den längs der Wand befestigten Hängmatten sitzen, oder dazwischen an den Pfeilern stehen. Ohne Bewegung, sprachlos und schußfertig, hatten sie die Augen auf die Eingetretenen gerichtet, und ein Augenblick des Mißverständnisses oder des Zurückweichens wäre uns wahrscheinlich verderblich geworden. Das Erscheinen mehrerer Fahrzeuge in ihrem See hatte sie einen Ueberfall befürchten lassen, und ihr Empfang zeigte, daß sie den sichersten Operationsplan dagegen wohl ausgedacht hatten. Ohne Raum und Licht ihre Waffen zu gebrauchen, wären die Weißen im ersten Momente des Angriffes von giftigen Pfeilen durchbohrt, ein Opfer ihrer Kühnheit geworden. Es gelang uns aber bald, dem ungünstigen Vorurtheile zu begegnen. Wir nahmen unsere Halsbinden ab, und schwangen sie als Friedenszeigen dem Anführer entgegen, der ebenfalls, sobald er bemerkt hatte, daß wir unbewaffnet waren, allen Argwohn verbannte, und aus unserer Branntweinflasche fröhlich

Bescheid that. Er war ein Indianer von fünf Fuß acht Zoll Länge, von breiter Brust und athletischem Muskelbaue, und erschien in seiner Nacktheit noch größer und stärker. Ich habe niemals bemerkt, daß Indianer sich geküßt hätten, diese Bezeigung freundlicher Gefühle, scheint über ihrer Bildungsstufe zu stehen; aber der Cauixana bezeigte seine Freundschaft gegen mich, indem er das, dick mit Rocou bemalte, Antlitz in dem meinigen herumrieb. Nach den ersten Begrüßungen fragte er mich durch den Dolmetscher über das Aussehen des Königs von Portugal und Brasilien, und seine Verehrung vor dieser erlauchten Person wuchs sichtbar, nachdem ich ihr die Dimensionen eines Giganten zugeschrieben hatte. Zum Zeichen der Freundschaft überreichte er mir einen Bogen von rothem Holze und einen Bündel vergifteter Pfeile, deren jeder in einem besonderen Rohre steckte; und seine Leute, dem Beispiele folgend, wetteiferten, uns mit Waffen und Früchten zu beschenken, wogegen sie jede Kleinigkeit besonders aber Angeleisen, dankbar empfingen. Es waren nur Männer, die wir zu Gesichte bekamen; Weiber und Kinder waren, wahrscheinlich aus Furcht, in einer der abgelegenen Hütten versammelt, und erfüllten, so lange wir zugegen waren, die Luft mit einem durchdringenden kläglichen Geschreie. Die Männer waren lauter stattliche, ziemlich dunkel gefärbte Menschen, ohne irgend eine Verunstaltung durch Tatowirung; zum Theile aber trugen sie die Ohren abscheulich erweitert. Sie hatten noch niemals Weiße erblickt, und jede Kleinigkeit, die sie an uns sahen, schien ihnen interessant; vorzüglich verwundert waren sie über das Schreiben, als ich dem Anführer ein Vocabular in seiner Sprache abfragen ließ und aufzeichnete. Dieser wußte sich mit Würde zu betragen, und blieb, da wir uns zurück zogen, in der Hütte zurück, während er uns durch seinen Sohn an den Hafen zurück geleiten ließ. Die Hütten dieser Cauixanas waren die kunstvollsten indianischen Gebäude, die ich noch gesehen hatte. Bei sechs Klafter Durchmesser und vier Klafter Höhe waren sie auf das regelmäßigste ausgeführt. Zwei gegenüberstehende viereckichte Thüren von vier Fuß Höhe und eine runde Oeffnung in der Kuppel, zum Eintritte des Lichtes und Abzug des Rauches, konnten von innen verschlossen werden. Das Zimmerwerk bestand aus schlanken, über Feuer gebogenen Stämmen der Mattá-Mattú und aus gekreuzten Stützen, welche mit jenen, ohne Beschläge oder Nägel, blos durch Bänder von Schlingpflanzen verbunden waren. Die Bedeckung von Palmblättern war so dicht, daß kein Tropfen Regen eindringen konnte. Die Cauixanas

wohnen, etwa 600 Köpfe stark, weiter westlich am Flusse Mauaparis. Die neuen Ansiedler waren zufrieden mit dem Orte, und beabsichtigten, ihre Verwandten herzuholen. Es ist dieses die gewöhnliche Weise, in welcher die wilden Indianer Brasiliens ihre Wohnsitze verändern; und man kann sie daher, unter einer gewissen Beschränkung, allerdings Nomaden nennen. Die Cauixanas haben mit den Munas und Marauhas gemein, sich von Zeit zu Zeit zu geißeln, und die Ertragung von Schlägen als Heroismus zu betrachten. Ihre Todten werden in großen irdenen Töpfen begraben.

Aus dem See von Acunau zurück gekehrt, landeten wir, um die Nacht zuzubringen, auf einer Insel am südlichen Ufer des Stromes. Am Tage vorher hatten die Indianer die erste noch übrige Praya mit Schildkröteneiern entdeckt, sie rechneten auch hie auf gleichen Fund; statt dessen brachten sie nur Eier vom sogenannten Camäleon, welche, leicht mit Erde und Blättern bedeckt, am Ufer vorkommen. Sie waren durch eine Bande von Störchen darauf geleitet worden, die diesen Eiern mit großer Begierde nachstellen. Obgleich die jungen Thiere in den Eiern schon stark ausgebildet waren, verzehrten sie sie doch als einen Leckerbissen. Die Nacht vor dem Weihnachtstage dunkelte plötzlich über uns ohne einen Stern am Firmament; doch bald ward sie, gleichsam zur Feier, von tausend Leuchtkäfern erhellt, welche, wie durch Zauber erweckt, aus allen Gebüschen hervorflogen.

Die Reise ward entweder zwischen Inseln oder am nördlichen Ufer fortgesetzt. Die Beschwerlichkeiten wuchsen durch die zunehmende Strömung, viele untergetauchte Stämme, zahllose Mosquiten, eine schwüle Hitze bei trübem Himmel und häufigem Regen. Aller Anstrengung der Indianer ungeachtet, erreichten wir daher das Dörfchen S. João do Principe erst nach fünf langen Tagereisen. Dieses war im Jahr 1607 durch den damaligen Gouverneur, J. J. Vittorio da Costa, vom Stamme Juri, Coretú und Jama, die in den benachbarten Wäldern hausten, besetzt worden. Gegenwärtig waren nur noch einige Familien von Juris und Coretús vorhanden, und auch diese hatten sich bei der Nachricht von unserer Ankunft versteckt, oder zu ihren Nachbarn geflüchtet, die auf den Rossas, entfernt vom Dörfchen, wohnen. Die Frohnen, welchen diese armen Indianer, unter dem Vorwande des öffentlichen Dienstes, lediglich für den Eigennutz des Richters unterworfen werden, machen ihnen vor der Ankunft eines jeden Weißen bange; und nur mein, mit dem Charakter der Wilden vertrauter, Gefährte

Zank konnte sie von dem Ungrunde ihrer Furcht belehren, worauf sie herbeikamen und mich beschworen, dem Gouvernement ihre hülflose Lage und die Bedrückungen ihres Feindes vorzustellen. Dieser war ohnehin schon wegen Veruntreuung der Zehnten und grausamer Begegnung seiner Untergebenen angeklagt worden, und vor acht Tagen nach Ega zurückgekehrt, um sich vor dem Commandanten zu verantworten. Die Juris, welche ich hier antraf, wie es schien, unterrichtete und gutmüthige Leute, brachten große Töpfe von allerlei Getränken herbei, ein Fabricat der Weiber, denen, wie alle übrigen Geschäfte der Wirthschaft, auch dieses obliegt. Die Getränke waren aus Mandiocca- und Aypimwurzeln und aus mehreren Früchten bereitet, und zum Theile recht wohlschmeckend.

Am letzten December kam der Principal der Coretus, Pachicu an, den wir entboten hatten, uns zu begleiten. Er erschien vor mir baarfuß, in den bei den Indianern üblichen baumwollenen Beinkleidern, aber dabei in einem blauen Fracke, und die Pocoeaba, ein spanisches Rohr mit silberner Quaste, in der Hand. Dieses Zeichen der Autorität war den Principalen zur Zeit des Mendonça Furtado und der zweiten Grenzcommission verliehen worden, da man die rohen Wilden durch den Anschein von Würden und Ehrenstellen zu gewinnen hoffte; aber jetzt sieht man es eben so selten, als jenen europäischen Anzug des Pachicu, der wohl noch von damals herrühren mochte. Dieser Mann war bei weitem der schlauste und unternehmendste Indianer, dem ich bis jetzt begegnet war. Er hielt es für angemessen, sich als einen getreuen Vasallen des Königs von Portugal und einen für seine Stammgenossen besorgten Beamten darzustellen; allein bald ergab es sich, daß er den Weißen nicht weniger abhold war, als die Uebrigen, und daß er, mehr als jeder Andere die Kunst verstand, die Untergebenen für seine Habsucht zu benützen. Er suchte seinen Stamm fern von den Weißen im Walde zu erhalten, und führte auf eigene Hand Krieg gegen die Nachbarn, um seine Gefangene an die ankommenden Europäer zu verhandeln; ja sogar seine Stammgenossen soll er auf gleiche Weise um eine Kleinigkeit verkauft haben. So ward uns zum Erstenmale im Innern Amerikas das vollkommene Bild eines afrikanischen Häuptlings vorgeführt, der Menschenhandel zu seinem Geschäfte macht. Ohne Zweifel gefährdet der Staat das Schicksal der Indianer durch die Aufstellung solcher Principale eben so sehr, als durch die, der Richter mit weißem Blute;

zum Glücke sind jedoch unter den ersteren nur wenige mit der Verschmitztheit und dem Unternehmungsgeiste dieses Coretú. Wir suchten ihn, der gut portugiesisch verstand, zu überzeugen, daß er und der Staat durch Einführung einer regelmäßigen Landescultur und durch Handel mit den Naturerzeugnissen am meisten gewinnen müßten; allein er wiederholte hierauf kurz: Alles dieses sei mühseliger, als Sclaven zu verkaufen, und solcher Handel brächte ihm was er immer brauche. Als ich ihn endlich aufforderte, mir auch über den mineralischen Reichthum in diesem Gebiete Aufschlüsse zu geben, läugnete er irgend Etwas zu wissen; da es aber Nacht geworden war, erschien er vor unserer Hütte, und begehrte Einlaß, indem er Wichtiges zu berichten habe. Nun, sagte er, bei verschlossenen Thüren dürfe er nicht verschweigen, was er vor der Menge nicht gestehen wollte, daß ihm nämlich durch seinen Vater reichliche Goldschätze in den Quellen des Apaporis bekannt seyen, er wolle solche auch, gegen sichere Belohnung, zeigen und uns auf der ganzen Reise begleiten. Als dieser Vorschlag abgelehnt, und der Eigennutz des Vaters durch ein reichliches Geschenk an Eisengeräthe befriedigt worden war, sagte er endlich seine Begleitung bis zu den Kataraкten zu, und ich war sehr froh, einen in dieser Einöde so gefährlichen Mann gewonnen zu haben. Mit Pachicu waren einige Kähne seiner Coretús angekommen. Am Abende tanzten sie in ihrem Federschmucke, den ich später von ihrem Principale erhandelte. Ihre Bewegungen waren plump, von monotonem Gesange und Tönen der Rohrpfeifen begleitet. Der Vortänzer trug einen stattlich mit Federn gezierten Wurfspieß in der Hand; die Uebrigen hatten ähnliche Waffen, und um den linken Vorderarm zierliche Castagnetten von Käferflügeln mit einem Büschel schwarzer Federn. Alle waren von kleiner, aber sehr kräftiger Statur.

Am 1. Januar 1820 gegen Abend verließen wir S. João do Principe, und fuhren noch drei Legoas weit bis zur Praya de Utarú, wo wir, zwischen hohen Wachtfeuern, übernachteten. Der folgende Morgen brachte uns nach dem Sitio Uarivaú, wo der Tubixava Miguel, ein im ganzen Yupurá wohl bekannter Principal vom Stamme Juri, hauset. Dieser Indianer, dessen breite gedrungene Gestalt und funkelnde Augen den Kriegsmann ankündigen, hat schon seit mehreren Jahren einen Haufen von etwa hundert Köpfen aus den Wäldern am Pureos hierher geführt, und in geräumigen, denen der Weißen ähnlichen, Hütten zusammen gehalten; doch wohnen die meisten Familien nicht in den Häusern,

sondern in einem großen, offenen Schoppen, wo jeder nach Belieben sein Netz aufhängt, und sich, wie sie sagen, mit dem Feuer von unten her zudeckt. Obgleich in Verbindung mit den Weißen getreten, sind diese Juris doch als Wilde des Waldes zu betrachten. Sie gehen, etwa mit Ausnahme einer Bastbinde um die Lenden ganz nackt. Ihr Ackerbau ist geringe; nur die Bananen, welche hier trefflich gedeihen, sieht man in dichten Gebüschen um die Wohnungen; die Pflanzungen in der Nähe der Hütten, enthalten Mandiocca-, Urucu- und Baumwollenstauden, jedoch Alles nur zur Nothdurft, und die Mandiocca mehr zur Bereitung der großen Kuchen, woraus sie ihr Pajuaru brauen, als zum Mehle. Der fischreiche Fluß, den sie ohne Unterlaß in zweiruderigen Nachen befahren, und die Waldung voll Wild und Früchten, liefern ihre hauptsächliche Nahrung. Da ich die großen Oefen, worauf das Brod gebacken wird, benützte, um meine, von der andauernden Nässe angegriffenen Pflanzen zu trocknen, so brachte ich den größten Theil des Tages unter dem indianischen Weibervolke zu, welches diesen Theil des Rancho mit den Kindern inne hatte. Es waren sieben Familien, und ich war fortwährend Zeuge des engen Kreises in dem sich das Leben des Wilden herum bewegt. Bevor noch der Tag grauet, verlassen gewöhnlich alle Erwachsene ihre Hängmatten, und gehen in den Fluß hinab, wo sie etwa eine Viertelstunde im Bade zubringen; zurückgekehrt legen sie sich wieder nieder und man vernimmt nun oft Stunden lang ein leises monotones Sprechen, wenn sie nicht von Neuem einschlafen. Bald nach Sonnenaufgang erwachen die Kinder. Ihr verworrenes Geschrei verlangt ein Frühstück, was jedoch nicht sogleich gereicht wird. Das erste Geschäft der Weiber ist nun, die Kinder zu bemalen. Mehrere kleine Töpfe voll Rocou, mit dem Thran des Lamantin zu einer Salbe abgerieben, liefern das Material zu dieser Verzierung, die die Mütter oft Stunden lang anbringen, bis endlich die ungestümmen Forderungen der Männer sie zu einem andern Geschäfte rufen. Nach der Toilette der Jungen, wird die der Mütter und Alten von den erwachsenen Töchtern besorgt, und dann erst an das Frühstück gedacht. Der übrige Theil der Familie versammelt sich um den Topf, der, noch vom Vorabend mit Fleisch gefüllt, am Feuer geblieben, und verzehrt stillschweigend mit behaglicher Ruhe. Ist Nichts vorhanden, so sucht sich jeder Einzelne bei dem Nachbar, im Walde, oder an den Beijus zu entschädigen, die nun von den Weibern, aus der eben frisch geriebenen und durchgepreßten Mandioccawurzel, gebacken werden. Die Ku-

chen, oft zwei Fuß im Durchmesser und einen Zoll dick, sind, wenn sie warm von der Ofenplatte kommen, wohlschmeckend; später werden sie zähe, und sind sehr schwer verdaulich. Eine kleine Art solcher scheibenförmigen Kuchen, denen sie eine runde oder elliptische Form geben, indem das Material zwischen Ringen von Marantasstengeln zusammen gebacken wird, lassen sich wie Zwieback lange aufbewahren, und sind gesund. Trocknes Mandioccamehl wird nur wenig, meist zum Handel, bereitet. Während sich nun Männer zerstreuen, um zu jagen oder zu fischen, bleiben die Kinder unter den Augen der Mütter, und dieß ist die Zeit der Erziehung, wenn man die äffische Beschäftigung mit den kleinen selbstischen Wesen so nennen darf. Erziehung zur Sittlichkeit, ja nur zur Sitte, findet man hier nicht; höchstens ein Abrichten zum Fortkommen unter den Uebrigen. Die Mütter unterweisen im Nesteln der Hangmatten, im Spinnen der Baumwolle an der freien Spindel, im Bereiten von Thongeschirren; die Geschäfte des Ackerbaues und der Küche werden von den Kleinen nach und nach ohne weitere Anweisung erlernt. Ehrfurcht, Bescheidenheit, Gehorsam kennen die Kinder eben so wenig als die Eltern. Ich habe niemals gesehen, daß jene mit Ueberlegung gestraft worden wären; wohl aber mußten sie manchmal Schläge erdulden, weil sie in des Vaters Abwesenheit seine Pfeilchen verschossen, sein Blasrohr verstopft, oder das für ihn bewahrte Gericht verzehrt hatten, und solche Executionen waren nur Ausdruck heftigen Zornes. In den heißen Tagesstunden kamen die Männer zur Hütte zurück, und legten sich so lange in ihre Hangmatten, bis das Mahl bereitet war. Wenn hungerig, erschienen sie alle Augenblicke voll ärgerlicher Begierde am Feuer. Sonst vertrieben sie sich die Zeit mit der Maultrommel, spielten mit den zahmen Affen und Vögeln des Hauses, oder gingen wiederholt in das Bad, welches sie täglich mehrere Male besuchen. Für die Abende veranlaßten wir einen Tanz dieser Juris. Allmälig sammelten sich einige und vierzig Männer von zwanzig bis sechzig Jahren, die mit vieler Gravität vor uns die Vorkehrungen zum Tanze machten. Diese bestanden darin, daß sie sich gegenseitig das Gesicht mit der Schminke aus Rocou und Lamantin-, oder Schildkrötenthran bemalten, allerlei Schnüre von Glasperlen und Thierzähnen um Hals, Waden und Vorderarme, Schellengehänge zum Klappern unter die Kniee befestigten, und die Köpfe mit Federn ausstaffirten, die entweder kronenartig um die Schläfe gebunden wurden, oder als ein langer Schweif über den Rücken hinabhingen. Der Vortänzer hatte einen hohlen Cy-

linder von Ambaüva-Holz mit Federbüschen geziert, auf dem Haupte, und trug in der linken Hand einen ähnlich bemalten, aber drei bis vier Fuß langen Cylinder von demselben leichten Holze, womit er auf die Erde stieß, um den Takt zu schlagen. Als es dunkel geworden war, und viele Feuer und Lampen den großen Schoppen erleuchteten, erschienen die Tänzer vor uns. Nach einem Begrüßungstanze gegen uns, der mit der Ueberreichung von Bananen endigte, zogen sie sich unter den Schoppen zurück, wo sie unter großem Lärm und Freudengeschrei verschiedene Tänze ausführten. Die Tänzer kamen in zwei Reihen, Einer hinter dem Andern, angezogen, klapperten mit den Schellengehängen, indem sie mit den Füßen stampften, und Einige, damit abwechselnd, aus ihren Rohrpfeifen einige unharmonische Töne hervorstießen. Jeder Tänzer trug eine Bananentraube auf der linken Achsel. So belastet, tanzten sie einige Mal vor uns im Kreise, und legten dann die Früchte auf einem großen Haufen nieder. Diese Ceremonie, die erste, wodurch mir von Indianern feierlich ein Geschenk gemacht worden war, endigte mit Bücklingen, die sie, in einer Reihe aufziehend, nach allen Seiten hin machten. Von hier in den Rancho zurück, führten sie nun ihre eigentlichen Tänze auf, die, wie wir hörten, mit dem Nationaltanze ihrer befreundeten Nachbarn, der Puris, begannen. Man konnte es eine Art Polonaise nennen. Nur Männer tanzten in einer Reihe. Indem die eine Hälfte die rechte, die andere aber die linke Hand auf die Schulter des Nachbars legte, blieb der Mittelste von Allen frei. Er hatte zweierlei Rohrpfeifen in den Händen und gab damit den Rhythmus in zwei Noten an. Die Uebrigen fielen nun mit sehr unharmonischen Pfiffen ein. Die Reihe der Tänzer, den ganzen Rancho einnehmend, schwenkte von einem Ende zum andern in zwei langen abgemessenen und einem dritten kurzen Schritte. Die Flügelmänner hatten dabei viel zu laufen, und stolperten nicht selten zum großen Gelächter der Uebrigen und der Zuschauer. Von Zeit zu Zeit theilten sie sich in zwei Reihen die sich, einander mit den Gesichtern zugewendet, gegenseitig tiefe Bücklinge machten, darauf ergriffen sich die Mittelsten bei der Hand, und so bildeten beide Reihen ein Kreuz; endlich dehnten sie sich wieder in eine Reihe aus; stießen von Zeit zu Zeit die Kniee vor; machten tiefe Bücklinge, und beschlossen, nachdem sie ermüdet waren, unter unregelmäßigem Geschreie. Als es ganz dunkle Nacht geworden war, gesellten sich auch die Weiber zu den Tänzern, die nun den eigentlichen Nationaltanz der Juris aufführten. Die Männer stunden

in zwei Reihen hintereinander; die hinteren legten ihre Hände auf die Schultern der Vormänner; eine dritte Reihe neben den Männern bildeten die Weiber. Der Zug bewegte sich in schnellem Schritte bald im Kreise, bald in verschiedenen Richtungen. Statt der Pfeifen ertönte jetzt der Gesang der Tanzenden in Unisono, durch das Kreischen der Weiber zu wahrhaft gräulichen Tönen erhoben. Ich war schon müde, diesem bacchantischen, ja tollhäuslerischen Wesen zuzusehen, als plötzlich meine Aufmerksamkeit durch einige Masken erregt wurde, die zwischen den Reihen der Tänzer hin- und her schwärmten. Es waren nackte Indianer, die statt der eigenen, scheußliche monströse Köpfe zeigten. Diese Masken waren von Mehlkörben gemacht, über die ein Stück Turiri (tuchähnlichen Baumbastes) gezogen war, Rachen und Zähne waren an diesen Gesichtern nicht gespart, und die Grundfarbe war weiß. Ein anderer erschien gänzlich in einem Sack von Turiri eingehüllt, der auf das Abenteuerlichste bemalt war. Er trug eine Maske, die den Tapirkopf vorstellte, kroch auf allen Vieren, und ahmte mit dem Rüssel die Gebärden der Anta nach, wenn sie weidet. Um den wüthenden Lärm noch zu vergrößern, klopften einige auf kleinen Trommeln aus dem Holze von Panax Morototoni hin und her, und endlich griff man nach dem großen Sponton des Tubixava, durch dessen Vibration ein schrillender Ton hervorgebracht wird. Diese wilden Töne erregten zu einem Kriegstanze, der nun von dem Tubixava selbst mit seinen muntersten Kriegern ausgeführt wurde. Sie versteckten sich hinter die großen aus Tapirleder geschnittenen, runden Schilde, die sie von den Miranhas einhandeln, und warfen, unter drohenden Gebärden hin- und herschleichend, die Wurfspieße darauf. Dieser Tanz vereinigte die gesammte wilde und furchtbare Plastik, welche der rohe Naturmensch Amerika's an seinem gedrungenen Körper darstellt. Die schnellen drohenden Wendungen dieser nackten Krieger, deren, mit Thran bestrichene, Musculatur wie Erz glänzt, die abscheulichen Grimassen der tatowirten, von Urucú gerötheten Gesichter, das plötzliche Aufschreien beim Wurf oder Stoß, und das hämische Grinsen, wenn sich der Gegner hinter seinen Schild verbergen muß, welch' gräßliches Bild der Rohheit! — Während des Tanzes hatten einige Indianer ein abgetriebenes Gebüsche angezündet, in dessen Nähe ein Gehäge von Bambusröhren stand. Diese zersprangen, wenn die Luft in ihnen bis zu einem gewissen Grade erhitzt war, und es entstand ein so fürchterliches Geknalle, daß ich im ersten Augenblicke ein nahes Kleingewehrfeuer zu vernehmen meinte. Diese baumartigen Rohre

stehen so dicht, daß man eine künstliche Anlage in ihnen kaum verkennen kann; und die Wilden behaupten, sie seien Reste ehemaliger Befestigungen. Die jungen Triebe enthalten bisweilen eine Pinte Wassers, das sich allmälig in eine Gallerte und in Stein verdichten soll. Es war fast Mitternacht, als ich mich in meine Hangmatte zurückzog, aber der Lärm der Tänze, welche bis an den Morgen dauerten, gönnte mir kaum eine Stunde Schlafs. Ich fühlte mich angegriffen von den gräulichen Anschauungen dieser Tage, den Strapatzen der, stets unter Regen fortgesetzten, Reise und von angestrengtem Arbeiten. Als ich daher beim Erwachen mich unmuthig und schwach fühlte, mußte ich ein Fieber fürchten, wogegen ich sogleich ein Brechmittel gebrauchte, das mich erleichterte.

Wir verließen Uariwaú, nachdem die bisher entflohenen oder zurück gelassenen Indianer wieder ersetzt worden waren, und ruderten in sieben Fahrzeugen, über sechzig Mann stark, stromaufwärts. Unter allen diesen Leuten zeigten fast nur diejenigen, welche wir von Ega mitgebracht hatten, eine gesunde Gesichtsfarbe; alle Uebrigen waren blaß oder gelbsüchtig, wodurch der tatowirte Fleck im Antlitz noch scheußlicher hervortrat. Der Kränklichkeit ungeachtet, die sich an so vielen unserer Indianer kund that, ruderten sie unverdroßen den größten Theil des Tages hindurch, so daß wir nach vier Tagereisen an die Kataraken, Cupatí genannt, gelangten. Als wir näher kamen, belehrte uns die schnellere Bewegung der Gewässer, und ein gewaltiges Brausen von der Nähe des ersten Falles, und endlich erblickten wir ihn selbst. Das Strombett wird hier auf die Breite von etwa hundert und zwanzig Klaftern beschränkt, und die Gewässer stürzen mit Ungestümm über ein, die ganze Breite durchsetzendes, Felsenriff. Jetzt, wo der Strom arm an Wasser war, ragten die Felsen an beiden Ufern des Flusses acht bis zehn Fuß über den Wasserspiegel hervor, und andere standen entblößt zwischen den kleinen Fällen, Wirbeln und Strömungen, in denen die Fluth sich nach unten Bahn machte. Sie sind durch die Gewalt des Flusses abgerundet, zertrümmert, hie und da in Haufen zusammengeführt, oder stehen noch unversehrt aus dem Grunde des Strombettes hervor. Oberhalb dieses Falles krümmt sich der Strom um den Berg, und erscheint, von dem waldigen Ufer umzäumt, ohne sichtbare Oeffnung, wodurch er käme, wie ein See. Die dunkle Färbung des Berges, an welchem schwere Regenwolken hinzogen, die geheimnißvolle Stille des Waldes, die colossal aufeinander gehäuften Felsenmassen und das Rau-

chen des Stromes gaben dieser Landschaft einen unaussprechlich düstern und schwermüthigen Charakter, dessen Eindruck noch immer lebendig in meiner Seele ist. Selbst die Indianer, von denen Viele nie einen Berg oder Wasserfall gesehen hatten, schienen von der furchtbaren Scene ergriffen. Sie hefteten verwunderte Blicke bald auf den Berg, der durch den dicht fallenden Regen in drohende Nähe versetzt schien, bald auf die brausenden Wasserwirbel. — Die Fahrzeuge wurden an lange Stricke und Lianen der Timbo titica befestigt, und nun versuchten die Indianer sie im Fahrwasser zwischen den Klippen über Wirbel und Stromschnellen aufwärts zu ziehen, während Andere sie mittelst langer Stangen in Richtung erhielten. Am nördlichen Ufer waren die Strömungen zu heftig; wir gelangten daher erst spät, am südlichen, zum Ziele. Während dieser mühevollen Arbeit regnete es in Strömen, so daß wir zufrieden seyn mußten, an diesem Tage die Fahrzeuge auf eine Sandinsel oberhalb des Falls zu bringen, wo wir übernachteten. Nachdem das Nothwendigste geschehen, machte ich mit João Bernardo, der diese Gegend schon öfter besucht hatte, einen Ausflug nach dem Berge Cupati, in dessen Bächen er selbst allerlei schöne Steine, nach seiner Beschreibung etwa Bergkrystalle oder Topase, gefunden hatte. Wir fuhren auf dem, unter der Katarakte gebliebenen Nachen stromabwärts, und gelangten schon mit einbrechendem Abend an eine Stelle am Fuße des Berges, wo ein mächtiger Waldbach über hohe Felsenblöcke herabbraust. Der feuchte Wald ruhte still, und das Schauspiel einer wilden, kräftig erregten Natur erinnerte mich an die vaterländischen Gebirge. Wir suchten lange in den Löchern des Sandsteins, jedoch vergeblich; nur unreine Bergkrystalle, und keine andere geognostische Merkwürdigkeit, kam zum Vorschein. Darüber war es finstere Nacht geworden; wir setzten wieder auf die Südseite des Stromes, dessen Fall hörbarer uns entgegen brauste, und gelangten an die Stelle, wo wir unsere arbeitenden Leute verlassen hatten, ganz durchnäßt vom Regen, zitternd von Frost und hungerig. Zu unserm Erstaunen fanden wir Alles stille, ohne Zeichen ihrer Gegenwart. Sie hatten eine Sandbank oberhalb der Katarakten zum Bivouac bezogen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es, ein kleines Feuer anzuzünden, und wir ließen die begleitenden Indianer mit den glühenden Spänen vorausgehen, um uns den gefährlichen Weg über die Klippen zu erleuchten. Diese mußten überstiegen, oder umgangen werden, um oberhalb des Falles wieder an den Strom zu kommen. Je weiter wir uns von ihm entfernten, und in die Nacht eines verwachsenen

Waldes vordrangen, um so gefährlicher ward der Weg. Bald fielen wir in ein Loch der Klippen, bald stießen wir den verwirrten Schädel an einer scharfen Kante an, stolperten über eine Baumwurzel oder verwickelten uns in die stachelichten Windungen der Salsaparilha. Diese nächtliche Wanderung, bei fortdauerndem Regen, in der Gefahr auf Schlangen oder ein anderes Unthier zu stoßen, gehörte unter das Bedenklichste, was mir je begegnet war. Plötzlich standen die Führer stille, und wir sahen uns am Rande eines tiefen Felsenabhanges, wohin wir uns zu weit vom Strome ab, verirrt hatten. Endlich gelangten wir an diesen und erblickten ein fernes Feuer, von wo aus die Wache unsern Ruf vernahm und Nachen herbeischickte. Spät nach Mitternacht kamen wir in dem Bivouac an, dessen Feuer schon spärlich brannten. — Am 12. Januar Mittags erreichten wir Manacurú, eine Ortschaft der Indianer Juri. Auch hier hauset nur ein geringer Theil der Einwohner in acht oder zehn Hütten; die Meisten wohnen zerstreut im Walde. Die Hütten bestehen aus einem Kreise von Pfählen, der mit Schlingpflanzen überflochten, mit einem kegelförmigen Dache von Palmblättern gedeckt, und mit einer niedrigen Thüre versehen ist. Weder Schlot noch Fenster sind vorhanden; aber auf der einen Seite, der Thüre gegenüber, stößt ein von Lehm aufgemauertes, ganz verschlossenes Zimmer an, in das man von der Hütte aus einkriecht. Hierher ziehen sich die Indianer zur Zeit des Hochwassers zurück, um den Verfolgungen des Pium, jener feindlichen Mückenart, zu entgehen, die dann in dichten Haufen über der Gegend schwärmet. Unter dem Hausrathe bemerkte ich eine früher nie gesehene Vorrichtung zum Abreiben der Mandioccawurzel: ein pyramidales aufrechtes Gerüste von drei Latten, zwischen welchen kleine, spitzige Steine befestigt sind. Der Saft fließt von dem Gerüste in eine untergestellte Schüssel von Baumrinde. Meine Gesundheit war hier wieder leidend; und wir beschlossen einige Tage zu verweilen. Man betrachtet die Juris als einen den Passés verbrüderten Stamm, und ohne Zweifel gehörten sie früher zusammen. Ihre Sprache hat die größte Verwandtschaft, die Nationalabzeichen sind dieselben, und die Körperbildung zeigt eine auffallende Aehnlichkeit. Da die Uraripflanze im Gebiete dieses Stammes wächst, so sind sie mit der Bereitung des Pfeilgiftes vertraut, welcher beizuwohnen ich hier Gelegenheit hatte. Während wir diesem Geschäfte zusahen, ertönte ein unmäßig lautes Geheule und Geschrei, das uns erschrocken nach der andern Seite des Dorfes zog. Wir fanden eine der Hütten offen, und drei Indianer

beschäftigt, den Leichnam eines der Bewohner darin zu begraben. Schon am Abende vorher war ich hingerufen worden, um eine „Arznei der Weißen, Caryba pocanga" anzuwenden, hatte aber den Kranken, der an Wassersucht von Verhärtung der Unterleibsorgane litt, schon im Sterben gefunden. Der Leichnam war jetzt, das Haupt zwischen den weit heraufgezogenen Knieen zwischen Stücken von Baumbast zu einem runden Knäuel zusammen gebunden, und in ein vier Fuß tiefes Loch in der Mitte der Hütte gebracht worden. Eine dünne Schicht von Erde ward über ihn ausgebreitet, dann sprangen die Schwester des Todten und zwei Männer, welche in derselben Hütte wohnten, hinein, und traten die Erde unter furchtbarem Geheule fest. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis diese gräuliche Ceremonie vollendet war; mein Herz wandte sich zerrissen davon ab, denn das Geschäft selbst und die Klage der Todtengräber, besonders der Schwester, die unter heftigem Schluchzen stets die Frage hervorschrie: „wer wird mir nun Affen jagen, wer wird mir Schildkröten bringen?" u. s. f., hatte einen an Thierheit grenzenden Ausdruck, und schien zuzunehmen, je mehr sie sich bei dem Einstampfen erhitzten. Eine andere schwer Erkrankte in derseben Hütte schien von der Aussicht auf ein ähnliches Schicksal nicht ergriffen; sie lag bewegungslos in der Hangmatte, und sah dem Begräbnisse ruhig zu. Dieses Trauergeheul dauerte bis gegen Abend, da die Klagenden vor Erschöpfung nicht mehr konnten; aber in der Nacht ward ich von Neuem durch die Schwester aus dem Schlafe geheult. Besonders aufgefallen war mir, daß ich diese Trauernden keine Thränen hatte vergießen sehen. Der Tubixava Gregorio, darüber befragt, gab mir die schreckliche Antwort: „**Tapuüja uû uçá tykyr**, der Indianer frißt seine Thränen!" Die Hütte des Todten sollte von den übrigen Einwohnern nicht jetzt, sondern nur gelegentlich verlassen werden. Die beschriebene Art die Todten zu begraben, ist übrigens nicht allgemein bei diesen Indianern. Viele stecken die Leichname in große irdene Geschirre, welche sie innerhalb oder vor den Hütten begraben. Nach den über diesen Gebrauch eingezogenen Nachrichten haben die verschiedenen Stämme welche sich ihm hingeben, nicht gleiche Absicht dabei. Die Meisten bezwecken damit ein ruhiges und sicheres Begräbniß, Manche aber eine spätere Versetzung der Gebeine in andere Orte, nachdem sie sie gereinigt und in Bastkörben zusammengeschichtet haben. Dieser Gebrauch weist auf die niedrigste Stufe der Neigung gewisser Völker hin, sich mit den Leichen ihrer Vorfahren zu be-

schäftigen; wir fanden etwas Aehnliches bei den Camacans; weiter entwickelt ist die Sitte jener Indianer am Orenoco, die die Skelete ihrer Vorfahren in der Höhle von Ataruipe aufbewahren, und das vollendetste Monument von derselben finden wir in den Mumien der Guanchen und Aegyptier. Sie mag dem Ethnographen um so bedeutsamer erscheinen, als sie mit der geringeren oder höheren Ausbildung der Ideen von der Seele und der Seelenwanderung in Verbindung steht. Diese Juris, unter welchen wir hier einige Tage ausruhten, waren übrigens ein gutmüthiger, theilnehmender Menschenschlag, und überaus gesprächig gegen die Stammverwandten, welche wir mit uns führten.

Meine Gesundheit schien sich durch einige Rasttage, während welchen wir besonders minder von den Insecten beunruhigt wurden, gebessert zu haben, und wir schifften uns daher am 15. Januar ein, um nach drei Tagereisen das Land der Miranhas zu erreichen, von deren Verkehr ich die meiste ethnographische Ausbeute zu erhalten hoffte. Der Strom war aber gegenwärtig so sehr entleert, und so voll Sandbänke und Stromschnellen zwischen diesen, daß wir jenes Ziel erst am fünften Tage erreichten. Ich hatte auf diesem Wege zwei heftige Anfälle eines Quartanfiebers zu bestehen, das ich durch starke Brechmittel und China abzuschneiden suchte. Der Frost erschien gleichsam nur versteckt als schwere Mattigkeit, ihm folgte jedoch heftige Hitze und Kopfweh. Auch mein Reisegefährte und viele Indianer begannen an ähnlichen Beschwerden zu leiden. Die Hütten der Miranhas, liegen nur wenig über dem Spiegel des Flusses. Wir sahen uns beim Aussteigen von mehr als fünfzig Männern dieses Stammes umringt, die uns ohne Scheu begrüßten und unter lebhaftem Gespräch und Geschrei zu dem Anführer geleiteten. Obgleich kein Einziger portugiesisch oder tupi sprach, wollten sie sich doch Alle ungesäumt in Verkehr einlassen. Als wir in die Hütte des Anführers, ein großes Gebäude mit mehreren Gemächern, gekommen waren, nahmen sie ihre an den Wänden umherstehenden vergifteten Wurfspieße, und stellten sich erwartungsvoll um die Thüre, durch welche endlich der Herr des Hauses eintrat. Dieser Häuptling hatte, wie alle Uebrigen, die wir bis jetzt gesehen, einen christlichen Namen angenommen, obgleich er wohl schwerlich je getauft worden war. Joao Manoel war nicht blos unter seinen Miranhas, sondern im ganzen obern Yupura bekannt und gefürchtet. Wahrscheinlich hatte er Muth und Unternehmungsgeist genug gehabt, sich Sclaven von seinem

oder von den benachbarten Stämmen zu erwerben, und sie an die Weißen zu verhandeln. Im Verkehre mit diesen hatte er denn einige europäische Sitten angenommen: er ist stolz darauf, stets (in Hemd und Beinkleid) gekleidet zu gehen, von einem Porcellanteller zu essen und sich täglich den spärlichen Bart zu machen. Portugiesisch versteht er nicht, aber in der Lingua geral drückt er sich energisch aus. Seltsam sticht die Halbbildung dieses Häuptlings gegen die Horde ab, der er befiehlt; Menschenfresser, die kaum die angeborne Sprache sprechen, keinen Begriff von Oberherrschaft kennen noch dulden, in dumpfem Uebermuthe nur sich selbst befehlen wollen, sind sie unbewußt aus Trägheit, Stolz und Eigennutz, seine Diener und Unterthanen geworden. Denn lediglich der Verkehr mit den Weißen, den er für Alle zu leiten weiß, scheint ihm das Uebergewicht gegeben zu haben, das er bei seinen Stammgenossen geltend macht; aus einem Handelscommissionär ist er Befehlshaber der Horde geworden. Ueberhaupt aber möchte ich annehmen, daß es, etwa mit Ausnahme des Kriegs, immer ähnliche Verhältnisse seyen, durch welche die rohen Indianer vermocht werden, Einem aus ihrer Mitte ein Uebergewicht einzuräumen. Diese Leute empfingen uns übrigens mit einer Lebhaftigkeit, einer heiteren lärmenden Beweglichkeit, die gar sehr von der traurigen Gravität abstach, womit wir gewöhnlich von Indianern aufgenommen wurden. Wir schreiben wohl nicht mit Unrecht diese Naivetät, diesen sanguinischen Antheil an Allem, was uns betraf, dem freieren Naturstande zu, worin sie sich, entfernt von Weißen, ohne Kunde von Frohnen, die für alle Indianer ein Schrecken sind, als ein mächtiger Stamm den Uebrigen selbstständig gegenüber, befinden. Roh bis zur Thierheit fand ich bei genauerer Bekanntschaft diese Miranhas, aber jene Hinterlist, Furchtsamkeit und Kleinheit der Gesinnung, wodurch sich der aldeirte Indianer oft zum Gegenstand der Verachtung seiner Nachbarn macht, ist ihnen fremd. Sie sind ein kräftiger, wohlgebauter, dunkelgefärbter Indianerstamm. Ihre breite Brust entspricht dem breiten Antlitze, welches noch mehr in die Quere gezogen erscheint durch den abscheulichen Gebrauch, die Nasenflügel zu durchbohren, und darin Holzcylinder oder Muschelschälchen zu tragen. Von dieser gleichsam erblich gewordenen Verunstaltung mag die Breite der Nase herrühren, die ich an allen Miranhas als physiognomischen Charakter wahrzunehmen glaubte. Uebrigens tragen sie in ihren Gesichtern zwar den Ausdruck der ungebundensten Rohheit, zugleich aber jene Gutmüthigkeit, ohne

welche wir den Menschen im Naturzustande nicht denken können. Ihr Stamm ist der zahlreichste und mächtigste im ganzen Stromgebiete des Yupura, östlich von der großen Katarakte; man nimmt an, daß er sechs tausend Köpfe zähle. Nach unserer Ankunft beorderte der Häuptling Boten in die Wälder, mit der Nachricht, daß Weiße angekommen seyen, die Handel treiben, und besonders indianischen Schmuck, Waffen und Geräthe eintauschen wollten. Diese Boten kamen jedoch mit der Kunde zurück, daß sich ein Streit unter den Carapaná-Tapuüja erhoben hätte, in dessen Folge mehrere mit gespitzten Prügeln umgebracht worden seyen. Der Tubixava vernahm dies mit der größten Ruhe; aber nach einiger Zeit erhob er sich gravitätisch von seiner Hangmatte und sagte: „Ich muß gehen und sehen, was geschieht; sie sollen den João Manoel kennen lernen, er ist stark und ein wahrer Teufel.“ Im Hofe ward nun lange, in halblautem Gespräche, wobei eine große Cigarre von Mund zu Mund ging, Rath gehalten, und endlich ein Zug in die Waldungen des Innern beschlossen. Der schlaue Häuptling hatte aber hiebei noch einen andern Plan entworfen, den er geheim hielt, und mit seinen Leuten wahrscheinlich nur am Abend im Walde berieth, wohin er sich plötzlich entfernte. Es war zu erwarten, daß wir während seiner Abwesenheit hier weniger für unsere Zwecke thun könnten; und da ich überdieß von Sehnsucht brannte, bis an den Fall von Arara-Coara, gleichsam der natürlichen Grenze meiner Reise, zu gelangen, so ward beschlossen, daß ich während der Abwesenheit des Tubixava dorthin reisen, Cap. Zany aber hier zurück bleiben, das sich Darbietende einsammeln, und ein neues Canot erbauen sollte, in welchem wir die bis jetzt gemachten ansehnlichen Sammlungen und die Menagerie von Affen und Vögeln verschiffen könnten. Vor unserer Trennung wurden noch alle Indianer aufgeboten, einen großen Stamm der Jacaré-üva (Kaimanholz) zu fällen, und in den Hafen herabzuschaffen um aus ihm den Nachen zu zimmern. Cap. Zany ließ ein Gerüste aus Balken errichten, auf denen der Stamm, nachdem er der ganzen Länge nach in eine Spalte aufgehauen war, wagerecht ruhte, damit er durch allmälige Feuerung von unten, muldenförmig ausgedehnt werden könnte. Während dieser Voranstalten ward auch für die Zubereitung von Mandioccamehl und Beijús durch die Indianerinnen gesorgt, denn unsere Vorräthe fingen an zu Ende zu gehen. In der großen offenen Hütte hinter der des Tubixava arbeiteten diese armen gutmüthigen Geschöpfe

mit größter Emsigkeit, und es schien, als habe unser Besuch, der freilich Glasperlen und bunte Zeuge über Verhoffen brachte, ihnen ein seltenes Glück bereitet. Schon vor Sonnenaufgang kamen die alten Mütterchen mit Mandioccawurzeln aus den Pflanzungen zurück, und Alt und Jung beiferte sich, sie zu schälen, zu reiben, auszupressen und auf den großen Darröfen zu backen. Unter den verschiedenen Instrumenten zum Reiben der Mandiocca fand sich eines, dessen Gebrauch ich mir verbat: ein Stück Holz, worin die Zähne erschlagener Feinde befestigt waren, die also gleichsam noch dem Genusse ihrer Sieger dienten. Das Leben in einer solchen indianischen Garküche bietet die seltsamsten Anschauungen dar. Der größte Haufen kauert nackt umher, und arbeitet schweigend mit vollem Ernste. Einzelne geben sich anderen Beschäftigungen hin: dort malt eine Mutter die Augenlieder ihres Säuglings, hier kämmt eine andere einen wilden Knaben, der sich von Zeit zu Zeit warme Beijus aus der Schüssel zu stehlen versucht, eine Dritte spielt mit dem Coataaffen, der schlau mit offenen Nüstern und mit erhobenem Schlingschweife, zwischen dem Backheerd und den Feuerstellen einherschreitet, oder sie lehrt dem Papagei sein heiseres Paraná, Paraná. Von Zeit zu Zeit erscheint ein Mann in der Küche; er tritt sachte zu dem Fleischgerichte im Topfe und prüft mit dem Finger, ob es bald gar sey, oder er umschleicht lüstern den Haufen der fertigen Beijus und zerrt langsam, bis ein Theil auf die Erde fällt; da kreischet das Weibervolk durch einander; aber er geht, als höre er nichts, gravitätisch umher, bis die wohlwollendste unter den Weibern Ruhe schafft, und dem Näscher einen Topf mit eingedicktem Mandioccasafte und spanischem Pfeffer vorsetzt, worein er nun ungeheuere Lappen der zähen Beijus tunkt, und sprachlos sein Vormahl hält. — Die Hütten dieser Miranhas liegen weit ab von einander durch den Wald, sind aber groß und geräumig, so daß sie gewöhnlich mehrere Familien beherbergen können. Sie sind viereckicht, mit einem Giebeldache, aus Balken und Latten leicht gezimmert, und an den Wänden mit Letten, oder, wie oben mit Palmwedeln bekleidet. Das kleine dunkle Zimmer, wohin sich die Juris, vor den bei Tage verfolgenden Pium flüchten, die Hornitos am Orenoco, sah ich hier nicht, wahrscheinlich weil sich die Miranhas während der Regenzeit, da jene Fliegen am häufigsten sind, mit einem Hemde, von dem, bei ihnen vorzugsweise häufigen Turiribaste bekleiden. Die Hangmatten jeder Familie hängen vom Umkreise der Hütten gegen die

einzelnen Feuerstellen hin. Sie werden in so großer Menge verfertigt, daß sie von hier aus durch die ganze Provinz von Rio Negro, ja sogar nach Pará ausgeführt werden können. Obgleich aber die Weiber der Miranhas anhaltend mit diesem zierlichsten Theile ihres Haushaltes beschäftigt sind, und auch andere künstliche Flechtarbeit verfertigen können, so haben sie doch nie daran gedacht sich selbst Kleidungsstücke zu machen. Sie erscheinen immer im Gewande der Unschuld, jedoch, was ihnen statt der Kleidung gilt, sorgfältig bemalt. Während die Männer dem lüderlichsten Nichtsthun ergeben sind, sieht man die Weiber ohne Unterlaß und unermüdet thätig; und selbst eine reinere Gutmüthigkeit that sich in der unverdrossenen Bemühung, uns mit besserer Kost zu versehen, und durch Theilnahme an unserer Krankheit kund. Fast möchte ich glauben, daß das schwächere Geschlecht Gemüthsanlagen und Temperament des Uramerikaners in minderer Stärke entwickelt habe, und daß daher an ihm ein Aufschwung zu höherer Bildung noch leichter möglich erscheine. Durch seine Eitelkeit ist es veranlaßt, diejenigen, welche ihnen Spiegel, farbige Tücher und Glasperlen verschaffen, als Menschen vollkommenerer Art zu betrachten, und ein Gefühl aus Scheu, und Bewunderung gemischt, bahnt besserer Einsicht und der Neigung den gegenwärtigen Zustand zu verändern, den Weg. So darf man sagen, daß nur die Weiber dieser Miranhas eine Spur von Industrie zeigen. Außer der Beschäftigung mit Flechtarbeit, dem Anbaue der Mandiocca und der Mehl- und Kuchenbereitung hatten sie auch kleine Pflanzungen von Baumwolle, deren Fäden sie an der Spindel drehten und mit mancherlei Pflanzensäften färbten. Der Baumwollenstrauch ist ohne Zweifel dem Indianer von jeher bekannt. Die Miranhas bereiten auch aus den mehlreichen Samen, die sie zerstoßen und mit Wasser aufkochen, ein dickes Mus, dem sie spanischen Pfeffer zusetzen, zur Nahrung. Die Kinder, welche an den Beschäftigungen in dem Rancho, wo die Küchenarbeiten vorgenommen werden, nicht Theil nahmen, strichen im benachbarten Walde umher, um eßbare Früchte und Wurzeln, Ameisen, Insektenlarven, kleine Fische und Froschlaich zu suchen. Ich fand sie einstens auch beschäftigt, den Ameisenzunder einzusammeln, einen feinen Filz, den die zahmen Indianer wegen der Leichtigkeit, womit er Funken aufnimmt, sehr bezeichend **Tata potaba** d. i. Feuerlust, nennen. Die Hühnerzucht war diesen Indianern bekannt. Sie vertauschten an Indianer, gegen die durch Gregorio vom Miriti-paranà erhaltenen Hühner, viele Hemden

von braunem und weißem Turiribast, den sie in großen Stücken und mit einer solchen Geschicklichkeit vom Baume abzuziehen wissen, daß keine Naht an dem Kleidungsstücke nöthig wird, und den sie dann mit Stöcken schlagen, bis er schmiegsam geworden. Aus dem braunen Turiri machen sie auch Kästchen zur Aufbewahrung ihres Federschmuckes; aus dem weißen vorzüglich ihre, bisweilen mit Erdfarben bemalten, Lendengurte. — Schon am Tage nach unserer Ankunft erschienen mehrere Miranhas aus den Wäldern, hergerufen durch die Holzpauken, welche sogleich geschlagen worden waren. Es sind dieß nämlich große, ausgehöhlte, oben mit einer gekerbten Längsöffnung versehene, auf einigen Balken liegende Holzblöcke, welche, wenn mit hölzernen, bisweilen an einem Ende mit einem Knopfe von elastischem Gummi versehenen Knüppeln geschlagen, einen dumpfen, weithin schallenden Ton von sich geben. Kaum war im Hafen unsere Ankunft gemeldet, so erklang aus der Ferne, von jenseits des Flusses derselbe Ton, und der Tubixava versicherte mich, daß in einer Stunde alle Mallocas der befreundeten Miranhas von unserer Gegenwart unterrichtet seyn würden. In den ersten Tagen, da das Interesse für uns noch ganz neu war, konnten wir Nichts unternehmen, ohne daß es durch den seltsamen Tontelegraphen weiter verkündet worden wäre. Bald ertönte es: „der Weiße ißt," bald: „wir tanzen mit den Weißen" und in der Nacht ward angekündigt, daß wir uns schlafen legten. Nur mit Unruhe konnten wir eine Einrichtung beobachten, die, im Falle eines Mißverständnisses mit unseren menschenfressenden Wirthen, uns binnen wenig Stunden einer Uebermacht von Feinden überantwortet haben würde. Wir warnten daher unsere Leute vor jedem Anlasse zu Streit, und befahlen ihnen, sich nur im Geleite der Männer zu den in der großen Küche und den benachbarten Schoppen arbeitenden Weibern zu verfügen, deren Schritte von ihren Eheherren mit eifersüchtiger Strenge bewacht wurden. Allerdings befanden wir uns hier unter wahren Menschenfressern: selbst der Häuptling und seine Frau, eine schöne große Indianerin, erst neulich statt der verstoßenen aufgenommen, läugneten nicht, öfter als einmal Menschenfleisch gegessen zu haben. Dessen ungeachtet fanden wir, seit langer Zeit an die rohesten und wildesten Menschen gewöhnt, in dieser gräulichen Umgebung keine stärkere Veranlassung zu Furcht oder Mißtrauen, als unter irgend einer andern freien Indianerhorde. Nicht blos das Handelsinteresse des Tubixava, dem daran gelegen seyn mußte, auch fernerhin mit Weißen in Verkehr zu

bleiben, sondern auch die angeborne Gutmüthigkeit der Leute selbst erschienen als Gewähr unserer Sicherheit. In der ersten Nacht hatte Kapitän Zany und ich mehrere geladene Flinten in der uns eingeräumten Abtheilung der Hütte aufgestellt, und wir wachten wechselsweise; allein João Manoel verwies unsere Kleingläubigkeit auf seine Treue, und wir schliefen von nun an sorglos die ganze Nacht hindurch, ein Theil unserer Mannschaft um uns her, ein anderer im Hafen, um die Fahrzeuge zu bewachen. Es fehlte überhaupt nicht an Beweisen von gutmüthiger Theilnahme von Seite dieses Menschenfressers und seiner Horde, besonders da wir vom Fieber gepeinigt wurden. Obgleich von kleinen Fieberanfällen heimgesucht, fühlte ich mich doch kräftig genug, am 22. Januar die Malloca der Miranhas zu verlassen, um den letzten Theil der Reise bis zu dem Falle von Arara-Coara anzutreten. Ich fuhr in einem mit zwölf Indianern bemannten Kahne, begleitet von zwei Montarias, in deren einer sich der Soldat von Pará mit dem Coretú-Häuptlinge Pachicu, in der andern ein Militzsoldat von Ega befand. Snr. Zany blieb mit der übrigen Mannschaft zurück. Da die Entleerung des Flusses gegenwärtig sehr groß war, so gaben uns die häufigen Stromschnellen viel zu thun, und es kostete um so mehr Mühe, die Indianer durch Branntwein und Zureden munter zu erhalten, als die Plage der Stechfliege Pium immer mehr zunahm. Ihre nackten Leiber waren blutrünstig, und mir selbst waren Gesicht und Hände so schmerzhaft zerstochen und aufgelaufen, daß ich mich nur durch öfteres Benetzen mit Branntwein vor offenen Geschwüren schützte. In das Innere des Waldes einzudringen, war jedoch bei der schwachen Begleitung nicht räthlich, theils wegen der Indianer, aus deren Wohnungen im Walde wir Rauch aufsteigen sahen, theils wegen der Onzen, die wir Vormittags am Ufer saufen sahen, oder der Fährten die uns beim Anlanden zur Bereitung des Mittagsmahles begegneten. Die Krokodile waren schon seit den Fällen von Cupati sehr selten geworden, weil stärker fließende und kühlere Gewässer ihnen und den Schildkröten minder behaglich sind. Am zweiten Tage passirte ich die Mündung des Rio Yra (Honigfluß), am dritten die des Rio Uvania. Als wir Pouco-assú passirt hatten, schien sich Alles zu verbünden, die Schiffahrt noch mühseliger und trauriger zu machen. Die Strömung, machte bisweilen die äußerste Kraftanstrengung nöthig. Die Indianer, sonst von unverwüstlicher Ausdauer fingen an, schwerer am Fieber zu erkranken und sich über die Plage der Pium

lebhaft zu beklagen; und ich konnte ihr Murren wohl rechtfertigen, wenn ich ihre blutigen Rücken betrachtete. Wegen der häufigen Riffe und Klippen durften wir auch nicht mehr wagen, bei kühlem Mondenschein zu fahren, wo jene plagenden Harpyen sich zurückziehen. In gleichem Maaße, als die Gewässer reißender, die Ufer steiniger, wurde der Wald um uns her zwar niedriger aber auch dichter; finster hängt er über den Fluß herein, kein Vogel läßt sich in ihm hören, kein Wild kommt an's Ufer herab, und schwer und grausenhaft lastet die Einsamkeit auf dem Gemüthe des Reisenden. Zu all dieser Noth gesellte sich die Bösartigkeit jenes Soldaten, den wir von Pará mitgenommen, der sich aber, seiner früheren Aufführung gemäß immer deutlicher als ein widerspenstiger, ja aufrührerischer Geselle zeigte, und seine Hülfe im Nothfalle zu entziehen suchte. So war er eines Abends mit seiner Montaria zurückgeblieben, und da auch der andere Nachen, den ich zum Fischen auf das jenseitige Ufer geschickt hatte, ausblieb, mußte ich allein auf einer Sandinsel anlanden, um die Nacht zuzubringen. Die Indianer erblickten hier Fußtritte von Menschen im Sande, die sie den feindlichen Umáuas zuschrieben, und sie erschracken hierüber so sehr, daß sie in den Kahn springen, und entfliehen wollten. Mit Mühe hielt ich sie zurück, indem ich die größere Gefahr vorstellte, wenn Jene uns am Ruderschlag bemerkt hätten, und zwang sie, auf der Spitze der Sandinsel niedergekauert, ohne warme Speise zu bereiten, die Nacht zuzubringen, während ich wohl bewaffnet, aber fieberschwach, eine feuchte Nacht hindurch Wache hielt. Allein, unter einem Schwarme halbwilder oder treuloser Menschen, gingen die traurigsten Bilder durch meine Seele, und schmerzliche Gefühle bemeisterten sich meiner. Die Nacht vom 26. auf den 27. Januar brachte ich, mit den andern beiden Montarias wieder vereinigt, auf einer kleinen Insel in der Mitte des Stromes zu. Hier fanden wir viele Spuren von einem kürzlichen Besuche der wilden Umáuas: Feuerstätten, zerbrochene Schüsseln und Pfannen, Reste einer rohen Art von Zwieback, die sie aus den Beijúkuchen machen, und ihr Lager selbst. Dies waren noch halbfrische Blätter der Bariuva-Palme, nebeneinander aufrecht in den Sand gesteckt, so daß sie eine Reihe halbmondförmiger Lauben bildeten, die wenigstens den Oberleib jener Indianer vor dem Nachtthaue schützen konnten. Ich wünschte sehnlich, Einige dieser gefürchteten Nation zu Gesicht zu bekommen, glaubte auch am nächsten Morgen meinen Wunsch schon befriedigt, als ich in einer

Bucht ein sehr langes, schmales, an beiden Seiten aufsteigendes Fahrzeug erblickte, welches meine Leute für ein Ubâ der Umauas erklärten. Bei unserer Annäherung fanden wir jedoch einen Mameluken aus Ega darin, der mit seinem Gefolge Salsaparilha auszog. Er erzählte, daß er bei seiner Ankunft, vor einigen Tagen, eine Flotille von mehr denn zwölf Ubâs, jede mit acht bis zehn Mann getroffen habe, die sich bei seinem Anblicke sogleich stromaufwärts in Flucht gesetzt hätte. Das Ubâ hatte er ohne Equipage am Ufer gefunden. Es enthielt mehrere Zwiebacke, ein kleines viereckichtes Schild, Pfeile, Bögen, Ruder, und war wahrscheinlich im ersten Schrecken verlassen worden. Am 28. Januar, acht Tage nach der Abreise von den Miranhas, sollte ich endlich das Ziel meiner Reise erreichen. Zwischen gefährlichen Klippen, im steten Kampfe mit der zunehmenden Strömung gelangten wir an eine kleine Felseninsel, neben welcher der Rio dos Enganos von Norden her in den Yupura fällt. Hitze, Mosquiten und Krankheit hielten mich in der verdunkelten Cajüte zurück, als endlich Nachmittags das jubelnde Geschrei der Indianer: Arara-Coara ické cekoi, hier ist Arara-Coara (Araraloch), mich hervorrief. Der Strom hat hier einen Berg durchbrochen, und stürzt, beim Austritt aus der Schlucht donnernd und in Schaum aufgelöst, über aufgethürmte colossale Felsenmassen.

Von den Klippen oberhalb des Eintritts des Yupura zu den Fahrzeugen zurückkehrend, ward ich durch die begleitenden Indianer auf einen hervorragenden Felsen aufmerksam gemacht, an dem sich einige nur wenig sichtbare Sculpturen befanden. Jene näherten sich ihm ehrfurchtsvoll, und fuhren den leicht eingegrabenen und durch Verwitterung halb unkenntlichen Figuren mit dem Zeigefinger nach, indem sie ausriefen: Tupana, Tupana (Gott.). Nach längerem Betrachten unterschied ich fünf Köpfe, deren vier mit einer Strahlenbinde, der fünfte mit zwei Hörnern versehen war. Diese Sculptur war so sehr verwittert, daß sie auf ein hohes Alter zurückzudeuten schien. Näher am Strome entdeckte ich auf einem platten horizontalen Felsen, der etwa neun Fuß lang war, einige andere Figuren, die das Wasser bei hohem Stande erreichen konnte, und fast schon unkenntlich gemacht hatte. Es waren sechszehn Zeichnungen, eben so roh als jene ausgeführt, die Schlangen, Onzenköpfe, Kröten und jenen ähnliche Menschengesichter darstellten. Der alte Steuermann versicherte, daß an den Fällen der Rios Messai und

des Einganges viele solche Sculpturen auf Felsen zu finden wären. Im Kahne angelangt, bannte ich mich mit meinen Gefühlen und meinem wieder ausgebrochenen Fieber in die verschlossene Cajüte ein, vor Allem von dem Gedanken gepeinigt, daß ich gerade in dieser merkwürdigen Gegend den Anstrengungen einer Forschungsreise nicht mehr gewachsen sey. Die gesunden Indianer hatte ich unter Anführung des Militzsoldaten und des Tubixava Pachicu nach dem nördlichen Theile des Berges abgeordnet, um Kunde von dem Wege dahin zu bringen; so daß der europäische Soldat mit den Kranken meine einzige Umgebung ausmachte. Während dieser Elende mich schlafend wähnte, spiegelte er den Indianern vor, daß ich noch über die Katarakte hinaus zu den Spaniern zu reisen gesonnen sey, und foderte sie auf, mir nicht weiter Folge zu leisten, sondern mich zur Rückkehr zu zwingen, oder auf einer Insel im Strome auszusetzen.

Hätten mich auch die aufrührerischen Bewegungen unter meinen Begleitern noch nicht vermögen können von hier aus die Rückreise anzutreten, so mußte dieß die Fieberkrankheit thun, von der ich mich zwar, nach heftigem Erbrechen und bei großen Dosen von China, etwas erleichtert fühlte, die aber doch die Gefahr meiner Lage in einer Wüstenei, ein Monat Reise von menschlicher Hülfe entfernt, vermehrte. Am 31. Januar brach ich daher unter lautem Jubel der Indianer auf, und wir ruderten schnell stromabwärts. Die Rückfahrt bis zu dem Hafen der Miranhas ward in drei langen Tagereisen bewerkstelligt. Ich langte gegen Mitternacht an, und trat in die dunkle Hütte des Tubixava, wo ich, zum größten Schrecken, nichts vernahm, als ein Geächze und Röcheln, als lägen hier lauter Sterbende. Beim Scheine einer Lampe erblickte ich die ganze Mannschaft vom heftigsten Fieber ergriffen, und Kap. Zany dem Tode nahe. Er hatte von Fiebergluth verzehrt, einen großen Vorrath von Essig als Limonade verbraucht, und dadurch seinen Zustand verschlimmert. Alle Indianer, ein Mulatte und ein junger Schotte, die er als Diener bei sich hatte, waren erkrankt, und die Endemie, ein anhaltendes Fieber hatte also keiner Farbe geschont. Ich will den Leser nicht mit der Schilderung der gemeinschaftlichen Noth und der dagegen gebrauchten Mittel ermüden. Es gelang, die Patienten wieder in einen Zustand zu bringen, um stromabwärts schiffen zu können, nur Snr. Zany erholte sich äußerst langsam. Inzwischen war auch das Fahrzeug, das wir zu zimmern angefangen hatten, noch unvollendet, und der Häuptling Joao Manoel mußte aus dem Walde zurück erwartet

werden. Meine Geschäfte theilten sich nun in die eines Krankenwärters und Schiffbauers. Die Ausdehnung des wagerecht aufgestellten Baumstammes durch das Feuer muß langsam geschehen, damit er nicht reiße. Wir wendeten dazu die ersten Morgenstunden an, welche gemeiniglich windstill waren. Einige Indianer hatten Sorge zu tragen, daß die Erhitzung nicht zu stark werde; sie waren mit Besen versehen, um an die übermäßig erhitzten Stellen Wasser oder verdünnten Letten zu spritzen, der in Schildkrötenschaalen vor ihnen stand. Der Nachen, welchen wir auf diese Art aushöhlten, hatte in der Mitte sechs Fuß Durchmesser. Die offenen Enden waren mit Brettern verschlossen, über deren Fugen heißes Pech ausgegossen wurde. Mit der Herstellung des Fahrzeugs hatte ich noch zehn Tage in diesem traurigen Aufenthalte zu thun. Eines Tages ertönten die Holzpauken von der südlichen Seite des Stromes herüber, und bald darauf sahen wir eine Menge kleiner Nachen über den Strom kommen. Es war der Häuptling, der mit seinem Kriegerhaufen und den erbeuteten Gefangenen zurückkehrte. War auch mein Gefühl durch die gräßlichen Anschauungen der letzten Zeit und das eigene Elend abgestumpft, mußte ich mir doch sagen, ein Schauspiel so gräulicher Erniedrigung und Entmenschung, dergleichen sich jetzt darbot, hatten meine Augen vorher noch nicht gesehen. Die Männer, einige dreißig an der Zahl, waren großentheils auf dem Wege zu dem Tubixava gestoßen, nachdem er die Streitenden seines Stammes versöhnt oder gestraft hatte, um den Streifzug mit ihm zu machen. Jetzt zurückkehrend, trugen sie noch alle Spuren roher Siegeslust und höher entflammter Wildheit in ihren verunstalteten Gesichtern. Von Schweiß glänzend, rothe und schwarze Flecke über Brust und Bauch ausgegossen, schwarze Binden und Schnörkel auf die Schenkel und Füsse gemalt, in den Nasenflügeln runde Schälchen oder ganze Muscheln in dem Nasenknorpel und in den Ohren ein Rohrstück, um den Kopf einen Ring bunter Federn tragend, — so schwangen sie ihre schweren Keulen von schwarzem Palmenholze, oder einem Bündel von Wurfspießen, deren vergiftete Spitzen in einem Rohrfutterale stecken, und stießen die Gefangenen, besonders Weiber und Kinder, unmenschlich vor sich hin. Diese wankten unter der Last von Tapioca, Beijús und Hangmatten, der Beute, welche ihnen die Sieger in großen Bündeln an einem Gurt um die Stirne übergehängt hatten, und schritten ohne ein Zeichen von Trauer, aber in dumpfer Versunkenheit einher. Sie wurden in einer benachbarten Hütte untergebracht, und

durften alsbald frei umhergehen, mit Ausnahme eines rüstigen Mannes, dessen Füsse in einen durchlöcherten Baumstamm gesteckt wurden, weil er zu fliehen versucht hatte. Die Sieger traten in die grosse Hütte, wo sie einige Stunden lang vor dem Häuptling gleichsam in Parade ausruhten, und in eifrigem halblauten Gespräche wahrscheinlich das Schicksal der Gefangenen verhandelten. Man überliess diese Unglücklichen während der ersten Tage dem Hunger und jedem Elende, bis sie unter die Theilhaber des Streifzuges vertheilt, und von diesen an den Tubixava verkauft wurden. Gegen Abend entliess dieser die Horde, um sich Schlafstellen zu suchen; und mit einbrechender Nacht kamen sie wieder herbei, um vor der Hütte mit ungeheuren Quantitäten von Kuchen, schwarzer Mandioccabrühe und Näpfen voll Cajiri aus Palmfrüchten bewirthet zu werden. Die Frau des Tubixava und einige andere Weiber machten mit vieler Emsigkeit die Wirthe, indem sie die Getränke von Mann zu Mann trugen. Die Speisen standen frei umher, und Jeder kauerte nach Begehr bei ihnen nieder. Auffallend war das Betragen des Häuptlings gegen seine Frau. Sie war bis zur Versammlung der Gäste mit Vorbereitungen für deren Empfang beschäftigt gewesen; nun aber kam sie dem Gemahle mit einer vollen Schaale Cajiri entgegen, ohne ein Wort zu sprechen; aber auch er hat nach so langer Trennung nichts zu sagen, er nimmt die Schaale, trinkt sie aus, ohne die Frau anzusehen, und giebt sie schweigend zurück. Mir liess er verdolmetschen, indem er mich grässlich angrinzte und auf die Hütte der Gefangenen deutete: seine Sache habe er wohl gemacht. Ohne Zweifel hatte er meinem Hieherkommen keinen andern Grund geliehen, als den, Gefangene von ihm einzuhandeln; er konnte daher kaum fassen, als ich ihm für den Federschmuck, die Waffen und ein schönes, fächerförmiges Farnkraut, welche er mir überreichte, eben so viele Beile und Messer gab, als er für die Gefangenen erwartet hatte. Er fügte nun seinem Geschenke noch fünf junge Indianer, zwei junge Mädchen und drei Knaben, bei. Von diesen unglücklichen Geschöpfen, die ich um so lieber aus den Händen des Unmenschen annahm, als sie hier ohne Fürsorge einem gewissen Tode entgegen gingen — sie waren bereits alle fieberkrank — ist das älteste, ein Mädchen von uns nach München gebracht worden; zwei andere übergab ich dem Snr. Videira Duarte, Militärcommandanten von Ega und dem Snr. Pombo, Ouvidor von Para; die andern beiden, welche bereits den Keim des Todes in sich trugen, starben an Leberverhärtung und Wassersucht wäh-

tens der Reise. João Manoel fand sich mit Verdruß in den Nutzen des Decimento, wie er beschönigend seine Menschenjagd nannte, getäuscht; er hatte gehofft, alle Gefangenen an uns zu verkaufen. Da ihm dieß nicht gelang, so ließ er seinen Unmuth den Unglücklichen entgelten, die mit grausamer Gleichgültigkeit behandelt wurden, und wahrscheinlich in kurzer Zeit ein Opfer der Vernachläßigung und des ungesunden Aufenthaltes geworden sind. Diese Leute waren, wie ich später erfuhr, vom Stamme der Miranhas, der sich Muriatês nennt. Der Tubixava war, um sie zu überfallen, zwei Tagereisen landeinwärts gezogen. Sehr befremdend mußte seyn, daß er beim Eintritt in seine Wohnung von meiner Rückkehr und von Snr. Zany's Krankheit bereits unterrichtetet war. Der unmäßige Genuß des Cajiri hatte die Krieger erhitzt, und das allmälige Eintreffen der benachbarten Familienväter, die, von den Holzpauken gerufen, mit Weibern und Kindern erschienen, erhöhte den Freudenrausch der wilden Menge. Als es Nacht geworden war, sahen wir uns von mehreren hunderten dieser Leute umgeben. Eine wilde, tobende Freude bemächtigte sich ihrer, und beim Scheine zahlreicher Feuer, die rings um die Hütten aufloderten, bereitete sich vor meinen entsetzten Blicken ein Bild — nicht menschlicher, höllischer Art: ein Tanz wüster von Siegeslust und Sinnenrausch erhitzter Menschenfresser. Wir Ankömmlinge alle zagten, denn der geringste Streit mit dieser entarteten Rotte hätte uns das Leben gekostet. Ich suchte sie zu entwaffnen, indem ich so viel als möglich von ihren vergifteten Wurfspießen einhandelte; auch schien mir diese List zu glücken, denn bald hatte ich eine Montaria damit angefüllt, die ich inmitten des Stromes vor Anker legen ließ; allein am andern Morgen forderten die meisten ihre Waffen wieder zurück, indem sie durch den Tubixava sagen ließen, ich hätte ihnen mit den Waffen den Unterhalt genommen. Umsonst hatte ich dem Häuptlinge vorgestellt, daß der Lärm des nächtlichen Tanzes meinem kranken Gefährten schädlich werden könne; — alsbald ertönte eine höllische Musik von vier kleinen Pfeifen und einer Art Schalmeie aus einem großen Rohrstücke, und verworrenes Geschrei erklärte den Anfang des Tanzes. Die Fremden insbesondere schienen, obgleich sie einen starken Tagmarsch gemacht hatten, auf nichts mehr erpicht, als auf Tanzen und Singen. Alle Ankömmlinge, so wie die hier wohnenden Miranhas, denen sich einige von unsern Indianern beigesellten, erschienen frischbemalt mit den Zierrathen in Nase und Ohren und dem Wurfspieße in der Hand. Ein Häuptling,

durch reichen Halsschmuck von Onzenzähnen ausgezeichnet, lief mit aufgehobenem Wurfspieße nach allen Seiten des Tanzplatzes und schrie mit drohend wilder Gebärde eine fürchterliche Melodie in die Nacht hinaus, gleichsam als fordere er die Feinde seines Stammes auf, hieher zu kommen, und dieß fröhliche Spiel in ein blutiges zu verwandeln. Nun begannen die Tänze, an denen abwechselnd etwa achtzig männliche Indianer, alt und jung, Theil nahmen. Diese Festtänze dauerten alle Nächte hindurch fort, so lange wir uns noch im Porto dos Miranhas befanden. Einzelne der Fremden gingen; aber täglich kamen wieder andere an, durch die Pauken von dem Stande des Festes unterrichtet. Wir brachten unter diesen Söhnen wilder Lust die Nächte sorgenvoll und schlaflos zu; erst am Morgen, wenn sie sich in ihre Hangmatten oder in das Bad zurück gezogen hatten, konnten auch wir uns der Ruhe überlassen. Während des Tages erblickten wir nur wenige der Unholde, sie hatten sich durch die Wälder und in die entlegenen Hütten zerstreuet; aber mit Einbruch des Abends kamen sie von allen Seiten herbei, und erfüllten den Platz zwischen dem Flusse und den Hütten mit ihrem monotonen Gemurmel, bis sie getrunken hatten, dann mit wildem Geschrei, und endlich mit den unmelodischen Pfiffen ihrer Instrumente und dem Lärm ihres Tanzgesanges. Noch trübt sich mein Gemüth, wenn ich an die gräßliche Entartung dieser Halbmenschen zurück denke.

Am 12. Februar verließen wir den Porto dos Miranhas, einen Ort, von dessen schwermüthiger Einwirkung auf meine Seele ich mich erst nach der Rückkehr, in Europa, beim Anblick menschlischer Würde und Größe, geheilt fühlte. Unser Gesundheitszustand hatte sich zwar gebessert; doch fürchtete ich immer noch den Eintritt eines schleichenden Nervenfiebers bei meinem Gefährten, und ich theilte die enge Cajüte nur in der Art mit ihm, daß ich während der Nacht mich von ihm wegbettete, und lieber dem Nachtthau aussetzte. An der Mündung des Miriti-Paraná, welche den nächsten Abend erreicht ward, versicherte mich ein Signal von Körben, an Uferbäumen aufgesteckt, daß der Principal Gregorio bereits aus jenem Flusse zurückgekehrt sey und uns an dem großen Falle von Cupati erwarte. Die Indianer pflegen sich durch ähnliche Signale in mancherlei Fällen des Lebens Nachricht zu ertheilen, so werden sie nicht selten von später Ankommenden mit abergläubischer Furcht, als eine Art Hexenwerk, betrachtet. Als wir oberhalb der Katarakte ankamen, bot sich ein interessanter Anblick dar. Mit Gregorio waren mehrere Kähne befreundeter

Indianer aus dem Mirili-Fluß herabgekommen, welche sich auf einer Sandbank unter aufgesteckten Palmblättern gelagert hatten. Alle drängten sich herbei, uns ihre verschiedenen Waffen, Federzierrathen und lebendige Thiere zum Kaufe anzubieten. Ich erhielt hier unter Andern ein mit Ypadù-Tabak gefülltes Rohr, und einen aus dem Schenkelknochen einer Onze sehr zierlich gearbeiteten Löffel, womit der Anführer seinen Kriegern das Ypadú austheilt, wenn sie zu Felde ziehen. Unter den Thieren waren einige jener kleinsten Affenarten, die sich leicht zähmen lassen, und frei im Kahne herumliefen. Eine ganz kleine Art von Ameisenfressern, die man mir lebend gebracht hatte, versuchte ich umsonst am Leben zu erhalten. Der niedrige Wasserstand des Flusses erlaubte uns am nächsten Morgen, den oberen Fall von Cupati zu passiren, ohne auszuladen. Die Kähne wurden durch einen Felsencanal am südlichen Ufer herabgebracht. Auf der Nordseite des Stromes ragte jetzt eine kleine felsichte Insel hervor, an der sich die Fluth gewaltig brach; sie war bei unserer Auffahrt nicht sichtbar gewesen, und der Wasserstand demgemäß wenigstens um zwölf Fuß erniedrigt. Kap. Zany, dessen Zustand sich besserte, übernahm es, für die Passage der Fahrzeuge durch die untere Katarakte zu sorgen, und ich eilte inzwischen, geführt von dem Tubirava Dominico von Manacarù, mit einigen Leuten voraus, an das nördliche Ufer, um die Serra de Cupati zu besteigen, an deren Fuße wir die Nacht zubrachten. Obgleich es regnete, hingen die Leute dennoch ihre Hangmatten im Walde zwischen Wachtfeuern auf, zogen ein Stück Turiribast über Haupt und Brust, und schliefen bald eben so ruhig, als im trocknen Rancho der heimischen Malloca. Es liegt etwas Rührendes in dem stillen Vertrauen, womit der Ureinwohner dieser Aequinoctialländer überall, unter klarem Sternenglanz oder trübem Regenhimmel sein Lager aufhängt, und ich fühlte es doppelt tief, als ich, meine Begleiter um mich entschlafen, und das Tosen des Wasserfalls wechselnd stark und schwächer herüberbrausen hörte; und die wenigen Sterne sich hinter dunkle Wolken verstecken sah. Ich schämte mich des Erschreckens vor den flatternden Schatten einiger großen Fledermäuse, und war ebenfalls bald in Schlaf versunken. Mit Tagesanbruch drangen wir auf der Westseite des Berges in den Wald, und befanden uns bald an einer jähen Höhe. Bis zum Vierttheile des Wegs war der Wald von großen Felsblöcken und den, mehrere Fuß tiefen, Resten vermoderter Vegetation fast unwegsam; dann ward er etwas lichter und niedriger. Ich bemerkte

viele großblättrige Aroideen, Sauerkleegesträuche mit gefiederten Blättern, die wie Mimosen zusammengelegt schliefen, viele kleine Rohrpalmen, baumartige Farnkräuter und jene sonderbaren Melastomaceen, welche in den blasig aufgetriebenen Blattstielen Nester kleiner Ameisen beherbergen. Weiter aufwärts, wo sich der Scheitel des Berges aus minder steilem Abhange zu erheben beginnt, ward die Vegetation so dicht, als ich sie niemals zuvor gesehen hatte. Die Bäume waren mit den unteren Aesten unter einander so verschränkt, daß sich diese gänzlich verdämmt, und in einen ellenhohen Moder verwandelt hatten, worein wir bis zur Mitte des Leibes versanken. Das Steigen war äußerst beschwerlich: wir konnten nur auf den untersten Aesten der Bäume festen Fuß fassen, und jeder Schritt mußte mit dem Waldmesser errungen werden. Nach einer guten Stunde gelangten wir auf den Gipfel, der von derselben Vegetation so dicht eingenommen wird, daß wir froh seyn mußten, auf der Höhe einen nackten Fels von sechs Quadratschuhen frei zu finden, auf dem wir ausruhen konnten. Wir mochten hier etwa sechshundert Fuß über dem Flusse stehen. Je höher die Sonne heraufkam, und je schneller die, über der Waldung schwimmenden Dünste sich senkten, um so erfreulicher ward die Aussicht über den hellbeleuchteten reinen Horizont um mich her. Schon so lange, wie ein Gefangener von dem nächtlichen Düster der Urwaldung umgeben, konnte ich nicht aufhören, hier in die Weite zu sehen. Wenige Rauchsäulen, die aus der ungeheuren, ja fast unübersehbaren, grünen Waldfläche aufstiegen, waren die einzigen Spuren von Menschen in dieser schauerlich stillen Einsamkeit. Da sich der Morgenwind legte, stellte sich eine außerordentliche Zahl kleiner Bienen ein, die obgleich stachellos, durch die Keckheit, womit sie in Augen und Ohren flogen, zur Plage wurden. Ueberdieß war ein weiteres Gehen in diesem, gleichsam lebendigen, Modergrunde nicht möglich; wir wendeten uns daher zum Strome zurück, schifften glücklich die kleinere Katarakte hinab, welche inzwischen auch von den übrigen Fahrzeugen passirt worden war, und vereinigten uns mit der Mannschaft, die sich eben mit ergiebigem Fischfange beschäftigte. Der niedrige Wasserstand erlaubte hier, die Sandsteinfelsen am südlichen Ufer des Stromes zu untersuchen, und ich fand ähnliche Figuren, wie die von Arara-Coara, jedoch in viel größerer Menge eingegraben. Fast alle ebenen Felstafeln sind mit solchen Sculpturen bedeckt; und wenn mich auch die künstlerische Ausführung derselben nicht in Verwunderung setzte, so war es doch die außerordentliche Ausdehnung, in der sie

an einer Stelle mehrere hundert Geviertfuße einnehmen, an einer andern in geringerer Anzahl, und dann wieder eben so dicht und weit ausgebreitet vorkommen. Die meisten Figuren, die ich zu Gesicht bekam, waren die ersten Versuche, eine menschliche Gestalt darzustellen. Von Thieren, Sonne, Mond und den zur Bereitung des Mandioccamehls üblichen Instrumenten, fand ich nichts. Es war interessant, zu beobachten, welch' verschiedene Wege die Einfalt der rohen Künstler eingeschlagen hatte, um den Effect einer menschlichen Aehnlichkeit hervorzubringen. Der Kopf beschäftigte sie am meisten: die Augen, Ohren, Nase und der Mund sind auf verschiedene Weise durch Punkte, Striche oder freigelassene Flecke angedeutet. Die Extremitäten sind schneller abgefertigt; Finger und Zehen gewöhnlich nur in der Dreizahl. Manche dieser Figuren sind in ein Quadrat eingeschlossen. Die Sculpturen sind drei bis sechs Linien tief eingegraben; jede von andern Größenverhältnissen, in einer Ausdehnung von einem halben bis zu zwölf Fuß, und alle ohne Ordnung und Symetrie unter einander. Meine Indianer staunten sie mit blöden Augen an; wußten mir aber nichts über ihre Bedeutung oder Abstammung zu sagen. Bedenkt man die Härte dieses Sandsteins, der sich durch die etwas schiefe Lage seiner Tafeln in der Richtung des Gewässers der Einwirkung der Fluth theilweise entzieht, und findet man dennoch manche Sculpturen fast ganz verwischt, so wird man geneigt, ihnen ein Alter von vielen Jahrhunderten zuzuschreiben. Die Malereien der jetzigen Indianer auf ihren Trinkschaalen, an den Thüren ihrer Hütten, ihren Rudern u. s. w. stellen dieselben monströsen Köpfe, dieselbe Spirallinie innerhalb eines Quadrates dar. Die Gegend um die Fälle von Cupati würde dem Botaniker bei längerem Aufenthalte eine Menge schöner und interessanter Pflanzen darbieten. Leider war ich nicht im Stande, die Indianer, so wie früher, zur Einsammlnng zu benutzen, denn alle, ohne Ausnahme, empfanden jetzt den krankhaften Einfluß des Klima und der bisher ertragenen Mühseligkeiten. Wir, Kap. Zany und ich, waren dadurch genöthigt, jede Art von Dienstleistung auf uns selbst zu nehmen. Der Indianer sey seinem Herrn auch noch so sehr zugethan, sobald er erkrankt, hört alle Verbindlichkeit auf, und er beschäftigt sich lediglich mit sich selbst, oder vielmehr, er versinkt in ein dumpfes Hinbrüten, unbekümmert für ein Heilmittel und sich den Wirkungen der Kranheit überlassend, deren Fortschritte er höchstens noch durch strenges Fasten aufhält. Zu diesem traurigen Verhältnisse kam auch noch, daß uns allmälig alle

Indianer verliessen, welche am obern Yupura, oder dessen Beiflüssen zu Hause waren, und uns von den verschiedenen Tubixavas als Ruderer oder Jäger geliehen worden waren. So verringerte sich unsere Mannschaft an jeder Niederlassung, und manche Nacht mußten wir zusehen, wie dieser oder Jener, ohne seinen Lohn abzuwarten, seine wenige Habe ergriff und sachte aus dem Ajoupa in den Wald schlich, um nicht wiederzukehren. Branntwein, jene mächtige Panacee für alle Gemüthszustände des Indianers, war nicht mehr hinreichend vorhanden, um sie an uns zu fesseln. Nach zwei Tagereisen gelangten wir in die Ortschaft Uaribau der Juris, wo wir von dem Tubixava Miguel mit ungeheuchelter Freude empfangen wurden. Statt des gemeinsten Eigennutzes, der liederlichsten Zeitverschwendung und schaamlosesten Erniedrigung der Miranhas, glaubten wir hier doch eine edlere Art von Offenheit und Freigebigkeit, eine gutartigere Dienstfertigkeit und einen verständigeren Fleiß zu bemerken. Es mußte uns jetzt so vorkommen, als erkenne der Juri sich als Bürger an. — Die Reise von Uaribau abwärts war leichter und schneller. Wir kamen in einem Tage nach S. João de Principe, wo wir den aus Ega zurückgekehrten Ortsrichter antrafen. Er begann schon wieder seine schaamlosen Bedrückungen gegen die armen Indianer, denen ich versprechen mußte, ihre Lage bei den höheren Behörden zu schildern, die auch, dem Uebel abzuhelfen, veranlaßt wurden. Als wir wieder einschifften, vernahmen wir ein seltsames Röcheln und Schnarchen, das, gerade aus der Tiefe des Fahrzeugs kommend, uns fürchten ließ, daß sich ein Kaiman hineingeschlichen habe. Wir fanden aber, daß es mehrere Grunzer waren: große bepanzerte Fische, die, wenn sie sich an Fahrzeugen festsetzen, diesen Ton von sich geben. In Maripi verweilten wir nur so lange um unsere Sammlungen in das eigene Fahrzeug überzupacken, und wir beeilten die Reise nach Ega so sehr, daß wir dort am 2. März ankamen. Snr. Zany hatte während dieser Rückkehr so heftige Fieberanfälle erlitten, und fühlte sich noch so sehr entkräftet, daß ich schon hier von dem wackern Gefährten scheiden mußte. Ein Brief meines Freundes Spix benachrichtigte mich, daß er schon vor einigen Wochen auf dem Rückwege von der Grenze Ega verlassen habe, und foderte mich zu größerer Eile auf. Der Solimoes befand sich jetzt in starker Anschwellung. Ehe wir ans Ufer kommen konnten, überfiel uns hier ein furchtbarer Orkan, der die Wellen des Stromes wie ein Meer aufwühlte. Wir fuhren unter gewaltigem Schaukeln, mit Blitzesschnelle stromab-

wärts, als plötzlich das Steuerruder brach, und der Steuermann mit ihm von der Höhe der Cajüte ins Wasser stürzte. Der alte Mann war mir sehr werth geworden, und ich freute mich unaussprechlich, ihn gerettet zu sehen, indem er behende das nachgeworfene Tau ergriff, welches zum Befestigen des Fahrzeugs gewöhnlich neben dem Steuermann liegt, und mit diesem vom Drange der Wellen selbst ans Ufer getragen wurde. Auch das Fahrzeug ward glücklich in einer Bucht untergebracht, wo wir das Ende des Sturms erwarteten. Es blieb nun kein Mittel, die Reise fortzusetzen, als in Alvellos ein neues Steuerruder zu suchen. Im See von Coari überfiel uns ein zweites Gewitter, welches uns mit solchem Ungestüme zwischen die tief im Wasser stehenden Bäume des Ufers jagte, daß das Boot fast durch die Aeste zerrissen worden wäre. Am Abend kamen wir glücklich nach Alvellos, ersetzten den Verlust, und kehrten über den spiegelglatten See, bei klarem Mondenscheine, an die Mündung zurück, wo wir unsere Netze zwischen duftenden Myrtenbäumen aufhingen. Ich hatte mich, sehr ermüdet, kaum dem ersten Schlafe überlassen, als ein banges Gefühl mich erweckte und zu dem Bivouac der Indianer trieb. Da sah ich, daß alle Ruderer vom Yupurá und von Ega mich in aller Stille verlassen hatten, und nur drei Indianer von Pará zurückgeblieben waren. Dies war das letzte Abentheuer meiner beschwerlichen Reise. Obgleich die wenige Mannschaft das Fahrzeug nur mit Mühe leiten konnte, kam ich doch glücklich nach Manacapurú, um die Familie des Snr. Zany über sein Schicksal zu beruhigen. Hier stieß ein junger Juri, von der Familie Coma-Tapuüja, zu der Mannschaft, welcher uns nach München begleitet, leider aber, wie seine Gefährtin, die junge Miranha, den Wechsel des Klima und der übrigen Außenverhältnisse mit dem Leben bezahlt hat. Am 11. März traf ich in der Barra do Rio Negro ein, wo ich das Glück genoß, meinen Freund wieder zu umarmen.

Reise von der Barra do Rio Negro in den Madeira-Strom, zu den Indianern Mundrucûs und Mauhés, und zurück nach Pará.

Vor dem Tage unserer Wiedervereinigung in der Barra do Rio Negro waren Briefe aus Para eingetroffen, welche baldige Abfahrt einer brasilianischen Escadre nach Lissabon meldeten, und uns bestimmten, unsern Aufenthalt abzukürzen, um mit diesen Schiffen die Rückkehr nach Europa bewerkstelligen, und vor Eintritt des Winters das Vaterland erreichen zu können. Die Einschiffung unserer zahlreichen Sammlungen ward daher mit größter Eile betrieben, und nach wenig Tagen waren wir reisefertig. Am meisten Schwierigkeiten fand der Transport einer bedeutenden Menagerie, besonders von Affen, Papageien und Hoccos — wir brachten davon einige und achtzig Thiere nach Para und sieben und fünfzig nach München, und mehrere hundert der merkwürdigsten lebenden Pflanzen, welche in Körben von Schlingpflanzen rings um die Canoa befestigt wurden, wo sie freilich von den Wechselfällen einer langen und stürmischen Reise viel zu leiden hatten. Der Herr Gouverneur der Provinz und mehrere Einwohner bewährten die freundschaftliche Theilnahme, womit sie uns den Aufenthalt in Rio Negro angenehm gemacht hatten, auch im Augenblicke der Trennung. Mehrere Fahrzeuge begleiteten uns stromabwärts, bis zu der Fazenda des Snr. Corte Real, zu einem gemeinschaftlichen Frühstücke, und wir schieden, den Bewohnern dieser entlegenen Gegend recht bald alle Segnungen einer vermehrten Bevölkerung und eines lebendigen Verkehrs wünschend, welche hier durch die schönste und freigebigste Natur verbürgt wird. Unsre Indianer mußten jetzt, da der Rio Negro noch ziemlich nie-

drig stand, eifrig die Ruder gebrauchen, um uns schnell stromabwärts zu bringen; aber kaum hatten wir das seltsame Schauspiel des Kampfes zwischen den schwarzen Gewässern des Negro und den gelblich-weißlichen des Solimoes hinter uns, und waren in dem Hauptcanale des gewaltigen Amazonas eingelaufen, so schien ihre Anstrengung unnöthig, und der Mittelstrom führte uns rasch abwärts. Schon am zweiten Tage passirten wir Rio Arauató, und am Morgen des folgenden Tages erblickten wir uns der Mündung des Rio Madeira gegenüber, welchen aufwärts zu schiffen, nun im Plane lag. Wir waren kaum zwischen die niedrigen Ufer eingelaufen, an deren westlichem die Reise stromauswärts zu machen war, so setzte uns die Menge von Treibholz in Erstaunen, welche, von Weitem einer ungeheueren Flotte indianischer Ubas (Einbäume) ähnlich, besonders in der Mitte des Stromes herabkam. Es waren hauptsächlich Stämme von Zuckerkistenholz und von der Munguba. Die kleinen Fahrzeuge können oft dem Wellendrange des Hochwassers in diesem und andern Strömen nicht widerstehen, und werden in den Buchten herumgetrieben; deßhalb pflegen die Indianer, wenn sie stromaufwärts reisen, ihr Fahrzeug an einen solchen treibenden Stamm zu befestigen. Bekanntlich hat dieser Reichthum an Treibholz dem Flusse den Namen Madeira (Holzfluß) erschafft. Während wir mit möglichster Anstrengung reisten, umgaben uns ohne Unterlaß Regen und Wolken von Schnacken. Die Carapaná des Madeira sind besonders übel berüchtigt; da Sonnenschein in diesem feuchten Gebiete minder anhaltend ist, als Regen, und sie bei trübem Wetter ihre Verfolgungen Tag und Nacht fortsetzen, so sind sie die Geissel dieses Stromes. Es war vorherzusehen, daß unser schweres Fahrzeug sich nur langsam bis Canomá, der ersten Mission der Mundrucûs, durchkämpfen werde; deßhalb eilte ich in einer, mit vier Indianern und einem Jäger bemannten, Montaria dahin voraus, um längere Zeit unter diesen Indianern verweilen zu können, die man als einen der mächtigsten und eigenthümlichsten Stämme der ganzen Provinz Rio Negro nennt. Obgleich die Fahrt in einem leichten Nachen ohne Anstrengung der Ruderer gelang, hatte sie dennoch ihre Gefahren, denn heftige Gewitter empörten jeden Nachmittag den Strom, wo wir unter den Bäumen des Ufers Schutz suchen mußten; bei Nacht aber gefährdeten uns die Onzen, deren ich noch nirgends so viele als hier gesehen hatte. Der Jäger versicherte mich, daß sie Witterung von zwei durch ihn erlegten Thieren hätten, deren Fell und Schädel ich mitführte, und daß

wir um so mehr vor ihnen auf unserer Hut seyn müßten. Da die Wachtfeuer während der regnerischen Nächte nicht brannten, so brachten wir diese Zeit in steter Unruhe zu. Wenige Naturumgebungen mögen an schwermüthigem Düster diesen Wäldern des Madeira während der Regenzeit gleichen. Eine feuchte Schwüle umgibt den Reisenden; dicke Nebel hängen tief in den qualmenden Wäldern umher, und vor ihnen sieht man lebendige Wolken von Schnacken und Mücken sich in raschen Kreisen durcheinander bewegen; die Bäume triefen von unendlicher Feuchtigkeit; nur für die wenigen regenfreien Stunden öffnen sich zahlreiche Blumen; die Thiere verbergen sich lautlos in das Dickicht. Kein Vogel, kein Schmetterling wird sichtbar; nur das Schnarchen der Wasserschweine (Capivaras) und das monotone Geschrei der Frösche und Kröten wird vernommen. Noch freudloser und schwermüthiger dunkelt die Nacht über die Einsamkeit herein; kein Stern erglimmt am regengrauen Himmel; der Mond versteckt sich unter schweren Wolken, und wie bange Klagelaute ertönt das Geschrei der hungrigen Raubthiere aus der unheimlichen Waldung hervor. So wurden vier Tage, auf dem Madeira stromaufwärts, wie vier lange Wochen zugebracht, und ich freute mich daher, den Hauptstrom verlassen, und in den Ast des Stromes einlenken zu können, der unter dem Namen Irariá nach Osten abgeht, und die große Insel Topinambarana bildet. Vier Stunden in dem Furo de Irariá abwärts gefahren, brachten uns an die Vereinigung dieses Canals mit dem Canomá, dessen caffebraune Gewässer, von den weißlichen Fluthen des Madeira gleich Wolken zertheilt, fortgerissen und bald mit ihnen gänzlich vereinigt werden. Die Mission Novo Monte Carmel do Canomá liegt am westlichen Ufer des Flusses. Sie war i. J. 1811 durch den Carmelitermönch Frey Jozé Alvarez das Chagas errichtet worden, und ward jetzt von einem Weltpriester, Anton. Jesuino Gonsalvez, geleitet, der mich mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit empfing und bewirthete. Er befindet sich mit seiner Familie ganz allein unter einer Gemeinde von etwa tausend Mundrucûs, welche jedoch nicht alle in der Mission selbst, sondern hie und da im Walde, und besonders auf der östlichen Seite des Flusses in offnen Hütten hausen. Ich mußte die Standhaftigkeit und den Muth bewundern, womit dieser Mann, von der sanftesten Gemüthsart, sich hier unter Wilden behauptete, die erst vor wenig Jahren ihre unbedingte Freiheit verlassen hatten. Viel ward er hierin von seinen beiden Schwestern unterstützt, welche es unternommen hatten, mehrere junge Indianerinnen in ihrem Hause

aufzuziehen, bis sie an die benachbarten Mundrucûs verheirathet werden konnten, eine eben so einfache als wirksame Weise, die Wilden der Civilisation zugänglich zu machen. Die Nachricht von meiner Ankunft hatte alsbald Schrecken unter den Neophyten des guten Padre verbreitet, weil sie meinten, ich wollte sie für den öffentlichen Dienst aufgreifen. Man hatte seit Kurzem angefangen, der Protestation des Pfarrers ungeachtet, alle Vierteljahre eine gewisse Zahl von Mundrucûs zu Frohndiensten zu verlangen, wodurch die Indianer schon schwierig geworden waren, indem sie drohten, wieder in die Wälder zurückzuziehen. Mein Wirth beeilte sich daher, dem üblen Eindrucke zu begegnen, und sendete eine Montaria in die obern Mallocas am Canomá ab, um die Wilden vom Wahren zu unterrichten, und zugleich die ethnographische Merkwürdigkeiten für mich einsammeln zu lassen. Wir besuchten die Hütten, welche reihenweise auf einer gelichteten Niederung liegen, eben so, wie die sehr geselligen Mundrucûs ihre Dörfer in den Wäldern anzulegen pflegen. Männer waren wenige zu Hause; aber die Weiber boten uns überall mit Freundlichkeit Castanien, oder dünne Scheiben sehr feiner und weißer Beijú an, und schienen dem würdigen Geistlichen mit Ehrfurcht und Neigung zugethan. Die Kinder, deren Katechetisirung das tägliche Geschäfte des Geistlichen ist, wußten ihr Credo geläufig herzusagen. Außerdem aber schien es, als wäre die Horde über manche Begriffe, wie Staat, Recht, König, Schaam u. s. w., noch nicht weiter aufgeklärt, als im Zustande der Freiheit, und Snr. Gonsalvez beklagte die Abneigung gegen Alles, was eine solche Fortbildung zum Bürgerthume bezwecken sollte. Offenbar standen sie hierin den Juris am Yupurá nach. Unter den anwesenden Männern zeichnete sich einer durch seine offenen, derben Manieren aus. Ich erfuhr, er sey der Scharfrichter dieses Haufens gewesen, habe viele feindlichen Júmas und Parentintins geköpft, und das fürchterliche Amt bekleidet, Mundrucûs, deren Krankheit für unheilbar gehalten worden, mit einer schweren Keule vom Leben zum Tode zu bringen. Dieser scheußlichen Sitte liegt, nach der Versicherung des Padre Gonsalvez, (wahrscheinlich wie einst bei den Wenden, die davon durch eine deutsche fromme Gräfin abgebracht worden seyn sollen), Mitleiden zum Grunde; die Kinder glauben den greisen Aeltern einen Dienst zu erweisen, wenn sie ein Daseyn enden, das, ohne Jagd, Festtanz und Caxiri, kein Glück mehr darbiete. Eine größere Anzahl von Männern fand ich in Caiaué und einigen andern Mallocas auf dem gegenseitigen

Ufer des Flusses, der hier über vierhundert Klafter Breite hat. Als uns die Indianer herbeirudern sahen, kamen sie aus ihren großen kegelförmigen Hütten hervor, und tanzten uns in wilden Sprüngen entgegen, mit einer Federhaube auf dem Kopfe, langen Schleifen von Federn über den Nacken hinabhängend, und einen cylindrischen Scepter aus Federn in den Händen schwingend. Noch ehe wir aber ans Land gestiegen waren, hatten sie sich in die Hütten zurückgezogen, wo sie uns nach ihrer Weise empfingen, auf den Zehen um einige Schüsseln niedergekauert, woraus sie die Speisen langsam und sprachlos mit den Fingern langten. Es war ein Gericht aus zerstampften Castanien und aus dem spinatähnlichen Kraute des Cararú-açú; daneben stand eine Schaale mit dem süßen Safte aus frischen Cacaobohnen, die über einem Siebe gerieben worden waren. Sie boten uns von diesen Gerichten an, kümmerten sich aber wenig, daß wir nichts nahmen. Nach dem Mahle legten sie sich in die Hangmatten, von wo aus sie ruhig auf uns hinblickten. Diese seltsame Sitte, den Gast speisend oder ruhend zu empfangen, habe ich bei den meisten Indianern bemerkt. Auffallend war die große Unreinlichkeit dieser Mundrucûs; besonders die Kinder starrten von Schmutz. Hieran mag der Mangel an Badeplätzen in ihren ursprünglichen Wohnorten, und die Ungewohnung, in das Wasser zu gehen, Schuld seyn. Aus einer Hütte, deren männliche Bewohner fehlten, nahm ich einen Bogen und Pfeil mit, indem ich reichlichen Ersatz an Messern und Angeleisen zurückließ. Allein wir hatten uns kaum eingeschifft, so kam ein Alter aus dem nahen Gebüsche mit so drohender Gebärde an's Ufer, daß der Geistliche dringend bat, die Waffen eiligst zurück zu geben. Die hier Anwesenden hatten nur für kurze Zeit Hütten errichtet, um den benachbarten Cacaowald abzulesen. An jedem Baume hingen sechs bis acht Früchte. Sowohl diese Mundrucûs, als alle übrigen, die ich noch zu Gesicht bekam, waren große (mehrere maßen sechsthalb Fuß), breitbrüstige, äußerst muskulöse Leute, oft von sehr heller Hautfarbe, mit breiten, stark ausgeprägten, zwar gutmüthigen aber rohen Gesichtszügen, das glänzend schwarze Haar über der Stirne kurz geschnitten, und den ganzen Körper mit schmalen Linien tatowirt. Die Genauigkeit, womit jene schmerzhafte Verschönerung vom Haupte bis zu den Füßen ausgeführt ist, mußte Erstaunen erregen. Wahrscheinlich will sich der Mundrucû durch diese Verunstaltung ein kriegerisches und furchtbares Ansehen geben, denn mehr als den meisten Stämmen ist ihm Krieg ein angenehmes Handwerk; Alles scheint ursprünglich darauf berechnet, sich im Kriege

geltend zu machen. Auch die Umgebungen der Hütten konnten als kriegerisch gelten: auf Pfählen waren einige mumificirte Schädel erschlagener Feinde, und um die landeinwärts liegenden Hütten eine Menge Skelete von Onzen, Coati, Schweinen u. s. f. aufgestellt. Die Mundrucûs sind gegenwärtig die Spartaner unter den wilden Indianern des nördlichen Brasiliens, wie die Guaycurûs unter denen des südlichen, und sie erhalten sich eifersüchtig die Hegemonie unter ihren Verbündeten, deren mächtigste die Mauhés sind. Sie wohnen in großer Anzahl — ich hörte die Stärke des Stammes zu achtzehn, ja sogar zu vierzigtausend Köpfen angeben — am Rio Tapajôz, östlich und westlich von ihm, zum Theil auf Fluren, und verfolgen mehrere Stämme, wie die Jûmas, Parentintins und Araras mit solch unerbitterlicher Wuth, daß die ersten beiden, schwächeren Stämme in kurzer Zeit gänzlich durch sie aufgerieben seyn werden. Bei ihren Angriffen vertheilen sich die Mundrucûs in weite Linien, warten die Pfeile der Feinde ab, welche von den daneben stehenden Weibern im Fluge mit großer Geschicklichkeit abgefangen werden sollen, oder suchen ihnen durch flüchtige Sprünge auszuweichen, und schießen erst dann die eigenen, von den Weibern dargereichten, Pfeile mit größter Eile ab, wenn der in dichten Haufen kämpfende Feind nicht mehr viele Waffen übrig hat. Sie machen ihre Angriffe lediglich bei Tage, und werden deßhalb von den, ebenfalls kriegerischen, Araras bei Nacht überfallen. In ihren ständigen Wohnsitzen sind sie dagegen durch einen vollkommen kriegerischen Gebrauch geschützt. Alle waffenfähigen Männer schlafen nämlich während des Krieges in einem großen gemeinschaftlichen Rancho, entfernt von den Weibern, und werden durch Patrouillen bewacht, die mit dem Turé, einer schnarrenden Rohrtrompete, Signale geben. Durch dieß Instrument ertheilt auch der Anführer während der Schlacht seine Befehle, indem er es seinen Adjutanten blasen läßt. Im Sieg schont der Mundrucû keines männlichen Feindes. Sobald er diesen durch Pfeil oder Wurfspieß, die niemals vergiftet sind, zu Boden gestreckt sieht, ergreift er ihn bei den Haaren, und schneidet ihm mit einem kurzen Messer aus Rohr Halsmuskeln und Wirbelknorpel mit solcher Geschicklichkeit durch, daß der Kopf in einem Nu vom Rumpfe getrennt wird. Nach Cazal hat diese barbarische Sitte den Mundrucûs von Seiten der übrigen Stämme den Namen Pai-quicé, d. i. Kopfabschneider, erworben. Der so errungene Kopf wird nun Gegenstand der größten Sorgfalt des Siegers. Sobald dieser sich mit seinen Kameraden vereinigt hat,

werden viele Feuer angezündet, und der von Gehirn, den Muskeln, Augen und der Zunge gereinigte Schädel wird auf Pflöcken gedörrt; täglich wiederholt mit Wasser abgewaschen, mit Urucuöl getränkt und in die Sonne gestellt, wird er ganz hart, worauf man ihn mit künstlichem Gehirn von gefärbter Baumwolle, mit Augen von Harz und Zähnen versieht, und mit einer Haube von Federn ausschmückt. So ausgestattet wird das scheußliche Monument unausgesetzt Begleiter des Siegers, der es auf Jagd und Krieg an einem Stricke mit sich trägt, und, wenn er in dem gemeinschaftlichen Rancho schläft, bei Tag in der Sonne oder im Rauche, bei Nacht, wie eine Wache, neben seiner Hangmatte aufstellt. Wir erhielten hier einige solcher Schädel. Man sagt, daß die Mundrucûs, um ihre große Muskelstärke zu erhalten, den Genuß der abgekochten Brühe von Mandiocca, welchen wir bei allen übrigen Indianern gefunden haben, vermieden. Eben so haben sie den Gebrauch des Paricá, der bei ihren Nachbarn, den Muras und Mauhés gilt, nicht, wohl aber kommen sie mit den letzteren in der seltsamen Sitte überein, ihre Mädchen, wenn sie eben Jungfrauen werden, einem anhaltenden Fasten und dem Rauche im Giebel der Hütte auszusetzen.

Erst in der Nacht des 24. Merz kam mein Gefährte auf dem großen Fahrzeuge in Canomá an. Er hatte fortwährend mit der Strömung zu kämpfen gehabt, und befand sich in einem so beunruhigenden Gesundheitszustande, daß wir beschlossen, die Reise stromabwärts möglichst zu beschleunigen. Wir verließen daher Canomá früh Morgens, und ich reiste abermals in einer Montaria nach der Mission der Mauhés voraus, die ich am Abend erreichte. In der Mission der Mauhés selbst ward ich von dem Missionär mit offenen Armen empfangen. Fr. José Alvez das Chagas war seit vierzig Jahren in verschiedenen Missionen beschäftigt gewesen; schon deckte der Schnee des Alters sein Haupt, aber das Herz schlug noch heiß bei dem Gedanken, das Heil unter den Heiden auszubreiten. Alles, was der Greis that, verlieh seiner Gegenwart Würde und Vertrauen.

In der Povoaçâo dos Mauhés wohnen Mundrucûs und Mauhés untereinander. Diese beiden Stämme, vielleicht von gleichem Ursprunge, sind sich ehemals feindlich gewesen, nun aber bereits seit längerer Zeit befreundet. Leider traf ich gegenwärtig nur wenige Mauhés im Orte; die Uebrigen hatten vor Kurzem erst einige große Expeditionen zum Einsammeln von Salsa auf dem Rio Mauhé unternommen, von wo aus sie noch nicht zurückgekehrt waren;

und der Missionär wünschte, daß ich die benachbarten Malocas nicht besuchen möchte, um nicht beunruhigende Gerüchte zu verbreiten, welche durch den, in der letzten Zeit ausgeübten, Frohnzwang Wahrscheinlichkeit erhalten könnten. Ich besah die zahlreichen Hütten, in welchen viele Weiber und Mädchen mit Mehlbereitung und Baumwollspinnen beschäftigt waren. Alles trug hier den Stempel behaglicher Ordnung und Wohlhabenheit. Die Indianerinnen waren alle bekleidet; den Malereien, welche sie an sich und den Kindern nicht gespart hatten, sah der Missionär gerne nach. Zwei alte Mauhés fanden wir gerade in einer Ecke beschäftigt, sich durch das Einblasen des Paricápulvers in die Nase zu beglücken. Sie nehmen dazu viel weniger, aber ein viel feineres Pulver, als die Muras, und tragen große Sorgfalt, dieses in einer geschmackvoll geschnitzten Reibschaale aus Rothholz fein zu pülvern und auf einer Platte von Holz oder Porcellan wiederholt zu trocknen, ehe sie es, entweder aus zwei langen Röhrenknochen, gleich denen der Tecunas, oder aus einem zusammen gerollten Bananenblatte einblasen. Die Mauhés, welche ich zu Gesicht bekam, waren sehr starke, wohlgebildete Indianer, von ziemlich dunkler Färbung, und ohne Verunstaltungen. Ihre Gemüthsart soll minder aufrichtig und edel, als die der Mundrucûs seyn. Diejenigen, welche entfernt von den Missionen wohnen, sind zwar nicht feindlich gegen die Weißen gesinnt, kommen aber doch voll Mißtrauen, oft mit gespanntem Bogen, an die Canoas derselben, um zu handeln. Man hat bei ihnen manche sehr seltsame Gebräuche beobachtet. Stirbt der Häuptling oder ein anderes Glied der Familie, so verhängen sie ebenfalls ein monatliches Fasten über sich; sie genießen dann nur Guaraná, Wasser und Ameisen. Der Leichnam wird mit ausgestreckten Extremitäten an Latten gebunden, und durch ringsum angebrachte Feuer binnen den ersten vierzehn Tagen der Fasten so ausgedörrt, daß er einer Mumie gleicht. Darauf setzt man ihn mit eingebogenen Schenkeln in eine runde Grube, und erhält ihn in dieser Richtung durch Stein und Holz aufrecht, ohne ihn mit Erde zu bedecken. Nach Verlauf der Fasten wird die Mumie wieder herausgenommen, aufgestellt, und die ganze Horde tanzt unter gräßlichem Heulen und Weinen einen vollen Tag um ihn herum. Den Substanzverlust durch das Weinen suchen sie dadurch zu vermindern, daß sie das Thränenwasser aus der Nase wieder in den Mund leiten und verschlucken. Am Abend begraben sie, ganz erschöpft von diesem Excesse, den Leichnam in der beschriebenen Stellung, und die Nacht wird unter Tanzen und Trinken von Cajiri hingebracht, das, wie Lethe's Wasser,

auf einmal alle Erinnerung an den Todten hinwegnimmt. Als einst ein Häuptling, aus der untern Provinz nach seiner Malloca zurückkehrend, unter Wegs starb, theilten seine Begleiter den Leichnam unterhalb der Rippen in zwei Hälften, und brachten den Rumpf gedörrt mit in die Heimath zurück. Seltsam ist auch die Sitte, keine großen Flußfische, sondern nur die kleinen Fische der Bäche und Teiche in den Wäldern zu essen, und sich allen Wildprets zu enthalten, das mit Hunden gehetzt, oder mit Flinten erlegt worden. Bei diesem Mangel an animalischer Kost wird ihre Körperstärke nur dadurch erklärt, daß sie sehr viele ölige Früchte, wie z. B. der Palmen, des Castanheiro, der Piquiá u. s. w. essen, um die sie, je nach dem Eintritt der Fruchtreife, in den Wäldern umherziehen. Sie sind auf diesen Streifzügen mit dem Blasrohre und vergifteten Pfeilchen versehen, die sie von den westlichen Nachbarn eingehandelt haben, und blos zur Jagd gebrauchen, außerdem mit Bogen und Pfeil. Ihre Bögen, von rothem Holze sind sehr groß, elastisch und gehen von ihnen als Handelsartikel zu vielen andern Stämmen über. Um ihre Knaben zur Männlichkeit zu erziehen, haben sie eine äußerst sonderbare Gewohnheit. Die Nachbarn vereinigen sich bei reichlichen Töpfen voll Cajiri, ziehen den Knaben von acht bis neun Jahren baumwollene Aermel an, welche oben und unten verbunden werden können, und sperren darin einige der großen, heftig beißenden Ameisen ein. Sobald der Knabe, von heftigem Schmerz gepeinigt, zu schreien und zu jammern anfängt, schließt ihn die tobende Rotte in einen Kreis ein, und tanzt so lange jauchzend und aufmunternd um ihn her, bis er erschöpft zu Boden sinkt. Er wird nun, da die Extremitäten furchtbar aufgeschwollen sind, den alten Weibern zur Behandlung mit dem frischen Safte des Mandioccakrautes übergeben. Hat der Zögling seine Kräfte wieder erlangt, so wird der Versuch gemacht, wie er den Bogen spannen kann. Diese gräuliche Ceremonie wird gewöhnlich bis in das vierzehnte Jahr fortgesetzt, wo der Jüngling den Schmerz ohne ein Zeichen des Unmuths zu ertragen pflegt, worauf er emancipirt wird, und heurathen kann. Diese Probe macht einen Theil ihres Calenders aus. Man drückte sich mir darüber in der Tupisprache so aus: **Jübir jebé, — jübir mocoim, jübiruana**, er ist einmal, zweimal, gänzlich erhöht worden. Im Zustande der Freiheit leben sie, gleich den übrigen Wilden, nach Gefallen in Mono- oder Polygamie; aber ein Grundgesetz des Stammes verbietet den Weibern Umgang mit allen, die nicht desselben Stammes sind. Ihre Sprache ist sehr volltönig und schwer zu verstehen. Es war mir

unmöglich, Einen zu gewinnen, der die abgefragten Worte angesagt hätte. Der Missionär bemerkte, daß sie sich dessen aus Furcht vor irgend einer Verhexung weigerten, denn sie sehen, obgleich nicht ohne Spuren von einem Glauben an Gott, doch dem Wahne von der Macht böser Dämonen sehr ergeben, denen sie unter andern auch den Tod zuschrieben. Die Mauhés haben die Vorliebe für Federschmuck mit den Mundrucûs gemein; auch sie tragen bei kriegerischen Auftritten und Festtänzen den geschmackvollen Scepter von Federn in der Hand und eine Fülle von Federn auf dem Kopf und um den Nacken. — Wir verfolgten den Irariá zwei Tagreisen weit abwärts, und kamen endlich durch den Furo de Limâo, eine halbe Legoa oberhalb der Villa Nova da Raiha, wieder in den Amazonas zurück. Wir fanden in Villa Nova mehrere Naturalien, welche Snr. Seixas für uns hatte sammeln lassen, darunter die großen Flußmuscheln welche auf den Sandbänken des Stromes und der Seen vorkommen. Die Indianer essen sie besonders als Fastenspeise; aber bisweilen, wahrscheinlich wenn Giftpflanzen am Ufer stehen, bringt ihr Genuß Leibschmerzen und andere Krankheitszufälle hervor. An den Bäumen der Uferwaldung erschienen jetzt auch seltsame Bildungen von Süßwasserpolypen. Die Villa war gerade jetzt voll von Indianern, welche Mehl- und Guaranápasten zum Kaufe gebracht hatten. Ihre Fahrzeuge waren klein, jedes nur mit vier Ruderern versehen, und bis zur Gefahr übervoll gepackt. Wir kauften mehrere Pfunde Guaraná zu dem Handelspreise von tausend Rëis. Der Amazonas befand sich gegenwärtig noch in beträchtlicher Anschwellung, und die Fahrt stromabwärts erheischte große Vorsicht. Wir ließen rings um den Schiffbord in einer Breite von zwei Schuhen große Büschel von Palmblättern befestigen, um das Schwanken zu verringern, und dem Steuerruder einen halben Fuß in der Breite zusetzen. Nach diesen Vorbereitungen übergaben wir uns mit frohem Muthe dem gewaltigen Strome, der uns so schnell abwärts führte, daß wir nach einer Stunde den Hügel von Parentin hinter uns hatten, der die Grenze zwischen der Provinz Rio Negro und Pará bildet, und am Morgen des zweiten Tages uns am nördlichen Ufer im Hafen von Obydos befanden. Diese Villa, an einem bedeutend hohen Ufer gelegen, genießt einer herrlichen Aussicht auf den Strom, dessen ganze Wasserfülle hier in Einen Körper vereinigt, mit erhöhter Geschwindigkeit vorüber geführt wird. Obydos ist in Bauart, Betriebsamkeit und Handel dem benachbarten Santarem vergleichbar, doch etwas weniger bevölkert. Der wichtigste Handel

ist der mit Cacao, der größtentheils auf den benachbarten Inseln angebaut wird. Taback, Salsa, Nelkenzimmt, Reis, Baumwolle, Indigo, Farenha und Piraracú bilden die übrigen Ausfuhrsartikel.

Eine Tagefahrt brachte uns von Obydos nach Santarem; eine kurze Reise, die aber von vielen Schrecken und Noth begleitet war, indem der unkundige Pilot uns in der Stromenge einem Sturme aussetzte. Bei der Höhe des Wellendrangs und den dichten Nebeln, worein der seit mehreren Tagen anhaltende Regen die Ufer gehüllt hatte, war es mühsam und gefährlich eine, von Untiefen umgebene Insel, am Südgestade zu erreichen. Von hier aus aber gelangten wir durch den Canal Igarapé-açú, glücklich nach jener Villa. Hier trafen wir Alles in unruhiger Bewegung. Oberstlieutenant Fr. J. Rodriguez Barata war eben beschäftigt, die im obern Theile der Provinz ausgehobenen Recruten zusammen, und nach Pará zu bringen, und die Verminderung der arbeitenden Hände regte den betriebsamen Theil der Bevölkerung ungünstig auf. Die meisten der zum Kriegsdienst bestimmten Jünglinge waren Indianer, und ihr Abscheu dagegen war so groß, daß die Hälfte desertirt war, ehe die Expedition Pará erreichte. Auf der Reise von Santarem stromabwärts erschienen uns die Berge der Serra de Parú. Der unausgesetzte Regen drohte einen verderblichen Einfluß auf die Sammlungen zu äußern, und wir wurden dadurch bestimmt, die projectirte Reise nach Macapá und in die nördlich davon sich ausbreitenden Fluren zu unterlassen; überdieß begünstigte ein starker Westwind unsere Reise stromabwärts. Eine Tagreise unterhalb Santarem landeten wir am südlichen Ufer bei einigen Hütten, As Barreiras genannt. Gegenüber sahen wir nun wieder, mit nicht geringer Befriedigung, die Villa von Almeirim, am Fuße eines jener Tafelberge herschimmern. Um doch wenigstens noch an einer Stelle das Gebiet am nördlichen Ufer des Amazonas zu besehen, ward ein Besuch in dieser Villa beschlossen, und unter Begünstigung des Westwindes erreichten wir sie, nach einer Ueberfahrt von zwei vollen Stunden.

Die Villa de Almeirim ist eine der ältesten Ortschaften am Amazonas. Außer der ärmlich eingerichteten und unreinlich gehaltenen Kirche fanden wir kein steinernes Gebäude hier, und eben so wenig eine Spur von der ehemaligen Fortaleza de Parú, die nichts weiter als ein Blockhaus zur Deckung des Sclavenhandels gewesen war. Die Lehmhütten, mit Palmblättern gedeckt, liegen nahe und etwa zwanzig Fuß oberhalb des Stromes. Die Indianer waren alle gerade abwesend, um in den Wäldern an den Ufe

Parú und Jary Nelkenzimmt, Salsa und Copaivabalsam zu sammeln. Was von den Apámas und Aracaiús noch im Zustande der Freiheit übrig ist, lebt an jenen Flüssen in vereinzelnten kleinen Mallocas. Obgleich in Friede mit den Brasilianern, werden sie nur selten bewogen, ihre Wohnungen unter diese zu verlegen. Sie sind sehr dunkelgefärbte Indianer, ohne nationale Abzeichen. Ihre Waffen sind nicht vergiftet. Sie leben beständig in Streit mit den Oaiapis, welche am obern Rio Jary und am Goarataburú, und mit den Cossaris, welche am Araguary wohnen.

Wir fuhren bis Arrayolos am nördlichen Ufer des Amazonas hinunter. Hier durchschnitten wir die Hauptströmung, und setzten nach Gurupa auf das südliche Festland über. So verließen wir denn den größten der Ströme, und gelangten in das Gebiet, welches durch regelmäßige Ebbe und Fluth die Herrschaft des Oceans anerkennt. Zum zweiten Male vertieften wir uns, mit den Ebben abwärts schiffend, in die labyrinthischen Canäle zwischen der Insel Marajó; wir irrten noch einmal in den qualmenden Wäldern dieser feuchten Gründe umher; glücklich schifften wir über die stürmische Mündung des Rio Tocantins; wir begrüßten wiederum die Niederlassungen in den düstern Waldungen am Igarapé-mirim, an den reinlichen Gestaden des schwarzen Mojú, und ließen endlich zum letzten Male in einer trüben Nacht, am 16. April, den wohlgeprüften Anker im Hafen von Pará fallen.

Letzter Aufenthalt zu Pará, und Rückreise über Lissabon nach München.

Von den Mühseligkeiten einer neunmonatlichen Reise in die Stille der einsamen Rossinha zurückgekehrt, konnten wir dennoch diejenige Ruhe nicht finden, welche unser schwacher Gesundheitszustand wünschenswerth gemacht hätte. Die Sammlungen, welche wir von dieser weiten Expedition zurückbrachten, dehnten sich, für die Verladung vorbereitet, zu einer uns selbst überraschenden Masse aus, und waren der Gegenstand der Bewunderung der Städter, welche schaarenweise zu uns wallfahrteten, um den Reichthum des ihnen selbst so wenig bekannten Vaterlandes zu betrachten. Auf der andern Seite fesselte uns immer noch die üppige Majestät dieses Aequatoriallandes, welches bei jeder Excursion in die Wälder von Pará oder auf die niedrigen Inseln des umgebenden Archipels uns neue Merkwürdigkeiten darbot. Es ist jedoch eine Eigenthümlichkeit dieser Gegend, daß sie, sich überall gleich in ihrem landschaftlichen Charakter, mehr durch die Stetigkeit, Haltung und Harmonie der gesammten Natur beruhigt und beseliget, als durch Wechsel unterhält. Ich darf mich daher auf die bereits gegebene Beschreibung von Pará und seiner Umgebung zurückbeziehen. Die stillen Genüsse der Beschaulichkeit, welchen wir uns hingeben konnten, wurden durch gesellige Verbindungen, und am 13. Mai, als am Geburtstage Sr. Allergetreuesten Majestät, durch eine allgemeine Festlichkeit unterbrochen, bei der die Bürgerschaft unzweideutige Zeichen von Patriotism und Anhänglichkeit bethätigte. Bei dieser Veranlassung ward das neue Börsenhaus durch eine feierliche Rede des Handelspräsidenten eröffnet; die Truppen paradirten, die

Kirchen füllten sich unter dem Schalle frommer Gesänge, und Alles stellte sich auf erfreuliche Weise in europäischer Form und Sitte dar, wie denn überhaupt die Bevölkerung von Pará sich durch Annäherung an den europäischen Charakter auszeichnet.

Der Convoi, womit wir nach Europa zurückkehren konnten, bestand aus fünf Fahrzeugen, zwei Dreimastern (Galeras), zwei Brigs und einem bewaffneten Schooner, von der Regierung ausgerüstet, jene Kauffahrteischiffe zu escortiren. Wir mietheten uns zur Ueberfahrt in der Nova Amazona, einem neuen, wohlgebauten Dreimaster, ein, und ließen unsere nicht ohne Schwierigkeiten verpackten Sammlungen nach und nach an Bord bringen. Am 13. Junius sagten wir unseren zahlreichen Freunden Lebewohl, und des folgenden Tages übergaben wir uns dem flüssigen Elemente, das uns aus der neuen Welt ins Vaterland zurück tragen sollte. Ich versuche nicht, die Gefühle zu schildern, da die Anker gelichtet wurden, und wir mit schwachem Winde zwischen den hochbewaldeten grünen Ufern abwärts trieben. Der Weg durch den Canal von Pará ist im obern Theile des Stromes für größere Schiffe schwer zu finden, denn der Fahrcanal ist enge, wechselt zwischen drei und fünf Klafter Tiefe, und das Ufer, mit gleichförmigem Walde bedeckt, bietet nur selten Merkmale für den Piloten. Unser Lootse, ein alter Indianer, richtete sich nach einzelnen colossalen Stämmen von Wollbäumen, und führte uns ohne Unfall stromabwärts. Minder glücklich war der Brig Vulcan, der schon am ersten Abende aufsaß. Zwar hat dieser Zufall wenig Gefahr, weil die Fluthen nicht heftig auf das Fahrzeug wirken, und der Grund nur schlammig ist; doch geschieht es nicht selten, daß ein Theil der Last ausgepackt werden muß, und die Weiterreise erst nach vierzehn Tagen mit einem andern Hochwasser möglich wird. Man verläßt nämlich Pará nur in hohen Wasserständen des Voll- und Neumondes, und geht mit jeder Ebbe, die, wie in den übrigen westlichern Gewässern, eine Stunde länger als die Fluth dauert, stromabwärts. Während der Fluth pflegen vorsichtige Schiffer sich jedesmal vor Anker zu legen. Bei dem Forte da Barra, das auf einer kleinen Insel im Strome liegt, werden die Pässe untersucht, und die ganze Schiffsequipage wird einem visitirenden Officiere vorgeführt. Nur langsam gingen wir auch am folgenden Tage den Strom weiter hinab, und als sich die Galera in der Nähe von Mosqueiro wiederum vor Anker legte, um die übrigen Fahrzeuge zu erwarten, hatten wir Gelegenheit, das americanische Continent noch einmal zu betreten.

Unser Begleiter, der Brig Vulcano, war glücklich wieder flott geworden, und so ging der ganze Convoi, bei frischem Nordostwinde in dem sich allmälig erweiternden Canale abwärts. Wir befanden uns am 16. Juni Mittags den Inseln das Guaribas gegenüber. Am Morgen des 17. Junius hatten wir die Ponta do Carmo im Gesichte. Das Wetter war feucht und trübe, so daß wir am 18. Mittags die weißen Sandbänke nördlich von Salinas, ein gewöhnliches Wahrzeichen der Schiffer, nur mit Mühe erkennen konnten. Diese Sandbank, von einer Seemeile Länge, ist äußerst gefährlich, denn in ihrer Nähe erhebt sich das Wasser bei frischem Winde so furchtbar, daß ein aufsitzendes Schiff in wenig Minuten zertrümmert wird. Ein kalter Wind war uns entgegen, so daß wir die Ponta de Magoary erst am folgenden Abende erreichen konnten. Hier verließ uns der Pilot; er bestieg sein kleines Boot, das ihn schon seit mehreren Tagen erwartete, und entschwand, nach Salinas zurückkehrend, im Nebel alsbald vor unseren Blicken. Ehe noch die Nacht eintrat, verloren wir auch die Spitze von Magoary, das letzte Land, aus den Augen, und am nächsten Morgen sahen wir uns ringsum von Wasser umgeben. Seine hellgrüne Farbe und der verhältnißmäßig geringere Salzgehalt bezeugten uns die ungeheure Wasserfülle, welche der Amazonas hier mit dem Ocean mischt. Erst am folgenden Tage fanden wir uns auf den dunkelblauen Fluthen des hohen Meeres. Unsere Wünsche, Neigungen und Hoffnungen getheilt zwischen dem alten und dem neuen Continente, überließen wir uns der Führung des sicheren, gut gebauten Fahrzeuges, und gaben uns allen jenen herrlichen Eindrücken hin, womit eine Schifffahrt auf dem tropischen Ocean Sinn und Gemüth bereichern kann. Leider wurden die Genüsse bald durch unsere nächste Umgebung verkümmert. Wir befanden uns unter der Tyrannei eines Schiffcapitains, dessen Benehmen nur durch Geiz, Eigennutz und geflissentliche Nichtachtung aller sittlichen Verhältnisse geleitet schien. Man entzog uns unter dem Vorwande, daß die Reise anscheinend sehr lange dauern werde, den Gebrauch des Wassers und gewisser Mundvorräthe, welche wir auf eigene Kosten eingeschifft hatten, suchten unsere Sammlungen, besonders die von lebenden Gegenständen, zu beschädigen, und erlaubte sich überhaupt jede Art von Willkühr. Wir hatten den Kummer, zwei unserer indianischen Begleiter in Folge dieser Behandlung dahinsterben zu sehen, und wurden beide selbst von Leberkrankheiten ergriffen. So glücklich daher in anderer Rücksicht unsere Seereise war, brachte sie uns doch viele schmerzliche Eindrücke. Nach zwan-

zig Tagen waren wir, ohne noch einmal Land gesehen zu haben, bis in die Parallelen von Florida nach Norden gesteuert; nach fünf und fünfzig passirten wir die Breite der azorischen Inseln, und am sieben und sechzigsten Tage hatten wir die Freude, das erste Gebirg Europa's zu erblicken.

Unsere Reise hätte viel schneller seyn können, wären nicht unter den übrigen Schiffen zwei schlechte Segler gewesen, die wir oft erwarten mußten. Uebrigens war die Reise von gutem Wetter begünstigt; innerhalb der Wendekreise hatten wir häufige Windstillen, und als wir aus jener Region des ewigen Friedens nach Norden steuerten, einige heftige Windstöße zu bestehen. Es war uns bekannt, daß das Meer von verkappten nord-amerikanischen Kapern wimmle, und der Capitain that sich viel auf den Kriegszustand seines Fahrzeuges zu Gute. Dennoch war Schrecken und Verwirrung auf dem Schiffe, als sich uns auf der Höhe der Azoren ein verdächtiges Schiff näherte. Es war ein großer, sehr stark bemannter Schooner, der eine Kanone auf ringsum beweglicher Lavette und ein großes A auf dem Topsegel führte, als wäre er von Artigas. Er begleitete uns beobachtend zwei Tage lang, mochte jedoch sich dem ganzen Convoi gegenüber nicht stark genug zum Angriffe glauben.

Es war am 21. August, als wir mit einem unbeschreiblichen Gefühle die Küsten Europ'as vor uns sahen. Nach der Aussage eines spanischen Fahrzeuges, welches durch einen Kanonenschuß gezwungen wurde, sich zu nähern, befanden wir uns sechs Legoas vom Cabo de Rocca. Bald darauf machte uns ein Kriegsschiff Signal; es war eine portugiesische Fregatte, die uns registrirte, eine Zeit lang begleitete und darauf, nach Angabe der zu nehmenden Richtung, verließ. Gegen Mittag trat uns die Rocca de Lisboa in N.-O. deutlich sichtbar aus dem duftigen Horizonte hervor: eine steile, kahle Gebirgskette, auf der wir Kirchen, Klöster und Leuchtthürme bemerkten. Auch von der großen Basilika in Mafra, dem kostbaren Werke Johann V., hatten wir durchs Fernrohr eine flüchtige Anschauung. Wir befanden uns nun bald unter einem Schwarme von Schifferböten, die hier, am Eingange der Bucht von Lissabon, fischten. Sie bedienen sich sonderbar gestalteter trapezoidischer und dreieckiger Segel. Das Fahrzeug hat einen einzigen schrägen Mastbaum; das Netz wird an zwei großen Seilen ins Meer gelassen, und die Mannschaft ist gewöhnlich in großer Anzahl, fünfzehn bis zwanzig Personen, in einem Boote um diese Arbeit vorzunehmen. Diese Fischer sind zugleich verpflichtete Lootsen, die Schiffe um 6400 Réis hereinzuführen, und die Zahl die-

ſet Praticos wechſelt nach einer gewiſſen Vorſchrift. Faſt betäubt von dem lärmenden Geſchreie und den groben Scherzreden dieſer Kinder Neptuns, — Stiefelmänner, Homens das botas, nennen ſie die Seeleute — näherten wir uns der ſchönen Küſte Portugals. Mit Recht rühmt der Portugieſe die herrliche Lage ſeiner Hauptſtadt. Längs der Bucht des majeſtätiſchen Tagus reihen ſich Wohnungen und Befeſtigungen ununterbrochen aneinander; darüber grünende Weinberge, Erndtefelder, trockne, unbebaute Höhen, aus denen hie und da fröhliche Pappeln oder düſtere Cypreſſen emporragen. Am 23. Auguſt gegen Abend begrüßten wir den coloſſalen, altgothiſchen Thurm von Belem, hinter welchem ſich der Palaſt da Ajuda und amphitheatraliſch die Terraſſen der Stadt, reich geziert mit Paläſten und Tempelkuppen, erheben. So ſahen wir uns aus einem Lande, dem die Geſchichte fehlt, unter hiſtoriſche Denkmale eines thätigen Volkes zurückverſetzt; wir fühlten uns wieder in Europa. Noch an dieſem Abende wurde das Schiff von der Geſundheitscommiſſion beſucht, und am andern Morgen ſtanden wir, tief bewegt, auf einem, im weiteren Sinne uns vaterländiſchen Boden. — Durch die Fürſorge des Hrn. Baron von Pfeffel, k. bayer. Miniſters zu London, fanden wir die freundlichſte Aufnahme von Seite des Hrn. von Berks, kaiſ. öſterreichiſchen Geſchäftsträgers, vorbereitet. Wir bezogen ein deutſches Gaſthaus, und brachten von Hrn. Lindenberg, dem hanſeatiſchen Conſul, und mehreren theilnehmenden Landsleuten unterſtützt, unſere Sammlungen in das Zollhaus. Schon wollten wir uns der Betrachtung des ſchönen Liſſabons und dem Umgange mit ſeinen Gelehrten hingeben, als plötzlich eine politiſche Kataſtrophe eintrat, welche unſeren Plänen eine andere Richtung ertheilte. Am 24. Auguſt erklärte ſich eine Junta zu Porte unabhängig von der Regentſchaft zu Liſſabon. Wir gaben eben bei zweien der Mitglieder der Regencia, dem Grafen Palmella und D. Miguel Forjaz Pereria Coutinho, unſere Empfehlungsbriefe ab, als dieſe Nachricht, in der Hauptſtadt angelangt, Alles in Gährung und Schrecken verſetzte. Viele Staatsdiener, darunter faſt alle Gelehrte, mit welchen wir Verbindungen anzuknüpfen wünſchten, verließen Liſſabon, alle öffentlichen Anſtalten wurden geſchloſſen, und als am 15. September auch die Hauptſtadt ſich für die neue Ordnung der Dinge erklärt hatte, und eine neue proviſoriſche Regierung eingeſetzt war, mußten wir uns überzeugen, daß in dieſer Kriſe nichts für unſere literäriſchen Zwecke zu thun und rathſam ſey, Portugal ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen. Nur nach vielen Unannehmlichkeiten

und Beschwerden gelang es, die Sammlungen aus dem Zollhause zurück zu erhalten, von wo aus wir sie auf einem österreichischen Fahrzeuge nach Triest absendeten.

Am 10. October verließen wir Lissabon, und schifften über den Tagus nach Aldea Galega, am Eingange der Provinz Estremadura, wo wir zwei offene Caleschen, das hier gewöhnliche Fuhrwerk, mietheten, die uns über Elvas an die spanische Grenze bringen mußten. Die kahlen Sandfelder und Heiden von Portugal waren ein unerfreulicher Anblick für uns, an die Fülle einer tropischen Natur Gewöhnte; aber noch unangenehmer empfanden wir den Mangel an Bequemlichkeiten in den ärmlichen Orten, durch die uns der Weg führte. Brasilien, die jugendliche von der Natur so reichlich ausgestattete Colonie, gewann im Vergleiche mit der Verödung, Entvölkerung und Armuth des Mutterlandes, das noch überdieß eben jetzt vom Hauche eines für uns doppelt rauhen Herbstklima getroffen wurde. Wir begegneten hier derselben Sprache, denselben Grundzügen des Nationalcharakters, aber dennoch erschien uns Alles, im Reflexe europäischer Naturverhältnisse, europäischer Völkerverbindung und Bedürfnisse ganz anders. Diese Vergleichung würde uns Stoff zu weitläuftigen Erörterungen darbieten; allein wir beeilen uns, den Faden unserer Erzählung ablaufen zu lassen. In Badajôz, der ersten spanischen Stadt, trat uns ein anderes, dem Deutschen verwandteres Volk entgegen: minder feine Gesichtszüge, derberer Körperbau, statt des feinen Lippenspiels, eine tief aus der Brust hervorgeholte, voller tönende Sprache, manche Anklänge an deutsche Sitten. Ueber Merida und Truxillo, fuhren wir, oft bedroht von Wegelagerern und bei rauher Herbstwitterung jede Unwirthlichkeit Spaniens empfindend, nach Madrid, wo wir am 25. October ankamen. Durch D. Felipe Bauza, der uns als Mitglied der bayerischen Akademie verbunden war, Luzuriaga, Rodriguez, la Gasca, Pavon, Roxas, Clemente und andern würdigen Gelehrten bekannt gemacht, genossen wir hier einen literärischen Verkehr und erfreuten uns vielfacher, besonders geographischer, Mittheilungen, deren ich hier dankbar Erwähnung thun muß. Das Madrider Naturaliencabinet enthält, außer vielen andern Merkwürdigkeiten, unter denen das Scelet des Megatheriums von Buenos Ayres, des größten, jetzt untergegangenen Säugthieres, an Umfang wie an Seltenheit hervorragt, auch viele Documente von der Volksbildung des alten Mexico und Peru: Urnen, Lampen, metallene Wagen, Hausgötzen, Schürzen von Zähnen und von Silberblättchen, Figuren von Gold und in Goldblech

gedrückt, Diademe u. dgl. Diese Gegenstände, alle von plumper Arbeit, entsprechen der hohen Vorstellung nicht, welche man, gemäß den ältesten Berichten, von der Civilisation jener Völker hegen müßte. Allerdings beurkunden sie eine höhere Bildung, als die, welche wir bei den Urbewohnern Brasiliens gefunden hatten; aber eine gewisse innere Verwandtschaft in der Cultur und dem Kunstfleiße zwischen jenen geschichtlichen Völkern und diesen, ohne Geschichte lebenden, Horden leuchtet deutlich daraus hervor.

Der Eintritt einer strengen Jahreszeit nöthigte, den Aufenthalt zu Madrid abzukürzen; wir verließen das hohe Plateau von Altcastilien, und stiegen in die schönen, kaum vom Herbste berührten, Fluren Valencia's hinab. Von hier ging die Reise über Tarragona nach dem handelsthätigen Barcellona. Wir überstiegen die südlichsten Gehänge der Pyrenäen, und traten bei Perpignan in Frankreich ein. Ueber Lyon gelangten wir in's Elsaß, wo uns die vaterländische Sprache empfing; bei Straßburg fuhren wir über den Rhein, und mit tiefgefühlter Freude konnten wir wieder deutsche Luft athmen. Am 10. Dezember 1820 trafen wir, nach einer Abwesenheit von fast vier Jahren glücklich in Bayerns Hauptstadt ein.

